Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

UC-NRLF
B 2 873 410

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Achtunddreißigster Jahrgang. Dritter Band
Juli bis September 1913

Stuttgart und Leipzig 1913 Deutsche Verlags-Anstalt

Digitized by Google

A7230
T.1
v.35;3

Digitized by Google

Inhalt

des

Dritten Quartal-Bandes des Jahrgangs XXXVIII

(Juli bis September 1913)

Seite

H. Vambéry: Die türkische Katastrophe und die Islamwelt 1
Richtlinien deutscher Politik 11
Die Türkei vor den beiden letzten Kriegen 1910/1911. Auszüge aus den Aufzeichnungen und dem Tagebuch eines Diplomaten . 15. 202. 334
Die Neutralisierung Afrikas 29
Freiherr **v. Hengelmüller:** Graf Alois Karolyi. Ein Beitrag zur Geschichte der österreichisch-ungarischen Diplomatie 33. 161. 299
Prof. Dr. **C. Güttler** (München): Konfessionelle Professuren 43
Geh. Medizinalrat Prof. Dr. **Ad. Schmidt** (Halle): Wahre und vermeintliche Krankheitsursachen 47
Konteradmiral z. D. **Glatzel** (Berlin): Die Ziele der deutsch-englischen Verständigungsbestrebungen 54
Reinhold Steig: Aus der preußischen Unglückszeit. Patriotische Versuche und Vorschläge von Achim v. Arnim 61
L. v. Jedina-Palombini: Eine bewegte Nacht 77
Dr. **J. Grober,** a. o. Universitätsprofessor der innern Medizin in Jena: Publikum und Krankenhaus (Schluß) 86
E. v. Horn, Oberverwaltungsgerichtsrat a. D.: Aus dem Leben des Oberpräsidenten Carl v. Horn. 1863 bis 1869 . . 103. 237. 354
General **Izzet Fuad-Pascha:** Türkische Streiflichter aus der Aera Abd ul Hamid 129
Die Lage Deutschlands 144
Dr. **Willy Rükenthal** (Breslau): Die Entwicklung der Naturwissenschaften, insbesondere der Biologie unter der Regierung Kaiser Wilhelms II. 148
Professor **Carl v. Noorden:** Ueber Radium und Thorium in der innern Medizin 175
Briefe des Generalfeldmarschalls Freiherrn Edwin v. Manteuffel an seinen Sohn Hans Karl 190. 314
Freiherr **von der Goltz,** Generalfeldmarschall: 1813. Blüchers Aufstieg — Napoleons Bedrängnis und Unschlüssigkeit 212. 292

278455

Digitized by Google

Seite

Dr. Freiherr v. Jettel: Der Sandschak Novibazar 219
Prof. D. Paul W. Schmiedel (Zürich): Die ältesten außerchristlichen Berichte über Jesus 224
E. v. Goßler, General der Infanterie: Marschall Canrobert 231
Arthur Ponsonby, M. P.: Das europäische Konzert 257
Karl Freiherr v. Richthofen: Ueber die Zukunft der Türkei und die Beziehungen der Großmächte zu diesem Staate 261
Z. G. W.: Ueber ritterliche Kriegführung 272
A. D. Xenopol: Fürst Bismarck und Nikolaus Kretzulesku. Das Lebenswerk eines rumänischen Patrioten 274
Dr. Max B. Weinstein: Wege der modernen Naturphilosophie . . . 308
Dr. A. Polly (St. Petersburg): Der Kampf um die Autonomie Mongoliens. Eine friedliche Kultureroberung Rußlands 325
Graf Vay de Vaya E. A. S. M. — A. P.: Hellas einst und jetzt . . . 342
Lady Robert Cecil: Die Aussichten des Frauenstimmrechtes in England 367
Dr. v. Sanden: Zur Entwicklung der Luftschiffe 372

Berichte aus allen Wissenschaften

Astronomie. Prof. Dr. Bohlin (Stockholm): Die Durchmesser der Fixsterne 119
Kolonialwesen. Oberst z. D. August Boshart: Ueber den Wert von Französisch-Kongo 251
Völkerrecht. Prof. Dr. jur. Heinrich Pohl (Greifswald): Aufgaben der Völkerrechtswissenschaft 376

Kleine Revuen

Literarische Berichte 123. 254. 380
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes . . . . . 127. 256.

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

Die türkische Katastrophe und die Islamwelt

Von

H. Vambéry

Wer den engen Zusammenhang der einzelnen Völker der Islamwelt kennt, und wer den Sinn des Koransatzes: „Alle Rechtgläubigen sind Brüder", der Gebühr nach würdigt, den wird es keinesfalls befremden, wenn er das rege Interesse wahrnimmt, welches die mosliminischen Völker Asiens gegenüber den türkischen Niederlagen bekunden. Ja, der Ausgang der Kämpfe bei Kumanowo, Kirkilisse und Lüle Burgas hat weit bis ins Innere Chinas die Gemüter der Rechtgläubigen erfaßt, und atemlos horchen sie auf die Nachrichten, die aus Rum (Westen) und dem Sitze des Kalifats kommen. Nun, wie gesagt, zu wundern braucht uns diese rege Teilnahme der Mohammedaner an den Geschicken der türkischen Glaubensgenossen keinesfalls, was uns jedoch auffallen muß, das ist der Ideengang, in welchem die türkische Katastrophe erklärt wird. Die diesbetreffenden Aeußerungen der mosliminischen Presse hängen mit dem Bildungsgrade der betreffenden Völker eng zusammen, richtiger vielleicht mit der durch Fanatismus mehr oder minder erhitzten Phantasie, und wir unterscheiden demnach darin zwei Hauptrichtungen. Die eine ist durch jene große Majorität vertreten, die in der Person des Sultans den Nachfolger Mohammeds und in der Türkei das mächtigste Reich, ja den Stolz des noch politisch unabhängigen Islams erblickt, das Land, auf welches sie die Hoffnung einer besseren Zukunft gesetzt haben. In den Augen dieser Leute sind alle Nachrichten von den erlittenen Niederlagen und von der drohenden Gefahr eines gänzlichen Niederganges nackte Lügen und böswillige Erfindungen der feindlichen christlichen Presse, denn solche Ungeheuerlichkeiten sind nach ihren Ansichten kaum möglich. Derartige Begebenheiten erklären diese Leute für gleichbedeutend mit dem Weltuntergang, und für den wäre die Zeit noch nicht gekommen. Natürlich wird der Krieg nicht als Angriff gegen die Türkei, sondern gegen den Islam im allgemeinen hingestellt, und nicht die vier Balkanstaaten, sondern ganz Europa, d. h. die gesamte Christenwelt, ist gegen die Befolger der Lehre Mohammeds aufgetreten. Soweit geht die Verblendung, daß selbst europäisch gebildete und mit unsrer Geisteswelt vollauf bekannte Asiaten sich nicht gescheut haben, gegen den sog. Kreuzzug des Abendlandes öffentlich in die Schranken zu treten.

Digitized by Google

Es sei u. a. auf den Aufruf hingewiesen, den der europäisch gebildete indische Mohammedaner Al Ma'mun Suhrawardi in Kalkutta unter dem Titel „Message to Muslims" erlassen hat. In diesem in orientalischer Ueberschwenglichkeit geschriebenen Aktenstück werden die Moslimen aufmerksam gemacht, daß der Kampf im nahen Osten nicht so sehr gegen den Bestand der Türkei, sondern gegen den Islam im allgemeinen gerichtet sei. Es sei ein Glaubenskrieg, der zwischen den Christen und den Anhängern der Lehre Mohammeds entflammt ist. „Der König von Griechenland (Bulgarien?) fordert zum neuen Kreuzzug auf, von den Kanzeln Londons ertönen Aufrufe zur Erweckung des christlichen Fanatismus und in St. Petersburg spricht man schon von Aufpflanzung des Kreuzes auf die Kuppel der Aja Sophia. Heute spricht man so und morgen wird man von Jerusalem und der Moschee Omars in gleicher Weise sprechen. Noch ist den europäischen Berichten über den Krieg kein voller Glauben zu schenken, doch es ist nicht zu bezweifeln, daß unsre Brüder in der Türkei sich im Todeskampfe befinden und daß mit dem Falle Konstantinopels der Stern des Islams im Westen für ewig erlöschen wird. Seit mehr denn sechs Jahrhunderten hat das Türkenschwert den Glanz unsers Glaubens aufrechterhalten und die materialistische Ueberflutung der reinen Glaubenswelt verhindert. Dieses Schwert ist wohl noch so scharf und strahlend wie ehedem, und wird sich noch lange behaupten, doch wir dürfen nicht vergessen, daß die Türkei einer erdrückenden Majorität von Feinden gegenübersteht und daß die Verteidigung gegenüber den heranstürmenden Horden einen entsetzlichen Kampf kosten wird. Brüder! seid dessen eingedenk, daß es die Pflicht jedes Rechtgläubigen ist, unter die Fahnen des Kalifen zu eilen und sein Leben für das Heil des Glaubens zu opfern" usw. usw. Das Allermerkwürdigste in dieser Bewegung dünkt uns aber der Umstand, daß moslimische Spitzen der Gesellschaft sich nicht scheuen, sich an ihre brahminischen Landsleute in Indien zu wenden, und demzufolge einen Aufruf unter dem Titel „Message to the East" an die in religiöser Beziehung ehedem verachteten Putperest, d. h. Götzenanbeter, gerichtet haben. Dieser Aufruf bekundet einen noch nie dagewesenen Fall im Leben der Mohammedaner, die, wie schon erwähnt, in Brahminen und Buddhisten die ärgsten Götzenanbeter sehen, dieselben aus der tiefsten Seele verachten, jedenfalls viel tiefer als die Christen und Juden, und jetzt dennoch ihre Hilfe anrufen.

In besagtem Aufruf heißt es u. a.:

„Geist des Ostens, erhebe dich und dränge die schwellende Flut abendländischer Uebergriffe zurück. Kinder Hindostans, kommt uns mit eurer Weisheit, Kultur und Reichtum zu Hilfe und stehet uns besonders mit jener Macht bei, die das Geburtsrecht und Erbteil der Hindus ist. Lasset die Geisteskräfte, die in den Gipfeln des Himalaja verschlossen und verborgen sind, entfalten. Lasset Gebete zum Gotte der Schlachten emporsteigen, daß Recht über Macht den Sieg erringe, und rufet eure Myriaden Götter an, daß sie die Heere der Angreifer vernichten. Flehet zum allmächtigen Mahadewa, daß er die finsteren Symbole der Grausamkeit vernichte, und bittet den göttlichen Krischna, daß er an die

Digitized by Google

Beschützer des Glaubens und der Religion diese erhebenden, an die Lehre Mohammeds erinnernde Worte richte:

‚Geist Asiens! Wie bist du in diese verächtliche, gefährliche, nichtarische, himmelverschließende Niederträchtigkeit verfallen? Gib dich nicht der Verzweiflung hin, es geziemt dir nicht. Schüttle diese Ohnmacht ab von dir, steh auf, du Feindesbesieger!‘

‚Schüler Gautamas, Anbeter des Lichtes! Ersuchet Zarathustra, daß er uns mit dem Feuer der Prüfung und des Kummers reinige. Rufet den großen Buddha an, daß er alles Dunkle erhelle und uns mit der wahren Bedeutung der Nirwana, der Selbstverleugnung und Selbstvernichtung beleuchte.‘

‚Jünger des Messias! Betet zum Fürsten des Friedens, daß er das in Blut getauchte Kreuz zertrümmere und den Weltfrieden herstelle.‘

‚Krischna, Saroscha erscheinet! Mahdi und Messias, beginnet das tausendjährige Reich!‘“

Wie gesagt, es ist geradezu unerklärlich, wie ein Mohammedaner, und noch dazu ein gelehrter Mohammedaner, Worte wie die im mitgeteilten Aufruf über seine Lippen zu bringen vermag; aber es beweist uns ganz deutlich, wie stark die Erregung sein muß, die der Angriff der Christen gegen die Türkei in Gesamtasien, ohne Unterschied des Glaubens und der Nationalität, hervorgerufen hat. Es ist ein tiefes Rachegefühl, welches alle Grenzen verwischt und allen Unterschied beseitigt, und so wie die Befolger der Lehre Mohammeds sich an die ihnen ehedem verhaßten Brahmanen und Buddhisten um Hilfe wenden, ebenso finden wir auch bei letzteren offenkundige Sympathien für die bedrohte Türkei. Die Hinduzeitung „Reis und Rajjet“ schreibt in ihrer Nummer vom 9. November 1912 folgendermaßen: „Die frevelhafte Vereinigung der Balkanstaaten gegen die Türkei wird überall Widerwillen hervorrufen. Wenn Gerechtigkeit den Sieg verdient, so muß derselbe sich zeigen. Die Moslims Indiens werden bei Hindus und Parsis Gefühle der Bruderliebe finden. Bevor noch der Krieg zu Ende geht, mögen die Westmächte wohl wissen, daß wir an zyklische Wiederholungen in der Geschichte glauben. Die Türkei kann ihre früher eroberten europäischen Besitzungen verlieren, aber der erwachende Osten birgt Hoffnungen und Ambitionen, mit denen man rechnen muß. Wenn Japan es mit einer europäischen Christenmacht aufnehmen kann, und wenn der alte gelbe Chinese heute dem Europäer als gefährlich scheint, so ist es höchst wahrscheinlich, daß auch die Jungtürken sich erheben und ihren Platz im Bunde der Völker einnehmen werden.“

Diese und andre ähnliche Ausbrüche der Mißbilligung, des Zorns und des Fanatismus kommen in letzter Zeit in der asiatischen Presse sehr häufig zum Ausdruck. Japanische, chinesische und siamesische Zeitungen wetteifern darin miteinander, alles nimmt sich des in seinem Besitze und in seiner Unabhängigkeit bedrohten türkischen Moslimen an, stellt die angreifenden Christenvölker als Räuber und Mörder dar und erwärmt sich für das Wohl des asiatischen Bruders im Westen in einem Maße, als stände seine eigne Zukunft und seine Unabhängigkeit

Digitized by Google

auf dem Spiele. Nicht nur die Anhänger des Propheten in Tobolsk, Kasan und Kaschgar, sondern die Anhänger der Lehre Konfutses sowie die Taoisten in Japan wünschten den Sieg der osmanischen Waffen und traten im gemeinsamen Bunde der Asiaten gegen Europa auf. Daß solche antieuropäische Sympathien nicht auf den Markt getragen wurden und in der offiziellen Presse keinen Ausdruck fanden, das versteht sich von selbst. Viele dieser Länder und Völker hängen noch zu sehr von dem guten Willen unsrer Großmächte ab, bei andern hingegen ist es Sache des guten Tons und der höheren Bildung, mit dem altkonservativen asiatischen Geiste jede Gemeinschaftlichkeit zu meiden und im Gewande unverfälschter abendländischer Bildung zu erscheinen. Den oberflächlichen Beobachter mag dieses Flittergold täuschen, doch bei tieferem Einblick wird man zur Ueberzeugung gelangen, daß Asien als Gesamtkörper dem Abendlande feindlich gegenübersteht, in unsern Kulturbestrebungen nur schnöde Habgier und grenzenlose Eroberungslust sieht, ja mit Ungeduld den Augenblick erwartet, in welchem es sich stark genug fühlt, das große Werk der Abrechnung in Angriff zu nehmen und Europa die der alten Welt vermeintlicherweise zugefügte Unbill zu vergelten.

Schreiber dieser Zeilen war im Laufe eines sechzigjährigen praktischen und theoretischen Studiums der Welt des Islam von China bis zur Adria in die Lage gekommen, die ersten Anfänge der Reformarbeit aus unmittelbarer Nähe zu beobachten, und jede seiner Wahrnehmungen hat ihn überzeugt, daß es bei den Leitern der Bewegung und teilweise auch beim Volke selbst an Willen, Geschicklichkeit und Ernst nicht mangelte. Man bemühte sich, die zwischen unsrer und der asiatischen Bildungswelt sich zeigenden schroffen Gegensätze gewaltsam zu unterdrücken und die etwaigen Mißhelligkeiten auszugleichen, aber trotz dem nur schwer zu verbergenden Seelenkampfe wollte das Werk der Neuerungen nicht vonstatten gehen. Bei Türken, Arabern, Persern, Afghanen und Zentralasiaten, überall hatte sich das Unpassende und Schwerfällige in zahlreichen und verschiedenen Formen herausgestellt, und wer nach den Ursachen forschte, mochte die Schuld entweder den geistigen Eigenschaften der betreffenden Völker oder dem Islam selbst beimessen. Beide Annahmen sind aber irrig. Der Mensch in Vorderasien (oder im nahen Osten) steht sicherlich an geistiger Begabung nicht hinter seinem Menschenbruder im fernen Osten zurück, denn was Assyrier und Perser im Altertume geleistet, reicht an die Kulturtätigkeit der Chinesen und Hindostaner nahe heran. Auch bezüglich der Religion wäre es schwer, den Islam als Hauptursache des schleppenden Kulturfortschrittes hinzustellen, denn die arabische Kultur des Mittelalters würde das Gegenteil beweisen. In seinem Urwesen, d. h. in seinen Grundprinzipien, bezweckt der Islam, wie jede andre Religion, die Veredlung und Bildung seiner Bekenner, nur insofern unterscheidet er sich von den übrigen Religionen, daß sein Einfluß, wie schon erwähnt, sich zu stark und zu weitgehend auch auf das staatliche Leben erstreckte und den Bedürfnissen des fortschreitenden Geistes nicht genügend Rechnung getragen hatte. Mit andern Worten, der Islam hat bis heute nicht reformiert, und die reformatorischen Bestrebungen zur Zeit der Abbassiden sind vom Absolutismus

Digitized by Google

des herrschenden Glaubens unterdrückt worden. Ohne Reformation wäre die christliche Welt wohl auch nicht dorthin gelangt, wo sie heute steht, wir dürfen folglich die Lehre Mohammeds nicht als Ursache der Zurückgebliebenheit der Türken, Perser und Araber hinstellen. Unter der tyrannischen Willkür des orthodoxen Glaubens haben Patriotismus, nationaler Wille und Charakter sich nie ganz entfalten können; die Gesellschaft bestand aus graubärtigen Kindern, die mit gesunden Beinen auf Krücken gestützt, mit gesunden Augen gleich Blinden umhertappend einhergingen und selbstverständlich nicht vorwärts kommen konnten.

Ich frage nun: Kann und darf man es dem europäischen Eroberer verargen, wenn er, aus welchem Grunde immer vorgedrungen, der im mosliminischen Osten herrschenden grauenhaften Mißwirtschaft der Anarchie und Barbarei ein Ende gemacht und Millionen Menschen ein besseres Dasein gesichert hat? Mir schwebt die segensreiche Tat, nicht die Heuchelei, von der sie ausging, vor Augen. Bei all meinen Sympathien für die gutmütigen, braven und tapferen Osmanli fällt mir u. a. das schauerliche Dasein des Armeniers ein, der vor den räuberischen Kurden zitternd die Nacht in der unterirdischen Wohnung verbringt, aus Furcht, jeden Augenblick beraubt und ermordet zu werden. Ich sehe die Angst und den Schrecken der Rajahfamilie in den Balkanländern beim Erscheinen des bis zu den Zähnen bewaffneten Albaniers, und ich frage: Wer ist hartherzig genug, für diese kläglichen Opfer asiatischer Mißwirtschaft kein Erbarmen zu fühlen, und wer kann gleichgültig bleiben, wenn er ganze Strecken fruchtbaren Landes und ehemalige Kornkammern in äußerster Verwahrlosung erblickt; wer kann seine Ruhe bewahren, wenn er diese unter der Last asiatischer Verkommenheit daniederliegenden, von Natur gesegneten Gegenden mit der Lage so mancher unter dem Schutze abendländischer Ordnung und Gesetzlichkeit blühenden, minder urbaren europäischen Ländereien vergleicht? Der arme Türke ist gewiß nicht schuld an dieser schauerlichen Sachlage, doch das Elend besteht trotz allen Reformversuchen ungeschwächt und ununterbrochen fort, und es darf dem mächtigen Abendlande nicht verargt werden, wenn es, müde des langen und nutzlosen Wartens, zu einer gewaltsamen Veränderung und zu einer Heilung des Uebels sich aufrafft.

Ja, aber die betreffenden mosliminischen Länder und Völker behaupten, sie wären gar nicht krank und sie befänden sich bloß im Uebergangsstadium von einer alten zur neuen Weltanschauung, folglich in einem Zeitabschnitte des Völkerlebens, in welchem den zahlreichen Fehlern und Irrtümern nicht auszuweichen ist. Anderseits wird nicht mit Unrecht betont, daß unter der angeblichen Kulturbestrebung der europäischen Mächte sehr oft nur schnöde Ländergier, nur Gewinn und Habsucht lauere; eine Leidenschaft, die durch nichts gestillt werden könnte und den Verfall des mosleminischen Ostens unbedingt nach sich führen müßte. Diese grundverschiedene Beurteilung der Sachlage besteht schon jahrhundertelang, und in dem Maße, wie die teils durch zunehmenden Verfall der islamischen Länder, teils durch wachsende Macht des Abendlandes beschleunigte Entscheidung der Streitfrage herangenaht, hat selbstverständlich das Dilemma

Digitized by Google

zurücktreten müssen, und den trockenen Tatsachen gegenüber ist alle Kasuistik vergebens. Daß Europa in neuester Zeit gegen den Islam so heftig aufgetreten und in Marokko, Tunis, Türkei und Persien demselben so hart an den Leib gegangen ist, das war nur für die im Geiste der westlichen Bildung ganz unerfahrenen Anhänger der Lehre Mohammeds überraschend und hat bei der großen Masse den erbitterten Haß gegen die Christenwelt und ein reges Mitleid für die angegriffenen Glaubensbrüder hervorgerufen. Aus China, Java, Sibirien, Südrußland, Persien, Kaukasus, Aegypten, vom Kap der Guten Hoffnung, aus Kanada und den Vereinigten Staaten sind seitens der dortigen Mohammedaner beträchtliche Summen zur Unterstützung der hartbedrängten türkischen Glaubensbrüder eingelaufen, und war die Begeisterung für die Sache des Islam so allgemein, wie noch nie zuvor. Mit diesen Spenden war natürlich den Türken wenig geholfen, so wie auch der gewaltsam erweckte Patriotismus an der traurigen Sachlage nichts zu ändern vermochte. Umsonst tönen begeisterte Aufrufe aus den entferntesten Teilen der Welt des Islam, umsonst fordert die begabte türkische Schriftstellerin Chalida Hanim den Sultan und die kaiserlichen Prinzen auf, sie mögen die Flinte schultern und ins Lager ziehen — das Unglück ist nicht mehr rückgängig zu machen, die Türken und der Islam haben ihre Stellung in Europa eingebüßt, und der Halbmond wird dorthin zurückkehren müssen, von wo er mit Siegesglanz über das christliche Abendland aufgegangen war.

Wenn unter besagten Umständen die Sympathien des Abendlandes für den hartbedrängten Islam nur sporadisch und nur dort auftreten, wo politische oder wirtschaftliche Ziele im Spiele sind, so darf dies keinesfalls wundernehmen. Die Dithyramben, die seinerzeit Lamartine von seinem Landsitze bei Brussa, den ihm Sultan Abd ul Medschid geschenkt, anstimmte, und das Bedauern Pierre Lotis in seinem Buche „La Turquie agonisante“ werden bei uns im Westen nur von wenigen geteilt. Nichts ist erfolgreicher als der Erfolg selbst, und trotzdem der Türke infolge seiner von aller Welt anerkannten Humanität und Menschenfreundlichkeit überall geschätzt wird, so ist von der Begeisterung, die vor mehr als einem halben Jahrhundert das gesamte Europa dem Islam gezeigt, heute kaum eine Spur übrig geblieben. Von Recht oder Unrecht kann hier nicht gesprochen werden, es ist der natürliche Gang der geschichtlichen Dinge. Der Sieger wird bewundert, der Besiegte getadelt, und so wie man heute die Balkanvölker rühmt, so hat es nach der Eroberung Konstantinopels durch Mohammed II. christliche Gelehrte gegeben, die dem Besieger des Doppelkreuzes kalligraphisch geschriebene Lobhymnen schickten, wie ich gelegentlich meiner Forschungen in der Schatzkammer von Eski Saray mich persönlich überzeugt habe. Die gerechten Lobeserhebungen, die unsre Orientalisten der Glanzperiode des Islam gezollt, sind längst verklungen; selbst die Schatten jener Welt sind verschwunden, die Lehre des arabischen Propheten wird in ihr Geburtsland zurückkehren müssen, und wie die Zukunft der Moslims in der alten Welt sich gestalten wird, das hängt natürlich einerseits von den Machtverhältnissen des christlichen Abendlandes und des Buddhismus im fernen Osten, anderseits von der Lebensfähigkeit

Digitized by Google

und Energie der Moslims selbst ab. Heute konzentriert sich unser Interesse auf die Geschicke des nahen Ostens, d. h. auf die asiatische Türkei, und es fragt sich in erster Reihe, ob die Osmanen imstande sein werden, nach dem Verluste des fünfhundertjährigen Besitzes in Europa ihre Macht und ihr Ansehen in Asien dermaßen zu stärken, daß sie dort jene Führerrolle beibehalten werden, die ihnen ihr Waffenglück und ihre Herrschertugenden im großen Körper der Welt des Islams gesichert hatten?

Selbstverständlich kann von Revanche und Rachegedanken, wie wir solchen in der heutigen, vom Unglück gereizten mosleminischen Presse Asiens und Afrikas begegnen, keine Rede sein. Dem Islam fehlt zu einer erfolgreichen Gegenwehr nicht nur die politische, sondern auch die gesellschaftliche, ethnische und moralische Macht. Was von den angeblich ungezählten Millionen Mohammedanern im dunklen Weltteil gesprochen wird, das darf nicht ernst genommen werden, denn diese befinden sich auf der primitivsten Stufe der gesellschaftlichen Existenz und stehen entweder direkt oder indirekt unter christlichem Machtgebot. Viel größere Wichtigkeit kann dem Islam Indiens beigemessen werden, da die Zahl der Rechtgläubigen sich dort auf 70 Millionen beläuft. Doch auch hier ist die Gefahr keine unmittelbare, denn den Moslims stehen über 200 Millionen Hindus gegenüber, und Englands Macht gibt volle Garantie für eine friedliche Entwicklung der Dinge. Was die übrigen ganz oder halb abhängigen Islamländer anbelangt, so kann von einer energischen Gegenwehr gar keine Rede sein, da die 20 Millionen mohammedanische Untertanen Rußlands, allerdings die aufgewecktesten ihrer Religions- und Stammesbrüder, vom Slawentum umringt und niedergehalten werden, daher von einem Befreiungskampfe kaum zu träumen wagen. Noch viel ärger steht es mit der nationalen Zukunft der Perser, und nur das kompakte arabische Element Syriens, Arabiens und Aegyptens könnte einigermaßen als widerstandsfähig in Betracht kommen, wenn die Entfaltung seiner nationalen Kraft nicht durch Franzosen, Engländer und Osmanen gehindert wäre, und wenn das arabische Volkselement in militärischen Tugenden und in politischer Reife nicht so weit hinter den Türken zurückstände.

Bei einer nüchternen und klaren Beurteilung der Sachlage wird es sich daher herausstellen, daß die Türkei die einzige Macht sei, die infolge ihrer militärischen Tugenden und der oft bewährten staatengründenden Fähigkeiten imstande ist, das bunte Volkselement des westlichen Asiens unter ihrem Zepter zu vereinigen und die politische Herrschaft des Islams dort noch für eine Zeitlang aufrechtzuhalten. Ich sage eine Zeitlang, da der zukünftige Stand der politischen Unabhängigkeit der Türkei einerseits mit großen Schwierigkeiten verbunden, anderseits von den politischen und wirtschaftlichen Absichten der europäischen Großmächte abhängt.

Was aber das Gebaren der europäischen Großmächte anbelangt, so ist es wohl kein Geheimnis, daß jede von unsern Großmächten sich schon einen Teil der asiatischen Türkei auserkoren und ihren Eroberungsplan in petto eifrigst vorbereitet hat. Wir wissen, daß Rußland sein Auge auf Türkisch-Armenien

Digitized by Google

und das obere Euphratgebiet richtet und mit dem Anschluß von Westpersien vorderhand auf das warme Meer im Persischen Golf hinzielt. Frankreich will sein mehrhundertjähriges Protektorat über Syrien und Palästina schließlich realisieren. Auch die Engländer meinen nicht mit Unrecht, bei der zukünftigen Aufteilung des asiatischen Besitzes der Türkei nicht leer ausgehen zu dürfen, da das Hinterland von Aden und ihre bisherige Politik in Jemen zum Zugreifen ermuntert. Mit einem Worte, die Katastrophe der Osmanenmacht in Europa hat ihr Prestige in Asien gewaltig erschüttert und ihre Zukunft in solchem Maße gefährdet, daß nur außergewöhnliche Tätigkeit, Umsicht und politische Geschicklichkeit das Osmanische Reich von gänzlichem Untergang retten können.

Es fragt sich daher in erster Reihe, ob die Türken als Volkselement der ihnen zugefallenen Aufgabe gewachsen sind, d. h. ob sie die zur Aufrechterhaltung und Konsolidierung des staatlichen Gebäudes nötigen Eigenschaften besitzen, und ob sie in Anbetracht der überwiegenden Zahl fremder Nationalitäten den Kampf gegen die inneren Feinde bestehen können? Unsre Antwort hierauf muß für die Türken im günstigen Sinne ausfallen. Wer die Vergangenheit und Gegenwart des türkischen Volkes kennt, der wird wohl wissen, daß diese turanische Natio militans von jeher als Staatengründer sich bewährt und so manchen der Throne Asiens und Afrikas eingenommen hat. Ueber China, Mittelasien, Persien, Südrußland, Kleinasien und Aegypten haben teilweise Turanier geherrscht, und selbst heute überragen sie in dieser Eigenschaft bei weitem die arischen und semitischen Elemente Asiens. Perser und Araber mögen in geistiger Beziehung sich hoch über die Türken erhaben dünken, doch in der Kunst, Menschen zu beherrschen und Länder zu regieren, haben letztere sich stets vor vielen Asiaten ausgezeichnet, und was den Fortschritt in der europäischen Kultur anbelangt, so nehmen die Osmanen in der Türkei und die Tataren in Rußland unter allen ihren Glaubens- und Stammesgenossen ganz entschieden den ersten Platz ein. Der Araber mag sich brüsten mit der Nationalität des Propheten und mit seiner Kulturblüte im Mittelalter, der Perser mit Stolz auf den Glanz der Sassaniden hinweisen, doch in moderner abendländischer Bildung kommt den Türken und Tataren keiner gleich, und keiner wäre imstande, der europäischen Uebermacht gegenüber den modernen Anforderungen staatlicher Ordnung in solchem Maße gerecht zu werden, wie die Spitzen der heutigen osmanischen Gesellschaft. Schließlich müssen wir noch eines Vorzuges Erwähnung tun, nämlich daß die gebildeten Osmanen bezüglich der Vaterlandsliebe von den übrigen Moslems Asiens sich vorteilhaft auszeichnen, denn während bei den Mohammedanern im allgemeinen, nach dem Satze „Hubb al Watan min al iman“ (Vaterlandsliebe stammt vom Glauben), nur die Religion den Ausschlag gibt, hat der moderne Türke vom Patriotismus klare Begriffe und unterordnet demselben, wo nur tunlich, die Befehle des Korans.

Nach dem, was wir hier von den Vorzügen der Osmanen hervorgehoben, wird man mit Recht fragen: Wenn all das so ist, warum haben alle bisherigen Reformversuche ein so klägliches Fiasko gemacht, und warum war es eben das

Digitized by Google

konstitutionelle Regime, welches die Staatsmaschine dem völligen Untergang nahe gebracht? Eine erschöpfende Antwort auf diese Frage würde den Rahmen dieses Aufsatzes weit überschreiten müssen, und es wird genügen, hier zu bemerken, daß sämtliche bisherigen Versuche zur Annahme der westlichen Bildung und zur Annäherung an unsre Welt gleich im vornherein verfehlt, d. h. nur auf Lug und Trug begründet, nur auf Täuschung des zur westlichen Zivilisation gewaltsam drängenden Europas berechnet waren, daher auch erfolglos bleiben mußten. Wir sehen also: nicht allein die Gefahren der Uebergangsperiode, nicht die vermeinte Unzivilisierbarkeit des verstockt konservativen Asiaten, auch nicht die Mängel unsrer europäischen Zivilisation waren schuld am Fehlschlagen des Versuches, sondern der Mangel an Ernst, mit welchem man im mosliminischen Asien an die Arbeit schritt, und der absolute Mangel an Begeisterung, womit man den wichtigen Uebergang von einer Weltanschauung zur andern eingeleitet hatte. Diese Ueberzeugung hat sich mir aufgedrängt, nachdem ich sechzig Jahre lang von der Nähe und aus der Ferne den Prozeß der kulturellen Umgestaltung beobachtet habe, und es ist mir ganz einleuchtend, daß, falls die Osmanen in diesem Fehler auch weiterhin verharren und zur ernsten Arbeit auch fernerhin sich nicht aufraffen sollten, ihre politische Zukunft auf asiatischem Gebiete sich nicht bessern wird, daß sie auch hier ein ewiger Spielball in den Händen der abendländischen Politiker bleiben und schließlich ganz untergehen werden.

Daß mit diesem Untergange wohl der ganze islamitische Osten dem Verfalle geweiht, seiner politischen Unabhängigkeit beraubt werden kann, das braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden. Seit dem Sturze der Abbassiden waren es stets Türken, die das politische Panier des Islam in drei Weltteilen hochgehalten, und falls die Osmanen vom Schauplatz der weltlichen Macht verschwinden sollten, hat die Lehre des arabischen Propheten beinahe aufgehört, eine politische Rolle zu spielen. Das arabische Element Aegyptens, das meist vorgeschrittene seines Stammes, hat bisher noch keine Probe seiner politischen Reife gegeben, namentlich fehlt es ihm an Charakterstärke, an Patriotismus und an Pflichtgefühl — und was die Araber Syriens, Jemens und Hedschaz anbelangt, so stehen sie in jeder Beziehung weit hinter den Türken zurück. Sie sonnen sich noch immer gerne im Strahlenglanze des Propheten, der ersten Kriege und der mittelalterlichen Kulturepoche, vergessen aber dabei ganz, daß die spätere und eigentliche politische Größe des Islam das Werk türkischer Hilfstruppen, der Natio militans par excellence, gewesen ist und das türkische Volkselement von jeher zu den fanatischsten Anhängern Mohammeds gehört hat. Unter englischer Vormundschaft mag Aegypten mit der Zeit der politischen Reife entgegengehen, aber es fehlt der großen Majorität des arabischen Volkes absolut an Bildung und an politischem wie an kriegerischem Sinn, es wäre unfähig, das heute herrschende Element der Türken zu ersetzen.

Unter besagten Umständen wird sich die Frage erheben, ob der Islam nach gänzlicher Niederwerfung der politischen Macht der Türken nicht etwa eine dem

Digitized by Google

Judentum gleiche Rolle spielen wird, und ob wir mit der Zeit nicht nur mit einer jüdischen, sondern auch mit einer moslimischen Diaspora zu tun haben werden? Eine solche Annahme wäre jedoch weder durch ethnisch-soziale noch durch religiöse Bedingungen gerechtfertigt, denn erstens sind die Mohammedaner viel zu zahlreich und mächtig, als daß sie infolge historischer Umwälzungen hin und her geschoben, in der Zahl beträchtlich verringert und so leicht zum Spielball der Nachbarvölker gemacht werden könnten. Zweitens haben die Völker des Islam sich bisher durch solche starre Anhänglichkeit an ihren Glauben und durch eine seltene Begeisterung für ihre kulturelle und politische Vergangenheit hervorgetan, daß sie keinesfalls zu einer Quantité négligable herabsinken werden. Drittens bilden eben die Türken, wie schon früher erwähnt, dasjenige Volkselement, in dessen Reihen die abendländische Kultur die weiteste Verbreitung gefunden hat, und sie könnten demnach auch in der Zukunft Arabern, Persern und Kurden als geistige Anführer vorangehen. Viertens ist kaum anzunehmen, daß das christliche Element im westlichen Asien sich jemals dermaßen vermehren wird, daß es den Islam in numerischer Beziehung vergewaltigen und gefährden könnte, wie dies im östlichen Europa von jeher der Fall gewesen ist. Eine moslimische Diaspora gehört daher zu den Unmöglichkeiten, aber von einer Regeneration und von einer politischen oder gesellschaftlichen Erstarkung kann auch nur dann die Rede sein, wenn jene Eigenschaften verschwinden, die bei den Anhängern Mohammeds ohne eigentliches Verschulden der Religion bisher als zersetzendes Gift gewirkt haben, ein Umstand, der bei den Buddhisten sich nicht bemerklich gemacht hat.

Bei unsern Betrachtungen über die Zukunft der Welt des Islams erübrigt nur noch ein Blick auf die Stellung, die unsre Großmächte gegenüber den Bestrebungen der Osmanen behufs Kräftigung auf asiatischem Boden einnehmen werden. Nach den bisher verlautbarten Ansichten der westeuropäischen Staaten zu urteilen, will man den Türken volle Unterstützung gewähren und ihnen in jeder Beziehung an die Hand gehen, damit sie ihre in Europa verlorene Macht in Asien neu begründen und auf heimatlichem Boden eine gedeihliche Regierung schaffen können. Dieses Vorhaben Europas ist um so vernünftiger und rühmenswerter, da die Türken im entgegengesetzten Falle kaum einen Erfolg erzielen könnten und da die in Kleinasien fortgesetzten Rivalitäten unsrer Kabinette die „orientalische Frage“ von der Balkanhalbinsel nach Westasien verlegen, den Kampf zwischen Ost und West nur verschärfen und die Verbreitung der westlichen Bildung im Morgenlande verzögern würde. Durch Geduld und Nachsicht könnte es vielleicht erreicht werden, daß der Alpdruck, der mehr als zwei Jahrhunderte hindurch auf uns lastete, nun einmal zum Weichen gebracht und die Menschheit im westlichen Asien der Segnungen des Friedens teilhaftig werde.

Digitized by Google

Richtlinien deutscher Politik

Das europäische Konzert hat sich seit Ausbruch des Balkankrieges viel Tadel und Spott gefallen lassen müssen, weil es ihm an Entschlossenheit und Ansehen gefehlt habe. Es wird einer künftigen Geschichtsschreibung vorbehalten bleiben, den Staatsmännern gerecht zu werden, welche im Interesse des europäischen Friedens auseinandergehende Wünsche zu versöhnen, Gegenströmungen Widerstand zu leisten, Hauptsachen von Nebensachen zu unterscheiden verstanden. Auch der deutschen Reichsleitung ist der Vorwurf nicht erspart geblieben, in den orientalischen Wirren allzuviel Zurückhaltung beobachtet zu haben, obgleich sie gerade hierin nur in bewährten Bahnen blieb. Unter Bernhard v. Bülow war solche Tadelsucht nicht Brauch. Damals lobte unsre Presse die sichere Hand, welche die äußeren Angelegenheiten des Reiches leitete. Und doch hat gerade diese Hand die unliebsamste Wandlung, von der wir je betroffen wurden, nämlich die franko-englische Annäherung, nicht hintanzuhalten vermocht. Dagegen geben die Balkanwirren und ihr Ausgang am allerwenigsten Anlaß, Vorwürfe gegen die Leitung unsrer auswärtigen Angelegenheiten zu erheben; sie haben vielmehr nur sehr erfreuliche Ergebnisse gezeitigt, indem sie gewisse Richtlinien einer gesunden deutschen Politik, welche unkenntlich zu werden drohten, wieder an das Licht brachten. Dies gilt vor allem von dem Zusammenwirken Deutschlands und Englands im Interesse des Friedens. Wir erblicken darin die Rückkehr zu jenem normalen Zustand, welcher den wahren Lebensbedingungen beider Staaten entspricht, insofern der eine wie der andre seinen Interessen nach auf eine konservative auswärtige Politik hingewiesen ist.

Solange die Panslawisten der russischen Regierung — um uns vorsichtig auszudrücken — Rücksichten auferlegen, solange die französische Politik die Revancheidee nicht gänzlich abzuschütteln vermag, kann keiner dieser beiden miteinander verbündeten Staaten in Europa als konservatives Element angesprochen werden. Haben doch die Lehren des Balkankrieges gerade in letzterer Hinsicht durch die Vorgänge von Nancy und Luneville eine unerfreuliche, aber sehr nützliche Ergänzung erhalten, indem dort die alte Erfahrung bestätigt wurde, daß wir die Franzosen zwar zerstreuen, aber nicht gewinnen können, und daher auch nur das erstere, nicht das letztere versuchen sollen — ein Lehrsatz, welchen Bismarck, soviel wir wissen, nicht ausgesprochen hat, der sich aber aus seiner Politik mit völliger Sicherheit ableiten läßt.

Ganz anders das deutsch-englische Verhältnis. Hier ist eine Entspannung möglich; denn einerseits läßt sich die deutsche Verstimmung weniger auf englische Handlungen als auf deutsche Unterlassungen zurückführen, nämlich darauf, daß wir in früheren Jahren ungünstige Verträge abgeschlossen haben, weil wir gewisse Objekte überschätzten und deshalb überzahlten — also eigne, nicht fremde Schuld; andrerseits fürchtet man sich jenseits des Kanals wohl vor unsrer Zu-

Digitized by Google

kunft, man grollt uns aber nicht wegen der Vergangenheit. Wenn wir diesen tiefgehenden Unterschied in unserm Verhältnis zu beiden Nachbarstaaten berücksichtigen, müssen wir einsehen, daß es leichter ist, über die Nordsee Brücken zu schlagen als Pässe durch die Vogesen zu legen. Kein kaudinisches Joch soll hier dem einen zugemutet werden, damit der andre frei atmen könne; es bedarf nur des beiderseitigen Vertrauens in die Friedensliebe und das Friedensbedürfnis des andern, und der beiderseitigen Ueberzeugung, daß die Lebens- und Zukunftsbedingungen des einen diejenigen des andern in keinem Punkt in Frage stellen. Auf diesem Wege sind wir ein gutes Stück vorwärts gekommen. Wir wollen ohne Ungeduld weitergehen. Zuviel auf einmal verlangen hieße zuviel aufs Spiel setzen. Kaiser Alexander III. liebte es uns vorzuhalten, daß Deutschland allen Anlaß habe, mit dem franko-russischen Bündnis zufrieden zu sein, da der Einfluß des russischen Freundes den Revancheeifer dämpfe. Vielleicht hört man jetzt ein ähnliches in London. Zwar brauchen wir dies nicht ohne weiteres zuzugeben. Denn mächtige Freundschaften können auch zu Anmaßungen verleiten, und wir Deutsche halten mit Recht daran fest, daß es in erster Linie die Wacht am Rhein ist, welche die Franzosen von Angriffsgelüsten zurückhält. Immerhin darf man es doch dankbar anerkennen, wenn England innerhalb der sog. Entente das Gewicht, welches die Stimme eines Freundes hat, dazu benutzt, Täuschungen zu zerstören oder Wünsche zu dämpfen.

Kaum minder wichtig und erfreulich für Deutschland ist eine andre Frucht des Balkankrieges, nämlich das Zusammenwirken Oesterreich-Ungarns und Italiens. Hatte von jeher ein deutscher Vertreter beim Quirinal keine vornehmere Aufgabe als die, das gute Einvernehmen zwischen Italien und Oesterreich-Ungarn zu fördern, weil Einigkeit stark macht, Uneinigkeit den Dreibund schwächt, so kann es uns jetzt nur hochwillkommen sein, wenn der Gang der Ereignisse diese beiden Mächte wie mit Naturnotwendigkeit zusammenführt.

Der Balkankrieg hat den Untergang der europäischen Türkei gebracht. Auch das ist eine Klärung, nicht eine Verwirrung unsrer Lage. Er hat diejenigen von ihrer seltsamen Verblendung heilen müssen, deren Sympathien während des tripolitanischen Feldzuges zwischen Italien und der Türkei schwankten, ja wohl auch für die letztere optieren zu müssen glaubten, als ob, von aller Bundestreue abgesehen, sowohl die wirtschaftliche wie die militärpolitische Bedeutung Italiens hier irgendeinen Vergleich überhaupt zuließe.

Der Krieg hat aber endlich einen andern Staat an Stelle der verschwindenden Türkei in den Vordergrund unsers Interesses gerückt: Bulgarien. Mit Recht hatten Oesterreich-Ungarn und mit ihm Deutschland, ja schließlich alle Großmächte, in der Erhaltung des Statusquo, d. i. im Bestand der Türkei, ein Element des Gleichgewichts gesehen, weniger vom Glauben an die Stärke der Türkei, als von der Ueberzeugung geleitet, daß der Streit um ihre Erbschaft europäische Wirren hervorrufen könne. Ja, es war Pflicht der Großmächte, alles aufzubieten, um den Frieden zu erhalten. Wenn dieser Statusquo sich als Unmöglichkeit erwies, und der Gang der Ereignisse die Mächte zwang, sich

Digitized by Google

mit sich selbst in Widerspruch zu setzen, wird kein wahrer Politiker, kein Geschichtsschreiber ihnen daraus einen Vorwurf machen. Dergleichen Frontwechsel bringt die Politik mit Notwendigkeit mit sich. Für uns gilt es vor allem heute, uns nicht in unfruchtbaren Klagen über einen vernichteten Freund, über angeblich verlorene Werte zu gefallen ... Wir konnten die Türkei nicht retten, und unser Interesse verlangte es auch nicht ... es gilt vielmehr, aus der neuen Wandlung der Dinge Lehre und Nutzen ziehen und den Erben jener politischen und materiellen Werte Interesse und Wohlwollen entgegenzubringen. Unter diesen Erben steht, wenn wir von Rumänien absehen, Bulgarien an erster Stelle und verdient um so mehr unsre Aufmerksamkeit, als das Streben dieses jungen Staates dahin gehen wird, sich völlig auf eigne Füße zu stellen. Die Rolle eines Hauptes des Balkanbundes kann der Zar von Bulgarien auf die Dauer nicht erstreben. Denn die slawische Bruderliebe geht nicht bis zur Unterordnung des einzelnen unter die Interessen der Gesamtheit, und die Eifersucht des prahlerischen Serbiens zeigt schon heute, daß ein Balkanbund zwar ad hoc geschlossen werden, ihm aber keine Dauer beschieden sein kann. Eine russische Schutzherrschaft kann erst recht nicht nach dem Geschmack Bulgariens sein. Denn soviel auch dies Land dem nordischen Schirmherrn zu danken hat, es ist zu jugendfrisch und kräftig geworden, um nicht die Politik einer gesunden Selbstsucht mit Glück fortsetzen zu können. Und diese Politik weist Bulgarien darauf hin, ohne Rücksicht auf Sentimentalitäten die Beziehungen zu denjenigen Staaten zu pflegen, welche ihm die größten politischen und wirtschaftlichen Vorteile zu gewährleisten scheinen.

Was nun unser Verhältnis zu Rußland anlangt, so hat der Balkankrieg, soweit sich heute beurteilen läßt, es weder verbessert noch verschlechtert, wohl aber die alte Erfahrung bestätigt, daß wir die „traditionelle Freundschaft" zwar pflegen dürfen und sollen — soweit sie uns nicht unerwiderte und nachteilige Zugeständnisse zumutet —, sie aber nicht als festen Posten in unsre Rechnung einstellen können. Unzählige Male ist von zuständiger Stelle wiederholt worden, daß Deutschlands und Rußlands Wege sich nirgends kreuzen, einem herzlichen nachbarlichen Verhältnis daher nichts im Wege stehe. Das wäre unanfechtbar, wenn nicht die russische Staatsleitung mit einer Servitut belastet wäre, welche jeder Minister des Aeußern von seinem Vorgänger überkommt, nämlich jener vermeintlichen Verpflichtung, nicht bloß russische, sondern auch eine slawische Politik zu machen, d. h. nichts andres, als die Notwendigkeit, den gesunden Egoismus, welcher einzig dem Wesen und Interesse des modernen Staates entspricht, einer Idee zu opfern, und zwar einer unfruchtbaren. Rußland hat dem Allslawentum gegenüber seit Jahrzehnten keine andre Politik getrieben, nicht die Politik des Do ut des, sondern der selbstlosen Freigebigkeit; die Belohnung ist aber stets ausgeblieben.

Das Allslawentum kann, wenn es überhaupt im Gebiet der Politik einen Sinn hat, keinen andern politischen Zweck verfolgen als den, das österreichisch-ungarische Reich zu zerstückeln und auf seinen Trümmern einen allslawischen Staatenbund zu errichten. Schon das erste Ziel muß zum Glück demjenigen

Digitized by Google

schwer erreichbar dünken, welcher die Tüchtigkeit der österreichisch-ungarischen Armee und die monarchisch-dynastische Gesinnung der Mehrheit der Bevölkerung kennt. Das weitere Ziel aber, eine politische, sei es auch nur lockere Einigung der Slawen, liegt außerhalb des Bereichs der Möglichkeit, und ernsthafte Politiker brauchen sich mit diesem Problem nicht zu beschäftigen. Denn es ist schlechterdings nicht abzusehen, wie Bulgaren, Serben, Kroaten, Tschechen usw. nach dem Vorgang der Preußen, Bayern, Württemberger unter einen Hut zu bringen wären. Dazu fehlen alle politischen und kulturellen Voraussetzungen der geschichtlichen Entwicklung. So ist das Allslawentum nur staatenzerstörend, nicht staatenbildend; es teilt vielmehr mit allen umstürzlerischen Bewegungen die Schwäche, in sich selbst zu zerfallen, sobald das Angriffsobjekt zerstört ist, und bleibt für alle drei Kaiserreiche nur ein Element der Beunruhigung, für Rußland aber im besonderen Sinne ein Element der Schwäche; denn es verdirbt seine Beziehungen zu den großen Nachbarreichen, ohne im geringsten einen Ersatz dafür zu gewähren, legt ihm dagegen einerseits, wie schon bemerkt, unfruchtbare Opfer auf und erschwert anderseits die Verfolgung wichtiger realer Interessen. Um nur ein Beispiel anzuführen: Das wichtigste Ziel, welches Rußland erstrebt und erstreben muß, die Oeffnung der Meerengen, hängt nicht von den Balkanstaaten ab, nur vertrauensvolle Beziehungen zu den Großmächten können den Weg dorthin ebnen. Die allslawische Wühlarbeit aber versperrt diesen Weg, indem sie das Vertrauen zerstört.

Wenn nun gerade das slawenleere Deutschland seitens der allslawischen Presse zur Zielscheibe der heftigsten Angriffe gemacht wird, so könnte dies wundernehmen, wüßten wir nicht, daß die Allslawen im Deutschen Reich mit Recht gerade denjenigen Faktor sehen, dessen Macht und Dauerhaftigkeit das wirksamste Bollwerk gegen die Verwirklichung der slawischen Träume und eine Verschiebung des europäischen Gleichgewichts bildet.

Wohlmeinende russische Politiker antworten: „Hört doch nicht auf die Zeitungen. Die ‚Nowoje Wremja' ist doch nicht die Volksstimme. So heiß wird nichts gegessen, als die Zeitungen es kochen." Gewiß, auch wir verstehen künstliche Mache von der Volksbewegung zu unterscheiden und wissen sehr gut, daß die nationale Idee von einer gewissen Zeitungsindustrie zum Gegenstand der Spekulation gemacht und ausgebeutet wird. Aber wird denn die Gefahr damit verringert? Dürfen wir über eine Bewegung spotten, welche uns an den Rand eines europäischen Krieges brachte und damit bewies, daß sie auf die Regierung einen furchtbaren Druck auszuüben versteht, obwohl nicht das Interesse Rußlands, sondern nur unberechtigte Ansprüche der Serben und Montenegriner in Frage standen? Ist es nicht ein Spiel mit dem Feuer, wenn in Rußland noch immer der Regierungsgrundsatz zu gelten scheint: Es ist besser, die Meute auf das Ausland loszulassen, als das Inland preiszugeben?

Angesichts dieser bedrohlichen Physiognomie des Panslawismus heißt es eben gerüstet sein, und dies wäre auch dann noch richtig, wenn das franko-russische Bündnis nicht bestände.

Digitized by Google

Aber über das „Si vis pacem, para bellum“ hinaus darf die deutsche Politik sich nicht in müßige Fragen über Unvermeidlichkeit oder Abwendbarkeit eines Zusammenpralls zwischen Slawen und Germanen verlieren, oder gar jene Schwarzseher zu Worte kommen lassen, welche die slawische Hochflut für so mächtig halten, daß sie im letzten Ende auch die Donaumonarchie hinwegschwemmen müsse. Es wurde weiter oben schon darauf hingewiesen, daß die Güte der österreichisch-ungarischen Armee und die Loyalität der Bevölkerung solcher Annahme widersprechen. Hierzu tritt noch ein drittes Moment: der Selbsterhaltungstrieb. Fürst Bismarck hat einmal auf eine vertrauliche Anfrage erwidert, unsre Gesinnung und Haltung der Donaumonarchie gegenüber müsse immer loyal dynastisch bleiben. Dieser Ausspruch des großen Realpolitikers wollte sicherlich nicht sagen, daß wir nur aus Gewissenspflicht geheiligte Einrichtungen stützen sollen, sondern ging aus der Ueberzeugung hervor, daß der Staatsidee vor dem Nationalitätsprinzip der Vorrang gebühre und die längere Dauer beschieden sei. Der Nationalismus ist eine Krankheit, die Entartung einer Idee, welche keineswegs zu den Lebensbedingungen aller Staaten gehört, das österreichisch-ungarische Doppelreich aber dankt seine Entstehung nicht nur glücklichen Heiraten, sondern auch einem Bedürfnis. Warum sollte dies Reich, welches für Europa eine Notwendigkeit geworden ist und erst in jüngster Zeit so glänzende Proben kultureller kolonisatorischer Kraft abgelegt hat, nicht genug Lebenssaft besitzen, um das Gift abzustoßen und den Krankheitsprozeß zu überwinden! Wir dürfen und wollen es zuversichtlich hoffen. Denn die Grundlage unsrer Politik bleibt das deutsch-österreichische Bündnis, und wir glauben an die Festigkeit dieser Grundlage, weil uns auch der Bundesgenosse für stark gilt.

Die Türkei vor den beiden letzten Kriegen

1910/1911

(Auszüge aus den Aufzeichnungen und dem Tagebuch eines Diplomaten)

(Schluß)

Die Türkei und Italien

April 1910 bis Juli 1911. Die Beziehungen zwischen Italien und der Türkei sind äußerlich korrekt, indes weit davon entfernt, herzlich und vertrauensvoll zu sein. Die Ottomanen haben die italienische Nation im Verdacht ehrgeiziger Wünsche, die sich nur auf Kosten des türkischen Reiches befriedigen lassen. Sie hegen mehr als einen Verdacht, sie wissen davon. Denn diese Wünsche bestehen und werden nicht einmal verhehlt.

Um die Wahrheit zu sagen, sind die Türken überhaupt mißtrauisch. Wer wollte ihnen daraus einen Vorwurf zu machen wagen? Wie könnten sie wohl

Digitized by Google

nach den Erfahrungen, die sie gemacht haben, anders sein? Seit zwei Jahrhunderten wird ihnen fortwährend eine Provinz nach der andern abgenommen; infolgedessen sind sie schließlich dahin gelangt, allen zu mißtrauen. So sind sie auf Grund von Tatsachen oder Annahmen in Syrien und in Afrika mißtrauisch gegen Frankreich, in Mesopotamien, Arabien und im Persischen Meerbusen gegen England, an ihren asiatischen Grenzen gegen Rußland, in Albanien und Mazedonien gegen Oesterreich-Ungarn und selbst in Palästina gegen Deutschland.

Deshalb wird jede neue französische Initiative in Syrien mehr oder weniger Widerstand finden, jede neue englische Initiative wird in Mesopotamien oder Arabien auf unerwartete Hindernisse stoßen; und ebenso wird es russischen, österreichisch-ungarischen, deutschen Unternehmungen in Gegenden gehen, in denen je nachdem Rußland, Oesterreich-Ungarn, Deutschland im Verdacht stehen, nach Besitz oder einfach nach einem annähernd ausschließlichen und ausschlaggebenden Einfluß lüstern zu sein.

Doch keiner Nation mißtrauen die Türken heutigestags mehr als Italien. Dieses scheint ihnen trotz der wiederholten Versicherungen seiner Minister, daß Italien die Integrität des türkischen Reiches wünsche, die Türkei in Europa und in Afrika zu bedrohen: in Albanien, in Tripolitanien und der Cyrenaika.

Dieses Mißtrauen ist, wie man sehen wird, nicht unberechtigt; da die Jungtürken von Grund aus nationalistisch sind, ist Italien heute für sie diejenige Macht, deren Pläne zu fürchten und zu vereiteln sind.

Indessen hat es den Jungtürken an Beweisen von Sympathie und sogar von Solidarität von seiten der Italiener nicht gefehlt. Ihre Revolution wurde in Italien mit Begeisterung begrüßt, nicht nur von den Massen, deren Gefühle oft impulsiv und unbewußt sind, sondern selbst von den Staatsmännern, die darin ein glückliches Vorzeichen für die Zukunft ihres Landes, der italienisch-türkischen Beziehungen und Europas sahen.

Der Name „Junge Türkei" weckt die Erinnerung an die „Giovine Italia", und in der Tat ist das Komitee „Einheit und Fortschritt", ehe es eine Art Wohlfahrtsausschuß in gemilderter Form war, eine ottomanische Neuausgabe des italienischen „Carbonarismus" mit seinen „Ventes" gewesen. Die italienische Freimaurerei hat zur Bildung einer ottomanischen Freimaurerei beigetragen, die sich zuerst nur aus Juden und aus den „Dünmeh"[1]) von Saloniki und andern Zentren zusammensetzte, die aber seitdem eine Bresche in die Armee geschlagen hat.

In Saloniki, das sich mehr und mehr dazu auswächst, die geistige Hauptstadt des Reiches[2]) zu werden, hat man eine Reise ottomanischer Notabeln nach

---

[1]) Zum Islamismus bekehrte Juden, die aber nicht im Islam aufgegangen sind, denn sie behalten ihre Sitten und Gebräuche und ihre Sprache und, wie man sagt, heimlich auch die Andachtsübungen ihrer früheren Religion bei.

[2]) Ein satirisches Konstantinopeler Blatt, der „Dschem" (22. Juni 1911), hat sich liebenswürdig über die Bewohner von Saloniki lustig gemacht, indem es ihnen das veränderte Wort des Marseillaisers in den Mund legte: „Wenn Konstantinopel eine Straße Sabri-Pascha und einen Bürger wie Carasso-Efendi hätte, so wäre es ein Klein-Saloniki." Der

Digitized by Google

Italien organisiert, nach dem Vorgang der österreichisch-ungarischen Behörden, die eine ottomanische Reise durch die Staaten der Monarchie veranstaltet hatten. Die Reise hatte den Zweck, eine Anzahl von Jungtürken der arbeitenden oder der einflußreichen Klassen mit den landwirtschaftlichen Reichtümern, den industriellen Hilfsquellen, der kommerziellen Entwicklung, den sozialen Fortschritten der italienischen Halbinsel bekannt zu machen und die Bande der Freundschaft zwischen den beiden Nationen enger zu knüpfen. Sie hat nicht viel geholfen.

Man wechselt gelegentlich liebenswürdige Worte, und die italienischen Minister verfehlen nicht, so oft sie können, ihre Fürsorglichkeit für die Erhaltung des territorialen „Statusquo" des Ottomanischen Reiches und das Wohlwollen Italiens für die Türkei zu beteuern. Aber die Türkei nimmt diese Kundgebungen nur mit Zurückhaltung und manchmal mit Ironie auf. Die Versicherungen des Wohlwollens von seiten Italiens wirken auf sie mehr kränkend als verlockend. Die Türkei kann nicht vergessen, daß sie fünfhundert Jahre politischer Existenz in Europa hinter sich hat, während Italien als Macht sozusagen von gestern ist; daß das türkische Gebiet, so sehr es auch verringert sein mag, sich über drei Kontinente erstreckt und eine zehnmal größere Ausdehnung hat als Italien. So bleibt das Mißtrauen weiter bestehen und verschärft sich. Die unbestimmten und allgemeinen Worte verhallen; die heimlichen Ziele bleiben.

Uebrigens sind sie, wie schon gesagt, nicht mehr heimlich ... Italien hat bei mehr als einer Gelegenheit seine Absichten auf ein zum türkischen Reich gehörendes Gebiet angedeutet, eingestanden und sogar offen erklärt.

Was Albanien betrifft, so wird man sich erinnern, daß mehrere italienische Staatsmänner es zu wiederholten Malen besucht haben. Unter ihnen befanden sich Minister der auswärtigen Angelegenheiten: Graf Guicciardini, der es zuletzt war, und der Marquis San Giuliano, der es heute ist. Diese Minister haben über Albanien mit allzu deutlichem Interesse geschrieben und gesprochen, um nicht verdächtig zu erscheinen.

Es bestehen zwischen Italien und den Albanern uralte Bande, die sich von der Tatsache herleiten, daß ziemlich bedeutende albanische Kolonien sich in Italien angesiedelt haben, wo sie ihre Traditionen, ihre Sprache, ihre Bestrebungen aufrecht erhalten. Es werden in Italien albanische Zeitungen herausgegeben. Die albanischen Kolonien Italiens halten sich in Fühlung mit den Albanern des Ottomanischen Reiches.

Crispi, der hervorragende italienische Staatsmann, war von albanischer Herkunft. Man hat ihm heimliches Einverständnis mit den Albanern des Reiches und Absichten auf Albanien zugeschrieben. Er hat Verwandte, die kämpfende albanische Patrioten sind.

Indessen finden die Absichten Italiens auf Albanien ein Gegengewicht in

Verfasser eines Zeitungsartikels, der Saloniki die vierte Hauptstadt des Reiches genannt hatte (Brussa ist historisch die erste, Adrianopel die zweite, Konstantinopel die dritte), hatte sich nachher anders besonnen und es zur geistigen Hauptstadt des Ottomanischen Reiches proklamiert.

Digitized by Google

denen Oesterreich-Ungarns. Die beiden Mächte beobachten und überwachen sich gegenseitig. Solange diese Lage anhält, hat die Türkei wenig zu befürchten. Die Gefahr würde für sie an dem Tag beginnen, wo die beiden rivalisierenden Mächte zu einer Verständigung darüber gelangen würden. Heute flößt Oesterreich-Ungarn in Albanien mehr Mißtrauen ein als Italien. Der Beweis dafür ist, daß die Pforte in ihrer Schaukelpolitik kein Bedenken trägt, Italienern die Ausnützung von Wäldern im Land der Mirditen zu gestatten.

Dagegen hat sich ihr Mißtrauen gegen Italien in Tripolitanien außerordentlich verschärft.

*

Es gab eine Zeit, wo Italien die Augen auf Tunis gerichtet hielt, auf das der große Denker und revolutionäre Agitator Giuseppe Mazzini die zivilisatorischen Kräfte Italiens hingewiesen hatte. Unglücklicherweise verfolgte Italien seine Pläne so ungeschickt und so offenkundig, daß Frankreich Verdacht schöpfte, (1881) den Zwischenfall der Krumirs veranlaßte und unter dem Vorwand, seiner Besitzung Algerien an der östlichen Grenze die Ruhe sichern zu müssen, das Gebiet der Regentschaft besetzte und durch den Vertrag von Bardo das Protektorat über sie übernahm.

Damals entstand in Italien ein Ausbruch von Unwille und Zorn. Der Beitritt des Königreiches zum Bündnis der Zentralmächte ist zum Teil darauf zurückzuführen. Die Italiener fühlten ihre Isolierung und die Gefahr eines feindlichen Frankreich.

Indessen hätte ein aufmerksamer und unparteiischer Beobachter der politischen Erscheinungen erkennen müssen, daß Tunis nur durch ein ganz außergewöhnliches Zusammentreffen von Umständen Italien hätte zufallen können. Dieses würde stets zwischen sich und der Regentschaft Frankreich oder England gefunden haben: Frankreich, das ebenfalls nach diesem afrikanischen Gebiet als nach einer natürlichen Ergänzung Algeriens im Osten, wie es Marokko im Westen ist, begehrte, und das vom Berliner Kongreß eine Ermächtigung, ja sogar gewissermaßen eine Ermutigung mitgebracht hatte, sich seiner zu bemächtigen; England, das niemals zugegeben haben würde, daß ein und dieselbe Macht Sardinien, Sizilien und Tunis, die drei maritimen Stützpunkte La Maddalena, Augusta und Bizerta, in Besitz hätte und so in einem gegebenen Augenblick das Mittelmeer an seiner engsten Stelle sperren könnte.

Nachdem Italien also durch den Vertrag von Bardo die Hoffnung verloren hatte, Tunis jemals zu besitzen, richtete es seine Blicke auf Tripolis. Crispi glaubte einen Augenblick, daß es ihm möglich sein würde, von Frankreich als Entschädigung für Italiens Verzicht auf die Rechte, die es in Tunis nach früher geschlossenen Verträgen mit den Beis hatte, die Anerkennung einer Art von moralischer und politischer Hypothek, eines italienischen Vorrechtes auf dieses Gebiet zu erreichen. Aber Crispi täuschte sich. Frankreich würde ihm niemals eine solche Konzession gemacht haben: er wurde zu sehr gehaßt, und man fürchtete seine Schlauheit zu sehr. Es hätte sie damals selbst einem befreundeten Minister,

Digitized by Google

einem Visconti, einem Prinetti nicht gemacht, weil es selbst Absichten auf Tripolis hatte.

Tatsächlich hatte Frankreich schon bei der Besetzung von Tunesien daran gedacht, daß, ebenso wie Tunesien besetzt worden war, um Frankreich den friedlichen Besitz von Algerien zu sichern, auch Tripolis besetzt werden könnte, um den ruhigen Besitz von Tunis zu sichern. Und seine Absichten auf Tripolis wurden offenbar durch aufeinanderfolgende Eingriffe, die die Türken nur schwach abwehrten, und durch die Besetzung des tripolitanischen Hinterlandes, die im Einverständnis mit England ausgeführt wurde. (Französisch-englisches Abkommen vom Januar 1890.)

Wenn sich aber das französische Reich an der Mittelmeerküste Afrikas bis nach Aegypten oder bis an die Grenzen, die England diesem Lande vorzubehalten wünschte, ausbreitete, so bedeutete das, wie von Paris aus am 13. Januar 1891 der damalige italienische Botschafter Graf Menabrea schrieb, das Ende Italiens — finis Italiae! — als Mittelmeermacht ersten Ranges. Es galt also, diese Eingriffe zu verhindern, und die italienische Regierung machte sich dies zur Aufgabe. Sie überwachte die tunesisch-tripolitanische Grenze, ließ darauf aufmerksam machen, wenn es vorkam, daß Eingeborenenstämme verdrängt, Weideplätze und Brunnen in Besitz genommen wurden usw. Dieses Interesse, das die italienische Regierung an einer türkischen Provinz in Afrika nahm, machte die Pforte nur noch mißtrauischer gegen Italien, aber das unmittelbare Resultat, auf welches das römische Kabinett hinarbeitete, war von dem Augenblick an erreicht, wo die Türkei auf ihrer Hut war und sich den widerrechtlichen Veränderungen ihrer tripolitanischen Grenzen widersetzte. Wenn es Frankreich nicht gelungen ist, sich in Afrika noch weiter nach Osten auszudehnen, so ist das ebensosehr der Wachsamkeit Italiens wie dem Halt!, das England bei Faschoda rief, zu verdanken.

Später wurden in Frankreich durch das Interesse für Marokko, ein in jeder Hinsicht viel wertvolleres Land, die Absichten auf Tripolis in den Hintergrund gedrängt. Diesen Umstand benutzte die italienische Regierung, um mit der französischen Regierung ein Abkommen zu treffen, durch das sie ihr Ellbogenfreiheit in Marokko ließ, unter der Bedingung, daß Frankreich jedem speziellen Interesse in Tripolis entsage. Durch ein sich daran anschließendes Abkommen mit England verzichtete das römische Kabinett darauf, sich für Aegypten zu interessieren, und erkaufte damit das Desinteressement Englands an allem, was Italien in Tripolitanien und der Cyrenaika würde unternehmen wollen.

Diese Abkommen, denen die souveräne Macht von Tripolis, die Türkei, fernstand, hätten eigentlich geheim bleiben müssen. Statt dessen wurden sie in Italien an die Oeffentlichkeit gebracht, weil sie einen Erfolg der italienischen Politik darstellten oder darzustellen schienen und parlamentarischen wie ministeriellen Interessen dienten. Sie hatten das Gute, daß sie die Lage und das gegenseitige Verhältnis Italiens, Frankreichs und Großbritanniens in Nordafrika präzisierten und daß sie ziemlich genau bestimmte Einflußzonen festsetzten, um

Digitized by Google

die verschiedenen Rivalitäten abzuschwächen. Anderseits hatten sie das Schlimme, daß sie Italien in eine schiefe Stellung gegenüber der Türkei brachten, die Gewißheit bekam, wo sie bisher nur einen Verdacht gehabt hatte. Die Türkei erfuhr, daß Italien Begehr nach einem Teil ihres Gebietes trug und ohne ihr Vorwissen Abkommen schloß, mit dem Ziele, die Konkurrenten davon fernzuhalten, die die Absicht hatten, es zu erwerben oder zu erobern. Von da an konnte die Freundschaft, das gute Einvernehmen zwischen Italien und der Türkei nur noch ein Köder, eine Täuschung sein; die guten Beziehungen der beiden Mächte beruhten auf einer gewollten Zweideutigkeit und konnten von einem Tag zum andern unhaltbar werden. Selbst die Avancen und Höflichkeiten Italiens — wenn solche vorkommen — sind an sich schon verdächtig. Vergeblich sucht man glauben zu machen, daß Italien viel weniger selbst nach Tripolis gehen, als die andern daran hindern will, und daß Italien nur darauf bedacht ist, seine Rechte für den fernen Tag zu wahren (den es sich bemühen wird, wieder und immer wieder in die Ferne zu rücken), an dem das Ottomanische Reich der Auflösung verfallen wird. Weder die Alttürken noch vor allem die Jungtürken hören gern die Hypothese von der Auflösung des Reiches aufstellen. Die Jungtürken geberden sich sogar als Wiedererneuerer des Reiches.

Von dieser Zeit datiert auf seiten der Türkei jener aus Uebelwollen und Trägheit, in der sie sich auszeichnet, zusammengesetzte Widerstand gegen jede italienische Initiative, auf seiten Italiens eine Politik der Gereiztheit und der Verstimmung. Von dieser Zeit datiert die Schärfe, die jeder sich auf ottomanischem Gebiet ereignende Zwischenfall auf Kosten italienischer Untertanen oder Interessen annimmt, und die Schroffheit der Reklamationen und Rekriminationen der italienischen Regierung bei der Hohen Pforte.

Das ist auf beiden Seiten eine beklagenswerte Politik, vor der das römische Kabinett vergeblich gewarnt wird. Man hört nicht auf diejenigen, die ihr entgegenwirken möchten. Es wäre indes recht gut, sich eines Ausspruches des Fürsten Bismarck zu erinnern. Dieser hatte Crispi gefragt:

„Haben Sie Streitfragen mit den Türken?"

Und Crispi hatte geantwortet:

„Solche haben wir die ganze Zeit. Die Türkei ist nur ein Tier, das nicht weiß, was es tut."

„Sie können recht haben," erwiderte der Fürst; „aber die Tiere muß man fügsam machen und nicht schlagen."

Das ist, in ungezwungener Weise ausgedrückt, die Politik, die Deutschland der Türkei gegenüber befolgt: sie durch Milde und Geduld, die nicht der Festigkeit entbehren, zu erobern.

Das ist die Politik der Tierbändiger.

*

Juli—August 1911. Die Erregung gegen die Türkei nimmt in Italien zu. Die Nationalisten reizen die öffentliche Meinung auf. Gewisse Kreise, die

Digitized by Google

lärmendsten, die tätigsten, verlangen eine Aktion und bezeichnen als deren Ziel Tripolitanien, mit dem man endlich zu Ende kommen müsse. Die Lage wird unhaltbar.

Bis zu den letzten Monaten fand man in Italien dreierlei Meinungen verbreitet:

1. Die der Abstentionisten, die die Tripolisfrage als nicht existierend oder zum wenigsten als Italien nichts angehend ansahen. Es gab unter ihnen Gegner der staatlichen Kolonisation; die Verfechter des Nationalitätsprinzips, die jedes Volk Herr in seinem Hause sein lassen wollen und offen aussprechen, daß Italien kein Recht auf Tripolis habe; die Sozialisten, die der Ansicht sind, daß Italien bei sich selbst genug zu tun habe, und daß die Kriege nur den Interessen des Kapitalismus dienen; die besorgten Finanzmänner Italiens, die übertriebene Ausgaben befürchten usw.

2. Die Meinung der gemäßigten Expansionisten, die es gelten lassen, daß Tripolis eines Tages italienisch werden könnte, die es nicht andern zufallen sehen möchten, die aber für den Augenblick froh sind, daß es seinen legitimen Herren gehört. Später, wenn die Stunde der Auflösung des Reiches schlägt, wenn der „kranke Mann" an seinem Ende angelangt sein wird, und Italien solidere, dem Luxus der Kolonisation besser angepaßte Finanzen haben wird, werden sie gern diesen Erbanteil des Ottomanischen Reiches annehmen.

3. Die Meinung der hitzigen und stürmischen Expansionisten, die der Ansicht sind, daß Italien zu viel Zeit verloren habe, die den früheren Ministern vorwerfen, die Gelegenheit, die sich ihnen bot, nicht ergriffen zu haben, und die gegenwärtigen Minister drängen, die jetzige Gelegenheit zu ergreifen, die die letzte sei, nach der nichts mehr zu hoffen sei, weil nichts mehr zu machen sein werde.

Seit einiger Zeit jedoch, seitdem die Nationalisten Lärm schlagen, seitdem ihre Blätter die öffentliche Meinung mit allen Mitteln aufstacheln (wobei sie so weit gehen, daß sie Vorgänge, die mehrere Jahre weit zurückliegen, als Vorgänge der neuesten Zeit hinstellen), seitdem sie den Reichtum und die Produktivität der afrikanischen Provinzen der Türkei übertreiben, seitdem sie es so hinstellen, als wünschten die Araber sehnlichst die Ankunft der Italiener und riefen Italien als die befreiende Nation an — seitdem hat die Zahl der Abstentionisten stark abgenommen und die der Expansionisten sich um ebensoviel vergrößert. Gegner der Eroberung von Tripolis sind jetzt nur noch die Sozialisten als politische Gruppe, und die vorsichtigen, aber vereinzelten, allen andern Parteien angehörigen Leute, die sich vor einer Abenteuerpolitik fürchten.

Dagegen erklären die Nationalisten, daß keinerlei Gefahr mit der Sache verbunden sei. Es handle sich nur um einen militärischen Spaziergang oder, wenn man lieber will, um große kombinierte Manöver der Armee und der Marine, die an den Küsten Afrikas abgehalten werden, statt daß sie an denen von Ligurien oder von Sizilien stattfinden. Die Italiener der Zukunft würden der heutigen hohnsprechen, wenn sie die Gelegenheit, die sich biete, vorübergehen

Digitized by Google

ließen, ohne sie zu ergreifen. Oesterreich-Ungarn habe bereits Bosnien und die Herzegowina annektiert, ohne daß Italien eine Entschädigung erhalten habe. Werde man Frankreich seine Macht im Mittelländischen Meer durch seine Abkommen mit Deutschland über Marokko vergrößern lassen, ohne daß auch Italien einen Zuwachs erhalte?

Im Mai 1905 fragte die Kammer Herrn Tittoni, den Minister des Auswärtigen, rund heraus, ob die italienische Regierung sich darauf vorbereite, Tripolis zu besetzen. Und der Minister antwortete ungefähr mit folgenden Worten: „Nein, weil Italien in guten Beziehungen zur Türkei steht; weil die Integrität des Ottomanischen Reiches eine der Grundlagen der italienischen Politik ist, weil die Besetzung von Tripolis durch Italien ein böses Beispiel und eine gefährliche Ermutigung für andre wäre. Die Besetzung wird nur stattfinden, wenn sie unvermeidlich geworden sein wird."

Nun sagen aber die Nationalisten, die Türkei handle nicht freundschaftlich gegen Italien; die Integrität des Reiches sei schon zugunsten andrer Mächte verletzt worden, und die Umstände seien eingetreten, die die Einnahme von Tripolis notwendig machen. Italien habe von Frankreich und England anerkannte Vorrechte, es habe diejenigen einer höheren Zivilisation gegenüber einer tieferstehenden. In Ermangelung eines nationalen Rechtes folge es dem Rufe von den Türken vernachlässigter, verfolgter arabischer Völkerschaften ...

Diese Ideen beherrschen die große Majorität der italienischen öffentlichen Meinung. Durch Einwendungen oder Vorbehalte erreicht man nichts, als daß man sich den Vorwurf antipatriotischer Gesinnung zuzieht. Selten ist eine solche Einigkeit bei den Italienern festzustellen gewesen, deren Nationalgefühl durch die Erinnerungen und Festlichkeiten bei der Feier der fünfzigjährigen Einheit gewachsen ist. Monarchisten und Republikaner, Konservative und Liberale, Klerikale und Freimaurer vereinigen sich in einem und demselben Gedanken: auf nach Tripolis!

Fata trahunt!

*

Ende September 1911. Die Kriegserklärung. Wie sie zustande kam ...

Die ottomanische Regierung beharrt bei dem Glauben, daß Italien trotz der Drohungen in seinen Zeitungen und der aufreizenden Kundgebungen seiner Nationalisten keinen Handstreich auf Tripolitanien wagen werde. Seit vielen Jahren zeigt es sich so wenig kriegerisch! Es hat so viele andre und günstigere Augenblicke vorübergehen lassen! Es ist zu einer militärischen Aktion bereit; das weiß man. Aber wenn seine Vorkehrungen auch noch bestimmter und entschiedener wären, so erinnert man sich doch, daß es vor wenigen Jahren wegen der Frage einiger zu eröffnenden Postbureaus ein gewaltiges Geschwader mobil machte, das schon unterwegs war, aber, sobald die Eröffnung von der Pforte bewilligt war, in die Häfen zurückkehrte ...

Der Glaube der kaiserlichen Regierung wird von den Botschaftern des Deutschen Reiches und Oesterreich-Ungarns geteilt, um nicht zu sagen genährt.

Digitized by Google

Der Baron v. Marschall ist überzeugt, daß Italien weder ein Schiff noch ein Bataillon nach Tripolis schicken wird, und daß seine drohende Haltung keinen andern Zweck hat, als irgendeine neue Konzession zu erlangen, die ihm die Türkei hartnäckig verweigert.

Wenn es sich anders verhielte, würde doch das römische Kabinett Berlin benachrichtigt haben . . .

Doch für Italien hören nach der Meinung und dem Ausspruch eines russischen Staatsmannes seine Verpflichtungen gegen den Dreibund an der Donau auf. Italien würde künftig seinen Verbündeten von seiner Mittelmeerpolitik nur noch so viel mitteilen, als es für gut befindet. Uebrigens scheint es in Tripolis den Alldeutschen, um nicht zu sagen Deutschland, zu mißtrauen, und zwar, seitdem ein neuer deutscher Konsul, Dr. Tilger, ein vertrauter Freund des Wali, eine dort vorher unbekannte Tätigkeit entwickelt, seitdem ein Deutscher dort Grundstücke kauft, seitdem Baron v. Marschall und Marquis Pallavicini erklärt haben, daß sie nicht wüßten, auf welche Staatsdokumente sich die Ansprüche Italiens in Tripolis stützen . . . Wenn das römische Kabinett seine Pläne irgendeiner andern Macht mitgeteilt hat, so ist dies weder Deutschland noch Oesterreich-Ungarn. Vielleicht hat es sie in Petersburg durchblicken lassen, wo sie keinen Widerstand gefunden haben.

Einige Tatsachen könnten die kaiserliche Regierung aus ihrer Ruhe bringen. Die Abberufung des Botschafters, der „persona grata“ war, ließ sich durch persönliche Reibungen erklären, worüber sich der Großwesir Hakki-Pascha, der Botschafter in Rom gewesen ist und die Verhältnisse dort kennt, vollständig klar ist. Aber die Verspätung seines Nachfolgers, im gegenwärtigen Augenblick, gibt zu denken. Wenn er nicht kommt, so ist daran wahrscheinlich die Besorgnis schuld, daß er sogleich infolge eines vielleicht nahe bevorstehenden Bruches wieder abreisen müsse.

Indessen gehen in diesen letzten Tagen gewisse Dinge vor, die beunruhigend scheinen. Das italienische Stationsschiff ist abgefahren unter dem Vorwand, den neuen Botschafter abzuholen, aber in Wirklichkeit vielleicht, um nicht im Falle eines Bruches genommen zu werden. Ein italienischer Postdampfer, der in den Dardanellen ankam, fand dort den Befehl vor, umzukehren, und ein Teil der Passagiere, die nach Konstantinopel wollten, hat es vorgezogen, auf die weitere Reise zu verzichten und nach Italien zurückzukehren, statt die Fahrt mit den ihnen angebotenen Mitteln fortzusetzen. Italienische Schiffe, die sich im Schwarzen Meer befanden, sind zurückgerufen worden. Die Schiffahrtsgesellschaften wissen also, wie es manche Großbanken in Italien wissen, daß der Krieg bevorsteht.

Ferner bringt die Italienische Botschaft nicht mehr bei der Pforte darauf, die Erledigung der laufenden Angelegenheiten zu beschleunigen. Man kann annehmen, daß der Geschäftsträger dem neuen Botschafter das Verdienst — und die Schwierigkeit überlassen will, die schwebenden Fragen zu lösen. Man könnte aber auch glauben und würde damit das Rechte treffen, daß er deswegen die

Digitized by Google

ottomanische Regierung nicht mehr drängt, weil man die Besorgnis hat, daß die Hohe Pforte in irgendeinem Punkte nachgeben und dadurch die italienische Regierung irgendeines der Gründe berauben könnte, die sie gesammelt hat, um den Krieg zu motivieren.

*

Am Sonntag den 24. September, dem Tage vor dem Bairamfest (erster schawal des mohammedanischen Kalenders) hat die Italienische Botschaft aus Rom telegraphische Weisung erhalten, bei der Pforte einen dringenden Schritt zu tun. Die kaiserliche Regierung soll aufgefordert werden, ihre Beamten und deren Vorgehen zu überwachen, angesichts des Umstandes, daß vor kurzem nach Tripolis gesandte ottomanische Offiziere anscheinend auf geheime Befehle hin die Bevölkerung von Tripolis und Bengasi gegen die Italiener aufhetzen. Außerdem würde jede Entsendung von Truppen, Waffen und Munition nach Tripolis oder in die Cyrenaika durch die kaiserliche Regierung von der italienischen Regierung als „eine Tatsache von außergewöhnlichem Ernst angesehen werden". England hatte beim Eintreffen des Hauptmanns Marchand in Faschoda erklärt, daß ein bewaffnetes Einrücken Frankreichs ins Niltal als „an unfriendly act" betrachtet werden würde. Einerlei, wie der Ausdruck lauten mag, ein derartiges von einem fremden Staat ausgesprochenes und an einen souveränen Staat gerichtetes Verbot in bezug auf eine der Provinzen dieses Staates bezeichnet deutlich die Absicht der italienischen Regierung, die Türkei zum Aeußersten zu treiben. Damit ist also jetzt der Krieg sicher.

Die Sache hat Eile. Aber dieser Sonntag ist nicht nur ein christlicher Feiertag, er ist auch für die Muselmanen der letzte Tag des Ramasan. Die Bureaus der Hohen Pforte werden zeitig geschlossen. Ferner befindet sich die Italienische Botschaft in ihrer Sommerresidenz in Therapia, eine Stunde von Stambul entfernt. Außerdem braucht man einige Zeit, um die Note abzufassen. Aus allen diesen Gründen kann die Mitteilung, die die Drohungen Italiens enthält, der kaiserlichen Regierung erst am folgenden Tag übergeben werden. Nun ist aber der folgende Tag der des Bairam, des höchsten Festes der mohammedanischen Religion, das, wie Ostern bei uns, die muselmanische Fastenzeit beschließt. Man nennt es auch Id-Fitr, d. h. Fest des Abbruches (der Fastenzeit). Es ist ein Tag, an dem man Besuche, Geschenke, Wünsche austauscht, ein festlicher Tag wie kein andrer. Morgens findet im kaiserlichen Palast Dolma Bagtsche eine imposante und feierliche, religiöse und bürgerliche Zeremonie statt, zu der alle Behörden, alle jene sich einfinden, die im Staat, in der Stadt, in den Kirchen der verschiedenen Bekenntnisse eine Stellung einnehmen. Das Diplomatische Korps wird regelmäßig eingeladen, ihr auf einer großen Tribüne beizuwohnen, die ihm im Saal, wo sich die Hauptzeremonie abspielt, dem größten Saal des Palastes, reserviert wird. Man erwartete dort den italienischen Geschäftsträger erscheinen zu sehen, aber er fand es für gut, sich fernzuhalten. Nur der erste Dragoman, der Generalkonsul, subalterne Beamte der Botschaft

Digitized by Google

LIBRARY OF THE UNIVERSITY

mit einigen Damen ließen sich sehen. Sie wurden übrigens äußerst liebenswürdig empfangen, sowohl von den Hofbeamten wie von den Mitgliedern des Diplomatischen Korps, die beide sich alle Mühe gaben, genau zu erfahren, was vor sich ging.

Indessen war der erste Dragoman beauftragt worden, dem Großwesir die von der Botschaft nach den von Rom gekommenen Anweisungen abgefaßte Drohnote zu überreichen. Er trug diese Note bei sich in der Tasche und suchte einen günstigen Augenblick, um sie trotz des Festes, trotz der Zeremonie zu überreichen. Es war ihm im Palast unmöglich, sich Hakki-Pascha zu nähern, der durch die mit seinem Amt verbundenen Pflichten beim Sultan festgehalten wurde. Da der Brauch will, daß gleich nach der Zeremonie im Palast die ersten Dragomane bei den höchstgestellten ottomanischen Persönlichkeiten sich einschreiben oder Karten abgeben und auf diese Art ihnen die Wünsche und Gratulationen der ausländischen Botschafter und Gesandten darbringen, so begab sich der erste italienische Dragoman in Gesellschaft des ersten deutschen Dragomans Dr. Weber auf seine Besuchsrundfahrt. Dr. Weber wußte nichts von dem Schritt, mit dem sein Kollege beauftragt war. Vom Hauptpalast aus wandte sich ihr Automobil einem entfernten Flügelbau zu, in dem der Thronfolger wohnt, von da fuhren sie auf die Höhen, auf denen andre hervorragende Persönlichkeiten wohnen, u. a. der Großwesir, der seinen Konak in Nischan Tasch hat. Es wurde ihnen gesagt, daß Seine Hoheit nicht zu Hause sei, und sie hinterließen Karten. Dennoch stieg der erste italienische Dragoman unter irgendeinem Vorwand aus dem Wagen, nahm den Diener, der sie empfangen hatte, beiseite und erkundigte sich, ob der Großwesir wirklich nicht zu Hause sei, weil er im andern Fall ihm eigenhändig eine Botschaft von allergrößter Wichtigkeit übergeben wolle. Der Diener versicherte, sein Herr sei abwesend, werde aber nicht lange mehr ausbleiben. Auf diese Versicherung hin übergab der erste Dragoman, da er nicht wußte, wo er Hakki-Pascha auftreiben sollte, dem Diener mit den erforderlichen Einschärfungen das Schreiben, dessen Ueberbringer er war, und ließ sich eine schriftliche Empfangsbestätigung geben.

Montag der 25. verlief ohne jedes bemerkenswerte Ereignis. Dienstag den 26. September morgens bat der Großwesir durch ein Billett den italienischen Geschäftsträger, sich zur Hohen Pforte zu begeben, da Seine Hoheit ihn zu sprechen wünsche. Der Geschäftsträger erschien in den ersten Stunden des Nachmittags im Großwesirat.

Hakki-Pascha drückte ihm sein lebhaftes Erstaunen aus über den scharfen und drohenden Ton der Mitteilung, die er in allerletzter Zeit von der Italienischen Botschaft erhalten habe. Die kaiserliche Regierung wisse ihn sich nicht zu erklären, da sie sich bewußt sei, immer, besonders seit er, Hakki, an ihrer Spitze stehe, bestrebt gewesen zu sein, alle Forderungen der königlichen Regierung zu erfüllen. Er erinnerte unter Aufzählung der einzelnen Fälle an die Waldkonzessionen, die italienischen Unternehmern in Albanien gewährt, die Vollmachten, die italienischen archäologischen und mineralogischen Missionen in der Cyrenaika und

Digitized by Google

in Tripolis erteilt worden seien, an die dem Banco di Roma gewährten Erleichterungen aller Art in Tripolis, in der Cyrenaika und sogar in Konstantinopel... Die kaiserliche Regierung sei Italien gegenüber weit über das hinausgegangen, was gesetzlich gestattet sei, wie die Ausweisung des Argentiniers Guzman beweise, die auf Italiens Verlangen und ohne genügende rechtliche Begründung zugestanden worden sei; sie habe etwas getan, wozu wenige Regierungen sich herbeilassen würden, indem sie einen Wali, den Marschall Ibrahim-Pascha, abberief, um der italienischen Regierung gefällig zu sein, ohne daß diese ihrerseits dasselbe Entgegenkommen zeigte, denn der italienische Konsul in Tripolis sei von dort freiwillig fortgegangen, ohne abberufen zu werden ... Nachdem er so viel getan habe, könne er, der Großwesir, nur erstaunt und betrübt sein, zu sehen, daß es ihm trotz all seines guten Willens nicht gelungen sei, die Italiener zu befriedigen. Wenn Italien wirklich noch mehr verlange, so werde er noch einmal versuchen mehr nachzugeben. Der Geschäftsträger möge genau erklären, was Italien wolle. Er werde noch einmal sein möglichstes tun, um es zufriedenzustellen.

Der Geschäftsträger antwortete, daß er keine andern Weisungen habe als diejenigen, deren er sich durch die Note vom Samstag den 24. September entledigt habe.

Darauf bat ihn der Großwesir, an den Minister des Auswärtigen, Marquis di San Giuliano, zu telegraphieren und ihn nach seinen Wünschen zu fragen. Die Hohe Pforte würde sich bemühen, sie zu erfüllen. Er möge hinzufügen, er, Hakki-Pascha, hege die aufrichtigsten Absichten, alle Schwierigkeiten zu beseitigen, alle Mißverständnisse zu zerstreuen, und habe das Vertrauen, daß auf italienischer wie auf ottomanischer Seite niemand auch nur die entfernteste Absicht habe, „die Karten durcheinander zu bringen".

Der Geschäftsträger versprach, um was er ersucht wurde, und telegraphierte seinem Versprechen gemäß noch an demselben Abend den Inhalt seiner Unterredung vom heutigen Tage mit dem Großwesir nach Rom.

Mittwoch den 27. September wurde im Laufe des Nachmittags ein sehr langes Telegramm aus Rom der Italienischen Botschaft durch das Telegraphenbureau von Therapia zugestellt. Die ganze Nacht mußte von dem Personal der Botschaft darauf verwendet werden, das Telegramm zu dechiffrieren und die an die Hohe Pforte zu richtende Mitteilung abzufassen. Entsprach die italienische Regierung dem Ersuchen Hakki-Paschas? Präzisierte sie, wie sie gebeten worden war, ihre Wünsche? Nein. Sie stellte ein Ultimatum. Unter dem Druck der Umstände, die später durch den Ausdruck „fatalità storica" zusammengefaßt worden sind, setzte sich die Regierung über die auf der Friedenskonferenz übernommenen Verpflichtungen[1]) hinweg, nach denen die zwischen ihr und der

[1]) „Im Falle einer ernsten Mißhelligkeit oder eines Konfliktes kommen die Mächte überein, ehe sie zu den Waffen greifen, die guten Dienste oder die Vermittlung einer oder mehrerer befreundeter Mächte in Anspruch zu nehmen."

Digitized by Google

Türkei schwebenden Fragen dem Haager Schiedsgericht hätten unterbreitet werden müssen.

*

Der folgende Tag, Donnerstag der 28. September, war diplomatischer Empfangstag bei der Hohen Pforte. In Abwesenheit des Ministers des Aeußern empfing Hakki-Pascha. Wenn sich der Geschäftsträger zur gewohnten Stunde ins Großwesirat begab, riskierte er, erst sehr spät empfangen zu werden, denn wenn andre Diplomaten schon da waren oder kamen, ehe er vorgelassen wurde, kam er erst an die Reihe, nachdem die Botschafter, die Gesandten und die Geschäftsträger, die älter waren als er — und sie waren es alle — defiliert hatten. Der Geschäftsträger verließ also vormittags Therapia, begleitet von dem ersten Dragoman. Zuerst begab er sich in die Deutsche Botschaft, wo er den Baron Marschall von dem Schritte, den er bei der Hohen Pforte zu tun beauftragt war, in Kenntnis setzte. Der deutsche Botschafter stellte ihm in bester Absicht den Ernst des Aktes vor, den er auf Befehl seiner Regierung zu vollziehen im Begriffe stand und von dem er die schlimmsten Folgen voraussah. Aber „alea jacta erat". Von der Deutschen Botschaft begab sich der italienische Geschäftsträger nach Stambul. Um $1^1/_2$ Uhr kam er in der Hohen Pforte an. Kurz vor 2 Uhr traf Hakki-Pascha selbst ein und gab Befehl, ihn vorzulassen.

Auf die Frage des Großwesirs, der sich erkundigte, ob die Italienische Botschaft Antwort auf die Mitteilung erhalten habe, die sie gebeten worden war, an den Marquis di San Giuliano zu richten, antwortete der Geschäftsträger dem Pascha nur durch Ueberreichung der Note, die für ihn abgefaßt worden war. Der Großwesir erwartete eine Darlegung von Tatsachen, die mit einer Formulierung der zu erfüllenden Forderungen schließen würde. Er überflog das Dokument mit den Augen.

„Aber das ist ja ein Ultimatum," sagte er.

Der Geschäftsträger verneigte sich zum Zeichen der Zustimmung.

Seine Hoheit durchflog die Note der Italienischen Botschaft noch einmal. Da der Geschäftsträger kein Wort sagte, fuhr Hakki-Pascha mit einiger Bitterkeit fort:

„Das ist die Fabel La Fontaines . . ."

Er meinte damit das wohlbekannte Gleichnis vom Wolf und vom Schaf.

Da jedoch der ausschlaggebende Grund des Ultimatums die Ankunft der „Derna" in den Gewässern von Tripolis zu sein schien, machte der Großwesir die Bemerkung, so akademisch sie auch sein mochte: da dieses Schiff von Konstantinopel, lange bevor die italienische Regierung ihr Veto gegen jede neue Entsendung von Soldaten, Waffen oder Munition nach Tripolis von seiten der Hohen Pforte eingelegt habe, abgegangen sei, so könne die Ankunft dieses Schiffes in Tripolis nicht die „Tatsache von außergewöhnlichem Ernst" bilden, von der die italienische Regierung seinerzeit gesprochen habe; überdies habe das Schiff hauptsächlich Lebensmittel für die ausgehungerte Bevölkerung des Wilajets

Digitized by Google

an Bord; ein weiterer Dampfer, der später mit derselben Bestimmung habe abgehen sollen, sei aufgehalten worden, um bei der italienischen Regierung keinen Verdacht zu erwecken, obwohl er nur Weizen und Gerste geladen hatte ...

Da der italienische Geschäftsträger keine Antwort gab, läutete der Großwesir seinem Kabinettschef und gab Befehl, unverzüglich den Ministerrat einzuberufen. Dann zog er seine Uhr aus der Tasche und sagte:

„Es ist 2¼ Uhr. Morgen vor dieser Zeit werden Sie unsre Antwort haben."

Die Mitglieder des Diplomatischen Korps, die währenddessen nach und nach angekommen waren und in dem für sie reservierten Saal warteten, bis sie zur Audienz vorgelassen würden, wurden benachrichtigt, daß die Audienz auf einen andern Tag verlegt werde.

*

Der Ministerrat trat zuerst in der Hohen Pforte zusammen. Später begab er sich in den kaiserlichen Palast Dolma Bagtsche. Die Beratung dauerte den ganzen Tag und einen Teil der Nacht. Freitag den 29., vormittags, wurde die Antwort der Hohen Pforte der Italienischen Botschaft in Therapia übergeben. Da die kaiserliche Regierung Italien, wie man erwarten mußte, die Besetzung ihres Wilajets Tripolis und ihres Muteffarifats Bengasi nicht gestatten konnte, so lief ihre Antwort auf das Ultimatum darauf hinaus, daß sie den Kriegszustand als bestehend anerkannte. Ehe jedoch die im Ultimatum festgesetzten vierundzwanzig Stunden verstrichen waren, hatte die Italienische Botschaft den Text der Kriegserklärung, die sie der Hohen Pforte überreichen sollte, telegraphisch aus Rom erhalten. Gegen 5 Uhr nachmittags wurde die Erklärung in die Stadt gebracht. Da die Pforte wegen des muselmanischen Festes geschlossen und der Großwesir sowie der Generalsekretär des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten nicht zu Hause waren, begab sich der erste Dragoman der Botschaft, der mit der Ueberreichung beauftragt war, nach dem kaiserlichen Palast, wo, wie er vorhergesehen hatte, der Ministerrat versammelt war. Es war 7 Uhr abends.

Der Großwesir bat seine Kollegen, die Sitzung zu suspendieren, damit er den Abgesandten der Botschaft empfangen könne. Als er statt des Geschäftsträgers, den er zu sehen erwartete, den ersten Dragoman erblickte, zeigte Hakki-Pascha einiges Erstaunen und fragte, ob der Geschäftsträger bereits abgereist sei ...

Er durchlas das Dokument, das ihm überreicht worden war, und interpungierte die Lektüre mit einigen „Gut!"

„Das Personal der Botschaft wird morgen früh seine Pässe erhalten," sagte er noch und verabschiedete dann mit einer Kopfbewegung den ersten Dragoman.

Die Minister traten wieder zur Sitzung zusammen. Noch an demselben Abend überreichte Hakki-Pascha seine Demission und die des ganzen Kabinetts.

Digitized by Google

Am folgenden Tage um 10 Uhr vormittags händigte Said Bei Daoud, Sekretär und Dolmetscher des Großwesirats, der Italienischen Botschaft in Therapia die Pässe des Geschäftsträgers und seiner Kollegen aus.

Die Neutralisierung Afrikas

Auszug aus einem Schreiben eines hervorragenden Kolonialpolitikers

Ich darf vorausschicken, daß ich bei Beantwortung der aufgeworfenen Frage weit mehr auf seiten des Dr. Peters als auf der Hutters stehe. Die Beantwortung wird schon dadurch einigermaßen erschwert, daß Afrika geographisch zwar ein festumschriebener, einheitlicher Begriff ist, nicht aber politisch. Ganz Nordafrika gehört politisch schon jetzt eigentlich mehr zu Europa als zu Afrika. Man denke nur an Algerien und dessen drei Departements, die schon jetzt einen integrierenden Bestandteil Frankreichs ausmachen. Tunis und Marokko, ebenso Tripolis und Spanisch-Nordafrika werden wohl derselben Zukunft entgegengehen Wenn zwischen europäischen Mächten ein Krieg ausbrechen sollte, dürfte sich der Kriegsschauplatz voraussichtlich auch auf das Mittelländische Meer erstrecken. Ist es denkbar, daß dabei die Neutralität der einzelnen nordafrikanischen Kolonien gegenseitig geachtet wird, selbst wenn sie auf dem Papier stünde? Wäre nicht schon die Verwendung der einheimischen algerischen Bevölkerung in den Reihen der französischen Armee ein Bruch der Neutralität, und würde Frankreich auf diese Verwendung verzichten wollen und können und seine algerischen und tunesischen Häfen für neutral erklären usw.? Diese Frage aufwerfen heißt sie auch schon verneinen.

Denkt man bei Stellung Ihrer Frage ausschließlich an Zentral- und Südafrika, insbesondere also an die sog. Kronkolonien und die seit Ende des vorigen Jahrhunderts von den verschiedenen europäischen Mächten teils erst in Besitz genommenen, teils erweiterten Gebiete, so liegen die Verhältnisse allerdings weit einfacher. Auch ich halte es nicht für sehr wahrscheinlich, daß irgendeine europäische Macht eine andre mit Krieg überziehen wird, lediglich um sich in Afrika einen Gebietszuwachs zu erobern. So sehr die Grenzen der einzelnen hierbei in Betracht kommenden Kolonialgebiete noch einer Korrektur und Revision bedürftig sind, was sich schon aus der Art und Weise ihrer Erwerbung und Aufteilung ergibt, die bekanntlich höchst plan- und systemlos erfolgte und lediglich von dem Gesichtspunkte ausging, zunächst einmal blindlings zuzugreifen und Hand auf alles zu legen, was noch keinen Herrn hatte, so läßt sich doch eine derartige Korrektur mit der Zeit auch auf friedlich-schiedlichem Wege denken und erhoffen, zumal sie in manchen Fällen ja auch im gegenseitigen Interesse gelegen sein kann und es dabei keine Sieger und Besiegte zu geben braucht. Auch wäre wohl denk- und durchführbar, daß, im Falle des Ausbruchs eines Krieges zwischen

Digitized by Google

europäischen Mächten, die kriegführenden Teile ihre afrikanischen Besitzungen davon ausschlössen und gegenseitig für neutral erklärten. Dahingegen würde aber wohl keine Nation so weit gehen, in einem solchen Falle im voraus als siegende Macht bei einem Friedensschlusse auf jede Kompensation in Afrika zu verzichten und die Neutralisierung auch dann noch zu achten.

Diese und noch manche andre Erwägung, auf die ich bei der Kürze der Zeit hier nicht wohl eingehen kann, lassen mir es sehr zweifelhaft erscheinen, daß eine Neutralisierung Afrikas überhaupt möglich ist. Ob sie, wenn möglich, gerade im Interesse des Deutschen Reiches gelegen wäre, möchte ich mit Herrn Dr. Peters gleichfalls verneinen.

*

Im Interesse der von der Schriftleitung angeregten Angelegenheit der Neutralisierungsfrage Afrikas halte ich es für angezeigt, zu den von Herrn Dr. K. Peters ausgesprochenen Anschauungen Stellung zu nehmen, lediglich auf den sachlichen Moment mich beschränkend.

1. Die von Herrn Dr. Peters aufgestellte Definition einer Neutralisierung Afrikas: „daß alle in Afrika interessierten Mächte den afrikanischen Statusquo, komme, was kommen mag, garantieren sollen", ist zu weit. Das beweisen eben die von Herrn Peters angeführten „Fälle vom Gegenteil", die sich nicht gegen meine, sondern gegen die von Herrn Peters aufgestellte Definition richten. Eben weil in dieser weiten Fassung eine Neutralisierung Afrikas unannehmbar wäre, habe ich die engere Formulierung gewählt. Sobald einmal zwei europäische Staaten im Kriegszustand sich befinden, ist selbstverständlich das ganze gegnerische Gebiet Feindesland, ob in Europa oder außerhalb gelegen. Und jeder Staat wird da anpacken, wo er des Gegners verwundbarste Stelle zu treffen hofft.

2. Die von Herrn Peters als Gegenbeispiel genannte südafrikanische Union ist gerade eines der Staatengebilde, an deren unabweisbares Kommen ich bei meinen Ausführungen über „interkolonialpolitische Entwicklung" gedacht habe. Ich möchte hier nochmals meine wohlüberlegte Scheidung zwischen Nationalpolitik (i. e. Kolonialwirtschaft) und Interkolonialpolitik (eine von Professor Dr. v. Mackey eingeführte Bezeichnung) betonen.

3. Aus meinen Ausführungen zu diesem interkolonialpolitischen Standpunkt geht klar hervor, daß auch ich nicht die derzeitigen Abgrenzungslinien als endgültigen Statusquo betrachte. Nur will ich mit einer Neutralisierung Afrikas (in der von mir vorgeschlagenen engeren Auslegung) erreichen, daß eine Aenderung der Grenzen durch „Verständigung, Kauf oder Tausch", also friedlich vor sich gehe.

4. Auseinandergehende Urteile hinsichtlich Faschoda und Agadir dürfte man vielleicht richtiger als das Ergebnis verschiedener Parteistellung denn als „Irrtum" bezeichnen. Das hat jüngst in dem Agadirpalaver der darob entstandene Pressekampf zur Genüge erwiesen. Hätte es sich in beiden Fällen um vitale Interessen gehandelt, hätte ein Bluff nicht verfangen.

Digitized by Google

5. Das von Herrn Peters angeführte Argument der italienischen Kolonisierung des Agrarstaates Rom ist gerade ein Beweis für meine Anschauung, daß kein Agrarstaat eine Kolonialmacht im modernen Sinne sein wird. Etwas andres ist die Hinausschiebung der Grenzmarken von einem volklichen Kernpunkt aus, etwas andres die Besitzergreifung ferner überseeischer Gebiete.

6. Als weiteren Irrtum meinerseits bezeichnet Herr Peters, „zu meinen, daß Industriehandelsstaaten keine Kriege führten". Hätte ich so geschrieben, dann wäre das freilich ein grober geschichtlicher Irrtum. Ich bitte aber Herrn Peters, nochmals den betreffenden Absatz meines Artikels ansehen zu wollen. Das erste Wort desselben ist: „Heutzutage"!

7. Endlich noch ein Punkt. Herr Peters imputiert mir am Schluß seiner Ausführungen die Anschauung, daß der afrikanische Kontinent an allen Stellen gleichwertig sei. Als Kamerunforscher und Südwestafrikafahrer enthalte ich mich dazu jeder weitern Bemerkung. Nur so viel: für eine ausgleichende Bewertung der einzelnen Gebiete (wie ich solche S. 315, Absatz 1 von oben kurz angedeutet habe) ist doch wohl gerade ihre Verschiedenheit die logisch notwendige Voraussetzung.

Hutter.

*

Schlußwort

Wenn Herr Hauptmann Hutter unter „Neutralisierung Afrikas" nicht das versteht, was wir gewohnt sind, als Neutralisierung eines Landes (z. B. Belgiens und der Schweiz) zu bezeichnen, so war es seine Aufgabe, seine persönliche Definition seinem Aufsatz voranzustellen. Sonst mußte ich den Begriff fassen, so wie wir ihn kennen. Ich kann auch nicht einmal zugeben, daß seine engere Fassung richtig ist. Der Transvaalkrieg wurde doch sicherlich geführt, um ein „Stück afrikanischen Landes zu annektieren"; und Tripolis wie Marokko werden vor unsern Augen durch Krieg von europäischen Staaten erobert. Die Eroberung des Sudan durch Kitchener und die versuchte Unterwerfung des „Mad Mullah" durch die Briten sind ebenfalls noch frisch in Erinnerung. Es ist gar nicht ersichtlich, weswegen dies die letzten Kriege um afrikanische Gebiete sein sollen, weshalb dort in Zukunft „jede Aenderung der Grenzen durch Verständigung, Kauf oder Tausch, also friedlich, vor sich gehen" soll.

Herr Hutter meint, das von mir „angeführte Argument der italienischen Kolonisierung des Agrarstaates Rom sei gerade ein Beweis für seine Anschauung, daß kein Agrarstaat eine Kolonialmacht im modernen Sinne sein werde." Gründe für diese Behauptung gibt er nicht; auch verschweigt er, daß ich auf die agrarische Kolonialpolitik der Gracchen in Nordafrika, auf die agrarische Kolonialpolitik der Briten in Nordamerika (heute noch in Kanada, in Australien, in Südafrika) hingewiesen hatte.

Ob Handelsstaaten es nicht auch heute wie früher unter Umständen für ein „vitales Interesse" halten mögen, für die „offene Tür" das Schwert zu ziehen,

Digitized by Google

bleibt abzuwarten; ebenso, wie ich mich gar nicht wundern würde, wenn Großmächte für afrikanischen Landbesitz zu kämpfen für vorteilhaft halten. Was „vitales Interesse" eines Staates ist, ist augenscheinlich ein umstrittener Begriff. Ich verstehe als Lebensinteresse für das Deutsche Reich die Erwerbung möglichst vieler besiedlungs- und kulturfähiger Landgebiete auf der Erde, wo immer sie auch gelegen sein mögen.

Carl Peters (London).

*

Mein Schlußwort

Das Schlußwort des Herrn Dr. Peters zwingt mir — sehr gegen meine Anschauung, daß es für den Leser nichts Unerquicklicheres gibt als derartige Auseinandersetzungen — doch noch einmal die Feder in die Hand.

1. An welche Stelle ich meine Definition setze, ist meine Sache. Wohl aber ist es Aufgabe desjenigen, der sich kritisch mit dem Aufsatze eines andern befaßt, diesen zuerst vollständig zu lesen. Dann wäre Herrn Peters diese meine — Seite 313, letzter Absatz — klipp und klar gegebene Definition bei seiner ersten Erwiderung nicht entgangen.

2. Die von Herrn Peters angezogenen Beispiele: Transvaalkrieg, Tripolis, Marokko usw. stimmen wieder nicht ganz. Diese afrikanischen Gebiete hatten ja vor ihrer Annektierung durch die betreffenden europäischen Mächte noch keinen europäischen Herrn. Durch meinen ganzen Aufsatz zieht sich aber wie ein roter Faden der in der Definition direkt ausgesprochene Grundgedanke: daß wohl kein europäischer Staat, um ein einem andern europäischen Staate gehörendes Stück afrikanischen Landes zu annektieren, einen Krieg beginnen wird.

Nach diesen zwei Berichtigungen noch eine allgemeine endgültige Schlußbemerkung meinerseits: Daß Herrn Dr. Peters' und meine Anschauungen über die Möglichkeit einer Neutralisierung Afrikas auseinandergehen, hat seinen Grund wohl darin, daß wir beide sowohl auf kolonial als politisch verschiedenem Standpunkte stehen. Herr Dr. Peters ist auch jetzt noch für möglichst extensives Vorgehen, ich für intensive Kolonialarbeit; Herr Dr. Peters gehört anscheinend mehr der sog. alldeutschen Richtung an, ich nicht.

Hutter.

Digitized by Google

Graf Alois Karolyi

Ein Beitrag zur Geschichte der österreichisch-ungarischen Diplomatie

Von

Freiherr v. Hengelmüller

(Fortsetzung)

V

Berlin — Fortsetzung — 1861/1862 — Bis zum Amtsantritt v. Bismarcks

Die ersten Monate des Jahres 1861 waren für Karolyi eine an Mühe, Aufregung und Enttäuschung reiche Periode. Am 11. Januar hatte er eine Note des Freiherrn v. Schleinitz erhalten, in welcher die Geneigtheit der preußischen Regierung erklärt wurde, dem Inhalt der Teplitzer Besprechungen nunmehr vertragsmäßigen Ausdruck zu geben und in die Verhandlungen über ein Defensivbündnis einzugehen. Es schien somit, daß das von der kaiserlichen Regierung warm gewünschte, von ihrem Berliner Vertreter eifrig verfolgte Ziel seiner Erreichung nahe sei. Die freudig begrüßten Erwartungen gingen aber nicht in Erfüllung, vielmehr nach dreimonatigen Verhandlungen vollständig in die Brüche.

Die Eröffnung vom 11. Januar war dem kaiserlichen Kabinett als willkommene Ueberraschung gekommen, denn wenn man auch in Wien seit Teplitz sich dem angestrebten Ziele aufrichtiger Einigung mit Preußen nähergekommen fühlte, so war man sich gleichzeitig dessen bewußt, daß bis zum Abschluß des gewünschten Allianzvertrages noch ein beträchtliches, an Hindernissen reiches Stück Weges zurückzulegen sei. In den Instruktionen, welche zur Orientierung des nach dem am 2. Januar erfolgten Tode König Friedrich Wilhelm IV. zur Kondolenz und Teilnahme an der Begräbnisfeier in spezieller Mission entsendeten Erzherzogs Ferdinand Maximilian, nachmaligen Kaisers von Mexiko, aufgesetzt wurden, waren die bezüglichen Anschauungen und Wünsche der kaiserlichen Regierung in klarer und anschaulicher Weise ausgedrückt.

Der Kernpunkt der Frage, ob nämlich Preußen ohne für Oesterreich unannehmbare Zugeständnisse auf innerdeutschem Gebiete sich zum Abschluß des Bündnisses bereit finden lassen werde, war auch nach Teplitz offen geblieben. Die kaiserliche Regierung erkannte vollkommen, daß ihre schwierige Lage und billige Rücksicht auf den Ernst und die Gefährlichkeit eines preußischen Entschlusses zugunsten ihrer in Italien bedrohten Interessen ihr jedes mögliche Entgegenkommen zur Pflicht machten, fand aber die Grenzen hierfür teils durch die Interessen ihrer eignen deutschen Stellung, teils durch die Rücksicht auf die übrigen deutschen Staaten gezogen. Wir hatten daher schon in Teplitz Preußen unsre volle Unterstützung in der holsteinischen Frage zugesagt, waren bereit, im

Digitized by Google

Falle eines gemeinsamen Krieges Preußen alle mit dem Bundesprinzip vereinbarlichen Ehren und Erleichterungen, sowie den Oberbefehl am Rheine zuzugestehen, nicht aber permanente Konzessionen in organischen Fragen zu machen.

Seither hatten auch Bayern und Württemberg den Wunsch ausgesprochen, Preußen am Bunde zu einer direkten Kundgebung für die Aufrechterhaltung der österreichischen Herrschaft in Venetien zu bewegen. Die kaiserliche Regierung wünschte selbstverständlich das Gelingen eines solchen Schrittes, machte aber den Erzherzog auf die Heikligkeit dieser Frage aufmerksam, da Preußen diesfalls sehr empfindlich sei und alles ablehnen würde, was auch nur den Schein einer Majorisierung an sich trüge.

Der Zusammentritt der in Teplitz vorgesehenen Militärkommission hatte sich lange verzögert. Nun waren von österreichischer Seite General Graf Huyn und Major v. Binder in Berlin angekommen, von preußischer Generalleutnant v. Moltke und General v. Alvensleben ernannt worden. Ueber die diesen Kommissären zufallende Aufgabe bestand aber auf beiden Seiten kein ganz klares und bestimmtes Einverständnis. Für Oesterreich war die vertragsmäßige Feststellung der Fälle gemeinsamer Kriegsverpflichtung die Hauptsache, für Preußen die Einigung über eine Revision der Bundeskriegsverfassung und daraus folgende, am Bunde gemeinsam zu stellende Anträge. Eine von Herrn v. Schleinitz im Dezember 1860 erhaltene Mitteilung hatte die kaiserliche Regierung besorgen machen, daß Preußen aus der Einigung über den letzteren Punkt eine Vorbedingung für das Eingehen in den ersteren machen würde, und wenngleich sie hierüber Beruhigung erhalten hatte, war doch vorauszusehen, daß die preußischen Bevollmächtigten die Reformierung der Bundeskriegsverfassung in den Vordergrund stellen würden.

Was wir damals in Berlin wünschten, wurde in folgenden drei Punkten zusammengefaßt:

1. Befestigung des noch immer von feindlichen Einflüssen bekämpften Entschlusses des Königs, uns eventuell gegen Frankreich zu Hilfe zu kommen.
2. Rascher Abschluß der geheimen Militärkonvention.
3. Preußens Eingehen auf den von Bayern und Württemberg angeregten Gedanken einer gesamtdeutschen Kundgebung behufs gemeinsamer Verteidigung Venetiens.

Die Schleinitzsche Note vom 11. Januar rief unter diesen Umständen in Wien um so freudigere Genugtuung hervor, als in derselben Preußens Bereitheit zum Defensivbündnis an keine Bedingung geknüpft war, sondern nur die Erwartung ausgesprochen wurde, daß die kaiserliche Regierung die schwierige Aufgabe des preußischen Kabinetts durch offene Anerkenntnis wohlbegründeter und für die preußischen wie allgemein deutschen Interessen unabweislicher Forderungen erleichtern werde. Hervorgehoben wurde ferner, daß das Defensivbündnis den Verhandlungen über die Militärkonvention eine politische Grundlage geben und denselben als Komplement dienen sollte.

Digitized by Google

In Wien beeilte man sich, in die dargebotene Freundeshand einzuschlagen. Karolyi erhielt sofort die nötigen Vollmachten, und er wie seine Auftraggeber sahen der baldigen Mitteilung des Vertragsentwurfes um so zuversichtlicher entgegen, als Schleinitz selbst die Hoffnung auf möglichste Beschleunigung der Verhandlungen ausgedrückt hatte. Aber Wochen vergingen, ohne daß von preußischer Seite ein weiterer Schritt erfolgte, und Karolyi, der gehofft hatte, als erfolgreicher Kompaszisent wirken zu können, sah sich zur peinlichen Rolle eines bloßen Ermahnungsorganes verurteilt.

Am 19. Januar hatte Karolyi nach einer Unterredung mit Schleinitz dem Grafen Rechberg die Hoffnung ausgesprochen, daß er in wenigen Tagen in der Lage sein werde, den Vertragsentwurf vorzulegen, am 30. berichtet, daß Schleinitz durch die Adreßdebatte in der Kammer so sehr in Anspruch genommen sei, daß er für die Sache nicht die nötige Zeit gehabt habe. Der Entwurf befinde sich übrigens in Ausarbeitung. Am 2. Februar erörterte Karolyi sodann zum ersten Male die Hypothese, ob die Verzögerung nicht eine absichtliche wäre, doch wies er diese Annahme vorerst noch ab. Vierzehn Tage später sprach er seine bezügliche Befürchtung Herrn v. Schleinitz aus und erbat eine offene Mitteilung, ob der angeführte Zeitmangel wirklich der einzige Grund der Verzögerung sei und nicht viel mehr neu aufgetauchte Bedenken die Ausführung des so bestimmt angekündigten Entschlusses in Frage stellten. Nicht ohne Verlegenheit erwiderte der Minister des Aeußern, daß er vorläufig noch nichts Bestimmtes in Aussicht stellen könne, die Sache nächste Woche zum Abschluß zu bringen hoffe, jedoch gestehen müsse, daß noch manche Hindernisse zu überwältigen wären. Auf weiteres Drängen um mehr Licht erwiderte Schleinitz: „Ja, was wollen Sie? Ich bin nicht unsterblich, ich kann über die Zukunft nicht verfügen und weiß überhaupt nicht, ob ich werde durchdringen können. Mit dem Könige wäre es leicht, der Sache einen guten Verlauf zu geben, doch nicht so mit allen andern."

Diese Worte gaben den Schlüssel zur Lage. Schleinitz schloß mit der bestimmten Versicherung, daß „etwas" uns vorgelegt werden würde, aber Karolyi sah voraus, daß dieses für uns nicht annehmbar sein werde. Ihm war es klar, daß uns gegenteilige Strömungen im Kabinett zur Geltung gekommen waren, und daß, wenn auch nicht von einer förmlichen Zurückziehung der erteilten Zusage die Rede sein konnte, weitere Verzögerungen und zuletzt eine nicht im Sinne unsrer Wünsche und Erwartungen gehaltene Formulierung des Vertrages eintreten würden.

Kurze Zeit später gelang es Karolyi endlich, mit dem Ministerpräsidenten von Hohenzollern eingehend über die Frage sprechen und dessen Unterstützung persönlich erbitten zu können. Der Fürst versicherte ihn, daß seine Befürchtungen über neu aufgetauchte Bedenken oder ministerielle Uneinigkeit grundlos wären. Die Frage werde geheim behandelt, und sei nicht im Gesamtministerium beraten worden. Die eingeweihten Minister wären alle einig, Meinungsverschiedenheiten beständen nur bezüglich der Form der Ausführung. Der Fürst bedauerte die eingetretene Verschleppung und den dadurch in Wien hervorgerufenen Eindruck,

Digitized by Google

eine wirkliche Erklärung derselben gab er nicht, meinte nur, daß die Besorgnis vor der Kammerstimmung Schleinitz zurückhaltend mache.

Mittlerweile waren auch die beiderseitigen Militärkommissäre dazu geführt worden, ihre Arbeiten zu suspendieren, da ohne vorherige Einigung über die politische Grundlage auch auf diesem Gebiet ein Resultat nicht zu erzielen war. In den Ende Januar und Mitte Februar stattgefundenen Sitzungen hatten die preußischen Kommissäre ihren österreichischen Kollegen eine ganze Reihe von Punktationen über gemeinsam am Bunde zu stellende Anträge übermittelt, welche, über den Rahmen der Teplitzer Verabredungen hinausgehend, nicht nur militärische, sondern auch politische Rechte vom Bunde auf die beiden Vormächte zu übertragen bestimmt waren. Abgesehen von der Frage friedlicher Durchführbarkeit solcher Pläne mußten uns dieselben unter der damaligen Konjunktur als direkte, auf die Etablierung preußischer Militärhoheit im ganzen nicht österreichischen Teile Deutschlands gerichtet erscheinen. Aber auch in jenen Punkten, wo die preußischen Militärforderungen annehmbar waren, mußte ihre Beurteilung eine wesentlich verschiedene sein, je nachdem die Vereinbarung über ein politisches Bündnis zustande gekommen war oder nicht.

Karolyi hatte bereits sehr wenig Hoffnung auf eine glückliche Lösung der so verheißungsvoll begonnenen Frage. Indessen bot der preußische Wunsch nach gemeinsamem Vorgehen am Bunde wegen der Militärreform, sowie anderseits die Möglichkeit unsers Anschlusses an die Staaten der Würzburger Konvention noch Aussicht auf das Gelingen eines entschiedenen Appells auf den Teplitzer Standpunkt und auf Stärkung der uns freundlichen Tendenzen in Berlin. Jedenfalls war durch einen solchen nichts zu verlieren und durch weitere Zögerung nichts zu gewinnen.

In den ersten Märztagen erhielt Karolyi im Sinne seiner Vorschläge den Auftrag, die preußische Regierung um eine ehebaldige Aeußerung darüber zu ersuchen, welche Folge sie ihrer Note vom 11. Januar nunmehr zu geben beabsichtige.

In einem den amtlichen Auftrag begleitenden Privatschreiben des Grafen Rechberg[1]) wurde die ganze Auffassung der österreichischen Regierung noch einmal ausführlich und prägnant erläutert. Es hieß darin:

„Wenn man sich der Erreichung eines redlich und beharrlich erstrebten Zieles schon sicher geglaubt hat, so entschließt man sich ungerne, neuen Zweifeln Raum zu geben. In diesem Falle befinden wir uns jetzt angesichts der Lage unsrer Allianzverhandlungen mit Preußen.

Die Note des Ministers v. Schleinitz vom 11. Januar war in so bestimmten Ausdrücken abgefaßt, daß wir es für eine ganz unfehlbar beschlossene Sache halten mußten, das Bündnis nunmehr auch offiziell zwischen den Regierungen zu besiegeln. Schon die lange Pause seit dem 11. Januar mußte uns aber wieder in Spannung versetzen, und jetzt droht uns vollends die Art, wie die

[1]) Rechberg an Karolyi, 4. März 1861.

Digitized by Google

preußischen Militärbevollmächtigten inzwischen ihre Ansprüche formuliert haben, die schon reif geglaubte Frucht dennoch vorzuenthalten ...

Ich weiß mir Preußens Handlungsweise nur dadurch zu erklären, daß man in Berlin glaubt, ein eisernes Gesetz der Notwendigkeit zwinge uns, Preußens Hilfe um jeden Preis zu suchen, während Preußen vollkommen freie Wahl habe, ob und unter welchen Bedingungen es uns diese Hilfe gewähren wolle ... Wie wäre es sonst möglich, daß die Generäle v. Moltke und v. Alvensleben abermals in einer neuen Form als Preis für den Abschluß des Bündnisses die Alleinherrschaft Preußens in Deutschland von uns forderten? Die Gelegenheiten sind nicht zu zählen, bei welchen wir gegen die Idee, als ob wir uns in einen solchen Handel einlassen könnten und wollten, Verwahrung einlegten, und nun finden wir dennoch wieder diesen hartnäckigen Stein des Anstoßes an der alten Stelle ...

Wir geben der Allianz mit Preußen vor jeder andern den Vorzug, und wir haben für diese Hauptrichtung unsrer Politik österreichische, deutsche und vor allem allgemein konservative Beweggründe. Aber wir können und werden uns nicht auf jede Bedingung hingeben. Verlangt man von uns das Aufgeben unsrer Rechte in Deutschland, ein Opfer, welches zugleich eine äußere Erniedrigung und eine innere Gefahr für den Kaiserstaat ist, so werden wir uns lieber nach einer leidlichen Rückzugslinie umsehen ...

... Beharrt man darauf, uns zuzumuten, die preußische Allianz durch Konzessionen zu erkaufen, die zu gewähren weder in unsrer Macht noch in unserm Willen liegt, so müssen wir Wert darauf legen, je eher bestimmten Ausspruch zu erhalten. Kommt es zu einem Kriege, in dem wir — sei es im Westen, sei es im Süden — mit Preußen treu und gemeinsam kämpfen, so werden sich beim Friedensschlusse Entschädigungen für Preußen finden, aber auf keinen Fall könnte Oesterreich schon vor dem Kriege auf seine Kosten Preußen die Früchte eines glücklichen Feldzuges gewähren. Wollten wir Opfer bringen, so könnten wir uns mit Frankreich gut stellen, ohne Risiko und ohne Krieg.

Der Kernpunkt der ganzen Frage ist: Stellt sich Preußen auf den höheren Standpunkt der Notwendigkeit unsers Zusammenhaltens, oder hält es den Augenblick für geeignet, sich auf unsre Kosten eine Stellung in Deutschland zu sichern?

Diese Instruktionen an Karolyi waren kaum abgegangen, als in Wien eine Note Herrn v. Schleinitz' eintraf, womit derselbe über das Stocken der Verhandlungen der Militärbevollmächtigten Klage führte. Der preußische Minister berief sich hierbei auf eine zu Beginn der Verhandlungen geschriebene Note Rechbergs vom 28. Dezember, worin die Versicherung enthalten war, daß auch das Wiener Kabinett den Verabredungen über die Bundesmilitärreform große Wichtigkeit beimesse, diesfalls baldmöglichst in Frankfurt gemeinsame Anträge zu stellen wünsche, und auch in der Kommandofrage dem preußischen Standpunkte ganz nahe gekommen wäre. Die daraus geschöpfte Ueberzeugung

Digitized by Google

von dem günstigen Verlauf der Militärverhandlungen habe Schleinitz bewogen, den Abschluß des Defensivbündnisses in Aussicht zu nehmen und die Januarnote zu schreiben. Zeitmangel allein habe bisher deren Ausführung verzögert, aber um so mehr hätten die Militärkommissäre an der Festsetzung der gemeinsamen Anträge arbeiten können, aber die österreichischen Bevollmächtigten haben dies mit der Begründung verweigert, daß vorher die Einigung über die politische Grundlage erfolgen müsse.

Schleinitz berief sich auch auf ein Handschreiben des Königs Wilhelm an die preußischen Bevollmächtigten, wonach „es das erste sein müsse, einen gemeinschaftlichen Antrag auf Außerkraftsetzung der Artikel XII—XVI der Bundeskriegsverfassung für den Fall zu stellen, daß eine der beiden Großmächte mit ihrer ganzen Armee aufträte", verlangte weiter auch Streichung des Artikels V und eheste Verständigung auf dieser Grundlage.

Es wurde Rechberg nicht schwer, diesen Ausführungen gegenüber darauf hinzuweisen, daß wir nach wie vor auf demselben Standpunkte stünden und die Verzögerung allein Preußen zuzuschreiben sei. Unser Motiv, in die Militärverhandlungen einzutreten, bestand einzig und allein in der Ueberzeugung, daß Preußen in den Krieg eintreten werde, falls Frankreich seine Waffen gegen uns wieder mit denen König Viktor Emanuels vereinige. Dies war und bleibe die Vorbedingung für alles weitere. Gemeinsame Anträge am Bunde im Sinne der Worte des Königs ständen mit unsern Wünschen ganz im Einklange, aber nicht so das von der preußischen Kommission in nicht offizieller Form vorgebrachte Projekt.

Schon früher hatte Karolyi vermutet, daß auf preußischer Seite keine Einheit in der Leitung der Sache bestünde, und speziell zwischen Schleinitz als Vertreter des Kabinetts einerseits und den Generälen Moltke und Alvensleben anderseits gänzlicher Mangel an Einvernehmen herrsche. Seine neuerlichen Erörterungen mit dem Fürsten von Hohenzollern und Herrn v. Schleinitz erhoben diese Vermutung zur Gewißheit, denn beide Minister erklärten, von den von ihren Militärbevollmächtigten formulierten Bundesanträgen keine Kenntnis gehabt zu haben. Sie desavouierten dieselben nicht, verteidigten sie aber auch nicht und gaben zu, daß sie von den deutschen Fürsten nie angenommen werden würden, worauf Karolyi hervorhob, daß, wenn es Preußen nicht um eine reine Prinzipienerklärung zusammen mit uns zu tun wäre, es das nach Maßgabe des vorhandenen Bundesverhältnisses Erreichbare im Auge behalten müsse. Bezüglich des von Rechberg aufgestellten Kernpunktes der Frage äußerte sich der Ministerpräsident von Hohenzollern dahin, daß das Streben, auf Oesterreichs Kosten eine bessere Stellung in Deutschland zu erringen und die Allianz davon abhängig zu machen, früher im Kabinett vorhanden gewesen sei, jetzt nicht mehr vorherrsche.

Diese Worte klangen sehr befriedigend, aber Karolyi resümierte seine Eindrücke doch dahin, daß die Bahn der Einigung auch unter den besten Konjunkturen noch eine dornenvolle und mühsame bleibe. Möglich, daß die

Digitized by Google

unannehmbaren, von militärischer Seite herrührenden Forderungen in ein besseres Geleise kommen, aber zu befürchten bleibe, daß man fort versuchen werde, in den Defensivvertrag politische Konzessionen in Deutschland hineinzubringen.

Diese Voraussicht Karolyis wurde durch die Ereignisse voll bestätigt. Am 31. März erfolgte endlich die Mitteilung des preußischen Vertragsentwurfes. Derselbe war in einem intimen Konseil festgestellt worden, an welchem unter Vorsitz des Königs der Kronprinz, Fürst von Hohenzollern und die Minister Schleinitz, Roon und Auerswald teilgenommen hatten. Er war für uns absolut unannehmbar, denn er knüpfte die preußische Hilfe im Kriegsfalle gegen Frankreich an die von dieser Macht schon in Warschau angeregte Reserve, daß wir auch im Falle siegreichen Zurückweisens eines sardinischen Angriffs die Lombardei nicht wieder nehmen würden, und enthielt überdies vier Separatartikel, durch welche das Alternat am Bunde, das ausschließliche Besetzungsrecht Preußens für Mainz, gegen Verzicht auf Landau und Rastatt, die Herstellung völliger Gleichförmigkeit unter allen Bundestruppen, österreichische Unterstützung der preußischen Anträge wegen Vereinigung des IX. und X. Korps der Bundesarmee mit der preußischen und schließlich gleicher Anteil an Gebietserweiterungen im Siegesfalle stipuliert werden sollten.

Karolyi machte aus seiner Enttäuschung Schleinitz gegenüber kein Hehl. Er nahm es auf sich, auf eigne Verantwortung und ohne eine Weisung aus Wien abzuwarten, an den preußischen Minister des Aeußern sofort nach Erhalt seines Vorschlages die folgende Note zu richten:

In meiner Eigenschaft als Bevollmächtigter für die Unterhandlungen wegen eines Defensivbündnisses halte ich es für meine Pflicht, wie ich es auch meiner Stellung dem kaiserlichen Kabinett gegenüber schuldig zu sein erachte, den gewichtigen Bedenken und peinlichen Eindrücken, welche schon die erste Lesung des gestern mir mitgeteilten Vertragsentwurfes in mir hervorrief, Euer Exzellenz hiermit erneuerten Ausdruck zu geben.

Eine nähere Prüfung hat diese Bedenken und Eindrücke, namentlich was den ganzen, dem Separatartikel zugrunde liegenden Ideengang betrifft, nur noch vermehrt, und ich mußte gestern erst erwägen, ob ich es verantworten könne, solche Vorschläge durch meine Vermittlung zur Kenntnis des kaiserlichen Kabinetts zu bringen.

In diesen Vorschlägen wird bloß ein innerhalb der engsten Grenzen stipulierter Kriegsfall für Preußen zugestanden, indem derselbe von der Erfüllung einer das natürliche Recht einer jeden kriegführenden Macht beeinträchtigenden, billigerweise Oesterreich unmöglich zuzumutenden Erklärung abhängig gemacht wird und wodurch Preußen sich auf einen Standpunkt stellt, welchen selbst Frankreich für genügend erachtet, um sich von einer Einmischung in den Krieg in Italien zu enthalten. Es wird sonach eine Voraussetzung für den Kriegsfall aufgestellt, welche denselben, wie die politischen Voraussetzungen dermalen liegen, gänzlich ausschließt. Ueberdies werden in dem Entwurf bedeutsame politische

Digitized by Google

und militärische Konzessionen auf dem Felde der deutschen Bundesangelegenheiten von Oesterreich verlangt, welche hinsichtlich einzelner wichtiger Punkte Seine Majestät der Kaiser schon in Teplitz ablehnen zu müssen geglaubt hat und welche sogar über die von Seiner Majestät dem Könige zu jener Epoche verlangten Gegenleistungen weit hinausgehen.

Es werden daher für Verheißungen, welche sich auf den oben entwickelten Kriegsfall beschränken, so weitgehende Gegenleistungen gefordert, und Eure Exzellenz wollen mir die Frage erlauben, auf welcher Seite sonach die Vorteile und die Nachteile liegen, und ob bei deren gegenseitiger Abwägung ein gleiches billiges Maß eingehalten worden ist.

Wenn ich demungeachtet den Vertragsentwurf ohne weiteres nach Wien abgesendet habe, so bewog mich dazu hauptsächlich der Umstand, daß diese Angelegenheit schon eine fast dreimonatige Verzögerung erlitten hat, sowie auch die Betrachtung, daß das kaiserliche Kabinett den dringenden Wunsch hegt, eine formulierte Aeußerung des preußischen Kabinetts über dessen diesfällige Absichten zu erhalten.

Ohne der Auffassung meiner Regierung im geringsten vorzugreifen, gestatte ich mir, bloß meine persönlichen Eindrücke der weisen Erwägung Eurer Exzellenz anheimzustellen, und sollten Hochdieselben es für angemessen erachten, das gegenwärtige Schreiben Seiner Majestät dem Könige vorzulegen, so würde mich dies im Interesse der Sache nur mit der aufrichtigsten Anerkennung zu erfüllen vermögen.

Empfangen usw."

Daß die Zumutung der Reserve bezüglich der Lombardei unbillig sei, gestand Schleinitz selbst zu, erklärte aber, daß ein Krieg gegen Frankreich für Preußen viel gefährlicher sei als für Oesterreich, welches nur Venetien verlieren könne. Daher bedürfe ein solcher Krieg, wenn er nicht unmittelbar zur Verteidigung heimischen Bodens unternommen würde, größerer Opferwilligkeit und Begeisterung seitens der Bevölkerung, und diese könnten nur durch Konzessionen für die eigne Machtstellung in Deutschland gewonnen werden. Anderseits wäre Preußen auch bereit, auf die Bestimmung über unser Eintreten für die Schweiz, Belgien und Holland zu verzichten.

Welches Gewicht auch diesen Argumenten vom preußischen Standpunkt zukam, so war es doch klar, daß dieselben im März nicht schwerer als im Januar in die Wagschale fielen, daher die Enttäuschung des kaiserlichen Kabinetts nicht mindern konnten. Die Verhandlungen waren gescheitert. Die kaiserliche Regierung billigte vollkommen die Anschauungen ihres Gesandten in Berlin, verzichtete auf die Fortführung der Verhandlungen und berief ihre Militärkommissäre zurück.

Indessen war man auf beiden Seiten bemüht, Gefühle der Verstimmung oder Gereiztheit nicht aufkommen zu lassen oder zum mindesten nicht zur Schau zu tragen. Schleinitz erklärte, daß auch ohne Vertrag die Teplitzer Absichten aufrecht blieben, und in Wien war man gleich geneigt, künftiger Verständigung

Digitized by Google

das Tor offen zu halten. Als am 12. April in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" aus Anlaß der Abberufung unsrer Militärbevollmächtigten ein gegen Preußen gehässiger Artikel erschien, wurde Karolyi beauftragt, hierüber das Bedauern der kaiserlichen Regierung sowie deren Wunsch auszusprechen, jede Zeitungspolemik über den Gegenstand vermieden zu sehen. Dies entsprach auch der preußischen Stimmung, und die „Kreuzzeitung" sowie die „Kölner Zeitung" schrieben in diesem Sinne.[1])

Wie sehr man in Wien die uns freundliche Gesinnung Herrn v. Schleinitz' anerkannte, kam einige Monate später zum Ausdruck, als er vom Auswärtigen Amte schied und Graf Rechberg ihm aus diesem Anlasse sein lebhaftes Bedauern nicht nur im eignen Namen und dem der Regierung, sondern auch in dem des kaiserlichen Hofes ausdrücken ließ.

Ganz anders war die Stimmung in der preußischen Kammer, wo wieder dieselben Oesterreich feindlichen Strömungen zum Ausdruck gelangten, wie im vorigen Jahre. Ganz besonders fand dies während der Adreßdebatte im Abgeordnetenhause anfangs Februar statt, wo auch eine Kundgebung zugunsten der fortschreitenden einheitlichen Konsolidierung Italiens votiert wurde. In Wien erregte dieses Majoritätsvotum natürlich lebhaftes Bedauern und peinlichen Eindruck, die von Herrn v. Schleinitz gegebene Erwiderung aber, und noch mehr die Antwort des Königs auf die Adresse hohe Genugtuung. Dieselben Vorfälle wiederholten sich im März anläßlich der Beratung einer Petition der Städte Stettin und Bittersfeld wegen Herstellung der preußischen Hegemonie in Deutschland.

Uebrigens war das Verhältnis zwischen Regierung und Kammer bereits ein unbefriedigendes und unnatürliches. Die Dinge entwickelten sich auf der von Karolyi im vorigen Jahre vorhergesehenen Linie.[2]) Am 31. Mai bewilligte die Kammer 4135025 Taler zur Aufrechthaltung der als Kriegsbereitschaft getroffenen Heeresausgaben im Extraordinarium. Die Regierung hatte um 750000 Taler mehr verlangt und das Ganze als Ordinarium. Jedermann wußte, daß das Extraordinarium eine Fiktion sei, es sich nicht um Kriegsbereitschaft, sondern um Armeereorganisation handle und der König diese als Lebensfrage ansehe. Der Verfassungskonflikt war somit in Sicht, über dessen wirklichen Eintritt sollten die im Herbste bevorstehenden Neuwahlen entscheiden.

Eine weitere Frage, welche Karolyis Tätigkeit in diesen Monaten in Anspruch nahm, war die italienische. Auch auf diesem Gebiete bewegten sich die

---

[1]) Ich bemerke, daß diese Verhandlungen in keinem der bisher erschienenen, mir bekannten Werke wiedergegeben sind. Sybel, dem das betreffende Aktenmaterial wohl bekannt sein mußte, geht über dieselben (Bd. II, S. 397) kurz weg, Friedjung erwähnt sie gar nicht, und Wertheimer, Graf J. Andrássy, scheint sie gar nicht gekannt zu haben, denn er sagt (Bd. III, S. 305) gelegentlich der Verhandlungen über das Bündnis vom Jahre 1879, daß Oesterreich und Preußen zum letzten Male im Jahre 1854 den Anlauf zum Abschluß eines Bündnisses genommen hätten.

[2]) Siehe Juni-Heft S. 281/282.

Digitized by Google

beiden Kabinette wie im Vorjahre auf auseinandergehenden Linien. Das Turiner Kabinett hatte im Senate einen Gesetzentwurf wegen Annahme des Titels „König von Italien" eingebracht. Sofort nach dessen Votierung erließ die kaiserliche Regierung eine Zirkularnote an die vier Großmächte, um gegen eine solche Sanktionierung aller begangenen Rechtsverletzungen zu protestieren und sich auf die Aachener Verabredungen vom Jahre 1818 zu berufen, in denen man übereingekommen war, daß Titeländerungen nur nach vorherigem gemeinsamen Einverständnis stattfinden sollten. Zugleich erfolgte eine besondere Weisung an Karolyi, um Preußen für unsern Standpunkt zu gewinnen und es zum Abbruch der diplomatischen Beziehungen mit dem neuen Königreiche zu bewegen. Karolyi hielt diese Bemühungen für aussichtslos. Er hatte kurz zuvor aus Anlaß der Sendung des Generals Bonin nach Turin und der Anwesenheit des preußischen Gesandten bei der italienischen Kammereröffnung geschrieben, daß die preußische Regierung trotz des in voller Weise aufrechterhaltenen prinzipiellen Gegensatzes und der Wahrung der Legitimitätsgrundsätze bemüht sei, einen jeden tatsächlichen Gegensatz, welcher zum Bruche führen könnte, zu vermeiden, sich in keine faktisch gegnerische Lage zu der neuen Gestaltung der italienischen Verhältnisse zu versetzen und die Wagschale ihrer Politik entschieden zugunsten der italienischen Einheitsbestrebungen herabzudrücken. Mit jeder fortschreitenden Phase rückt das preußische Kabinett, wenn auch nicht eingestandenermaßen, um einen Schritt der italienischen Einheit näher, wodurch es nach der logischen Entwicklung zur Anerkennung des neuen Reiches geführt werden wird". Dieses Verhalten befolgte die preußische Regierung auch jetzt nach der Titeländerung, und Schleinitz erklärte Karolyi, daß man in Berlin zwar den neuen Titel nicht anerkennen, die Beziehungen aber nicht abbrechen werde. Als dann infolge der Proteste der Herzöge von Toskana und Modena die Anerkennungsfrage vor den Bund gebracht werden sollte, konnte auch über eine gemeinsame Haltung dort keine Einigung zustande gebracht werden, da Schleinitz erklärte, sich auch in Frankfurt als Bundesmacht nicht anders aussprechen zu können, als in Berlin als europäische Macht.

Uebereinstimmung in der Auffassung beider Kabinette zeigte sich anderseits in der zu Anfang des Jahres angeregten Idee eines Verkaufes Venetiens seitens Oesterreichs. Der Gedanke, die öffentliche Meinung Europas mit diesem Plan zu familiarisieren, scheint zuerst zwischen Kaiser Napoleon III. und dem Bankier Pereire ventiliert worden zu sein, und wurde dann in einer Broschüre „l'Empereur François Josephe et l'Europe" in die Oeffentlichkeit lanciert. Wie es scheint, hatte der Kaiser, bevor er sich zur Lancierung der Broschüre entschloß, die Information erhalten, daß Herr v. Schleinitz dem Verkaufsprojekte geneigt sei. Aufgegriffen wurde dasselbe am entschiedensten in London, wo Lord Palmerston unserm Vertreter in einem der Form nach freundschaftlichen, im Inhalt geradezu brutalen Privatbrief den Rat gab, seiner Regierung die Annahme desselben im eignen wie in Europas Interesse zu empfehlen. Gleichzeitig suchte Lord John Russell Preußens Unterstützung für dasselbe sowohl durch Graf Bernstorff in

Digitized by Google

London als Mr. Lowther in Berlin zu gewinnen. Schleinitz lehnte aber entschieden ab und erklärte auf die englischen Insinuationen, daß Preußen im gleichen Falle niemals einen solchen Rat befolgen würde, da dies gegen die Ehre und Würde einer Großmacht verstoße. Gleichzeitig berief er sich auch auf die Interessen des Deutschen Bundes an der Frage. Eine solche Sprache konnte in Wien nicht anders als dankbare Genugtuung hervorrufen, und Karolyi erhielt den Auftrag, diese Gefühle in Berlin auszudrücken.

Im übrigen waren die Sommer- und Herbstmonate des Jahres 1861 auf dem Gebiete der europäischen Politik solche verhältnismäßiger Ruhe und Entspannung. Auf innerdeutschem Felde dauerten die Verhandlungen und Diskussionen über die kurhessische Frage, den deutsch-dänischen Streit und die Befestigung der Nordküste fort, ohne indessen in ein akutes Stadium zu kommen. Was die öffentliche Meinung in Preußen und die Aufmerksamkeit unsers dortigen Vertreters während jener Monate am meisten erfüllte, war die Königskrönung im Oktober und die Neuwahlen für den Landtag im November, inzidentaliter auch der Wechsel im Ministerium des Aeußern. (Fortsetzung folgt)

Konfessionelle Professuren

Von

Prof. Dr. C. Güttler (München)

Die Besetzung der Philosophieprofessur an der Universität Straßburg, welche nach dem mit Rom getroffenen Abkommen einem Katholiken zufallen soll, hat die Frage, inwieweit derartige Professuren prinzipiell berechtigt sind oder nicht, wiederum in Fluß gebracht. Fast zwölf Jahre sind dahin gegangen, seitdem Theodor Mommsen gelegentlich der Ernennung von Martin Spahn zum Professor der Geschichte in Straßburg einen „Universitäts- und Konfessionsunterricht" überschriebenen Artikel veröffentlicht hat, welcher eine Bewegung hervorrief, an der sich mit geringen Ausnahmen sämtliche Universitäten des Deutschen Reiches und Deutsch-Oesterreichs zu beteiligen berufen fühlten. Bei Gelegenheit dieser Bewegung, welche noch in lebhafter Erinnerung stehen dürfte, hat auch der gegenwärtig schwebende Straßburger Fall bereits seine Erörterung und theoretische Erledigung gefunden. Gleichwohl möge es bei der Bedeutung der Gegensätze, um die es sich scheinbar handelt, gestattet sein, einige Gedanken prinzipieller Natur daran anzuknüpfen.

Die Wissenschaft der Gegenwart läßt sich nicht in einen konfessionellen Rahmen einspannen, und noch weniger kann, die dogmatische Theologie ausgenommen, von einer orthodoxen Bevormundung ihrer Lehren die Rede sein, darüber sind wir längst hinaus. Wie die Lernfreiheit das höchste Gut der akademischen Jugend ist, so bildet die akademische Lehrfreiheit das Pal-

Digitized by Google

ladium des gesamten Universitätswesens. Bei dem Schlagworte „Freiheit der Wissenschaft" hat man jedoch zwischen dem Abstraktum: „Wissenschaft" und dem Wissenschaftsträger streng zu unterscheiden. Gegenüber der psychologischen Freiheit, der alles menschliche Erkennen und Wissen schließlich entstammt, einer Freiheit, wie sie unter deutschen Philosophen namentlich Fichte verfochten und seinem Systeme zugrunde gelegt hat, gibt es weder staatliche noch kirchliche noch soziale Schranken, sie ist mit dem geistigen Wesen des Menschen, mit seinem Ich und dem Triebe nach Erkenntnis identisch, und als solche unabhängig von jeder äußeren, in den selbständigen Entwicklungsgang des Wissens hindernd eingreifenden Macht. Sein einziges Korrektiv findet der Fortschritt der Wissenschaft nur in sich selbst. Wer der absoluten Freiheit des wissenschaftlichen Denkens und Strebens Schranken setzen wollte, würde sich zugleich vermessen, die natürliche Geistesentwicklung des gesamten Menschengeschlechtes hemmen oder nach rückwärts lenken zu wollen. Ideen lassen sich jedoch wiederum nur durch Ideen besiegen. Anders verhält es sich mit der Freiheit des konkreten Wissenschaftträgers; er bleibt nicht nur ein dem Irrtum unterworfenes Individuum, sondern die Aeußerungen seiner Freiheit sind allenthalben objektiv durch Gesetz und Sitte, subjektiv durch persönlichen Takt, Temperament, Charakter, Rasse, Nation usw. eingedämmt. Die erstrebte Wahrheit beruht zudem niemals in der ephemeren Erscheinung einer Persönlichkeit, und sei sie noch so hervorragend, sondern sie setzt stets einen längeren Prozeß vorhergehender wie nachfolgender Entwicklung voraus.

Der Freiheit der Wissenschaft und ihrer Lehre stellt sich gegenüber das Autoritätsprinzip, wie es in den kirchlichen Dogmen, vor allem in den Glaubenssymbolen und in den Konzilienkanones der römisch-katholischen Kirche, in neuerer Zeit auch in den amtlichen Kundgebungen des Papstes zum Ausdruck kommt. Dem orthodoxen Katholiken und nicht minder dem bekenntnistreuen Protestanten ist die Fülle der Wahrheit, welche letzten Endes für die Wissenschaft ein unerreichbares Ideal bleibt, auf Grund einer göttlichen Erkenntnisquelle, übernatürliche Offenbarung genannt, bereits bekannt, es ist darum nur konsequent, wenn die Organe der Kirchenverbände ihre zukünftigen Priester davor behüten wollen, gegenteilige Ansichten in sich aufzunehmen, und wenn die Aeußerungen eines schrankenlosen Denkens sogar unter Zensur und Strafe gestellt werden. So viele Versuche auch bisher gemacht worden sind, diesen Konflikt zwischen freiforschender Vernunft und religiös-dogmatischer Autorität zu gegenseitiger Befriedigung zu lösen, so ist doch der notdürftig hergestellte Friede niemals ein endgültiger gewesen. Eine zeitgemäße kritische Zusammenfassung aller dieser Versuche gibt Emil Boutroux: Wissenschaft und Religion in der Philosophie unsrer Zeit. (Ins Deutsche übertragen von Emilie Weber. Teubner, Leipzig 1910.) Stets wird sich dem wissenschaftlichen Erkenntnistrieb und seinen Resultaten das religiöse Gefühl zur Seite stellen, dessen Macht als jene eines ursprünglichen Bewußtseinserlebnisses, das Wissen, und sei es noch so gesichert, nicht über sich triumphieren läßt. Die Interessen der Vernunft sind weit mehr praktischer wie

Digitized by Google

theoretischer Art. Wenn aber auch der Kampf beider Sphären, der rein wissenschaftlichen, wie der rein religiösen, zu den integrierenden Bestandteilen menschlichen Daseins ebenso zu gehören scheint wie die Scheidung von wahr und falsch, gut und böse, schön und häßlich, wenn ein dauernder Friede, wie auch Boutroux anerkennt, durch das Wesen der Endlichkeit ausgeschlossen ist, so hindert doch nichts, diese Extreme in Gestalt eines Kompromisses, eines für Staat und Gesellschaft gebotenen Modus vivendi praktisch zu überwinden, nur erfordert dies einen gerecht und objektiv denkenden Geist. Wer seine katholische Gesinnung mit dem Anspruche alleiniger Wahrheit aufdringlich heraushängt und mit dem blasphemischen Ausrufe: „katholisch ist Trumpf" debütieren will, wer insbesondere den inneren Religionswert in das politische Getriebe des Tages und der parlamentarischen Parteien hineinträgt und an Stelle der früher üblichen physischen Gewalttätigkeit den psychischen Zwang setzt, kurz, wer Anhänger jener extremen, egoistischen, der römischen Kurie in allem, sei es weltlich, sei es kirchlich, blind ergebenen neueren Richtung innerhalb des Katholizismus ist, die man als Ultramontanismus bezeichnet, ein solcher Mann scheint wenig geeignet, Profanwissenschaft und religiösen Glauben zu vereinigen, er muß notwendig intolerant werden und paßt darum schwerlich für eine Universitätsprofessur. Nicht minder fruchtlos bleibt eine Präponderanz der Konfession über das Wissen, wie sie sich in dem Ziele einer katholischen Universität oder einer durch besondere Vereine zu pflegenden katholischen Wissenschaft, einer „katholischen" Philosophie usw. ausprägt. Philosophie ist, wie jedermann weiß, eine reine Vernunftwissenschaft, die mit Konfession nicht das mindeste zu tun hat, geschweige von ihr Direktiven empfangen darf. „Es gibt," wie der Jesuit Josef Kleutgen (gest. 1883), ein bekannter Vorkämpfer der Neuscholastik, schreibt (Theologie der Vorzeit 1860, S. 187), „nicht bloß keine katholische, sondern es gibt auch keine christliche Philosophie, sondern nur eine wahre, die zwar mit dem Christentum im Einklang, aber von ihm insofern unabhängig ist, als ihre Prinzipien nicht im christlichen Glauben, sondern in der vernünftigen Natur des Menschen begründet sind. Diese Philosophie war möglich, wenn Gott auch weder im Paradiese noch im alten oder neuen Bunde sich geoffenbart hätte, und sie wird auch jetzt nicht aus geoffenbarten Wahrheiten, sondern aus rein natürlichen Erkenntnissen hergeleitet." Folgerichtig wird man auch an einer eignen, konfessionell katholischen Weltanschauung zweifeln dürfen, denn Weltanschauung gründet sich auf Metaphysik, und Metaphysik ist, auch wenn sie nur kritischen Wert beansprucht, niemals ein Resultat der Konfession gewesen. Wer heutzutage noch der Ansicht ist, daß die Philosophie nur dazu tauge, der Theologie Magddienste zu leisten, oder daß es unter den mannigfachen Systemen, welche geschichtlich aufgetreten sind, nur ein einzig Wahres geben könne, nämlich die vom römischen Stuhle approbierte Peripatetik des Mittelalters, wer von dem immanenten Entwicklungsgesetze des universellen Menschengeistes, von der an Klarheit mehr und mehr zunehmenden einheitlichen Erfassung des gesamten Weltgetriebes, von dem allmählichen Werden der Wahrheit im Hegelschen Sinne unberührt geblieben

Digitized by Google

ist, mit dem ist wissenschaftlich nicht zu rechten. Nimmermehr läßt sich die mittelalterliche Scholastik als Alleinherrscherin gegenüber andern Systemen hinstellen. Der kirchlich empfohlene Thomismus ist eine Philosophie, eine historisch berechtigte Denkweise sui generis, er ist aber weit entfernt, die Philosophie der Menschheit zu sein, im Gegenteil, er gilt heute mit allen seinen Annexen als philosophisch durch das Denken überwunden.

Aber soll vielleicht ein orthodox-konfessioneller Philosoph seinem Glauben, der ihm als Kind anerzogen wurde, entsagen, soll er ein Apostat werden, weil er sonst kein rechter Vertreter der Philosophie sein könnte? Keineswegs, doch bleibt eines zu beachten. Der konfessionelle Glaube ist individuell, das in einem Kathedervortrage enthaltene Wissen wendet sich an eine konfessionell gemischte Allgemeinheit, es soll der innern Ueberzeugung des Dozenten entsprechen, soll wahrhaft sein, und darf dennoch das Freiheitsprinzip oder die religiöse Ueberzeugung der Hörer nicht verletzen, mit andern Worten: der konfessionelle Glaube hat in der Amtsführung zurückzutreten, wie überhaupt ein zartfühlender Charakter von seinem religiösen Innenleben auch zu näheren Freunden nicht allzuviel sprechen wird. Gleichwie es nicht wenige große Naturforscher gegeben hat, die auf wissenschaftlichem Gebiete Epochemachendes geleistet haben und gleichwohl den Dogmen ihrer Kirche treu angehangen haben, man denke nur an Isaak Newton, so können sich Wissen und Glauben auch unter anderm Dache sehr wohl einig zusammenfinden, ja sie müssen sich dort mindestens psychologisch einheitlich zusammenfinden. Immer aber bleibt diese Harmonie des wissenschaftlichen und religiösen Weltbildes eine personelle, kann Andersdenkenden weder aufgedrängt noch andemonstriert werden. Diese Harmonie wurzelt nicht in einer besonderen „katholischen" Abart der Erkenntnis, sondern in der allgemein menschlichen Vernunftwissenschaft, an deren Förderung Katholiken in gleicher Weise und nach gleicher Methode beteiligt sind, wie Protestanten, Israeliten, Mohammedaner, Hindus usw. und das ganze klassische Altertum. Es gibt eine Wissenschaft der Katholiken, aber keine dominierende katholische Wissenschaft. Daß ein sog. katholischer Philosoph die Zwecklehre im Sinne eines ethischen Dualismus von Gott und Welt verteidigen wird, daß er sich zufolge eignen Ermessens von den Auswüchsen des Positivismus ebenso fernhält, wie von den Konsequenzen des reinen Idealismus oder einem Nietzscheschen Radikalismus, versteht sich von selbst. Der Dualismus kann sich jedoch mit gleicher noëtischer Kraft an Descartes, Locke, Leibniz oder Kant anlehnen, wie an Thomas oder an Aristoteles, und ebenso bleibt seinem Vertreter nach dem Vorbilde Descartes, der als gläubiger Katholik starb, der weitgehendste Zweifel an autoritativen Ueberlieferungen verwehrt, aus der sich erst allmählich ein sicheres Wissen emporringt.

Was ich vor mehr als einem Menschenalter (1877) schrieb, daran halte ich auch heute noch fest. Welcher Glaube der richtige sei, der auf Vernunft und Offenbarung gegründete alte oder der jede Offenbarung ausschließende neue, welche Stellung Polytheismus und Monotheismus im alten Glauben einnehmen, welche

Digitized by Google

Richtung innerhalb des Monotheismus, welche innerhalb des Christentums den Vorzug verdient, sind Probleme der Religionsphilosophie, deren Lösung dem Individuum anheimfällt; das neue Wissen beeinträchtigt gar keinen Glauben, weder den alten noch den neuen, wenn seine Träger der ihrer Erkenntnis gesteckten Grenzen sich stets bewußt bleiben. Erkennt der Profanforscher mit dem Dichter an, „daß wir nichts wissen können" (ignoramus et ignorabimus), betrachtet der Offenbarungstheologe mit demselben Dichter „Vernunft und Wissenschaft" als „des Menschen allerhöchste Kraft" (noscimus et noscemus, impavidi progrediamur), hält sich das selbstbewußte Ich gleich fern vom dünkelhaften wie vom blinden Glauben, dann können Glaube und Wissen vereint im Herzen des Menschen wohnen, bis er eingeht in den Tempel der Gewißheit, wo wir nach dem Worte des Apostels (1. Kor. 13, 12) die Wahrheit schauen von Angesicht zu Angesicht.

Wahre und vermeintliche Krankheitsursachen

Von

Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Ad. Schmidt (Halle)

Und woher kommt nun meine Krankheit? Diese Frage, die so häufig vom Patienten an den Arzt gerichtet wird, der ihm soeben eröffnet hat, was nach dem Ergebnis der Untersuchung an seinem Körper defekt ist, ist bekanntlich nur selten glatt zu beantworten. Meist sind umfangreiche Auseinandersetzungen dazu nötig, ja oft genug bleibt uns nichts übrig, als mit einem Achselzucken anzudeuten, daß auch die vorgeschrittene Wissenschaft hierüber nichts zu sagen weiß. Der Laie beruhigt sich indessen dabei in der Regel nicht, sondern er fragt weiter, nicht bloß Aerzte, sondern auch Bekannte und, wenn er keine befriedigende Antwort bekommt, so legt er sich schließlich selbst eine Lösung zurecht, die zwar durchaus falsch ist und vielleicht zu unzweckmäßiger Lebenshaltung führt, die aber doch wenigstens sein Kausalitätsbedürfnis befriedigt.

Kausalitätsbedürfnis ist ein schönes Wort, es bezeichnet den Drang zur Erkenntnis, der uns allen innewohnt und läßt sich bei philosophischen Gesprächen und Spekulationen ausgezeichnet verwenden. Aber ich will mich nicht auf dieses schwierige Gebiet begeben, sondern bei der nüchternen Alltäglichkeit bleiben. Worin irren die Laien am häufigsten, wenn sie sich die Ursachen ihrer Krankheiten zurechtlegen?

Die Erkenntnis, daß eine große Anzahl von Krankheiten, durch Infektion, d. h. durch Eindringen von kleinsten Lebewesen (Mikroorganismen) in unsern Körper entsteht, ist tief in das Publikum gedrungen, aber ihre reale Bedeutung wird doch vielfach nicht richtig gewürdigt. Viele Menschen, nicht bloß aus gebildeten Kreisen, haben eine unüberwindliche Furcht vor Kliniken, Krankenhäusern, Lungenheilstätten, überhaupt vor allen Plätzen und Orten, wo Kranke gepflegt

Digitized by Google

werden, weil sie glauben, daß man dort sehr leicht „angesteckt“ wird. In Wirklichkeit sind aber gerade dort alle Vorsichtsmaßregeln gegen Uebertragung getroffen, während sie im gewöhnlichen Leben, im täglichen Verkehr mit unsern Nächsten und mit der Umgebung, oft sehr grob vernachlässigt werden. Die meisten Ansteckungen erfolgen gerade von solchen, die in den ersten Anfängen der Krankheit stehen, deren Leiden noch nicht erkannt ist, und die deshalb auch noch nicht „aus dem Verkehr gezogen“, d. h. isoliert werden. Das gilt für Scharlach, Masern, Diphtherie, Typhus, Tuberkulose und viele andre Affektionen. Daneben sind es die sog. Bazillenträger, Personen, die nach überstandener Krankheit oder ohne überhaupt selbst erkrankt zu sein, die betreffenden Krankheitserreger beherbergen und für ihre Verbreitung verantwortlich sind. Verantwortlich allerdings nur im übertragenen Sinne, denn weder sie selbst noch die Aerzte wissen gewöhnlich von ihrer Allgemeingefährlichkeit, sie werden erst entdeckt, wenn sie schon Schaden genug angerichtet haben. Gegenüber der Uebertragung von Person zu Person (durch Berührung, Auswurfsstoffe), dem bei weitem häufigsten Modus, spielt die Verbreitung der Infektionskeime durch Verkehrsgegenstände (Geld, Nahrungsmittel, Bücher usw.) nur eine untergeordnete Rolle, und die „Bazillenfürchtigen“, die um jedes Haus, wo ein Scharlachkranker liegt, einen Umweg machen, täten oft besser, im häuslichen Verkehr das gewohnheitsgemäße Küssen und den gemeinsamen Gebrauch von Taschentüchern abzuschaffen und im Eisenbahnwagen oder bei Versammlungen den Kopf abzuwenden, wenn ein Hustender nicht soviel Entgegenkommen zeigt, sein Taschentuch vor den Mund zu halten.

Kleine Verletzungen der Haut, zumal an den Füßen, und unbedeutende Furunkel werden oft ignoriert und vernächlässigt, obwohl sie zu den gefährlichsten Allgemeininfektionen (Blutvergiftungen) ebensogut führen können, wie eine große ungereinigte Wunde. Dasselbe gilt von der gewöhnlichen (nicht diphtherischen) Mandelentzündung, die in letzter Zeit als Eingangspforte des Gelenkrheumatismus und andrer schwerer Leiden die Aufmerksamkeit der Aerzte in erhöhtem Grade auf sich lenkt. Also: Größte persönliche Reinlichkeit in allen Dingen und Vermeidung aller unnötigen Berührungen! Im übrigen folgt die Verbreitung der Infektionskeime unfehlbar der Kultur, die deshalb schon manchen wilden Völkerstämmen gefährlich geworden ist, und es wäre ein törichtes Beginnen, allen Ansteckungsmöglichkeiten aus dem Wege gehen zu wollen. Ein gesunder Fatalismus ist hier nötig, gerade wie gegenüber den notwendigen, wenn auch stark reduzierten Gefahren unsrer modernen Transportmittel: der Dampfer, Eisenbahnen und Automobile.

Bei einer Reihe von Entzündungen und Eiterungen, speziell der Schleimhaut, sind die Bakterien, obwohl sie den krankhaften Prozeß unterhalten, nicht als die eigentlichen Erreger anzusehen, sie haben sich nur deshalb dort ansiedeln können, weil sie besonders günstige Lebensbedingungen fanden, die unter normalen Verhältnissen fehlen. Ueberall, wo im Organismus Blutstauung oder Behinderung des Abflusses von Auswurfsstoffen stattfindet, kommt es außerordentlich leicht zu infektiösen Katarrhen. Vieles spricht dafür, daß auch bei ganz gesunden

Digitized by Google

Menschen vereinzelte Keime unsre Schutzvorrichtungen passieren und in den Körper eindringen, daß sie aber wegen der natürlichen Widerstandskraft unsrer Gewebe nicht zur Wirkung gelangen können. Sobald aber diese Schutzvorrichtungen — Schleimabsonderung, mechanische Entfernung, Produktion chemischer Gegengifte — wegen irgendeiner Störung im komplizierten Getriebe des Lebens versagen, gewinnen sie die Oberhand und sind dann schwer zu beseitigen. Beispiele dieser Art sind die chronischen Entzündungen der Luftwege im Gefolge von Herzfehlern (sog. Stauungslunge), von Lungenerweiterung oder Luftröhrenverengung, die Erkrankungen der Nebenhöhlen der Nase (Stirnhöhle, Kieferhöhle, Mittelohr) bei Verengung ihrer Ausführungsgänge, die Blasen- und Nierenbeckenkatarrhe bei erschwertem Harnabfluß, die Darmkatarrhe im Gefolge von Verdauungsstörungen u. dgl. mehr. Dem Laien pflegt das Verständnis für diese Sekundärinfektionen infolge des mangelhaften biologischen Unterrichts auf unsern Schulen zu fehlen und sie behelfen sich dann bei der Erklärung derartiger Vorgänge mit Schlagworten wie „Erkältung" oder „Diätfehler".

Bleiben wir zunächst bei den letzteren, den „Diätfehlern". Für wie viele Krankheiten muß nicht die fehlerhafte Ernährung herhalten! Und welche exorbitanten Heilwirkungen erwartet nicht der Durchschnittsmensch von einer zweckmäßigen Regelung der Diät! Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Laie im allgemeinen der Ernährungsweise und den vorübergehenden Eß- und Trinksünden eine viel zu große Rolle in der Verursachung von Krankheiten zuschreibt, wenn auch damit durchaus nicht gesagt werden soll, daß sie etwa bedeutungslos sind. Für das Säuglingsalter kennt ja jede Mutter ihre Gefahren aus eigner Anschauung. Aber da sind die Vegetarier, welche die Gicht, die Nierenkrankheiten, die Adverkalkung, die Nervosität und was alles sonst noch lediglich auf den Fleischgenuß zurückführen, da sind anderseits die Fleischkonsumenten, welche den rohen Früchten und Gemüsen verdauungsschädigende Eigenschaften nachsagen, da sind die Anhänger Metschnikoffs, welche von der Yoghurtmilch eine Idealverdauung und die Verlängerung ihres Lebens erwarten, — ein jeder hält seine Methode für richtig und vergißt doch, daß die Konstitution des Menschen gerade in diesem Punkte einen außerordentlich weiten Spielraum gestattet, daß unser Anpassungsvermögen an die Ernährungsverhältnisse ein fast unbegrenztes ist, wie der Vergleich der Eskimos mit den Chinesen und den Negern beweist. Wenn ein kalter Trank, eine zu fette Speise, ein nicht ganz frisches Stück Fleisch, eine zu reichliche Mahlzeit immer einen Schaden hinterlassen würden, so kämen wir aus dem Kranksein überhaupt nicht mehr heraus. Auch hier gibt es natürlich Ausgleichsvorrichtungen: wer heute besonders gut gelebt hat, hat morgen keinen Appetit, und wer hungrig zu Tische geht, kann auch eine grobe Speise leichter verdauen als der dauernd übersättigte. In bezug auf die Verdauungsleistung gibt es überdies außerordentlich große individuelle Schwankungen; fast jeder einzelne hat gewisse Speisen, die er nicht gut vertragen kann, während andre, sonst als schwer taxierte, ihm nichts machen; aber sie sind bei jedem verschieden.

Digitized by Google

Viel gefährlicher als die Zusammensetzung der Nahrung sind die Eßgewohnheiten, die in unsrer hastenden Zeit oft sehr lax gehandhabt werden. Man schlingt, um Zeit zu sparen, innerhalb weniger Minuten eine Hauptmahlzeit herunter, wobei vom Kauen kaum die Rede ist, dazu wird womöglich noch Eiswasser getrunken, und ohne Ruhepause geht es weiter an die Arbeit. Oder es wird abends ein großes Diner eingenommen, das sich über mehrere Stunden erstreckt und dazu werden die verschiedensten Weine durcheinander getrunken. Kaffee und Tabak folgen nach. Die drei Gewohnheitsgifte: Alkohol, Koffein, Nikotin sind an vielen Schäden schuld, welche fälschlich der Nahrung zugeschrieben werden, und da sie von einer guten, besonders von einer animalischen Ernährungsweise nur schwer zu trennen sind, geben sie den Lobrednern des Vegetarismus eine mächtige Stütze für ihre Bestrebungen an die Hand. Ich will mich indessen nicht allzulange beim Essen und Trinken aufhalten, sondern nur noch betonen, um nicht mißverstanden zu werden, daß selbstverständlich auch der Verdauungskanal die Eintrittspforte für manche schweren Infektionen bildet (Cholera, Typhus, Dysenterie usw.), daß also gegenüber verdächtigen Nahrungsmitteln und Trinkwassern die größte Vorsicht geboten ist. Die Sorge dafür hat uns aber die Hygiene fast völlig abgenommen, so daß sie für den einzelnen nur selten dringend wird.

Wenden wir uns also zur „Erkältung", zum beliebten „Mädchen für alles". Ihre früher unbegrenzte Bedeutung in der Krankheitsätiologie hat freilich seit der Aera der Infektionskrankheiten erheblich gelitten, aber es gibt noch viele Leiden, über deren Entstehung wir nicht viel wissen, und gerade für diese bildet dann gewöhnlich die Erkältung den Lückenbüßer. Daß eine unerwartete Abkühlung, besonders in einem Zeitmoment, wo der Körper, wenn man so sagen soll, nicht darauf vorbereitet war, wo die natürlichen Schutzvorrichtungen der Haut (Zusammenziehung der Hautmuskel, Blutleere durch Verengung der Gefäße, Gänsehaut) nicht tadellos funktionieren, Störungen im Körperhaushalt hervorrufen können, wird niemand bestreiten wollen. Sicher ist aber anderseits, daß die gewöhnlichen Erkältungskrankheiten: der Schnupfen, die Halsentzündung, Katarrhe der Luftwege usw. im wesentlichen ebenfalls infektiöser Natur sind, ich meine, daß sie auf Bakterienansiedlung beruhen oder zum mindesten durch diese unterhalten werden. Kann eine Abkühlung, ein Windzug, ein Wetterumschlag, ein kalter Trank den Organismus so umstimmen, daß unter ihrem Einfluß die Mikrobien, die ihn beständig bedrohen, plötzlich festen Fuß fassen können? Dieses Problem ist noch nicht gelöst. Man nimmt heute als das wahrscheinlichste an, daß die Produktion chemischer Abwehrstoffe, der sog. Antikörper, durch die Erkältung gestört wird, aber auch hier bewegen wir uns noch auf dem Boden der Hypothese. Jedenfalls ist die Erkältung als solche unschädlich, wenn nicht noch etwas andres hinzukommt, nämlich die Infektion. Es ist ja klar, daß wir uns hundertmal Erkältungseinflüssen aussetzen, ohne zu erkranken, nur ganz ausnahmsweise „holen" wir uns etwas dabei. Polarfahrer, Seeleute und Bewohner des Hochgebirges, die ständig mit schweren Witterungsschäden zu kämpfen haben, bleiben nicht etwa deshalb von Erkältungskrankheiten verschont, weil sie

Digitized by Google

abgehärtet sind, sondern weil die gefährlichen Bakterien in den dünn bevölkerten Gegenden die Luft viel weniger verunreinigen.

Nicht selten geben Laien den Moment, wo sie sich erkältet zu haben glauben, ganz präzis an, aber sie machen dabei einen bemerkenswerten Trugschluß. „An dem und dem Abend, als ich erhitzt aus der Wohnung ins Freie trat, war das Wetter umgeschlagen, ich merkte sofort ein Frösteln und am nächsten oder übernächsten Tage hatte ich meinen Katarrh.“ Dieses Frösteln, welches als Zeichen der Erkältung angesprochen wird, ist nichts andres als eine leichte Fieberbewegung, das erste Zeichen einer bereits stattgehabten Infektion. Wer gelernt hat, sich vorurteilsfreier zu beobachten, weiß, daß dem Ausbruch des Schnupfens nicht selten schon mehrere Tage ein Unbehagen, Empfindlichkeit gegen Temperaturunterschiede, leichter Kopfschmerz usw. vorausgehen. Sie beruhen auf Giftwirkungen der infektiösen Keime; die lokale Reaktion der Schleimhaut folgt erst nach. Sehr viel häufiger als durch Erkältung entsteht der Schnupfen durch Uebertragung von Person zu Person, er geht durch die ganze Familie, einschließlich der Dienstboten, besonders wenn sie eng zusammenleben. Aehnlich steht es auch mit den rheumatischen Krankheiten, deren wahrer Ursprung uns zwar zum größten Teile noch unbekannt ist, die aber sicher ebenfalls mit infektiösen Agentien in engem Zusammenhang stehen. Jeder Rheumatiker bestätigt es, daß kalte Zugluft und Feuchtigkeit seine Schmerzen hervorrufen oder verstärken, während trockene Wärme sie mildert. Es ist ihm deshalb selbstverständlich, daß sein Leiden auf Erkältung beruht, aber er irrt; die Abkühlung steigert nur ein Symptom des Leidens, nämlich die Schmerzen, das Leiden selbst besteht auch unter der schmerzlindernden Wärme weiter, bereit, sich jederzeit von neuem zu melden. Hier wie fast überall ist der Irrtum des Laien darauf zurückzuführen, daß er Krankheit gleich Schmerzen setzt. Der Durchschnittsmensch hält sich so lange für gesund, als er keine Schmerzen hat und lernt häufig erst später einsehen, daß viele und gerade die gefährlichsten Krankheiten, wie Tuberkulose und Krebs, schmerzlos entstehen und selbst schmerzlos verlaufen können. Der Schmerz ist oft nur ein einzelnes, sehr bedeutungsloses Symptom, und nicht der maßgebende Faktor, zu dem ihn der Patient selbst macht. Er kann nicht gut anders, denn er kann sich dem Einfluß dieser für ihn bei weitem unangenehmsten Empfindungen nicht entziehen, sie trübt sein Urteil notgedrungen. Aus diesem Grunde ist es auch nicht gut, wenn der leidende Arzt sich selbst behandelt: er kann nicht über seinen eignen Empfindungen stehen.

Ein Kapitel, welches in den letzten Jahrzehnten, zum Teil infolge der Arbeiterschutzgesetzgebung, in der medizinischen Wissenschaft viel diskutiert worden ist, ist die Entstehung von Krankheiten durch Ueberarbeitung, resp. Ueberanstrengung körperlicher und geistiger Art. Für den Laien ist es fast selbstverständlich, daß ein derartiger Zusammenhang existiert, er ist sehr leicht geneigt, seine Beschwerden auf diese Weise zu erklären, wobei allerdings der Maßstab, an dem er seine körperlichen und geistigen Leistungen bemißt, oft unser Kopfschütteln erregt. Die Frage des Arztes, ob nicht Ueberarbeitung im Spiele

Digitized by Google

sein könne, wird, wenigstens von Männern, fast stets mit einem befriedigendem „Ja" beantwortet, auch dann, wenn schon der Gesamteindruck von vorneherein dieser Möglichkeit widerspricht. Es empfindet eben jeder als schmeichelhaft, daß ihm überhaupt eine so große Anspannung seiner Kräfte zugetraut wird. In Wirklichkeit steht heute die Sache so, daß wir die Ueberanstrengung nur als auslösendes Moment einer schon vorhandenen krankhaften Störung oder Anlage anerkennen, nicht aber als alleinige Ursache. Wenn ein Ungeübter bei einer sportlichen Leistung zusammenbricht und von da ab herzkrank ist, so war sein Herz auch vorher schon nicht ganz normal, was natürlich nicht voraussetzt, daß er auch etwas davon gemerkt hat. Ein ganz Gesunder wird vielleicht ohnmächtig und bleibt einige Tage krank, aber sein Herz erholt sich bald wieder und er trägt keinen dauernden Schaden davon. Die Ohnmacht bildet hier gewissermaßen den Schutz gegen das Zuviel. Aehnlich verhält es sich auch mit der geistigen Ueberanstrengung. Den völlig Nervengesunden schützt die mit elementarer Gewalt einsetzende Erschöpfung, der Schlaf überwältigt ihn, er ist nicht imstande, dagegen anzukämpfen. Durch künstliche Erregungsmittel (Tee, Tabak) verscheucht er ihn vielleicht für einige Zeit, bis das Ziel (Examen) erreicht ist, aber dann kommt der natürliche Rückschlag und nach kurzer Zeit hat er sich wieder erholt. Anders beim Menschen mit nervöser mangelhafter Anlage, dem ausgesprochenen oder latenten Neurastheniker. Er kann sich leichter überarbeiten, weil bei ihm die natürliche Hemmung nicht stark genug ist, die Ueberreizung seiner Nerven läßt ihn die Müdigkeit nach durchwachter Nacht nicht spüren, er glaubt oft in Besitz einer besonders starken Energie zu sein, aber er täuscht sich. Das „dicke Ende" kommt bei ihm unfehlbar nach, früher oder später bricht er mitten in der Arbeit zusammen und ist von da ab ein Mensch mit verminderter Leistungsfähigkeit.

Die ruhige, gleichmäßige Arbeit, sei sie körperlicher oder geistiger Natur, ist in der Regel auch dann nicht schädlich, wenn sie über die „normale" Achtstundenzeit hinausgeht. Wohl aber kann sie es leicht werden, wenn damit große persönliche Verantwortung, Risiko, Kummer und Sorgen verbunden sind: psychische Faktoren, deren gewaltige Einwirkung auf den gesamten Organismus (nicht bloß auf das Nervensystem) vielfach unterschätzt wird. Die „Seele" ist die höchste und letzte Triebkraft des Menschen, sie beeinflußt alle Kräfte und Leistungen. Wer unter günstigen Bedingungen, bei glücklichem Familienleben und wachsendem äußeren Erfolge, also mit Befriedigung, arbeitet, der erkrankt nicht so leicht an nervösen Störungen, auch wenn er nicht in allen Dingen mäßig ist. Wer aber unter beständigem Druck und unter den tausend Widerwärtigkeiten des Lebens den Daseinskampf durchfechten muß, der muß schon von Haus aus eine besonders starke Natur sein, wenn er durchhalten soll. Und wie die kleinen, immer wiederkehrenden Nadelstiche wirken, so vermag auch ein einzelnes großes Ereignis, ein gewaltiger Schreck, Todesangst bei einem Naturereignis oder einem elementaren Unglück, ein „psychisches Trauma" wie es medizinisch heißt, ebenso wie eine Ueberanstrengung krankheitsauslösend zu wirken. Das haben zuerst englische

Digitized by Google

Aerzte mit dem ihnen eignen praktischen Blick erkannt, indem sie vom railway-spine sprachen, der nach Eisenbahnzusammenstößen dauernd zurückbleibenden Störung im Zentralnervensystem. Heute reklamiert der Versicherte auch dann schon Unfallentschädigung, wenn er gar nicht selbst verletzt wurde, sondern mit dem bloßen Schrecken davongekommen ist, ja es wird ihm unter Umständen schon die beständige Aufregung, welche mit dem Kampf um die Rente verbunden ist, als ein krankheitsbegünstigendes Moment (Rentenkampfneurose) angerechnet.

Auch hier fällt selbstverständlich die vorhandene Disposition, die ererbte Anlage, bei weitem mehr ins Gewicht als die auslösende Ursache. Sie ist für sehr viel Krankheiten, nicht bloß des Nervensystems, in letzter Linie verantwortlich. Die Patienten haben dafür ein gutes Verständnis und beruhigen sich in der Regel in ihrem Forschungseifer, wenn ihnen das eröffnet wird. Ihre eignen Nachforschungen in diesem Punkte sind allerdings oft nur recht oberflächlich, einmal, weil wir in dieser schnellebigen Zeit uns überhaupt nur wenig um die intimeren Angelegenheiten unsrer Vorfahren und Verwandten kümmern können, dann aber auch, weil die Eltern es oft genug aus mißverstandener Scheu versäumen, die Kinder über unangenehme Familienangelegenheiten, vererbbare Fehler u. dgl., aufzuklären. Die Gelegenheit, bei der diese Dinge unter allen Umständen zur Sprache kommen müßten, ist die Ehe, sie bildet den einzigen Angriffspunkt für eine wirksame Förderung der Rassenhygiene, deren Notwendigkeit sich allen Kulturvölkern aufdrängt. Nicht Reichtum und soziale Stellung des Partners sollten die Wahl entscheiden, sondern vor allen Dingen eine gesunde körperliche und geistige Konstitution. Um diese zu erkennen, bedarf es aber mehr als einer einfachen Besichtigung und Untersuchung, es gehört dazu vor allen Dingen die Kenntnis des Gesundheitszustandes derjenigen Vorfahren, deren Blut in dem fraglichen Individuum vertreten ist, mit andern Worten der sog. Ahnentafel. Diese Ahnentafel ist ganz etwas andres als der bisher fast allein gewürdigte Stammbaum, der uns nur anzuzeigen vermag, wieviel von dem Blut eines ganz bestimmten Vorfahren in uns zirkuliert. Daß wir mit $^1/_{100}$ oder $^1/_{1000}$ unsres Blutes von einem „berühmten" Vorfahren abstammen, ist in der Tat medizinisch ganz gleichgültig, es fragt sich vor allem, von wem die übrigen $^{99}/_{100}$ oder $^{999}/_{1000}$ stammen und wie viele darunter defekt waren?

Doch ich verliere mich zu sehr in ein zwar interessantes, aber doch nicht direkt zum Thema gehöriges Gebiet. Das Thema der Erblichkeit bei der Entstehung von Krankheiten wird gegenwärtig von neuem durchforscht und verspricht uns noch mancherlei Aufklärung. Heute liegen die Dinge für uns so, daß nur relativ selten eine Krankheit als solche direkt von den Eltern ererbt wird; viel häufiger bringen wir eine fehlerhafte Anlage auf die Welt mit, die zu dieser oder jener Krankheit sich entwickeln kann, wenn andre begünstigende Bedingungen hinzukommen, die sich aber anderseits nicht dazu entwickeln muß, sondern das ganze Leben latent bleiben und vielleicht erst bei unsern Nachkommen wieder zum Vorschein kommen kann. Für die meisten tiefergreifenden Krankheiten — natürlich nicht für Verletzungen, Vergiftungen, spezifische Infektionen — gilt der

Digitized by Google

Satz, daß nur selten eine Ursache allein sie auslöst, fast immer müssen eine ganze Reihe von Faktoren zusammenkommen, um das Resultat zu zeitigen, wobei allerdings eine oder einzelne so hervorragen können, daß sie die übrigen übertönen. Das ist auch der Grund, weshalb es dem Arzte meist unmöglich ist, auf die Frage seines Patienten eine präzise Antwort zu erteilen.

Die Ziele der deutsch-englischen Verständigungsbestrebungen

Von

Kontreadmiral z. D. Glatzel (Berlin)

Der moderne Pazifismus hat eingesehen, daß Bestrebungen, die so ungeheuer in die Lebensinteressen von Völkern, staatlichen Organismen und Individuen eingreifen, wie das Weltfriedensproblem, nicht durch internationale Beschlüsse auf einmal in einer alle Interessen berücksichtigenden und befriedigenden Weise verwirklicht werden können, sondern nur ganz allmählich durch Summierung von Teilproblemlösungen zu ermöglichen sind. Alle gerade in den letzten beiden Jahrzehnten vermehrt auftretenden Versuche, die politischen Beziehungen zwischen bestimmten Völkern zu verbessern, können als solche Bausteine des idealen Weltfriedensgebäudes gelten.

Die deutsch-englische Verständigung wäre in diesem Sinne für das erwähnte Gesamtproblem von ausschlaggebender Bedeutung; denn die Herbeiführung eines politischen Zusammengehens jener beiden finanzkräftigsten, mit See- und Landstreitkräften aufs beste ausgestatteten und daher einflußreichsten Staaten würde einschneidend auf die Gestaltung der Politik aller Kulturstaaten einwirken und voraussichtlich die Entscheidung über Krieg und Frieden auf dem ganzen Erdenrund in die Hand jener gewaltigen Machtvereinigung legen. Auch Sir Edward Greys „Entspannungsformel": Die Détente soll nicht vollzogen werden zwischen Nation und Nation, sondern zwischen Konzern und Konzern — rechnet mit dieser Annahme, trotz ihres eigentlich anders gemeinten Sinnes —, denn eine Verständigung zwischen Tripelallianz und Tripelentente, auf die der englische Staatsmann abzielt, ist eben nur möglich, wenn die Vormächte dieser „Konzerne" sich nähern und durch ihren Einfluß dann die befreundeten Völkergruppen gleichfalls zur gegenseitigen Annäherung veranlassen.

Solche Betrachtungen heben das Problem der deutsch-englischen Verständigung aus dem Rahmen aller andern internationalen Annäherungsbestrebungen heraus; nicht nur die unmittelbar beteiligten Nationen, sondern alle Kulturstaaten sind an jenem Teilproblem des Pazifismus wesentlich interessiert.

Bei dieser allgemeinen — und auch allgemein anerkannten — Wichtigkeit des erwähnten Problems erscheint es eigentümlich, daß, wie die Literatur einwand-

Digitized by Google

frei beweist, die Endziele jener bedeutsamen Bewegung keineswegs einheitlich festgelegt sind. Diese Unklarheit über die Ziele der deutsch-englischen Verständigungsbestrebungen geht zum Beispiel aus einem „Offenen Briefe" des Präsidenten des deutsch-englischen Verständigungskomitees hervor, in dem es heißt:

„Die Tätigkeit des Komitees hat sich sehr geflissentlich nie in die Oeffentlichkeit gedrängt, man hat durch diskretes Einwirken auf die Presse und auf einzelne hervorragende Persönlichkeiten sowie durch Vorträge und gelegentliche wechselseitige Besuche eine wärmere Atmosphäre herzustellen versucht. Ganz konkrete Ziele hat man indessen deshalb nicht verfolgt, weil es schwer anging, solche aufzustellen. Es fehlte sozusagen der archimedische Punkt zum Anpacken ...

Dieser sehr allgemein gehaltenen Zielbestimmung stehen andre gegenüber, die verschiedene, durchaus bestimmte Einzelforderungen in den Vordergrund rücken, wie Abtretung strategisch wichtiger Punkte oder wirtschaftlich bedeutsamer Landgebiete, einseitige oder gleichzeitige Rüstungsbeschränkungen u. a. m. Und eine ganz ähnliche Verschiedenheit, wie in der Zielformulierung, kommt auch bei Empfehlung der Mittel und Wege zur Erreichung der Ziele zum Ausdruck.[1])

Daß diese Meinungsverschiedenheiten bei den in Betracht kommenden Autoritäten der Problemlösung nicht förderlich sein können, liegt auf der Hand. Wie bei allen Problemen, so muß es auch bei der vorliegenden Aufgabe — soll anders ein praktischer Erfolg erwartet werden — zunächst erforderlich erscheinen, das zu erstrebende Ziel und die zu seiner Erreichung zweckmäßigen Mittel scharf umrissen hinzustellen und sodann die an jener Problemlösung interessierten intellektuellen und materiellen Kräfte möglichst einheitlich auf das als maßgebend erkannte Ziel hinzurichten.

Für solche Versuche zur klareren Erkenntnis des Problembegriffs und seiner Lösungsmöglichkeiten ist es nötig, einen höheren Standpunkt zu wählen, als er im allgemeinen bei Behandlung dieser Frage in der Tagesliteratur eingenommen wird. Die Mehrzahl aller dieser einzelnen Lösungsversuche läßt sich in zwei große Hauptklassen sondern, nämlich solche, welche die Kriegsmöglichkeit überhaupt fortschaffen, den Krieg also durch Surrogate ersetzen wollen, und in Bestrebungen, kriegerische Konfliktslösungen mit kleineren Mitteln durchzuführen. Keiner dieser Einzelvorschläge konnte bisher verwirklicht werden, weil alle jene Bestrebungen das Wesen und die Stellung des Krieges im Rahmen der politischen Einrichtungen verkennen. Der Krieg — nach Clausewitz die Fortsetzung der Politik mit andern Mitteln — ist als ultima ratio der nationalen Politik zum Schutz der Lebensinteressen eines Staates eine äußerste Kraftanstrengung, die durch mildere Surrogate, wie Schiedsgerichte und internationale Organisationen

---

[1]) Dieses Auseinandergehen der maßgebenden Ansichten wird zum Beispiel deutlich vor Augen geführt in dem Sonderheft von „Nord und Süd", Krieg oder Frieden, die deutsch-englische Verständigung. Es werden dort 36 Aeußerungen hervorragender deutscher und englischer Persönlichkeiten aufgeführt.

Digitized by Google

nicht ersetzbar ist. In dieser Auffassung des Krieges als eines äußersten Mittels der Politik liegt auch die ethische wie auch die realpolitische Berechtigung seiner Leben und Kultur zerstörenden Wirkung. Wie im individuellen Kampf ums Dasein, z. B. im Berufsleben, vielfach Schädigungen der Gesundheit und Gefahren für Leben und Eigentum von strebenden, für sich und ihre Angehörigen sorgenden Staatsbürgern hingenommen, ja aufgesucht werden, so scheint eine ähnliche Daransetzung von Gut und Blut auch bei Verfolgung der staatlichen Gesamtinteressen natürlich und berechtigt; Ausschaltung dieses äußersten, wirksamsten Interessenschutzmittels würde eine Verletzung der Gesamtinteressen bedeuten, wäre also ein unverantwortlicher Fehler der mit dem Schutz der Gesamtheit der Staatsangehörigen beauftragten staatlichen Organe.

In ähnlicher Weise, wie der Krieg, als Ganzes betrachtet, ein äußerstes Mittel der Politik darstellt, das durch mildere Mittel nicht ersetzt werden kann, muß auch die innere Struktur des Krieges, wenigstens des Existenzkrieges, der bei der vorliegenden Betrachtung allein in Frage steht, als eine Anhäufung von äußersten Anstrengungen der Volkskraft angesehen werden, Anstrengungen, die nicht willkürlich verringert werden dürfen ohne wesentliche Schädigung der Kriegswirkung und deshalb auch in weiterer Folge der nationalen Wohlfahrt. Das unmittelbare Ziel jeden Krieges ist der strategische Erfolg, der normalerweise durch taktische Siege herbeigeführt wird. Dieser Erfolg setzt ein Ringen voraus, in dem jede Partei durch Anwendung aller ihr zu Gebote stehenden personellen und materiellen Mittel den Gegner auf die Knie zu zwingen sucht. Da für diese Erfolgsgewinnung die Kriegsvorbereitungen heutzutage eine wesentliche, meist ausschlaggebende Rolle spielen, weil eine Improvisation wirksamer Kriegsmittel erst im Bedarfsfall nur in sehr mäßigen Grenzen möglich ist, so muß sich dieses Streben nach äußersten Leistungen schon auf die Kriegsvorbereitungen, also die Rüstungen im Frieden, erstrecken. Vereinbarungen, diese Rüstungen unterhalb der Grenze des Möglichen zu halten, würden, auch im Fall einer gleichzeitigen Rüstungsverminderung bei rivalisierenden Nationen, dem Wesen der Kriegsvorbereitung widersprechen, mit dem eben das Streben nach Uebertrumpfung des Gegners unlöslich verknüpft ist. Pausen im Flottenbau oder Festlegung eines bestimmten Verhältnisses in der Zahl der Schlachtschiffe könnten nur die Wirkung haben, daß dieses Uebertrumpfungsbestreben auf andre Gebiete der Kriegsvorbereitung übertragen wird, indem zum Beispiel der Schwerpunkt der maritimen Rüstung auf ein andersartiges Kriegsmaterial, Unterseeboote, Luftfahrzeuge oder andre Hilfsmittel der Kriegführung, gelegt wird, auf ein Gebiet also, wo die vertragsmäßige Beschränkung der Rüstung nicht bindet. Keinesfalls wäre zu erwarten, daß so erzielte Rüstungsersparnisse den innerstaatlichen Kulturaufgaben zugute kämen; sehr bald würden die auf jene erwähnten andern Gebiete übertragenen Wettrüstungen wieder äußerste Leistungen vom Volk erheischen.

Da, wo Humanisierungsbestrebungen gewisse Beschränkungen der Kriegsmittel zugunsten der Neutralen, der nichtkombattanten Bevölkerung der Kriegs-

Digitized by Google

parteien oder im Interesse der kriegführenden Streitkräfte selbst zustande gebracht haben, handelt es sich stets um Maßnahmen, die für die Erreichung des Kriegszweckes nicht wesentlich sind. Weitergehende vertragsmäßige Einschränkungen wären sogar gefährlich, denn es tritt dann die Versuchung im Ernstfall auf, lästige Vertragsbestimmungen zu umgehen oder sich sonst irgendwie davon freizumachen.

Bei Berücksichtigung der mit dem Kriegsbegriff untrennbar verbundenen wesentlichen, auf äußerste Kraftanstrengung abzielenden Erfordernisse müssen auch alle Bestrebungen einer politisch mächtigen Nation, wie Englands, keine strategischen Vorteile aus der Hand zu geben, als innerlich berechtigt anerkannt werden; Abtretung von strategisch wichtigen Punkten oder auch nur Zulassung ihrer Erwerbung durch freiwilligen Verzicht auf Geltendmachung eines vorhandenen Machteinflusses fallen zum Beispiel unter diese Rubrik; ja selbst Zugeständnisse in wirtschaftlicher Hinsicht, durch welche die Finanzkraft eines rivalisierenden Staates gestärkt wird, müssen von diesem kriegspolitischen Standpunkt als Fehler bezeichnet werden, wenn auch meist die eignen wirtschaftlichen Interessen, die eine Hebung der Kaufkraft andrer Nationen wünschenswert erscheinen lassen, von der politischen Staatsleitung höher bewertet werden, als die kriegspolitischen und strategischen Rücksichten.

Es erscheint deshalb widersinnig, als Bedingung für eine politische Annäherung die Gewährung strategischer Konzessionen hinzustellen, solange noch mit der Kriegsmöglichkeit gerechnet wird, ebenso wie es ein Unding ist, den Krieg als ultima ratio der Politik bestehen zu lassen, gleichzeitig aber daraus den Begriff der äußersten Kraftanspannung in Kriegsvorbereitung und Kriegführung, also das Uebertrumpfungsbestreben, ausmerzen zu wollen. Wohlverstanden: das soll nicht heißen, daß Kriege stets mit äußersten Machtmitteln ausgefochten werden müssen; der Grad der Aufwendungen wird vielmehr stets vom Kriegsziel beeinflußt; wenn es sich aber um Sein oder Nichtsein als Kulturnation ersten Ranges handelt — und um dieses Kriegsziel würde in einem deutsch-englischen Zukunftskrieg gerungen werden —, so würde ein solcher Krieg die äußersten Leistungen vom Volke erheischen, ebenso wie dies der Existenzkampf Preußens vor hundert Jahren forderte. Auf solche Höchstanforderungen muß deshalb auch heute Deutschlands Kriegsvorbereitung eingestellt sein.

Soziale und ethische Gründe können, als inkommensurable Größen, auf die politischen Entwicklungen, an deren Endpunkt der Krieg steht, keinen ausschlaggebenden Einfluß ausüben. Ebensowenig wie das soziale Verständnis des preußischen und österreichischen Volkes für einander den aus politischen Ursachen notwendigen Bruderkrieg von 1866 verhindert hat, werden auch in Zukunft soziale und ethische Bedenken je einen politisch erwünschten Krieg hintanhalten. Deshalb wird allen Verständigungsbestrebungen, die durch Entwicklung herzlicher Beziehungen der einzelnen Volksschichten Deutschlands und Englands zueinander, moralische Argumentationen oder auch Hervorhebung der kulturzerstörenden Wirkungen eines Weltkrieges ihr Ziel zu erreichen suchen, höchstens der Charakter einer Hilfsaktion zuzuerkennen sein.

Digitized by Google

Der Krieg ist als notwendige Folgeerscheinung politischer Interessenkonflikte aufzufassen. Er läßt sich nur vermeiden, wenn seine Ursachen beseitigt werden. Weil die Auffassung des Krieges als Organ der Politik für die vorliegende Frage ausschlaggebend ist, müssen alle Bestrebungen, den Krieg durch andre als politische Entspannungen zu verhindern, scheitern, heute wie auch in absehbarer Zukunft; die Realpolitik, so wie sie ist, kann dieses äußersten Hilfsmittels zur Verwirklichung bestimmter Absichten, die das nationale Gemeinwohl wesentlich fördern sollen, nicht entraten. Da es sich bei den deutsch-englischen Verständigungsbestrebungen um eine Aufgabe handelt, deren Lösung bald, jedenfalls in absehbarer Zukunft, erreicht werden muß, so müssen die Ziele und Arbeitsmethoden der heutigen Realpolitik als gegebene Größen angenommen werden; darin ändern auch die bekannten Norman Angellschen Ideen, die dieser Politik Rückständigkeit vorwerfen, nichts.

Die politische Spannung zwischen Deutschland und England, um deren Beseitigung es sich bei zielbewußten Verständigungsbestrebungen handeln müßte, ist nun das Endergebnis einer ganzen Reihe meist wirtschaftspolitischer Einzelgegensätze, die sich bis jetzt allerdings noch nicht zu Konfliktspunkten verdichtet haben. Die Geschichte, nicht nur der beiden erwähnten, sondern aller Nationen, zeigt daß Kriege, jedenfalls in neuerer Zeit, stets die Endprodukte längerer Spannungsentwicklungen darstellen, daß also umgekehrt das Fehlen solcher Reibungsflächen und ihrer allmählichen Erhitzung auch einen Kriegsausbruch unwahrscheinlich macht. Die Aufgabe wäre somit dahin zu präzisieren, daß es sich darum handelt, wesentliche Interessenkonflikte überhaupt zu verhindern, Spannungen, die bei erheblicher Wichtigkeit für den nationalen Wohlstand zum Kriege führen müssen, im Entstehen zu beseitigen.

Gewiß ist dieses vielseitige, aus vielen Einzelaufgaben zusammengesetzte Problem kaum je endgültig zu lösen; da aber heutzutage Kriege nur noch aus sehr brennenden, das Lebensinteresse der Völker wesentlich beeinflussenden Fragen entstehen, wäre schon eine Beseitigung, ja selbst eine bloße Milderung der hauptsächlichsten Gegensätze, die sich zu internationalen Interessenkonflikten in absehbarer Zukunft zuspitzen können, von Wert für die Erhaltung des politischen Friedens und die Herabminderung einer Kriegswahrscheinlichkeit. Ein solches Ergebnis würde aber bereits allen praktischen Bedürfnissen genügen: die Volkswirtschaft würde in einer von akuten Spannungen freien Atmosphäre, wenn gleichzeitig Aussicht vorhanden ist, daß am politischen Horizonte auftauchendes Gewölk vor seiner Verdichtung zerstreut werden kann, die zu ihrer gedeihlichen Entwicklung erforderliche Beruhigung und Sicherheit finden, und das Bedürfnis, den Staatsorganismus nach außen zu schützen, würde vermindert, die Wichtigkeit innerpolitischer Kulturaufgaben bei Abwägung der zweckmäßigsten Verwendungsart der verfügbaren Staatseinnahmen gleichzeitig in den Vordergrund gerückt werden. Die Geschichte des deutsch-englischen Spannungsverhältnisses und ein Vergleich dieser jeweiligen Spannungsgröße mit den Rüstungskurven beider Länder läßt einwandfrei erkennen, wie Spannungs-

Digitized by Google

veränderungen automatisch auf das wirtschaftliche Leben und die Rüstungsausgaben einwirken.

Das Ziel, die Kriegswahrscheinlichkeit herabzumindern, ist nun allerdings auch das Bestreben gewisser pazifistischer Richtungen, die damit ihre früher utopischen Anschauungen auf realpolitisch Erreichbares zurückgeschraubt haben; die Mittel indes, die der moderne Pazifismus zur Erreichung dieses Ziels für geeignet hält, müssen immer noch als unzweckmäßig — vom realpolitischen Standpunkt — angesehen werden.

Die „gewaltlose Streitschlichtung" des Pazifismus mit ihren zwischenstaatlichen Organisationen, Weltkongressen, Weltverträgen, Weltzweckverbänden vermag die Kriegswahrscheinlichkeit heutzutage noch nicht herabzumindern, weil solche Zusammenschlüsse in viel engerem Rahmen bisher meist noch sich als unmöglich erwiesen haben, jedenfalls das Tempo solcher Entwicklungen viel zu langsam wäre, den deutsch-englischen Krieg in absehbarer Zukunft hintanzuhalten.

Dagegen lassen realpolitische Vorgänge der Gegenwart, wie der Marokkovertrag zwischen England und Frankreich, erkennen, daß es durchaus möglich ist, bestimmte Streitpunkte zwischen zwei Staaten auf dem Vergleichswege zu beseitigen, bevor sie sich zu Interessenkonflikten zugespitzt haben. Das heutige Rüstungsverhältnis Deutschlands und Englands genügt aber bereits, England zu ähnlichen Zugeständnissen Deutschland gegenüber geneigt zu machen, weil ein Krieg aller Voraussicht nach, auch bei völliger Vernichtung der deutschen Seemacht, doch auch die englische Seesuprematie vernichten würde. Da anderseits das Bedürfnis, die politische Spannung herabzumindern, bei beiden Nationen als in gleichem Maße vorhanden angenommen werden darf, so scheint die Grundlage zu solchen Einigungsversuchen auf allen in Frage stehenden Gebieten schon jetzt gegeben.

Daß die berufsmäßige Diplomatie sich scheut, ruhende politische Fragen anzuschneiden und sie in den Vordergrund zu schieben, bevor Tagesereignisse sie zu akuten Problemen stempeln, ist nicht verwunderlich; eine offizielle Behandlung solcher Fragen würde Beunruhigungen in das Volksleben tragen, unter Umständen unheilvolle volkswirtschaftliche Folgen zeitigen. Es scheint daher zweckmäßiger, wenn hier die Tätigkeit der die deutsch-englische Verständigung betreibenden Gesellschaften einsetzen würde, wie es zum Teil ja auch schon geschieht; indes sind doch vorläufig diejenigen Kräfte, welche sich mit jener Aufgabe beschäftigen, die wirtschaftlichen Spannungen im Entstehen zu lösen, noch stark in der Minderheit gegenüber solchen, deren Tätigkeit auf utopischere, jedenfalls weniger zweckentsprechende Ziele gerichtet ist.

Eine rein wissenschaftliche — akademische — Behandlungsart der erwähnten politischen Fragen würde, wenn Autoritäten beider Nationen sie in objektiver Weise systematisch vornehmen, das Volksempfinden nicht kränken können. Anderseits wären solche vorbereitenden Klärungen als wertvolle Unterlagen für spätere diplomatische Regelungsversuche der Problempunkte zu betrachten, ebenso wie diese wissenschaftlichen Untersuchungen auch ihren Weg in die Tagesliteratur

Digitized by Google

finden würden und die Volksstimmung im friedenfördernden Sinne zu beeinflussen vermöchten, wodurch die offizielle diplomatische Behandlung solcher Fragen in früheren Stadien ermöglicht und vorbereitet würde.

Weder eine Liste der zu behandelnden Punkte noch eingehende Vorschläge für die Behandlungsmethode aufzustellen, kann hier, wo es sich lediglich um eine Betrachtung allgemeiner Art handelt, der Ort sein. Immerhin darf darauf hingewiesen werden, daß Kolonialfragen, die in der einschlägigen Literatur meist in den Vordergrund gerückt erscheinen, doch als mögliche Kriegsursachen eine bescheidenere Rolle spielen, als die Frage der Absatzmärkte in den Kulturländern und die Gewinnung von Interessensphären in Gebieten der kleineren Kulturnationen.

Ferner sei die Bemerkung gestattet, daß es sich um systematische, umfassende und in die Tiefe der Probleme steigende Denkerarbeit handelt, die nicht durch — meist an Tagesfragen anknüpfende — Zeitungspolemik ersetzt werden kann, weil letztere naturgemäß vielfach mit unbewiesenen Voraussetzungen, persönlichen Ansichten und tendenziösen Schlüssen zu arbeiten gezwungen ist.

Eine Arbeitsmethode in der Art des strategischen Kriegsspiels, bei dem durch Zug und Gegenzug — hier also durch Abhandlung von einer Seite, Replik von der andern — allgemeine Klärungen der Ansichten herbeigeführt werden, erscheint vielleicht erwägenswert, um das schwer zu vermeidende Element der Parteilichkeit nach Möglichkeit auszumerzen. Für die einzelnen politischen Fragen wäre die Bildung von Kommissionen, bestehend aus deutschen und englischen staatswissenschaftlichen Autoritäten zu empfehlen, denen erforderlichenfalls auch andre Sachverständige anzugliedern sein würden.

Wenn bei vorstehendem Versuch, die heutzutage noch stark auseinandergehenden Ansichten über das Verständigungsproblem zu sichten, der Standpunkt des Kriegspolitikers als der ausschlaggebende hingestellt wurde, so ist das sicherlich eine Einseitigkeit, die aber doch angesichts der Rolle, welche der Kriegsbegriff bei der Frage spielt, nicht unberechtigt erscheinen kann. Wird dieser Standpunkt als zutreffend anerkannt, so wäre es nur folgerichtig, die aus solcher Betrachtungsweise abgeleiteten Anschauungsergebnisse als Kernpunkt des Problems anzusehen; die Vereinigung der vielen heute auf verschiedenen Wegen dem Ziel zustrebenden Kräfte auf einen gemeinsamen Hauptweg wäre diesenfalls als wesentlicher Fortschritt für die Verwirklichung der deutsch-englischen Verständigungsbestrebungen aufzufassen.

Digitized by Google

Aus der preußischen Unglückszeit

Patriotische Versuche und Vorschläge von Achim v. Arnim

Mitgeteilt von

Reinhold Steig

Der Zusammenbruch des preußischen Staates durch die Schlacht bei Jena kam selbst denjenigen Patrioten, die das nationale Unglück längst vorausgefürchtet hatten, wie etwas, das sie völlig überraschte und erbarmungslos die Hoffnungen vernichtete, die sie bis zum entscheidenden Augenblicke beseelten. Man sah die handgreiflichen Mängel in Staat, Heer, Verwaltung, öffentlichem Leben, aber fürs erste unvermögend, sie beseitigen zu können, klammerte man sich an den Gedanken, daß der altpreußische, friderizianische Geist zur rechten Zeit schon seine Wunder tun werde.

Das Gefährlichste an der Lage Preußens war damals die gräßliche Gleichgültigkeit des einzelnen gegenüber dem allgemeinen Wohle. Deshalb versuchten unter der jüngeren Generation die weiterblickenden Männer, die noch nicht in die starren Zustände sich eingealtert fühlten, schon 1805 die öffentliche Aufrüttelung des Gemeinsinnes. Dies war nur möglich, wenn es gelang, die patriotische Bewegung, aus den Schranken der bisher allein zuständigen Fachkreise herausgelöst, auf eine breite literarische Hochebene zu stellen. Die freie Feder mußte zu Hilfe gerufen werden. Denn durch Goethe und Schiller hatte das deutsche Publikum zu lesen gelernt, hier mußte der Hebel eingesetzt werden. Literatur und Politik schlossen damals ihren ersten Bund miteinander.

Einer von den Jüngeren, die zur neuen Bewegung mithalfen, war Achim v. Arnim, ein hochgemuter, allgemein gebildeter Mann, dem friderizianische Tradition im Blute lag. Sein ganzes Wesen sträubte sich gegen eine Versenkung des preußischen Staates durch die Franzosen. Er wollte schon 1805 den Krieg und bot für diesen Fall, obwohl Zivilist, damals dem Prinzen Louis Ferdinand seine Dienste an. Aber der König hielt Frieden, die Errichtung des Rheinbundes bedrohte Preußen immer gefährlicher, die Entscheidung nahte im Herbste 1806 unaufhaltsam. Arnim beobachtete von Göttingen aus, wo er sich politisch gewissermaßen stellungslos aufhielt, den Marsch der preußischen und der französischen Armee den Saalepässen des thüringischen Gebirges zu. Seinen Zweifeln an dem Erfolge der preußischen Waffen trotzte er dennoch den unmöglichen Wunsch ab, die preußische Armee möchte in vierzehn Tagen am Main in Frankfurt stehen. Er ließ Kriegslieder drucken und unter die Soldaten verteilen. Er faßte den Entschluß, mit der Feder in der Hand seinem Vaterlande zu dienen, da es ihm mit dem Degen versagt war. Dieser Idee entsprangen die nachfolgenden Niederschriften, die sämtlich unbekannt und bis auf die erste ungedruckt geblieben sind.

Digitized by Google

1.

Das Volksblatt „Der Preuße"

In Göttingen, noch vor der Entscheidung 1806, beschloß Arnim die Herausgabe eines wöchentlich erscheinenden Volksblattes, das „Der Preuße" heißen sollte. Die Ankündigung liegt mir in einer von Arnims Hand durchgebesserten Reinschrift seines Dieners Frohreich vor. Sie bringt alle diejenigen politischen Gedanken zum Ausdruck, die Arnim für die Gegenwart und Zukunft Preußens und Deutschlands bewegten. Die Gefahr eines solchen publizistischen Unternehmens war nicht zu unterschätzen, das hatte der Fall Palm deutlich bewiesen. Arnim ließ aber trotzdem sein Schriftstück nicht unentfaltet im Pulte liegen, sondern er sandte es am 19. September 1806 nach Gotha an Zacharias Becker zur Veröffentlichung im „Allgemeinen Anzeiger der Deutschen". Der Eingang des Begleitbriefes enthält die Tendenz. „Der Tod des Buchhändlers Palm," schrieb Arnim, „fordert jeden Deutschen, der je eine Berührung mit seiner Literatur hatte, zur Rache auf; eher wird es nicht gut, bis die Menschen es sich zum höchsten Glück wünschen, Märtyrer zu werden." Palm war am 26. August erschossen worden, an Arnims Entschluß merkt man die raschen Folgen: wie ein zweiter Palm wollte er die literarische Waffe gegen dessen Mörder Napoleon führen. Der „Allgemeine Anzeiger" druckte auch die Ankündigung in Nr. 267 vom 5. Oktober 1806, doch ohne Arnims Unterschrift und mit Auslassungen, die vielleicht der Redaktion zur Last fallen:

Vorläufige Anzeige eines neuen Volksblattes „Der Preuße". Volksblatt

Wir kündigen dieses Wochenblatt den Preußen in festem Zutrauen auf unsern guten Willen bei ihrem Anmarsche zu einer neuen allgemeinen Tätigkeit an, das mit ihrem Namen ehrenvoll bezeichnet, ihnen als ein treuer Freund und Landsmann ernst und ermunternd, mannigfaltig aber in einigem Sinne zusprechen wird. Wir wollen kein Blatt vor den Mund nehmen, sondern frei ergeben unserm guten Volksgeiste sollen alle Wünsche laut werden, die uns heimlich erfüllen, bekümmern und erfreuen, jede notwendige Mitteilung, Prüfung unserer Beratung, wie sie die Zeit fordert und gibt, teils aus bedeutenden Schriften, teils aus mündlicher Belehrung, die Dichtung alter und neuer Zeit soll uns erzählend in den Strom der Begebenheiten hinreißen, damit wir nicht leichtsinnig uns fremde Gedanken machen, sondern nach Gewissen rastlos und ruhig aufmerksam allen bösen Werken steuren. Alle diese notwendigen Mitteilungen, in welcher Form es sei, wird unser Volksblatt enthalten, doch wollen wir ihm dadurch keine Schranken setzen; alles, was geachtete Mitbürger der öffentlichen Bekanntmachung angemessen halten, sei uns willkommen. Diesen lieben Mitbürgern, welche in rechtlicher und ausdauernder Wirksamkeit und Bereitwilligkeit für das Beste des Landes durch das Klappern der leeren Mühlen nicht zurückgeschreckt, vielleicht doch betäubt sind, diesen glauben wir willkommen zu sein, damit sie einmal in dem Lärmen ihr eigen Wort hören; doch ist es uns wichtiger,

Digitized by Google

in dieser Anzeige bekannt zu machen, welche Leser und Mitarbeiter wir strenge ausschließen, welche wir gern zu tot langeweilen oder ärgern möchten. Obenan unter diesen Ausgeschlossenen stehen aber jene leeren müßigen Schwätzer, welche ihre eigene Geschichte als höhere oder tiefere Ansicht der Welt bespekulieren, denen alles vergangen, abgelaufen, aus ist, weil sie von nichts mit fortgerissen werden, die Engherzigen, welche von der Natur so knapp zugeschnitten sind, daß sie ihren deutschen Sinn, der alles zwischen der Nordsee und dem Adriatischen Meere erfassen sollte, auf ein paar Meilen Land, auf eine Stadt, auf eine Familie oder einen Namen beschränken, der doch nur Bedeutung und Wert in der Verbindung mit andern hat; ausgeschlossen sind ferner die Systematiker, welche sich mühsam in ein Wort hineingearbeitet und dieses dadurch hohl und leer gemacht haben, die frechen Tadler, die von der Erde ausgestoßen, diese Erde voll Herrlichkeit umstürzen könnten, weil sie so den Punkt außer ihr gefunden haben, der freilich einem tüchtigen Menschen und Bürger wie Archimedes unbekannt bleiben mußte. Dagegen wollen wir gern den Unglücklichen, die von dem Rade der gewaltigen Begebenheiten ergriffen, noch mit lebender Kraft durchkamen, ein Vaterland geben, wo sie landen können im Streite mit den Wellen, den Kurzsichtigen möchten wir Trost geben, den Unwissenden manche Belehrung aus der Geschichte unserer letzten Zeit, keine hat sich gerade durch Trug und Ueberraschung so verwischt und undeutlich gemacht. — Die bestimmt eines andern entgegengesetzten Sinnes in unsrer Nation sind, besprechen sich doch wohl einmal ruhig mit uns; in einer Höhle gefangen, wo jedes den Ausgang ungeduldig sucht, tun selbst feindliche Geschlechter reißender Tiere einander nichts. Es soll an den Tag kommen, welcher Geist uns besitzt, welcher uns quält, der Geist der Wahrheit oder der Lügengeist! — Wir werden dieses Blatt den Deutschen nennen, sobald Deutschland sich wiederherstellt von der langen Krankheit, welche jede Kraft vereinzelt und gegenseitig vernichtet, die wir aus Neigung in der Stille pflegten und aufzogen: jetzt nennen wir es nach dem größten unter den letzten freien deutschen Stämmen, nach dem Preußen, der noch verknüpfend und ausbreitend umhertreibt, um den sich neidend und drohend die Gewitter lagern, aber eher mögen sie den Morgenstern vom Himmel wegtoben, ehe sie ihm etwas anhaben. Wir glauben mit einem Schlage hier unsern Glauben darlegen zu müssen, daß Deutschland schon seit dem bayerischen Erbfolgekriege nur in Preußen und so weit es mit Preußen verbunden, noch vorhanden war, die übrigen Staaten waren schon früher abgestanden, ehe es ruchtbar wurde.[1]) „Wollte nicht etwas sein, ohne etwas zu tun, lernet wahre Größe achten, das Heil eines Volkes ist immer in ihm selbst und kommt nie von außen. Das Vaterland ist in den

[1]) In der Handschrift folgt hier noch: „Mögen sich die Kinder, welche in den Kot gefallen, an dem preußischen Adler reiben, sie können ihn nicht beschmutzen, er kann sie vielleicht noch rein machen mit seinem glänzenden Gefieder, er schwingt die Fahne über sie, indem er mit seinen starken Schwingen auf den Feind schlägt:" — also mit Doppelpunkt, so daß die nachfolgenden Mahnungen als abhängig davon erscheinen. — Mit „glänzendem Gefieder", wie später so gern Heinrich v. Kleist.

Digitized by Google

Menschen, nicht in gutem oder schlechtem Boden, der wahre herrliche Süden im menschlichen Herzen, da treibt er seine edelsten Früchte. Städte mögen in Flammen aufgehen, wir wollen uns daran für einander erwärmen. Nicht des Namens wegen, aus Gunst sollen wir leben, wir sollen leben, weil wir die Kraft dazu haben, sonst fort mit uns Deutschen von dieser stolzen Erde. Haltet euch einander aufrecht im Siege wie im Unglück; Deiche sind gebaut, die Pest ist vertrieben durch Verbindung und Aufopferung, warum sollten nicht die größern Uebel vertrieben werden, die zwar nur das Allgemeine zu treffen scheinen, aber eben dadurch jeden einzelnen am sichersten zerstören. Es ist gesagt worden, die französische Revolution sei vorbei, und das ist wahr für alle die, denen dadurch die große Lehre eingeschärft worden, daß Ergebenheit dem Vaterlande mit Gut und Blut jede Art des Glücks erzeuge; diese Lehre und diese Erfahrung ist alt, aber jedes Volk lernt nur aus eigener Erfahrung; die Schlange hat auch uns umwunden, wir haben ihr die Giftzähne ausgebrochen, ehe sie uns gebissen. Auch die deutsche Revolution, die früher begann, wird bald beendigt sein, wenig besteht mehr aus bloßem Herkommen, fast alles durch inneren Nationalzusammenhang. Der deutsche Fürstenbund, der in früherer Zeit nur ein großer, ahnender Gedanke eines großen Mannes blieb, kommt dann aus den Trennungen und auf den Trümmern der kleinen Bündnisse zur schönsten Vollendung, unsre allgemeine Zusammenbildung wird dann klar, keine insularische Beschränktheit wird sie mehr stören." [1])

Die Herausgeber des „Preußen".

2.

Von der preußischen Armee

Das angekündigte Volksblatt „Der Preuße" konnte nicht zur Tat werden, die Schlacht bei Jena schnitt alle Möglichkeit dazu ab. Was aber jetzt jedem Patrioten in die Augen fiel, war die schlimme Verfassung der preußischen Armee. Arnim hielt sich aus patriotischer Rücksicht für verpflichtet, die Mängel aufzudecken. Zwar war er selbst nicht Soldat gewesen, obgleich ihn, wie er im „Wintergarten" sagt, seine erste Neigung zum Soldaten gemacht haben würde. Aber er hatte viel in militärischen Kreisen verkehrt, kannte das Heereswesen und mochte, gerade weil er nicht mitten im Betriebe stand, sein Urteil sich freier bewahrt haben.

Durch die Schlacht bei Jena wurde er von Göttingen aus mit in die Flucht über Berlin, Prenzlau, Pommern nach Königsberg gerissen. Die Beweggründe, weshalb er Prenzlau und seine Güter verließ, treten erst jetzt aus dem

[1]) In der Handschrift folgt noch: „Preußen, es geht; an, an! Wir haben lange vorsichtig in der Dunkelheit umhergetappt, wir sind schlimm geweckt worden, die Wut zeigt den leuchtenden Ausgang, wir stehn allein zu unsrer Ehre, die Trommeln rühren wir Schriftsteller, ihr fechtet, kommt uns aber der Feind zu nahe, so schlagen auch wir mit den Trommelstöcken drein. Das Wort wird Geist. Wer des Vaterlandes Not vergißt, den vergißt Gott wieder in seiner letzten Not. Lebt wohl und sterbt treu."

Die Herausgeber des „Preußen".

Digitized by Google

3. Schriftstücke in bisher nicht vermuteter Weise hervor. In Königsberg ergriff ihn, wie er von dort schreibt, der politische Strudel, und die Zeit der Abfassung der folgenden Schriftstücke (2., 3., 4.) ist der Dezember 1806, als das Eingreifen der Russen in den Feldzug bevorstand. Damals war nur noch, wie wir seit kurzem aus Paul Czygans erstem Bande seiner „Geschichte der Tagesliteratur während der Freiheitskriege" wissen, die „Hartungsche Zeitung" in Königsberg zu vaterländischer Mitteilung offen, Fichte ihr Redakteur, Scharnhorst ihr Mitarbeiter. Möglich, daß Arnim seine Gedanken zur Verwendung für diese Männer niederschrieb; auch wäre nicht ausgeschlossen, daß das „Sie" der Anrede sich an den einflußreichen, ihm sehr nahe bekannten Staatsrat Stägemann richten könnte. Genug, alles folgende ist gewiß nicht ungenutzt, aber doch ungedruckt geblieben. Das Schriftstück über die preußische Armee lautet:

Die Mängel der preußischen Armee

Das Unglück ist geschehen, die Opfer sind gefallen, meine einzige Hoffnung, daß der gute Mut und Sinn der Unsern im Momente hoher Tätigkeit über die Altersschwäche unsrer Kriegseinrichtung und -kunst siegen könnte, sie in dem Momente verjüngen könnte, ist verschwunden. Eine trübe Ahndung davon umzog mich, wie ich die braven edlen Seelen aus dem Gesichte hatte; kein Nebel konnte sie zurückhalten, nachdem das Schönste und Liebste[1]) am ersten Tage gefallen. Wohl ihm! Jetzt sehen wir kalt in die bodenlose Tiefe; was uns erfrischen sollte, der Gedanke heiliger Zwecke, ist wenigstens in den oberen Regionen verschwunden; man unterhandelt, man wird sich begnügen. Was ist aber ein heiliger Zweck? Der ist's, an dem wir uns bis zum letzten Hauche des Lebens gebunden fühlen, alles andre ist Wortkrämerei, ein schändlich Spiel mit edlem Leben. Sollte aber das Gerücht falsch und voreilig sein, sollte der König nur aus Klugheit unterhandeln, so halte ich es für Pflicht, eben weil es vielleicht nicht von allen so bemerkt ist, oder damit es von recht vielen Seiten bemerkt wird, auf einige wesentliche Mängel unsrer Armee in Verhältnis zur französischen aufmerksam zu machen, Sie haben vielleicht und wahrscheinlich Gelegenheit, es in wirksamer Gelegenheit[2]) zu verbreiten.

1. Es ist eben der Mangel einer Gelegenheit für die Armee zu wirken. Dieser liegt im dummen Stolze der älteren Offiziere, welche jedem andern die Kompetenz absprechen, über das Innere der Sache zu sprechen, während sie sich selbst nur mühsam in das Aeußerste hineingearbeitet haben.

2. Eben daraus entspringt eine allgemeine Nachlässigkeit und Sorglosigkeit, welche sich in dem letzten Unglück besonders in der schändlichsten Nachlässigkeit im gesamten Rekognoszierwesen äußerte, Mangel an Besetzung der Straßen und Orte, Mangel an Spionen.

3. Der letzte Mangel entspringt zum Teil aus der Sparsamkeit des Friedens,

---

[1]) Prinz Louis Ferdinand.

[2]) Wohl verschrieben für „Weise".

Digitized by Google

welche auch Mortalitätsrechnungen machen kann, wodurch der Krieg einen Strich durch die Rechnung macht. Das erfordert eine Kasse zu außerordentlichen Ausgaben.

4. Eine Sparsamkeit, die gar nicht zu entschuldigen ist, weil sie ganz wahnsinnig sich selbst vernichtend wirkt, ist die beispiellos schlechte Bekleidung und Bewaffnung der Truppen.

5. In der Bekleidung ist die gesamte Erfahrung neuerer Kriege unbenutzt geblieben; der Mantel, welcher wesentlicher als Rock und Strümpfe, wird als ein Gegenstand öffentlicher Wohltätigkeit behandelt. Vielleicht ist es ein Glück, daß diese Kampagne so kurz war, es hätte in dieser Hinsicht noch traurige Resultate gegeben. Alles andre, enge Röcke, die Hüte, die Zöpfe, welche den Leuten Schlaf kosten und Läuse hecken, ist unzweckmäßig, aber doch zu ertragen.

6. In der Bewaffnung sind besonders die ganz elenden Musketen, die schlechten Säbel und Mangel an Kanonen zu verbessern. Es würde allerdings etwas helfen, wenn unsre Soldaten schießen könnten, aber mit schlechtem Pulver, ausgewaschenen Gewehren wäre es immer noch nicht hinreichend gegen französische Infanterie, die fast durchaus gut schießt, leichte Gewehre hat mit engem Zündloche, gutes Pulver. Die Erfahrung hat bewiesen, daß vom Geschwindschießen gar kein Gebrauch ist gemacht worden, zum Pelotonfeuer ist es fast nur gegen Kavallerie gekommen, dahingegen sind ganze Regimenter durch französische Schützen aufgerieben worden und die Offiziere versicherten, sie hätten die Racker nicht sehen können.

7. Was die französischen Schützen uns besonders gefährlich machte, ist die tolle Auszeichnung der Offiziere im Hut, in der Schärpe, durch farbige Ueberhosen, der Unteroffiziere durch das verfluchte Sponton, womit sie wie beim Vogelschießen hingestellt, ferner die Liebhaberei unsrer Generale, immer auf dem Pferde sitzen zu bleiben, sich häufig vor die Fronte zu stellen; ihre Bravour muß sein, nicht den Kopf zu verlieren im doppelten Sinne des Worts. Mit dieser überflüssigen Bravour des Adels hängt

8. auch der überflüssige Luxus zusammen, das Reiten der Offiziere im Marsch, wo sie bei jeder Gelegenheit, wo Schützen versteckt, ganz exponiert sind; ihre Packpferde und dadurch entstehender Mangel am Notwendigsten, wenn ein Unfall diese von ihnen trennt, dahingegen ein Wagen, der ihre Mantelsäcke trüge, leicht in Aufsicht und gutem Stande erhalten werden kann.

9. Veraltet ist die ganze Lagereinrichtung, worunter die notwendigen Kochkessel versteckt, meist unnütz werden, ferner die Art der Truppenverpflegung, das notwendige lange Vorausanzeigen, Mangel an Schlachtvieh.

10. Veraltet ist das ganze Verhältnis zwischen Offizier und Soldaten, diese Art von gänzlicher Trennung, die in Gefahr und Not besonders lächerlich erscheint, wovon auch in der bürgerlichen Existenz der Leute keine Spur. Der Soldat muß in Dienstsachen seinen Offizier wie seinen Gott ehren und fürchten, außerdem mag es sein Kamerad sein; der eine muß nicht durch Schläge seines Dienstes untüchtig sein, die der andre im Dienste täglich erhält. Daß man jetzt

Digitized by Google

durch gelindere Zucht eher verdirbt als hilft, gebe ich zu, das Ganze muß im Fundament geändert werden. Der Offiziersdienst muß einen Adel etwa unter dem Namen Ritter geben, der über jedem andern Adel steht, der von jedem durch Fähigkeit erreicht wird.

Wenn der Krieg fortgesetzt wird, was kann verbessert werden?

1. Abschaffung der überflüssigen Bagage;

2. Abschaffung des Spontons und mögliche Annäherung der Offizierkleidung für den Augenblick;

3. Gewehre können nicht in der Eil gemacht werden, aber wohl die Leute geübt mit den schlechten im Zielschießen, ein Schützenkorps kann aus den Privatjägern und Förstern zusammengebracht werden;

4. Mäntel wären aus dem bereitliegenden Tuche zu schneiden, die frisch Ausgehobenen bekämen sie als Montur;

5. Wachsamkeit und Tätigkeit würde die Not gebieten, man wäre aufmerksam auf guten Rat;

6. Das gute Verhältnis zwischen Offizier und Soldaten würde sich von selbst ergeben, wenn häufig Soldaten zu Offizieren gemacht würden, etwa durch Wahl; entweder müßten Schläge nicht entehrend sein für Offiziere oder nicht angewendet werden gegen Gemeine, die Fuchtelklinge würde dies vielleicht vermitteln, der auch Junker sich unterwerfen müssen. Auch ist dies vielleicht bei einem notwendigen Zusammenwirken mit russischen Truppen sehr vorteilhaft zur Auszeichnung der unsern, die dadurch nach der Niederlage auch ihr altes Leben niederlegen und ein neues, ehrenvolleres gewinnen.

3.

Von der Rettung des preußischen Staates

Auf denselben Blättern, in einem Zuge mit den voranstehenden Gedanken, folgt eine Betrachtung Arnims, auf welchem Wege der preußische Staat gerettet werden könne, ein Beweis dafür, wie früh diese unverzagten Bemühungen der preußischen Patrioten einsetzten. Leichter freilich war die Kennzeichnung der Fehler und Mängel, schwerer die positive Aufgabe, zu zeigen, wie es besser gemacht werden müsse. Niemand wird erwarten dürfen, daß Arnim gleich auf den ersten Anhieb traf, was sich erst in siebenjähriger Vorbereitungszeit und im Kampfe 1813 gestalten sollte. Aber bewundern müssen wir seine vorurteilslose Freimütigkeit. Wenige seiner Standesgenossen hätten das vermocht wie er. Phantastisch erscheint vielleicht sein Vorschlag am Schlusse, der König wolle das ganze Volk adlig erklären, aber es hängt dies mit seiner ganzen Weltanschauung zusammen, die er auch in der „Gräfin Dolores“ und in den „Kronenwächtern“ niedergelegt hat. Das Problem „Adel“ wurde damals allgemein erörtert, von einigen radikal verworfen, von andern starrsinnig festgehalten. Sehr bemerkenswert ist in diesem Gewirr der Anschauungen die hochherzige Ansicht Arnims, der keineswegs die Vorzüge wahrer adeliger Gesinnung und Verpflichtung aufgeben, sondern zur Bildung neuer Oberschichten dem ganzen Volke zuwenden

Digitized by Google

wollte, die dann an dem Staatswohle auf das innigste zu beteiligen wären. Mögen seine Ausführungen uns phantastisch anmuten, sie sind gleichsam ein Kommentar zu seinem Gedichte „Still bewahr' es in Gedanken", das mit den Worten schließt: „Daß adlig all' auf Erden, muß der Adel Bürger werden." Das Schriftstück lautet:

Von dem einzigen Rettungswege unsres Staates

Indem ich die Feder ansetze, meine jetzige Ueberzeugung von dem einzigen Rettungswege unsres Staates als selbständig in seinen Zwecken, die vor kurzem noch heilig genannt wurden, niederzuschreiben, bemerke ich zu meinem Erstaunen, daß es ebenso an einer ordnungsmäßigen Mitteilung der Gedanken in öffentlichen Angelegenheiten wie überhaupt an Verbindung fehlt, sowohl unter den verschiednen Zweigen der Verwaltung wie zwischen den einzelnen Provinzen. Das Ausübende ist an allen Orten zu einem hohen Grade von Fertigkeit gediehen, das Erfinden ist durchaus als Nebensache behandelt worden, und darum kein rasches, leidenschaftliches Leben mehr in beiden. Die Gesetzgebungskommission war eine Nebenbeschäftigung sehr beschäftigter ausübender Rechtsgehrten. Der Staat schien lange äußerlich und innerlich gar nichts zu wollen und konnte daher nichts, als er etwas Großes unternahm; in dem allgemeinen Schlafe waren noch Arm und Bein besonders eingeschlafen, und jeder einzelne fühlte daher ein unbequemes Stechen, was vielleicht mehr als alle heiligen Zwecke zum Kriege stimmte. Das Wort ist aber einmal gebraucht, mit Worten darf kein Spiel sein, der Geist tritt gewaltig daraus hervor. Was sind heilige Zwecke? Nur die, welche uns mit Notwendigkeit, gleichsam in geistigem Bann, bis zum letzten Lebenshauche an die Hervorbringung einer Erscheinung binden. Haben wir einen solchen Zweck? Ich glaube noch daran; ich glaube, so wunderbar Preußen aufgegangen, so wenig wird es auf immer verlöschen; ehe kann der Morgenstern vom Himmel gerissen scheinen, weil er am Tage verschwindet. Aber haben wir die Zwecke jetzt, unter dieser Regierung? Kein Zweifel, sobald die Regierung von diesem Zwecke ganz durchdrungen; auch daran glaube ich noch, sei es im Frieden, sei es im Kriege, denn es hieße ebensogut sein Dasein aufgeben oder die heiligen Zwecke, ungeachtet ein Teil unsres Staates jetzt in Selbstmord gefallen, so glaube ich das noch nicht vom Ganzen. Dieser große Selbstmord, die Auerstädter Schlacht, war in allen ihren einzelnen Verhältnissen und Folgen die vollkommenste Rechenprobe, daß unser Verfassungsexempel durch und durch falsch sei, eine ganz notwendige, gewaltsame Probe, weil das Exempel auch mit Gewalt sich zusammenaddiert hatte; nach meiner Ueberzeugung hätte nie bloße Meinung eben wegen des Mangels an Mitteilung und Verbindung etwas praktisch wirken können, weil man eben in dieser Verkehrtheit, daß Gewohnheit, nicht Tätigkeit etwas erhalte, sich sehr praktisch glaubte, während sich jetzt ein gänzlicher Mangel im Praktischen zeigt, und die besser Unterrichteten doch wieder, statt praktisch zu helfen, wie bei einem Märchen mit Spott statt Hilfe bereit sind. Ich fühle es, daß der Staat mich jetzt nicht eigentlich brauchen

Digitized by Google

kann, daß ich ihm nichts nütze, und so wenig ich allein auch in der vorteilhaftesten Staatsverbindung nützen würde, so bin ich doch Repräsentant gleichsam von einer sehr zahlreichen Klasse von Staatsbürgern, ich bin Güterbesitzer. Ich glaubte es meine Schuldigkeit, bei den Nachrichten von dem Vorunglücke, das uns in dem Prinzen Louis eine Reserve tötete, die in militärischer Hinsicht für den Augenblick alles retten konnte, alle meine andern Verhältnisse abzubrechen, um mich nach meinem Lehngute in der Uckermarck zu verfügen, die außerordentlichen Maßregeln zu befördern, welche der Augenblick durch alle Zweige der Verfassung notwendig machte. Nicht daß ich den frommen Glauben gehabt hätte, Vasallen könnten noch in unsern Tagen eine brauchbare Landwehr abgeben, das Verhältnis zu den Bauern hat sich verändert und zum Guten, durch Friedrich ist der Adel in seinem Wesen aufgehoben, und die militärische Begünstigung mußte notwendig nach der Auerstädter Probe aufhören; aber in der Aushebung zum königlichen Dienst, zu der allgemeinen Zentrierung aller Geschäfte, wie es ein fliegendes Reich fordert, insbesondere zur Mobilmachung des ganzen Landes schien es mir notwendig. Mein Landrat erwiderte mir auf meine Anfrage, als ich zum größten Schrecken gar nichts anbefohlen fand: daß ich möchte Hafer dröschen lassen; ich befahl das an, mehr konnte ich nicht tun; schon brannte ein Dorf in der Nähe, es wurde gefochten bei Boitzenburg. So wollte ich mich selbst wenigstens frei erhalten, nicht gegen mein Vaterland dienen zu müssen, ein sehr wahrscheinliches Schicksal der verlassenen Unglücklichen, wenn Frankreich in dem Kriege gegen Rußland unglücklich wäre. Endlich kann freilich unser Land durch Russen vielleicht ganz gelüftet werden, aber ohne eine völlige Ausbildung nach dem größten Sinne unsrer Zeit würde es dann zu einer Provinz von Rußland dem Wesen nach herabsinken. Ist für diese Ausbildung etwas geschehen? Ich antworte: Nein, so ganz und gar nichts, daß auch selbst die militärische Einrichtung in ihren dringendsten Mängeln besteht. Diese Mängel sind kürzlich folgende:

1. Insubordination der Generale, die nur bedingungsweise, nicht mit ganzer Seele dem Staate gehören und fast nie die Zivilbehörden zu benutzen wissen, sondern sie lieber verletzen.

2. Anciennitätswesen, der ganze Zwiespalt zwischen dem Offizierkorps und dem Soldatenkorps, der, im Frieden schon sehr lächerlich, darin hervortritt, daß dieselbe Maschine, der Stock, den Offizier zum Dienste unfähig, den Soldaten fähig macht, daß der erste ganz frei, der andre ganz gezwungen eintritt, weil die Kantoniereinrichtung nicht allgemein, schrecklich im Kriege durch Rache, Verachtung, Spott, der jeden Patriotismus unterdrückt, weil er jeden Augenblick auf den Fehler der Verfassung zeigt, endlich auch jeden Fortschritt in der

3. Bewaffnung (schlechte Musketen und Degen, nicht hinlängliche Artillerie), Kleidung, weil es auch den gedienten Offizieren an eigner Erfahrung fehlt, die ausgenommen, daß viele ihren Tod dieser ausgezeichneten Kleidung schuldig, an der seit dem langen Frieden beständig umgeschneidert

Digitized by Google

worden, während die Soldatenkleidung (weil dieser keine Stimme haben darf) ganz unnütz geworden, eine Art Hemmung aller freien Bewegung, woran unser großes, schwerfälliges Volk überhaupt keinen Ueberfluß hat; statt des Mantels, das Haus eines heutigen Soldaten, führen sie schwerfällige Zelte, unnütze Bagage und Pferde der Offiziere müssen sie bewachen. Dadurch wird es möglich, daß physisch schwache Offiziere, die keinen Krieg aushalten können, doch hineinkommen, als Kranke dann die Armee zu beschweren.

4. Der Handelsverkehr der Kompagniechefs, welcher durch den Krieg leidet, im Frieden mit elender Gaunerei getrieben wird, wozu selbst die Besten erniedrigt werden, eine Art erlaubten Betrugs mit Beurlaubten, es muß die Oekonomie nur zur strengsten Durchsicht unter dem Offizier stehen, den es zu sehr von seiner eigentlichen Bestimmung abzieht, Verbesserungen hemmt, die sich dem Offizier aufdringen, aber seinen Vorteil nehmen.

5. Unfähigkeit zu lernen aus eigner und fremder Erfahrung, eine Folge der Adelsgunst, des Anciennitätswesens und daraus folgenden frühen Eintritts und der allgemeinen Nachlässigkeit, welche immer eine Folge ist von dem Ausschließen einer allgemeinen Tätigkeit, und endlich, statt zur Tätigkeit zu kommen, höchstens zu Worten kömmt, die meist sehr klug sind nachher, so daß man zur Ueberzeugung gelangt, daß die Dummen alle erschossen. —

Alles das bleibt nicht nur bei dem Reste der Armee, sondern wird sogar meist auf die provisorischen Bataillone übertragen; statt ausgezeichnete Offiziere und Unteroffiziere zur Einrichtung derselben nach dem sichern Takte zu wählen, den jeder gute General in der Beurteilung seiner Leute haben muß, soll ein Curriculum vitae eingereicht werden, den Bürgerlichen kann nicht versichert werden, ob sie künftig den Rang im Frieden mit andern Offizieren behalten. Ich zweifle gar nicht, daß ich als Adliger vielleicht gleich Leutnant werden könnte, und doch könnte ich nach meiner Ueberzeugung in der Ausübung nur fürs erste gemeiner Soldat sein nach Gewissen und Recht. Im allgemeinen zur Fortbildung des Landes ist nichts geschehen, ich trete also mit meinen Vorschlägen auf:

1. Der König erklärt das ganze Volk adelig; die werden von dem Volke abgesondert, welche durch Verbrechen dieses freien Zustandes verlustig geworden oder künftig werden. Die kleineren Privilegien der einzelnen Provinzen, Städte und alten adeligen Geschlechter gehen dadurch unter, es gibt nur eine Landesgerichtsbarkeit, die scheinbare Adelsgerichtsbarkeit schwindet von selbst.

2. Alle waffenfähigen Männer werden dadurch Soldaten, Talent hebt empor, nur Beschäftigung höherer Art oder Tausch mit einem Nichtausgehobenen befreit vom Aufruf, sie tragen alle das Feldzeichen (die Entadelten dürfen es nicht tragen) als Schärpe oder am Hute.

3. Der König pflanzt den Stamm der Ritterschaft, alle Angestellten von gewissem Range, bei den Soldaten vom Hauptmann an, bei den Richtern und Verwaltern vom Rat an, bei den Lehrern vom wirklichen Professor oder In-

Digitized by Google

spektor der Pfarrer an. Diese Ritterschaft wählt durch die Mehrzahl sich Erfinder zu Mitgliedern, worunter jeder verstanden wird, der sich in eigentümlicher Tätigkeit bewährt hat, sei es in Künsten, Handwerken, Wissenschaft. Sie können mehrere Grade haben, die höheren werden gewählt, Großritter; die niederen, dienende Brüder, das sind die Schulzen, Burgemeister, alle, in denen eine bildende, keine bloß registrierende Tätigkeit, sie werden ernannt, tragen auch nicht den Degen, nicht das rote Kreuz dieses neuen Deutschen Ordens, der sein Gesetzbuch nach dem Alten, im Geist der Zeit transfiguriert, darstellt. In ihrer akademischen Genossenschaft, unter der alle Schulen, Kirchen stehen, ist Geist und Wort, Theorie und Praxis verbunden, in ihrer Kriegergenossenschaft Wille und Tat. Sie haben ihre Gelübde, unter denen auch Keuschheit für die Zeiten ihrer Tätigkeit sein kann.

Dieser Ritterschaft werden alle Vorschläge zum Besten des Staates vorgelegt, sie müssen sie durchgehen, so schlecht sie sein mögen, ob sich eine Wirkung davon zeigt in dieser Ritterschaft, die durchaus der Geist des Staatskörpers ist, so wie der König sein Wille; das beweist, ob Gott mit dem war, der ihn (den Vorschlag) machte. Es kann daher für törichte Vorschläge allerdings durch die Mehrzahl dieser Ritterschaft eine Buße auferlegt werden; zur Entschuldigung dieses Vorschlags, der den meisten unzeitig vorkommen würde, kann ich anführen, daß nach dem ewigen Gesetze der Periodenwirkung keine große Erscheinung allmählich, sondern plötzlich aus allmählich wirkenden Quellen hervortritt, welche das vorige Wesen untergraben; nichts wird gestört von den bisherigen Verhältnissen, es scheint vielmehr, daß seit dem Großen Kurfürsten, welcher den alten Erbadel in seinem Wesen vernichtete, dieses bloß das rechte Verständnis unsers heiligen Zweckes sei, zu dem wir freilich nur im Kriege gelangen konnten oder könnten.

Geht und wirkt, meine Worte! Ich habe gesprochen, um mir Luft zu machen, diese Luft wird nicht lange euer sein, wenn ihr den Worten nicht folgt.

4.

Aufruf zur Volkserhebung

Das nächste Schriftstück, das ebenfalls im Dezember 1806 in Königsberg entstanden ist, bringt den unwiderleglichen Beweis dafür, daß schon um diese Zeit von den preußischen Patrioten der Plan entworfen wurde, eine Massenerhebung des Volkes im Rücken der französischen Armee zu bewirken. Wenn es gelang, die Pommern und Märker, an die sich Arnim wendet, zum bewaffneten Aufstande zu bringen, dann war die französische Armee von ihren rückwärtigen Verbindungen abgeschnitten und zur Vernichtung reif. Mit derartigen patriotischen Unternehmungen, die heute zu gern und rasch fortgeleugnet werden, hängt meines Erachtens auch Heinrich v. Kleists Abreise von Königsberg Anfangs Januar 1807 in den Rücken der kämpfenden französischen Armee und seine Festnahme in Berlin durch die Franzosen zusammen (was ich des näheren in einem Aufsatze der „Frankfurter Zeitung“ vom 14. November 1911 Nr. 316 ausgeführt

Digitized by Google

habe). Arnims Aufruf scheint mir stilistisch nicht ausgebildet und mehr Entwurf geblieben zu sein. Aber darauf kommt es nicht in erster Linie an, sondern allein auf die politische Tatsache, daß im Dezember 1807 bereits die Idee einer Massenerhebung des Volkes gegen die Franzosen bei den Königsberger Patrioten Wurzel geschlagen hatte. Offenbar verfertigte Arnim den Entwurf für befreundete Männer, die die Ausführung des Planes in Händen hatten; die Reihenfolge „Pommern—Märker", nicht umgekehrt, zeigt, daß die ganze Angelegenheit von Königsberg aus gesehen ist:

An die Pommern und Märker

Glück zu, ihr Landsleute! euch, Pommern und Märker, unser herzlicher Gruß! Freunde, wir kommen über das Meer, euch zu befreien, zu rächen das Blut unsrer Brüder, wiederzugewinnen unsres Namens alte Ehre, unser altbegründetes Eigentum. Von dem Unglücke ungebeugt, in gerechter Sache vertrauend, haben wir fern von euch die heil'ge Flamme treuer Vaterlandsliebe bewahrt; der Winter endet, das Glück hat sich gewendet, der Frühling kommt, wir ziehen wieder ins Feld, die Freude erfüllt uns wie gute Vorbedeutung, ein glücklicher Wind hat uns über das Meer zu euch geführt und weht noch in unsern Fahnen. Sammelt euch, ihr Treuen, unter diesen Fahnen eines freien Korps, wir kennen jetzt unsern Feind, wir werden ihn mit Gottes Beistand besiegen; mit Zuversicht werfen wir uns auf diesen heiligen Boden nieder, der uns geboren, nichts scheidet uns davon, umfassen die sichern Stämme dieser hohen Fichten, kein Feind soll sie umhauen, wir werden nicht untergehen, mit Sicherheit sehen wir von diesen reichgeschmückten Feldern zum Himmel, von diesen Feldern, mit dem Blute unsrer Brüder befruchtet, soll kein Feind ernten; ihr fühlet, was ihr sein sollt, ihr seid wert eures Namens, edle Pommern, edle Märker. Fühlt in diesen Augenblicken eure große Bestimmung, durch Not und Gefahr, ja durch gänzlichen Untergang seid ihr bereitet und bestimmt, die Welt von ihrem ärgsten Feinde zu befreien, von der alles umwindenden giftigen Schlange, die unter falscher Versicherung des Schutzes mit lächelndem Spotte verführt und vernichtet, raubt und schändet, was euch heilig und teuer, Magistrate zum Tode verdammt, die Bürger nicht gegen Bürger bewaffnen, eure Kinder zu schwerer Arbeit, bald auch zum Kriege euch fortreißt. Ihr habt nicht vergessen Jahrhunderte des Glücks und der Ehre, herkömmliche Gleichheit vor dem Gesetze, vielfachen Beistand der Regierung in aller öffentlichen Not; ihr fühlt, das Unglück kann für Augenblicke euch niederbeugen, aber mit Federkraft treibt es doppelt alle edlen Gemüter zur Bestrafung der Frevler, die träge Gewohnheit des stillen Lebens erstickt in der Störung alles glücklichen Verkehrs, das allgemeine Elend erschöpft das Vermögen des einzelnen, Seuchen, die Gesellen des Kummers, der Not und der Furcht, entreißen uns die, um welche das Leben teuer; es fühlt sich vor allem die Jugend, ihr feuriger Geist, ihr Aufstreben ist unerschöpflich und nicht zu unterdrücken. Brüder, Landsleute, ihr habt nichts und werdet verachtet werden, wenn ihr nicht kühn aus eigner Kraft eure Unter-

Digitized by Google

drücker niederwerfet, wie viele sind wir, wenn wir alle einigen Sinnes, wie wenige sind unsre Feinde, wie stark sind wir in dem Bewußtsein des Rechts; ihr habt nichts mehr zu verlieren und alles zu gewinnen, wir kommen, diesen entschlossenen Sinn und ein festes Herz euch anzubieten, das euch führen wird unter Gottes Schutz mit Mut und Klugheit, mit Ernst zum Besten (Gott ist mit uns), wir bringen euch Waffen, ihr bringt uns Ergebenheit entgegen, es kann uns nicht fehlen, euer Herz schlägt zu uns, wir reden eure Sprache, wir reden in eurem Sinne offen und ehrlich, ohne Prahlerei und Erniedrigung, eure Tränen sprechen dankend zu uns, ihr erhebt eure Hände, schwört von neuem in alter Treue, wir geben in eure Hände die Waffen, ihr werdet mit ihnen siegen oder sterben, in unsern Händen sind die letzten Hoffnungen der Freiheit. Ihr waret immer, ihr Pommern und Märker, die Lieblinge unsers unsterblichen Friedrich, er hatte euch in der äußersten Not unverzagt erkannt, er sieht auf euch mit Hoffnung herab, er mahnt euch durch uns, Friedrichs Geist wird uns begeistern, sein Beispiel, sein ernster Wille, den keine Jahre des Unglücks schwächten, wirkt sichtbar auf uns wie ein leitender Stern, der unser Schiff zu euch führte, er wird uns schützen vor Unglück. Was gibt es aber noch für Unglück, nachdem wir das größte überlebt haben. Ein edler Prinz starb für uns den Heldentod, wir sind bestimmt, zu bewähren, daß er nicht umsonst, daß er für keine Unwürdigen gestorben; was gibt es noch für uns zu fürchten, wenn ein solches Leben untergegangen, wenn euer Leben allen Wert verloren hat, wir können nur gewinnen, auch unser Tod ist ein Sieg über die Sklaverei, der sichere Ausgang aus einer unerträglichen Not. Wie viel herrlicher ist es nun, mit den Waffen in der Hand zu sterben, in dem seligen Gefühle, zu einer großen Tat mitzuwirken, als elend zu verhungern nach mühevoller Arbeit für die stolzen Feinde; recht wie die Stiere vor eurem Pfluge, so würdet ihr vom Feinde getrieben werden, bis alle Kraft entwichen, und ihr hättet in euch die nagende Erinnerung schöner, freier Zeit, wo ihr für euch geerntet, ihr hättet den Vorwurf in euch, das mutige Werk eurer Vorfahren, ihren besten Nachlaß, die Freiheit eigener Gesetze, der Meinung und der Sitten leichtsinnig und feige gegen ein Räubervolk verloren zu haben, das, unfähig des ruhigen Genusses edler Gesinnung, durch seine Laster immer härtere Tyrannei zu seiner Bändigung notwendig macht. Keine Macht soll über euch haben jener Tyrann, den keiner seines Volkes liebt und alle wie eine Zuchtrute ihrer Untaten fürchten, ihr seid nicht schlecht, um mit Bosheit beherrscht zu werden, aber ihr könnt nichts sein, ohne etwas zu tun, nichts besteht durch Gewohnheit, alles durch Tätigkeit, ihr wollet das Rechte. Euer milder König bringt bald zu euch vor, seine treuen Bundesgenossen, Russen und Schweden, sehen auf euch, das Recht ist mit uns wir geben ihm seinen Lauf, wir sind einander vertraut in gemeinschaftlicher Liebe zum Vaterland, äußert sie freiwillig, tretet zu unsrer Fahne, die Tat ist dann ihr reiner Lohn, wer aber des Vaterlandes Not vergißt, den wird Gott vergessen in seiner letzten Not. Glück auf, ihr Landsleute, ihr Pommern und Märker!

Digitized by Google

5.

Von der französischen Armee

Aber aller guter Wille der Patrioten, beabsichtigte Volkserhebung und russisches Bündnis erwies sich am Ende machtlos gegen die französische Armee und Napoleons Heerführung. Die Schlacht bei Friedland öffnete den Feinden den Zugang nach Königsberg. Arnim sah am 16. Juni 1807 früh morgens ihren Einzug in Königsberg mit an, und da er noch ein Vierteljahr in der Stadt verblieb, hatte er vielfache Gelegenheit, die Vorzüge der französischen Armee-Einrichtungen kennen zu lernen. So entstand, wohl erst im Sommer 1807 und nach dem Friedensschlusse, die folgende Niederschrift, die natürlich in einer Art gegensätzlichen Verhältnisses zur preußischen Armee verfaßt ist:

Es ist eine Freude, in der französischen Armee von jedem zu hören, wie von seiner Brigade, also von ihm das Schicksal der Schlacht abgehangen. So muß es sein! Einen Soldatenhaufen zur Maschine machen, ist lächerlich. Jede Maschine ist auf immer verdorben, wenn ein Rad herausgeschlagen, und das begegnet zuweilen den Soldaten mit den Kanonenkugeln; eine Maschine wäre zerstört, aber ein organischer Körper zieht sich zusammen, verteilt die Arbeit auf die gesunden Glieder und ist bald geheilt. Und die französische Armee war ein Ganzes! Offiziere und Soldaten waren nicht durch ewige Gesetze geschieden; hier war Freiheit, Gleichheit und die Herrschaft des Gesetzes, wovon man eigentlich im Innern des Landes nur sprach. Jeder strebte empor, weil jeder durch Tapferkeit und Geist emporkommen konnte. Ihre Unteroffiziere sind nicht Gefangenwärter; jeder wußte, wofür er stritt, wo sein Vaterland war. Zu Hause erwartete ihn Gefängnis und Tod, im Felde Ehre und Ansehen. Der Unteroffizier mußte der Geschickteste und Bravste sein: war sein Offizier tot, so freute er sich der Gelegenheit, sich auszuzeichnen und emporzukommen; war er selbst tot, so freute sich der ältere nach ihm, sich auszuzeichnen und ihm nachzurücken. Es waren nichts als fröhliche Erben, deren Erbschaft in Feindesland lag. Man nehme aus einem Staate viermalhunderttausend Mann aus allen Klassen, löse ihre Familienbande, gebe ihnen ihre Frauen mit, reiße sie von Arbeit und allen bürgerlichen Verhältnissen los, ihre Fahne sei ihr Herrscher, ihr Schwert ihr Grabscheit: und man hat in physischer und geistiger Hinsicht alle Kräfte, um die Welt zu erobern. Was den Feinden nachteilig, befördert den Krieg; Mord, Gewalt, innrer Krieg, Spiel, Ausschweifung und schlechte Haushaltung, alles führt zur Gleichgültigkeit im Tode. Wer einmal raubt, kümmert sich nicht mehr ums Sparen; und sollte es mit dem Leben anders sein wie mit dem Gelde? Dasselbe möchte ich von den Beschwerden sagen; sie geben eine gewisse Wut, die oft für Enthusiasmus gilt. Die Nordamerikaner hungern absichtlich vor der Schlacht, die Franzosen mußten oft hungern. Mehr als ihre Taten bewundre ich die Rückkehr vieler ihrer Krieger zu bürgerlichen Gewerben, zu sehr beschwerlichen Geschäften. Man merkt von ihrem alten Soldatenstande

Digitized by Google

nichts als die fortdauernden Gebete an ihre beiden Gottheiten ... und ...[1]) Ganz anders ist die Regierung gesinnt. Die Militärabteilungen gewinnen immer mehr Ansehen, Schulen und Zeitschriften sind danach genannt, Präfekten werden abgesetzt, und doch kann nur das Ansehen der Präfekten es verhindern, daß sich die Generale nicht ebenso wie einst in Deutschland die Pfalzgrafen frei machen. Der Müßiggang der französischen Soldaten, größtenteils junge Leute, unterhält einen gewissen kriegerischen Schwung, doch wollte ich dies bei keinem andern Volke zur Nachahmung raten, nur bei der französischen Nachahmungssucht höherer Kreise der Gesellschaft ist es möglich, daß sie wie die Vornehmen ihre Tätigkeit in den kleinlichen Verhältnissen der Gesellschaft abhetzen.

6.

Ueber Napoleon

Die französische Armee war alles durch Napoleon, nichts ohne ihn. Sein genialer Wille lenkte unbeschränkt die Hunderttausende, die unter ihm dienten. Seine Person trat den Völkern sichtbar in die Erscheinung als das gute oder das böse Prinzip der Welt, je nach der Seite, auf der man stand. Jugendliche Unerfahrenheit konnte sich nur zu leicht in dem Irrwahn verfangen, eine Beseitigung Napoleons werde die Welt mit einem Schlage frei und glücklich machen. Mit diesen Gedanken ist ungezählte Male gespielt worden. Um allein in Arnims Sphäre zu bleiben: so schrieb 1805 sein Freund Kleist aus Königsberg, „warum sich nur nicht einer finde, der diesem bösen Geiste der Welt die Kugel durch den Kopf jage? er möchte wissen, was so ein Emigrant zu tun habe?“ Arnims mütterlicher Oheim Hans Graf Schlitz gesteht in seinen Denkwürdigkeiten (1898, S. 138), wie er in Erfurt über dem Plane gebrütet habe, das Vaterland von dem Erbfeinde der Deutschen, wenn er nach beendigtem Schauspiele durch die Reihen der Zuschauer schritte, mit einem Verschworenen für immer zu befreien. Ob solche Stimmungen auch bisweilen Arnim beschlichen haben, wer vermag es zu sagen. Jedenfalls haßte er Napoleon als den Vollstrecker der Revolution und den Feind seines Vaterlandes. Er hatte ihn zuerst 1803 in Paris bei einer Audienz gesehen. Dann aber sah er ihn 1807 als triumphierenden Sieger in Königsberg einziehen, und jetzt wurde er von der Kraft seiner Persönlichkeit hingerissen. Diesem wunderbaren Erlebnis gab er gegenüber Bettina Brentano, die ihm trostlos über Napoleons Durchreise durch Frankfurt geschrieben hatte, am 7. Oktober 1807 den ersten Ausdruck (ungedruckt): „Von grimmem Haß gegen Napoleon raffte mich sein Anblick fast zu einer Art Gottesfurcht gegen ihn hin; ich kenne Ihr Gefühl und habe es geteilt. Es ist etwas Uebermächtiges in ihm, was mich besiegt hat, nicht sein Glück oder seine Macht, es ist eine Atmosphäre.“ Aus diesem Erlebnis flossen auch die nachfolgenden Ausführungen, die aus demselben Sommer 1807 stammen. Sie werden es verständlicher machen, als es bisher der Fall sein konnte, warum Arnim, der immer der politische

[1]) In beiden Lücken stehen unentzifferbare Anfangsbuchstaben.

Digitized by Google

Gegner Napoleons geblieben ist, doch niemals gegen ihn, weder in seiner Novellendichtung noch in seiner übrigen Schriftstellerei (z. B. Gubitz' Gesellschafter, 1828, Nr. 30), so starke Töne angeschlagen hat wie vor allen Heinrich v. Kleist. Die Niederschrift Arnims lautet:

Napoleons Größe

Es mußte ein Krieg sein, um zu bewähren, mit wem Gott sei; die Ueberzeugung kommt nur aus einem Kampfe auf Leben und Tod. Wo ist Gott? — Da, wo sich auch das Ekelhafteste, Gemeinste zu einem Großen vereinigt, von dessen Glanze durchstrahlt und geheiligt wird. Wo ist der Teufel? — Da, wo auch das Beste im einzelnen durch die allgemeine Verkehrtheit vernichtet, wenigstens untätig erhalten wird. In der Vernunft ist Gott, Unvernunft ist der Teufel.

Ich trat einmal in den Streit zweier Leute, eines Hofmeisters und eines Offiziers, warum der Gefürchtete keinen Mörder fände. Der Hofmeister erklärte es aus der Unrechtlichkeit, der Offizier aus der Unentschlossenheit, bestimmt sein Leben daran zu setzen. Ich sagte: „Nein, weder Moralität noch Furcht hält seine Feinde, aber wohl die Atmosphäre eines großen Mannes, das dunkle Gefühl, was sein ganzes Wesen ausdrückt, er gehe einen Weg, den kein andrer gehen, viel weniger überschauen könne. Die tapfersten Soldaten fürchten Geister, nicht weil sie den Tod fürchten, sondern weil ein Geist ihnen das ausdrückt, was uns in einem hochgezeichneten Manne auffällt. Man komme in seine Audienzen: kaum bewahren die Kühnsten den Anstand." — „Ruhiger, kalter Entschluß fehlt also," sagte der Offizier. „Freilich, und darin haben Sie recht, aber nicht darin, daß er je bestehen könnte, wenn er auch vor der Tat vorhanden. Wer nicht dazu gewillt ist, kann wohl in sich denken, wenn er ihm gegenübersteht, es wäre mir ein kleines, und der Mittelpunkt von Millionen Seelen wäre verrückt; auch Sokrates konnte sich den Punkt außerhalb der Erde denken, um die Erde umzustoßen. Aber wer das denkt, der will es nicht; wäre ein Augenblick, wo er es sich einbildete, es würde ihm gehen wie dem anlegenden Kroaten, den Friedrich durch sein drohendes: ‚Du, du, du!' entwaffnete." — Aber durch Uebung in dem Entschluß, meinte der Hofmeister, ließe er sich wohl begründen. Keineswegs, wird die wahre Schönheit nicht durch nähere, längere Bekanntschaft immer anziehender, das Große immer übermächtiger? Finden wir nicht selbst bei Wahnsinnigen, daß gewisse Gesichte ihnen so stark aufliegen, daß sie in ihrem Anblick ruhig bleiben? Nur einer ist dem großen Manne gefährlich: der Größere! — Vor ihm macht er falsche Schritte, wenn sie sich nicht vereinigen können. Alle hohen Leidenschaften stammen aus einem Mittelpunkte, aus einem Weltherzen, und die größere macht die geringere vergessen, sie versinkt gewaltsam oder in sich. Oft wirft der kalte, kluge Weltmann solchen großen Seelen Schwäche in bedeutenden Momenten vor; er sagt, daß das Glück da mehr gewirkt als ihr Entschluß, der doch da nur auf eine oder die andre Art ausfallen konnte; sie rühmen sich sogar, zugesprochen zu

Digitized by Google

haben, aber wahrscheinlich ohne daß jene darauf gehört haben; denn darin liegt eben ihr Glück, daß sie höher stehen, wo die dunklen Farben schon planetarisch zu leuchten, aber auch zu blenden pflegen, sie sehen da hundert Wege, wo uns nur zweie scheinen. Herkules muß sehr jung oder geistesschwach gewesen sein, was bei vieler Körperstärke häufig gefunden wird, als er so simpel dastand zwischen zweien. Dafür sind diese großen Menschen so ruhig wie die Flußtiefen, während die andern lernen, fürchten, hoffen; während andre meinen, um groß zu sein, um sich auszuzeichnen, müsse man sich in allem unterscheiden, leben sie ganz einfach menschlich in allen übrigen Verhältnissen, wie sie göttlich leben in ihrem höheren Verhältnisse, denn der Mensch ist ein Ebenbild Gottes, wenn er ganz Mensch ist. Friedrich hatte die literarische Borniertheit seiner Zeit, auch häufig die Leutnantsart seiner Zeit. Ich habe immer gefunden, die Geschäftsmänner im größten Sinne sind die, welche noch etwas Burschikoses von der Universität behalten haben. Man muß *mit* Millionen gelebt haben und fortleben, nicht *gegen* sie, wenn man ein Ausdruck ihrer gemeinsamen Empfindung sein will; wer aber *einen* Menschen recht versteht, der versteht dann auch alle.

Eine bewegte Nacht[1])

Von

L. v. Jedina-Palombini

Es war im Jahre 1881. Die Fischtorpedos und insbesondere die Torpedoboote waren noch in der Kindheit. Die k. u. k. Marine besaß nur einige kleine Boote, zum Teil englischer Herkunft, welche infolge ihrer geringen Seetüchtigkeit mittels Dampfer nach Pola verschifft worden waren. Da hatte der englische Schiffbauer Yarrow einen neuen Bootstyp geschaffen. Er war mit dem Deplacement auf 38 Tonnen hinaufgegangen, was damals als ungeheuerlich galt. Dafür versprach er eine Höchstgeschwindigkeit von 21 und einen Aktionsradius von 1000 Seemeilen. Die russische Regierung hatte bereits ein Boot gekauft, das allen diesen Bedingungen entsprach und von welchem die Reise von London nach Sewastopol selbständig und ohne allen Anstand zurückgelegt worden war. Da beschloß unsre Marineleitung, auch zwei solcher Boote zu kaufen. Dieselben sollten anfangs August fertig sein, um mit einer Bemannung der k. u. k. Kriegsmarine die Fahrt nach Pola anzutreten.

Diese Nachricht rief unter unsern Torpedooffizieren keine geringe Aufregung hervor. So eine interessante Dienstesbestimmung ergab sich nicht sobald wieder;

---

[1]) Auszug aus dem demnächst erscheinenden Werke „Rückblicke auf nahezu 50 Jahre Marineleben" von Vizeadmiral a. D. Leopold Freiherr v. Jedina-Palombini.

Digitized by Google

daher war die Bewerbung darum eine allgemeine und höchst rührige. Der Bemannungsstand war mit einem Linienschiffsleutnant, einem Linienschiffsfähnrich, einem Maschinenleiter und zwölf Personen des Mannschaftsstandes festgesetzt.

Endlich waren die Würfel gefallen, und die Glücklichen, die das Los getroffen — mir war das Kommando eines der Boote zugefallen —, hatten nach England abzugehen. Hier ergab sich vorderhand eine kleine Enttäuschung. Die Boote waren im Bau sehr rückständig, und es wurde Mitte September, bis sie seebereit waren. Die Durchquerung des Golfes von Biskaya mußte somit in die Zeit der berüchtigten Aequinoktialstürme fallen. Dies rief höhernorts ein gewisses Unbehagen hervor. Wenn auch die Korvette „Fasana" uns bei der Fahrt zu geleiten hatte, so war es augenscheinlich, daß sie zwar als schwimmende Hilfsmittelstation gute Dienste leisten konnte, bei schlechtem Wetter in See jedoch, uns kaum viel zu helfen vermochte. Demzufolge wurde der bei der Uebernahme der Boote beteiligte Schiffbauingenieur angewiesen, dieselben vor dem Auslaufen betreffs Stabilität und Festigkeit des Bootskörpers noch genauestens zu überprüfen.

Die Boote waren bis auf den Anstrich vollkommen gleich. Am 15. September fuhr daher bloß das Torpedoboot Nr. I zur Stabilitätsbestimmung nach der Werft von Yarrow; die Korvette und das von mir befehligte Boot Nr. II warteten dampfklar in Gravesend, um bei dem zu gewärtigenden befriedigenden Ergebnis im Verein mit erstgenanntem Boote sofort in See zu gehen.

Unsre Erwartung wurde nicht getäuscht; die Stabilitätsbestimmung fiel günstig aus. Der Schiffbauingenieur kam an Bord und teilte uns mit, daß von seinem Standpunkte unsrer Abreise nichts im Wege stehe. „Allerdings," fügte er abschiednehmend bei, „muß ich aufmerksam machen, daß der Längsverband der Boote gerade nur genügend stark ist. Wenn daher Reservekohle oder sonstige gewichtige Gegenstände über die normale Belastung einzuschiffen wären, so hätten diese nicht vorn oder achter weggestaut, sondern im Mittelteil gelagert zu werden. Widrigenfalls könnten bei schwerer See die Extremitäten des Bootes sich senken und einen Bruch hervorrufen." Kurz darauf erschien auch Herr Yarrow, um uns vor der Abreise noch einmal die Hand zu schütteln. Er sprach ebenfalls die Hoffnung aus, daß die Boote sich in See recht gut halten würden. Das einzige, was vielleicht nicht ganz seinem Wunsche entspräche, sei deren Längsverband. Er glaube daher uns raten zu sollen, Reservevorräte nicht in den mittleren Teilen des Bootes unterzubringen. Diese seien durch Kessel und Maschine bereits überlastet, und es wären daher in einem solchen Falle die vorderen Depots und die Achterräume heranzuziehen. Sonst wäre bei starkem Seegang die Gefahr eines Durchbruchs des mittleren Bodens gegeben. Herr Yarrow wird wohl innerlich erstaunt gewesen sein, daß seine Warnung eine mühsam verhehlte Heiterkeit hervorrief. Die Komik des Widerspruches der beiden Autoritäten war eben zu groß, wenn auch ihre Uebereinstimmung betreffs der Schwäche des Verbandes nicht gerade die schönsten Aussichten für die Herbstfahrt eröffneten.

Die Fahrt durch den Aermelkanal, anfänglich durch Nebel gestört, war im

Digitized by Google

allgemeinen recht schön. Nach dem Anlaufen von Brest, wo wir Schutz gegen schwere Südweststürme gefunden hatten, wurde der Golf von Biskaya durchquert. Um das erträgliche Wetter auszunutzen, liefen die Boote mit erhöhter Geschwindigkeit der Korvette voraus. Der südwestliche Wind war mäßig stark, allein die See war noch sehr hoch. Wenn das Boot sich im Wellental befand, war nicht nur der Horizont nicht zu sehen, sondern selbst von dem auf 50 bis 60 Meter Entfernung querab fahrenden Boote Nr. I konnte man mitunter kaum die Mastspitze gewahren. Ferroll und Lissabon waren weitere Stationen; endlich erreichten wir Gibraltar. Hier trafen wir die englische Mittelmeereskader, bei welcher unsre Fahrt nicht wenig Interesse erregte.

Am 6. Oktober liefen wir von Gibraltar mit der Bestimmung nach Karthagena aus. Der frische Westwind der vorhergehenden Tage war abgeflaut, doch die See war noch etwas bewegt. Der Himmel war umzogen, von den schneeigen Gipfeln der Sierra Nevada senkten sich dichte Wolkenbänke herab, und das Barometer fiel. Die Luft wurde immer mehr diesig, man konnte kaum die größeren Küstenstädte sehen, wenngleich unser Kurs auf geringe Entfernung längs des Landes führte. Als wir dwars[1]) von Malaga waren, stiegen vom Boot Nr. I Signale auf. Es war das Ansuchen, in diesen Hafen einlaufen zu dürfen. Was sollte dies bedeuten? Allerdings war schlechtes Wetter zu gewärtigen, erfahrene Seeleute haben diesbezüglich einen selten irrenden Instinkt, allein derart drohend erschien die Lage doch nicht. Es mußte daher etwas andres, besonders Wichtiges vorliegen. Die Bitte wurde nichtsdestoweniger nicht gewährt; fort zog S. M. S. „Fasana" mit ihren zwei Küchlein in der gewohnten Winkelformation. Der Sonnenuntergang gestaltete sich nicht schön, die Wolken ballten sich immer drohender in Nordost zusammen, wo es auch häufig blitzte. Da aber die See abgenommen hatte und das Barometer langsam stieg, konnte man nichtsdestoweniger auf eine verhältnismäßig ruhige Nacht hoffen.

Unter diesen Verhältnissen übergab ich um Mitternacht die Wache an den zweiten Offizier. Mit großem Behagen zog ich mich in eine der schmalen Kojen in der dem ganzen Stabe gemeinschaftlichen Achterkabine zurück. Bald umfing mich tiefer Schlaf. Man glaubt schwer, welch gutes Schlaflied das gleichförmige Schlagen des Propellers und das Rauschen des Wassers längs der Schiffswand abgibt, besonders wenn man den ganzen Tag in der frischen Seeluft auf den Füßen gewesen ist. Doch die Freude währte nicht lange.

Ein bald langsames, bald beschleunigtes Arbeiten des Propellers sowie häufiger Anprall der offenbar bewegten See versetzten das Boot in starke Schwingungen und ließen im Verein mit dem Rauschen des über das Deck spülenden Wassers bald zum Bewußtsein kommen, daß sich die Wetterlage gründlich verändert haben müsse. Ein heftiger Donnerschlag und niederprasselnder Hagel bestätigten dies in kräftigster Weise. Bald ließ sich auch die Stimme des wachhabenden Offiziers vernehmen, welcher meldete, daß eine steife

[1]) Querab.

Digitized by Google

Nordostböe eingesetzt habe und daß die Korvette anscheinend Signale mache, die jedoch nicht gut ausgenommen werden könnten. In kürzester Zeit war ich in voller Wetterausrüstung auf Deck.

Der Anblick, welcher sich darbot, war unheimlich schön. Der Himmel war trotz des bereits aufgegangenen Mondes schwarz, doch hoben sich die vom Winde gejagten niederen Wolkenschichten noch deutlich ab. Die See kochte förmlich, und das Boot, welches sich mit einer Geschwindigkeit von 11 Meilen die Stunde einen Weg durch die brodelnde Gischt bahnte, war in eine Wolke von Sprühregen und Spritzern gehüllt. Grelle Blitze versetzten mitunter das ganze Bild in ein fahles bläuliches Licht. Während der dichten Hagel- und Regenböen dagegen herrschte die vollste Dunkelheit, in welcher bloß die Wellenkämme und die schäumende Bugwelle durch ihr geisterhaftes Phosphoreszieren ausnehmbar waren. Von der Korvette und vom Torpedoboot Nr. I sah man ab und zu einige Lichter und Blaufeuer. Letztere wurden anfänglich beantwortet, bald war aber diese Kennzeichnung des Schiffsortes infolge der übernehmenden Sturzseen nicht mehr möglich. Nach einer starken Hagelböe kamen übrigens beide Fahrzeuge außer Sicht. Später in Lee gesichtete Lichter ließen vermuten, daß sie vor dem Winde laufend einem Zufluchtshafen zusteuerten. Wie wir am nächsten Tage hörten, hatte man zu dieser Zeit auf der Korvette Signale gemacht, ihr nach Almeria zu folgen, da man erachtete, daß die Boote an der Grenze ihrer Seetüchtigkeit angelangt wären.

Die Besorgnisse auf der Korvette waren nicht ganz unbegründet. Es wehte immer steifer aus Nordost, fast gerade unserm Kurse entgegen, und die See nahm rasch zu. Selbst bei verminderter Geschwindigkeit bohrte sich der Bug in die See, worauf deren Kämme sich an dem vorderen Turm und an den Kaminen brachen und beträchtliche Wassermengen über Deck spülten. Glücklicherweise war der Verschluß der Lucken ein dichter und gelangte fast gar nichts vom übernommenen Wasser in das Innere des Bootes. Jetzt erwiesen sich die beim Bau eigens ausbedungenen drehbaren Kaminhauben sehr nützlich. Ihnen war zu verdanken, daß kein Wasser in die Kamine und von dort in die Rauchkammer des Kessels gelangte. Der Propeller kam häufig außer Wasser und lief dann mit außerordentlicher Geschwindigkeit, wodurch das Achterteil auf die bedenklichste Weise schwankte und erzitterte. Eine derartige Beanspruchung konnte das Boot auf die Dauer sicherlich nicht vertragen. Es wurde daher die Fahrgeschwindigkeit noch mehr — auf 4 bis 5 Meilen — herabgesetzt und das Boot derart gesteuert, daß es jede Stunde wechselnd, bald 45 Grad rechts, bald 45 Grad links, vom Winde anlag. Durch rechtzeitiges Drosseln der Dampfzuströmung gelang es auch, das so gefährliche rasche Laufen des Propellers stark einzuschränken. Unter diesen Verhältnissen arbeitete das Boot viel ruhiger, und konnte man sich der Hoffnung hingeben, die Fahrt nach Karthagena zwar langsam, aber ohne übermäßige Beanspruchung des Bootes fortsetzen zu können.

Der Aufenthalt an Bord konnte zurzeit gerade nicht ein ideal angenehmer genannt werden.

Auf Deck war es noch am erträglichsten. Wegen der drohenden Gefahr, über

Digitized by Google

Bord geschwemmt zu werden, durfte jedoch nur das absolut nötige Personal, also wir Offiziere und ein Ausluger, sich dort aufhalten. Natürlich waren wir binnen der kürzesten Zeit gründlich durchnäßt. Die mächtigen Seespritzer, denen man zu begegnen hatte, fanden bald heraus, daß sie am besten durch den Halskragen innerhalb des wasserdichten Regenanzuges gelangen konnten, und die mit schwerem Gelde erkaufte Undurchlässigkeit unsrer großen Wetterstiefel zeigte sich leider nur dadurch, daß diese das innen angesammelte Wasser nicht herausließen. Auch war der Auslug infolge des in die Augen gepeitschten Wassers und Hagels sehr schmerzhaft. Fröstelnd suchte man die Nähe der Kamine, welche eine angenehme Wärme ausstrahlten. Nicht selten mußten diese hochgewürdigten Oefen, der Mast oder irgendein Ständer rasch umarmt werden, um sich vor dem Ueberbordkollern zu bewahren. Doch ein öfteres Ausgleiten auf dem überschwemmten gewölbten Deck und unliebsame Bekanntschaften mit hervorstehenden Augbolzen oder scharfen Kanten konnten wohl nicht vermieden werden. Immerhin gelang es doch, einen zur Stärkung im Kesselraum gekochten Kaffee zur Verteilung zu bringen, was für die Balancierkunst des einzelnen das beste Zeugnis lieferte. Daß dieses anregende Getränk etwas nach Talg schmeckte, war eine Besonderheit, die keinen Anstoß erregte. Es fand sich ja eine unschuldige Erklärung dafür. In dem gewiß löblichen Bestreben, daß kein Tropfen des edlen Stärkungsmittels verloren gehe, schöpfte der als Koch angestellte Heizer mit der Schale in seiner fettigen Faust todesmutig direkt aus der siedenden Flüssigkeit. Dies war ihm um so weniger zu verargen, als er vor dem Kredenzen das Geschirr höchst gewissenhaft mit der gebrauchten Maschinenschmierwolle reinigte. Als es nun gar nach langwierigen Versuchen gelang, eine Zigarre anzuzünden und ihr im Schutze einer Persenning einige Züge zu entlocken, war für die auf Deck sich Aufhaltenden eigentlich keine Ursache zu einer Klage gegeben.

Wesentlich ungünstiger waren die Verhältnisse für die unter Deck Befindlichen. Infolge der geschlossenen Luken und da die Ventilation in dem Mannschaftsraume nicht betätigt werden konnte, herrschte daselbst eine höchst drückende Luft. Dabei war es infolge der heftigen Schwankungen nicht möglich, sich in den Schlafstätten zu erhalten. Das dienstfreie Personal kollerte somit, in feuchte Decken gehüllt, am Boden herum, und da bekanntlich der Frömmste nicht in Frieden leben kann, wenn es dem bösen herangeschleuderten Nachbar nicht gefällt, so konnte wohl nur formell von Ruhepflegen gesprochen werden.

In dem Maschinenraum war allerdings die Ventilation eine sehr gute. Man konnte dies deutlich an den vereinzelten langen Haaren des bejahrten Maschinenleiters ersehen, die unverwandt der Saugöffnung des Ventilators zuflatterten. Im Kesselraum war die Luft ebenfalls nicht schlecht, wenn man von dem feinen Kohlenstaub absah, der alles durchdrang, und welcher die dort sich Aufhaltenden in kürzester Zeit zu Negern stempelte. Die daselbst herrschende Temperatur, mitunter bedeutend über 40 Grad, wäre jedoch gewiß nicht nach jedermanns Geschmack gewesen. In beiden Räumen drohte auch stets die ernste

Digitized by Google

Gefahr, bei einer heftigen Schwankung mit in Bewegung befindlichem Maschinengestänge oder mit den Kesselfeuern in Berührung zu kommen. Dabei erforderte, eben auch infolge des Schlingerns, die Wartung des Kessels die größte Aufmerksamkeit, um ein unter den obwaltenden Umständen verhängnisvolles Ueberkochen hintanzuhalten. Doch das wackere Maschinenpersonal war wie immer auf der Höhe der Anforderungen. Es ließ sich durch keine Widrigkeit in der gewissenhaften Versehung seiner Obliegenheiten stören, ja es brachte denselben eine philosophisch heitere Auffassung entgegen.

Sehr unangenehm war der Aufenthalt beim Steuer im vorderen Turm An und für sich bedingte derselbe eine auf die Dauer sehr anstrengende gebeugte Haltung. Dann herrschte dort eine böse Stickluft, und es waren auch daselbst, am vorderen Ende des Bootes, die Stampfbewegungen sehr fühlbar. Dies im vollen Sinne des Wortes, da bei denselben der Kopf des Steuermanns häufig an den fast messerscharfen Deckträgern ankam. Angesichts dessen mußte der Steuermann schließlich an das auf Deck befindliche zweite Steuerrad postiert werden, was von ihm trotz Nässe und Kälte als eine wahre Erlösung empfunden wurde.

Während des frischen Westwindes, welcher die vorhergehenden Tage geweht hatte, war eine größere Anzahl von Segelschiffen beim Kap Palos beigelegen, um einen Windwechsel abzuwarten. Als nun der für sie günstige Nordostwind einsetzte, beeilten sie sich, in die Straße von Gibraltar einzulaufen. Alle Augenblicke wurde ein Schiff in Sicht gemeldet. Wenn auch der Himmel noch immer dicht bewölkt war, so wurde es doch lichter, als der Mond hoch stand. Die großen Segelschiffe konnten daher auf eine genügende Entfernung ausgenommen werden, um ihnen rechtzeitig auszuweichen. Anders war es mit den Feluken, den spanischen Küstenfahrern mit großem dreieckigen Segel, welche ebenfalls in großer Zahl die günstige Gelegenheit zu einer Fahrt nach der marokkanischen Küste auszunützen schienen. Da gab es des öfteren kritische Lagen, und mitunter konnte einem Zusammenstoß gerade nur noch den letzten Moment vorgebeugt werden.

Als wir Nord steuerten und das Boot eben durch eine Welle gehoben war, sahen wir unter andern Fahrzeugen eine große Feluke, welche vor dem Nordostwinde segelnd gerade auf uns abhielt. Bald darauf in das Wellental gelangt, war jede Aussicht benommen. Doch war auch keine Ursache zu irgendeiner Ausweichsmaßnahme gegeben. Wenn die Feluke ihren Kurs beibehielt, mußten mir denselben kreuzen, bevor sie in eine gefährliche Nähe gelangte. Höchst unangenehm war daher unsre Ueberraschung, als wir, auf den nächsten Wellenkamm gehoben, gewahrten, daß dieselbe, absichtlich oder durch die See geworfen, ihre Fahrtrichtung gegen unsern Bug zu geändert hatte. Ein Zusammenstoß mit dem anscheinend schwer beladenen Fahrzeug von vielleicht 200 Tonnen Gehalt schien unvermeidlich, und damit wäre wohl das Schicksal des schwachgebauten Torpedobootes besiegelt gewesen. Sein oder Nichtsein war nun die Frage einiger Sekunden. Angesichts des unsicheren Kurses der Feluke durfte

Digitized by Google

unser Steuer für den Augenblick nicht gerührt werden. Nur eine rasche Erhöhung der Fahrt konnte uns noch retten. Glücklicherweise war die Verständigung mit der Maschine eine gute, und der Maschinenleiter, welcher persönlich den Dienst übernommen, verstand sein Handwerk gründlich. Die Funken stoben aus den Kaminen, und sofort erzitterte das Boot unter der Anstrengung des mit maximaler Kraft arbeitenden Propellers. Beim erneuten Aufsteigen aus dem Wellental mußte die Entscheidung fallen. Horch! welch außergewöhnlich starkes Rauschen, welches selbst den heulenden Wind übertönt! Die Feluke, das gereffte Segel zum Platzen vollgeschwellt und einen mächtigen Wasserschwall vor sich hertreibend, zeigt sich kaum einige Meter von unsrer Bordwand entfernt. Wird sie oder wird sie nicht an unserm Achterteil vorbeikommen? war auf unser allen besorgten Mienen zu lesen. Ein kleiner Gierschlag[1]) des Fahrzeuges, glücklicherweise von uns weg, blitzschnell darauf seitens des Torpedoboots eine entsprechende Steuerwendung, und uns mit einem Sprühregen von Gischt bedeckend, schoß die wuchtige Feluke auf 2 bis 3 Meter Entfernung von unserm Achterteil vorbei. Dieser Gefahr waren wir also auf Haarbreite entronnen; für eine weitere Anregung war jedoch gesorgt.

Kaum hatten wir uns wieder mit verminderter Geschwindigkeit in den früheren nördlichen Beiliegekurs gesetzt, als uns eine schwere Sturzsee erreichte. Das Boot legte sich derart auf die Seite, daß alles, was nicht vollkommen niet- und nagelfest war, mit Gewalt nach Lee geschleudert wurde. Lautes Geklirre in der Anrichtkammer verkündete, daß das ohnedies nicht mehr vollzählige Glas- und Porzellanservice eine weitere Herabminderung erfahren hatte. Doch in der Maschine hatte sich glücklicherweise nichts Erhebliches zugetragen, trotz lärmenden Kollerns verschiedener Gegenstände. Ernster dagegen war, daß, wie ein Geklapper in dem Kompaßhäuschen verriet, beide Kompasse aus ihren Lagern geschleudert worden waren. Wenn sie auch ohne Verzug in ihre ursprüngliche Lagerung gebracht und dort versichert wurden, so konnten sie angesichts ihrer Kompensation mit kleinen Magnetstäben nicht mehr als verläßlich erachtet werden. Tatsächlich zeigte sich auch eine bedeutende Verschiedenheit in ihren Angaben. Vorderhand mußte daher die Orientierung nach dem Winde stattfinden, welcher bis dahin mit ziemlicher Beständigkeit aus Nordost geblasen hatte. Dabei fing das Boot an, trotz der geringen Fahrt auf das heftigste zu arbeiten. Man hörte das unheimliche Knistern angestrengter Bleche. Unwillkürlich mußte man an die uns bei der Abfahrt von England gegebenen Warnungen denken. Es schien der Moment gekommen, wo es sich entscheiden würde, welcher von den beiden Schiffsbaukoryphäen recht behalten würde; derjenige, welcher ein Durchbrechen des Bodens in der Mitte, oder jener, der ein Abbiegen der Enden des Bootes befürchtete! Anderseits mußte bald der Tag anheben und dann die Sachlage sich besser beurteilen lassen. Bis dahin war somit um jeden Preis weiterzuziehen. Dies auch schon mit Hinsicht auf das Boot Nr. I. Zwischen den beiden Booten

[1]) Unbeabsichtigte Aenderung der Fahrtrichtung.

Digitized by Google

herrschte nämlich, wie gewöhnlich unter solchen Umständen, große Eifersucht und ein reger Wettkampf. Bei uns hatte sich im Verlaufe der Fahrt noch kein Anstand ergeben, während der Maschinenkomplex des erstgenannten Bootes sich nicht ganz verläßlich erwies und dasselbe sogar durch kurze Zeit in Schlepp genommen werden mußte. Welche Genugtuung, wenn es nun gelänge, Karthagena zu erreichen, obwohl das Boot Nr. I dies scheinbar bereits aufgegeben hatte!

Dieser Gedanke spornte alle an Bord zur größten Anstrengung an. Mit erhöhter Sorgfalt wurden Maschine und Kessel gewartet. Auch am Steuer herrschte die größte Aufmerksamkeit, um durch rechtzeitiges Abfallen dem Anprall der Sturzseen auszuweichen. In der Tat erschien das Arbeiten des Bootes durch einige Zeit erträglich und trotzdem betrug dabei die Annäherung an das Reiseziel noch beiläufig 3 Meilen per Stunde. Doch Wind und See nahmen noch weiter zu. Das Boot wurde wiederholt auf das heftigste auf die Seite geworfen und blieb in der stark geneigten Lage von 30 bis 40 Grad mitunter unheimlich lange liegen. Als nun bei einer solchen Gelegenheit eine Sturzsee den Steuermann vom Rade riß und dieser sich nur wie durch ein Wunder vor dem Ueberbordschwemmen rettete, erschien dies als eine eindringliche Warnung. Ein Weiterziehen gegen Wind und See konnte zu einer Katastrophe führen. Dies um so mehr, als bei dem mittlerweile eingetretenen Tageslicht sich ermessen ließ, daß auf ein Nachlassen des Wetters nicht so bald zu rechnen sei. Dabei wurde die Küste ab und zu sichtbar, was eine Orientierung ermöglichte. Einem Abfallen nach Almeria stand somit vom navigatorischen Standpunkte nichts mehr im Wege, es gebot daher die Klugheit, nicht mehr zu zögern und sich dafür zu entscheiden.

Mit aller Vorsicht wurde das Manöver des Vor-den-Wind-Legens durchgeführt. Dies geschah jedoch nicht, ohne daß eine dwars übernommene Sturzsee bei allen an Bord Befindlichen den Eindruck hervorgerufen hätte, der letzte Moment des arggeprüften Bootes sei gekommen. Doch das wackere Fahrzeug richtete sich wieder auf und hatte bald Wind und See von hinten. Als die Geschwindigkeit entsprechend jener der See geregelt war, ging es glatt vorwärts, ohne daß uns die Sturzseen je mehr erreichten. Angesichts der nun geringen Rollbewegungen konnte man sich auf Deck wieder frei bewegen, ja die Luken konnten zum Teil geöffnet werden, und alles atmete auf. Soweit war es gut; allein noch ein kleiner Nervenkitzel stand uns bevor.

Das Firmament hatte sich wieder umzogen und vorn lag eine Hagelböe, welche die Umrisse von Kap Gata kaum mehr erkennen ließen. Seewärts von diesem Vorgebirge befindet sich eine Untiefe von 2 Metern, welcher bei der herrschenden schweren See jedenfalls ausgewichen werden mußte. Mit größter Aufmerksamkeit waren alle Blicke nach vorn gerichtet. Nach der Rechnung — den Kompassen war allerdings nicht viel zu trauen — mußten wir bereits in der Nähe des genannten Vorgebirges sein und hatten wir bald nach steuerbord in die Bucht von Almeria zu wenden. Da erscholl der Ruf: „Brandung vorn!“ und sowohl der Steuermann als mehrere der auslugenden Matrosen behaup-

Digitized by Google

teten mit Bestimmtheit, in der Fahrtrichtung Land und vorliegende Brecher zu sehen. War dem Glauben zu schenken? Ein so grober Fehler in der Schätzung des Schiffsortes war doch nicht wahrscheinlich. Auch konnte der weiße Streifen, der unzweifelhaft zu sehen war, eine Wirkung des außergewöhnlich heftigen Hagels sein, welcher kaum auf 50 bis 60 Meter Entfernung einen Ausblick erlaubte. Dann durfte nach den vorhergehenden Erfahrungen ein Anluven nur in der zwingendsten Notlage versucht werden. Es hieß somit, bei schärfstem Auslug und stets zum sofortigen Wenden bereit, zuzuwarten. Die Luken wurden wieder geschlossen, und sowohl Maschinenleiter als Steuermann harrten des Zeichens zur Ausführung der erhaltenen Befehle. Eine große Spannung bemächtigte sich unser aller. Siehe da! Der Hagel hört plötzlich auf, die Wolkenwand zerteilt sich, und die bereits hochstehende Sonne bricht durch und versetzt den ganzen Umkreis in grelle Beleuchtung. Sofort ergab sich die beruhigende Gewißheit über ein vollkommen freies Wasser in der Fahrtrichtung. Die nun deutlich wahrnehmbare Küste gestattete den Schiffsort genau zu bestimmen; es zeigte sich, daß die Schätzung desselben eine ganz erstaunlich richtige gewesen war. In wenigen Minuten — es war mittlerweile 11 Uhr geworden — gelangten wir in Deckung des Kap Gata. Bei abnehmender See und rasch heiterndem Himmel nahmen wir Kurs auf Almeria, dessen von der Sonne grell beleuchtete Gebäude eine gute Steuerungsmarke boten.

Jetzt, wo bezüglich unsers Bootes jedwede Sorge geschwunden war, wendete sich die Aufmerksamkeit natürlich unsern Reisegefährten zu. Eifrigst wurde der Horizont abgesucht. Endlich wurde S. M. S. „Fasana" bei Almeria vor Anker gehend entdeckt. Doch das Boot Nr. I konnte nirgends wahrgenommen werden. Kaum froh geworden, die dem eignen Boote drohenden Gefahren glücklich überstanden zu haben, erfüllte uns nun die größte Besorgnis um unsern Gefährten. Nachdem bei dem Boot Nr. I schon einige Male Maschinenhavarien aufgetreten waren, so konnte es möglicherweise während der stürmischen Nacht das Opfer einer solchen gewesen sein. Jedenfalls war es höchst beunruhigend, daß, nachdem dasselbe mit der Korvette abgefallen, es nicht in deren Nähe zu sehen war. Dementsprechend richteten wir eine Signalanfrage an die Korvette. Ehe letztere antworten konnte, waren wir bei der innehabenden großen Geschwindigkeit bereits in die Einfahrt des Binnenhafens gelangt, wo wir das Boot Nr. I hinter dem Kai vertäut gewahrten. Eine Zentnerlast war von unsern Herzen genommen, und machte sich die freudige Stimmung durch ein kräftiges Hurra Luft.

Rasch wurde die Vertäuung genommen. Hierauf wurde die dienstliche Meldung auf der Korvette erstattet, wo man uns als wunderbar gerettete Schiffbrüchige begrüßte. Es wurden noch die notwendigsten Instandsetzungsarbeiten vorgenommen, sodann konnte man sich endlich der Ruhe hingeben, welche alle an Bord in hohem Maße bedurften.

Den nächsten Tag, wo die Sonne bei wolkenlosem blauen Himmel schien und die malerische Szenerie der spanischen Hafenstadt in die richtige Beleuchtung ver-

Digitized by Google

setzte, war alles heiter und in der fröhlichsten Stimmung. Blutunterlaufene Augen, einige Hautabschürfungen und Kontusionen waren das einzige, was an die vorhergegangene böse Nacht erinnerte. Dies hinderte nicht, daß beim Abendspaziergang auf der Alameda die Bordschwerenöter bei den überlieferungsgemäß „glutäugigen" Spanierinnen einen tiefen Eindruck hervorriefen oder wenigstens hervorzurufen wähnten. Dies sowie der Umstand, daß diese „andalusischen Schönheiten" bei minder entzündeten Augen wohl kaum einen Enthusiasmus hervorgerufen hätten, lieferten heiteren Gesprächsstoff bei einem fröhlichen, uns lukullisch erscheinenden Mahle im Hotel. So ändern sich rasch die Eindrücke im Seemannsleben.

Nach weiteren fünf Wochen einer gleich abwechslungsreichen Fahrt erreichten wir wohlbehalten Pola.

Publikum und Krankenhaus

Von

Dr. J. Grober,

a. o. Universitätsprofessor der Innern Medizin in Jena

(Schluß)

Die moderne Versicherungsgesetzgebung in Deutschland hat eine große Anzahl von Kranken den Krankenanstalten zugeführt, die vorher nicht in der Lage waren, den relativ kostspieligen Aufenthalt dort zu bestreiten. Infolgedessen ist die Zahl der notwendigen Krankenbetten und damit natürlich auch die Zahl der Krankenanstalten als solche, die über eine bestimmte Anzahl von Betten nicht hinauswachsen können, gestiegen. Wir dürfen jetzt in Deutschland auf etwa 5000 bis 6000 öffentliche Krankenanstalten rechnen. Es ist durchaus selbstverständlich, daß bei der Vermehrung der Zahl der Anstalten sowie der Aufnahmen in dieselbe die verschiedenen Umstände, die die Abneigung der Bevölkerung gegen die Anstalt bedingen, häufiger zur Wahrnehmung gelangen und daß das Publikum häufiger Gelegenheit hat als früher, seinen Befürchtungen Ausdruck zu geben. Gerade deshalb, weil die Zunahme der Zahl der Krankenbetten und der Anstalten voraussichtlich noch weiter andauern wird, weil die vermehrte Unterbringung von Kranken im durchaus wohlverstandenen Interesse der Bevölkerung liegt, wäre es besonders wünschenswert, wenn die Ablehnung des vorgeschlagenen Krankenhausaufenthaltes, wie sie häufig vorkommt, allmählich immer seltener würde. Anderseits wird auch gerade die Zunahme der Anstalten dazu beitragen, daß eine immer größere Anzahl von Menschen sich davon überzeugt, daß moderne Anstalten keinen Grund mehr bieten, die alten Vorstellungen von Zwangsanstalten, von Ansteckungsfähigkeit und dem Aberglauben, von dem oben die Rede war, aufrechtzuerhalten.

Der Betrieb einer Krankenanstalt wie der aller Gemeinschaften ist natürlich

Digitized by Google

nur dann möglich und aufrechtzuerhalten, wenn alle Insassen und Mitglieder sich gewissen Vorschriften unterwerfen. Diese Vorschriften, für die man im einzelnen Fall für jedes Krankenhaus eine besondere Hausordnung zu verfassen pflegt, sind, weil die betreffenden Insassen der Anstalt sich den ganzen Tag in ihr aufhalten müssen, folgerichtig und naturgemäß verhältnismäßig stark eingreifend in die persönlichen Gewohnheiten und Liebhabereien des einzelnen. Wir leben heute, wie wir schon oben betonen mußten, im Zeitalter des Individualismus. Schon der Jugend wird, zum Teil direkt, zum andern Teil indirekt durch die Methode des Unterrichts klargemacht, daß die einzelne Persönlichkeit ein besonderes Recht für sich in Anspruch nehmen darf. Je älter die jugendlichen Individuen werden, um so mehr wird diese Neigung gesteigert und zum Teil durch das politische Leben, zum mindesten aber durch die Lektüre der Tageszeitungen gefördert. Nur bei den Männern wird sie, leider aber nur zu einem geringen Teil, durch die militärische Dienstzeit unterbrochen. Die Folge davon ist, daß die Unterordnung unter bestimmte Regeln im täglichen Leben von den meisten Menschen sehr schwer empfunden wird. Das erlebt der Arzt auch im Privathause ganz außerordentlich häufig. Weit schlimmer aber sind die Verhältnisse in den Krankenanstalten. Zweifellos ist es die Durchführung des Verlangens nach einer Unterordnung, die oft genug eine Mißstimmung bei den Kranken selbst erzeugt und sie auf ihre gesunden Tage und ihre gesunden Angehörigen übertragen läßt. Man fürchtet sich, ins Krankenhaus zu gehen, weil dort gewisse Gewöhnungen, die nun einmal bei jedem Menschen in seinem Tageslauf allmählich eingetreten sind, notwendigerweise beiseitegesetzt werden müssen. Der Kranke ist an und für sich vielleicht gewohnt, zu ihm beliebigen Zeiten zu Hause die Mahlzeiten einzunehmen, das Bett aufzusuchen und zu verlassen, die Reinigung des Körpers, den Wechsel der Bettwäsche usw. vorzunehmen. Das alles ist naturgemäß in einer Anstalt, in der eine größere Anzahl von Menschen untergebracht ist, nicht möglich, ohne die schärfsten Störungen im Betriebe hervorzurufen. Ist schon der Gesunde individualistisch erzogen und verzogen, so kommt bei dem Kranken oft die Betonung der eignen Wünsche und Neigung zur Launenhaftigkeit noch erschwerend hinzu. Wir sind es kaum mehr gewohnt, wenn uns nicht direkt ein Vorteil daraus einzuleuchten scheint, unsre eignen augenblicklichen Wünsche bestimmten Forderungen der Gesamtheit oder auch unsrer Umgebung unterzuordnen. Diese Vorteile, von denen eben die Rede war, sieht aber der Kranke an und für sich weniger ein als der Gesunde, denn er ist naturgemäß durch die Beschwerden seiner Erkrankung voreingenommen. Außerdem setzt sich heute die größte Anzahl der in die Krankenanstalten aufgenommenen Kranken aus denjenigen Schichten der Bevölkerung zusammen, in denen die Bildung und damit im Zusammenhang auch die Selbstzucht des Charakters, vor allem aber die soziale Einsicht im allgemeinen noch nicht sehr hoch ist. Ferner sind es vorwiegend jugendliche Elemente oder alleinstehende ältere Personen, die das Krankenhaus aufsuchen, denn bei den Verheirateten bedarf es immer schon eines ganz besonderen Anlasses, wenigstens in

Digitized by Google

den weniger begüterten Volksklassen, wenn sie sich entschließen, die Krankenanstalt aufzusuchen.

Dieser Art Kranken ist es nun durchaus nicht leicht verständlich, daß sie im Interesse des Betriebes, der, wie sie ganz gut wissen, eigentlich zu ihren Gunsten da ist, sich zu einer bestimmten Zeit aus dem Bett erheben, waschen, ankleiden und essen sollen, daß sie gezwungen sind, während einer bestimmten Zeit des Tages, da nämlich, wo die ärztlichen Untersuchungen der Kranken stattfinden, sich im Krankensaale aufzuhalten, daß sie ferner ein für allemal gewisse Verrichtungen an sich selbst vornehmen lassen müssen, z. B. die Bestimmung des Pulses und der Körpertemperatur u. a. m. Es kommt ferner in Betracht, daß mancher Kranker nicht gern über seine persönlichen, und seien es auch nur die rein körperlichen, Verhältnisse Auskunft gibt, namentlich wenn davon bei dieser Gelegenheit seine Mitkranken direkt oder indirekt Kenntnis erhalten können.

Bisher war von dem Zwang zur Behandlung, der ja notwendigerweise mit dem Betrieb einer Krankenanstalt verknüpft ist, noch nicht die Rede; doch spielt er nach meiner Erfahrung eine sehr wesentliche Rolle. Leider liegen die Verhältnisse so, daß vielerwärts die Anordnungen des Arztes, wenn sie im Hause des Kranken gegeben werden, nur ungenügend und häufig nicht vollständig erfüllt werden. Das liegt an der nun einmal vorhandenen Kritik, die sich jeder Laie glaubt über ärztliche Dinge zutrauen zu dürfen. In einer Krankenanstalt fällt diese Möglichkeit weg. Die Krankenpflegerinnen haben als ersten Grundsatz ihrer Tätigkeit anzuerkennen, daß Anordnungen des Arztes auf das pünktlichste erfüllt werden müssen. Jeder verständige Mensch, der einigermaßen in die Verhältnisse der Krankenpflege und Krankenbehandlung eingeweiht ist, wird ohne weiteres zugeben, daß ohne derartige Bedingungen eine zweckentsprechende und nicht verschwenderische Krankenhausleitung unmöglich ist. Der Kranke muß also seine ihm verordnete Arznei nehmen, und zwar zu bestimmter Zeit, er wird zu einer ihm vielleicht nicht gerade angenehmen Zeit gebadet werden müssen; diese oder jene Verrichtung andrer Art wird an ihm und seinem Körper vollzogen. Selbstverständlich steht ihm ein Einspruchsrecht gegen die Behandlung zu, denn nirgendwo in den Kulturstaaten wird ein Kranker zu einer Behandlung gezwungen, zu der er nicht seine Einwilligung gibt. Aber mit einer derartigen Weigerung ist natürlich die unausbleibliche Folgerung verbunden, daß er alsdann die Krankenanstalt, da sie ja nutzlos für ihn ist, verläßt.

Die Volksschichten, die heutzutage die Krankenanstalten zumeist aufsuchen, sind zu einem ganz bestimmten und nicht kleinen Teil durch die Industrialisierung Deutschlands in verhältnismäßig günstige Vermögensverhältnisse verbracht. Wie nun einmal die Verhältnisse liegen, werden die vermehrten Einnahmen vor allen Dingen für das persönliche Wohlbefinden verwandt. Reichliche, um nicht zu sagen überreichliche Ernährung, insbesondere auch Ernährung mit allerhand Leckerbissen und teuern Nahrungsmitteln, unzweckmäßige, aber für angenehm oder aus gesellschaftlichen Gründen für notwendig gehaltene Wohnungseinrichtungen sind in diesen Kreisen an der Tagesordnung. Gesteigerte

Digitized by Google

Bequemlichkeit führt oft zu unhygienischer Lebensführung: Ich verweise auf die Verwendung kleiner Zimmer zum Schlafen, auf das Schlafen bei geschlossenen Fenstern, auf die alleinige Verwendung warmen Wassers bei der Waschung des Körpers, die Benutzung von Federbetten — alle solche Bequemlichkeiten lassen sich im Krankenhaus zum Teil aus materiellen, zum andern aus hygienischen Gründen nicht durchführen. Hier haben wir große Schlafsäle, keine Federbetten, die Ernährung ist nach den Grundsätzen der Diätetik geregelt, die jede Uebersernährung für falsch oder wenigstens nur in bestimmten Fällen für zweckmäßig hält. Es kommt ferner hinzu, daß die Wohnungen unsrer Bevölkerung sich zumeist durch die Ansammlung von allerhand ebenfalls unhygienischen, zur Vermehrung des Schmutzes und des Staubes Veranlassung gebenden Hausrats, insbesondere Geweben, auszeichnen. Es gibt auch, was freilich auf die Großstadt nicht so sehr, wohl aber auf dem Lande zutrifft, eine Gewöhnung an den Schmutz, die in enger Beziehung zu der sog. „Neigung zur Gemütlichkeit" steht. Schmutz im Krankenhaus ist ein Unding. Die „Gemütlichkeit" im populären Sinne ist in den Krankenanstalten nicht durchzuführen, wenn es auch unser Bestreben sein muß, im andern Sinne den Kranken ihren Aufenthalt so „gemütlich" wie nur möglich zu machen. Ich habe es erlebt, daß ein gutgestellter Arbeiter das Krankenhaus verließ, weil er, wie er erklärte, auf Roßhaarmatratzen und unter Wolldecken, die beide in weiche Baumwolle resp. Leinenstoffe eingehüllt waren, nicht schlafen könne, er brauche Federbetten. Von andern Wünschen, die oft genug an den Krankenhausarzt herantreten, wollen wir hier schweigen; sie sind häufig recht unerfreulicher Natur.

Mit der Neigung zur „Gemütlichkeit" und zu den Gewohnheiten vergangener Jahre hängt, ebenfalls in Beziehung mit den Anschauungen früherer Jahrzehnte, ein „Bedürfnis" des Publikums zusammen, das heutzutage in den Krankenanstalten ebenfalls keine Rechnung mehr findet. Die Bevölkerung war es gewohnt, wenn sie den Arzt aufsuchte, von ihm unter allen Umständen ein Rezept zu erhalten. Die Verschreibung gewisser Stoffe aus dem Arzneischatze, bald dem Tier-, bald dem Pflanzenreich entnommen, war die Regel; war man nicht geneigt, den Arzt aufzusuchen, so verwendete man Rezepte von einer gelegentlichen früheren Konsultation her. In manchen Familien sind solche viele Jahrzehnte lang und als Erbschatz verwendet worden und schließlich zu dem Rufe besonders heilkräftiger Säfte und Tränklein gelangt, die von den mildtätigen Hausfrauen auch an andre Leidende der Umgebung abgegeben wurden. Diese Neigung zu allerhand „Säftchen und Tränklein", die noch heute in gewissen Gegenden unsers Vaterlandes weit verbreitet ist, ist hier in das Bewußtsein der breiteren Volksschichten weit eingedrungen, so daß eine ärztliche Konsultation, bei der es nicht zur Verschreibung von Medikamenten kommt, nicht als vollwertig erklärt wird. Die moderne Medizin hat sich nun von der reichlichen Verwendung von Medikamenten befreit. Das trifft für den praktischen Arzt, der einigermaßen mit den Liebhabereien seines Publikums zu rechnen hat, vielleicht weniger zu als für die Krankenanstalt, die den wirtschaftlichen Vor-

Digitized by Google

teil, der aus einer Verringerung ihres Arzneiverbrauches folgen muß, viel zu gut zu schätzen weiß, um ihn sich nicht zu eigen zu machen. Selbstverständlich kann man nicht etwa ganz ohne Verwendung von Arzneien auskommen, denn es gibt sehr viele Krankheitszustände, wo die Medikamente nicht zu entbehren sind; aber im ganzen hat sich die Zahl der verwendeten Arzneistoffe und auch die Zahl der verschriebenen Rezepte erheblich verringert. Dagegen haben die Anwendungen der sog. physikalischen Heilmethoden, allen voran der Wasserbehandlung und der Wasseranwendung, der Gebrauch der verschiedenen Strahlenarten und des elektrischen Stromes in seinen mannigfachen Anwendungsgebieten neuerdings wieder reiche Anwendung gefunden, und ganz besonders und mit Recht sind die Verschreibungen diätetischer Natur in den Vordergrund gestellt worden. Oft genug hat der Arzt Veranlassung, durch veränderte Lebensart die weitere Entwicklung eines Leidens zu hemmen und damit viel nützlicher zu wirken, als wenn er gegen die augenblicklichen Beschwerden, die er auf andre Weise, z. B. durch Suggestion, bekämpfen kann, irgendein Rezept verschreibt. Die ärztliche Kunst ist darum nicht geringer, sondern im Gegenteil verwickelter, vielgestaltiger, größer und schöner geworden. Das Publikum aber, das in die Krankenanstalten eintritt, bleibt noch bei seinen alten Neigungen, und oft genug geschieht es, daß ein Kranker, dessen Leiden sich zusehends gebessert hat, nach einigen Wochen erklärt, er würde ja gar nicht behandelt, die Besserung sei von selbst gekommen. Unter Behandlung versteht er eben die Verwendung von irgendwelchen Arzneien. Auch hier kann naturgemäß nur die bessere Belehrung der Bevölkerung nutzen. Wir haben schon an andrer Stelle dieser Darstellung darauf hingewiesen, wie groß die erziehlichen Aufgaben der Krankenanstalten für die Bevölkerung sein können. Leider zeigt sich immer wieder, daß die Anwendung rationeller hygienischer und medizinischer Grundsätze nicht ausreicht, um allein ihre Bedeutung auch den Kranken klarzumachen. Dazu hilft nur schriftliche oder mündliche Belehrung. Die schriftliche Belehrung könnte einmal in der Hausordnung enthalten sein. Da diese aber an und für sich schon eine große Anzahl von Paragraphen enthalten muß, so würde sie in diesem Falle zu einer kleinen Broschüre anschwellen. Ein andrer Weg wäre gegeben, indem man den Kranken regelmäßig Flugblätter oder auch die Hefte einer geeigneten Zeitschrift in die Hand gäbe, in denen er über diese Dinge nachlesen kann. Ich habe selbst recht gute Erfahrungen damit gemacht, daß den Kranken Bücher, die sich auf die Krankenpflege, die Krankenfürsorge und die Verhütung von Krankheiten bezogen, in die Hand gegeben wurden. Das beste Werk, das wir in dieser Richtung in Deutschland besitzen; das ärztliche Hausbuch von Reißig, hat nur den Nachteil, daß es für die Krankenlektüre zu umfänglich ist. Es wäre ein Vorschlag, den ich gern in größerem Maßstabe ausgeführt wüßte, den Kranken, statt des manchmal nicht ganz einwandfreien Lesestoffs, den er von dieser oder jener Seite erhält, derartige für ihn und für die Anstalt und das Volkswohl wünschenswerte Lektüre in die Hand zu geben.

Ferner wäre es möglich, den kranken Insassen der Anstalt durch regelmäßig

Digitized by Google

wiederholte Vorträge, zu denen man etwa die jüngeren Aerzte der Anstalt heranziehen könnte, die Kenntnis dieser einfachsten Vorstellungen über die moderne Hygiene und über den Betrieb eines Krankenhauses zu vermitteln. Leider wechselt in allgemeinen Krankenanstalten das Publikum zu oft und zu unregelmäßig, um hier wirklich etwas Ersprießliches erwarten zu können. In allen Anstalten aber, in denen Kranke sich längere Zeit aufhalten, ich denke da an Lungenheilstätten, Krüppelheime, Trinkerheime, Anstalten für Sieche, für chronisch Kranke der verschiedensten Art, wären aber derartige Vorträge recht erwünscht. Besonders einige Lungenheilstätten sind in dieser Beziehung schon vorbildlich vorgegangen, und es ist zu hoffen, daß ihr Beispiel recht häufig Nachahmung finden möchte.

Die Neigung zum Individualismus gibt noch in andrer Beziehung Grund zu Klagen. Die Kranken sind gewohnt, in ihren Familien so beköstigt zu werden, wie sie es gern haben. Der Geschmack ist aber bekanntlich derjenige Sinn, dessen Abweichungen bei verschiedenen Personen am größten sind. Die natürliche Folge davon ist, daß die Speisung vieler Personen mittels ein und desselben Gerichts, wie es nun einmal in den Krankenanstalten notwendig und kaum anders einzurichten ist, auf Schwierigkeiten und Einwände stößt. Jeder möchte an und für sich gern nicht aus dem allgemeinen, sondern aus einem besonderen Topf beköstigt werden, um so mehr, weil ihm die Privatpflege in seinem Hause diesen Wunsch in den meisten Fällen ohne weiteres zu erfüllen imstande und willens ist. Die Beköstigung der Kranken gibt bekanntlich überhaupt einen sehr weitreichenden Grund zur Mißstimmung und zur Abneigung gegen die Krankenhäuser innerhalb der Bevölkerung ab. Sie ist Veranlassung dazu geworden, eingehend zu erörtern, ob es nicht möglich wäre, jeden Kranken, wie im Gasthaus, nach seiner eignen Wahl und Neigung, gewissermaßen nach der Speisekarte zu beköstigen. Das ist nur möglich, wenn die Kosten ganz außerordentlich gesteigert werden; da wir aber an und für sich schon die Betriebskosten der Krankenanstalten dauernd aus den verschiedensten Gründen zunehmen sehen, haben wir, wenn keine wesentlichen, sondern nur persönliche Gründe für eine solche kostspielige Aenderung maßgebend sind, keine Verpflichtung, den letzteren nachzugeben. Es ist im Gegenteil aller Krankenhäuser dringender Wunsch, die weiter drohende Vermehrung der Betriebskosten aufzuhalten.

Zeitungsnachrichten, die sich auf das schlechte Essen in Krankenanstalten beziehen, begegnet man außerordentlich häufig. Im allgemeinen Publikum pflegen namentlich diejenigen Nachrichten der Presse im Gedächtnis zu bleiben, bei denen es sich um Vergiftung mehrerer Personen mit schlechten Nahrungsmitteln gehandelt hat. Es versteht sich von selbst, daß wir alle den Wunsch haben, daß unsre Kranken in den Krankenanstalten so gut wie nur irgend möglich verpflegt und namentlich beköstigt werden. Die Anstalten müssen aber, wenn sie wirtschaftlich arbeiten wollen und außerdem den Kranken die von ihnen gewünschte Abwechslung bieten sollen, öfter zu Konserven greifen. Wenn auch die Konservenindustrie durch Auswahl ganz einwandfreier Nahrungsmittel und

Digitized by Google

Verwendung gefahrloser Stoffe zur Aufbewahrung der Nahrungsmittel immer mehr versucht, diese gelegentlich auftretenden Nahrungsmittelvergiftungen zu verhindern, so wird man doch, auch bei Bezug bester Ware, nicht in der Lage sein, mit aller Bestimmtheit von vornherein für die Unschädlichkeit dieser Konserven einzustehen. Denn es kommt vor, daß Nahrungsmittel verderben, respektive giftige Substanzen entstehen lassen, denen man nicht das Geringste durch unsre Sinnesorgane anmerken kann. Das große Mitleid, das den Insassen der Krankenanstalt von selbst zukommt, läßt die Erinnerung an solche Vergiftungen, wie sie auch bei andern Massenbeköstigungen häufig genug vorkommen, gerade dann, wenn es sich um Krankenanstalten handelt, stark in den Vordergrund treten.

Aber die Beköstigungsfrage der Krankenanstalt an und für sich gibt häufig Grund genug zur Klage. Nicht nur, daß die Kranken nicht diejenigen Gerichte erhalten, die sie sich wünschen, sondern die Art der Bereitung, die Zutaten und häufig genug die Menge der Speisen wird beanstandet. Um mit der letzteren zu beginnen, so sind heutzutage wohl in den allermeisten Krankenanstalten die Portionen der einzelnen Gerichte genau vorgeschrieben. Als Grundlage dafür sind die einwandfreien Stoffwechseluntersuchungen an sehr vielen gesunden und kranken Menschen, die Physiologen und Aerzte gemeinsam ausgeführt haben, verwendet. Wir wissen aber, daß wir uns alle, von sehr wenig Ausnahmen abgesehen, an eine außerordentlich reichliche Nahrungszufuhr gewöhnt haben, so daß man im allgemeinen etwa ein Drittel der von uns aufgenommenen Speisen als völlig überflüssig und als zum Teil durch die Masse schädlich bezeichnen kann. Ein tätiger Mann, dessen Nahrungsbedürfnis auf etwa 35 bis 40 Wärmeeinheiten (ein Energiemaß) für das Kilogramm Körpergewicht geschätzt werden muß, nimmt, wenn er sich selbst überlassen unter einigermaßen günstigen äußeren Verhältnissen lebt, mindestens ein Drittel, häufig die Hälfte mehr an Nahrungsmenge zu sich als er wirklich braucht. Das übrige setzt er entweder in Gestalt von Fett an seinem Körper an oder es wird, teils unverdaut, teils halb oder mehr abgebaut aus dem Körper wieder ausgeschieden; der letztere hat also nur mehr Arbeit und keinen Vorteil von dieser Ueberernährung.

Von einer Unterernährung in unsern Krankenanstalten kann keine Rede sein. Die Ueberfüllung des Magens, so wie sie die tägliche Ernährung in Jahrzehnten als unsre Gewohnheit hervorgebracht hat, ist bei der Ernährung in den Krankenanstalten vielleicht nicht so groß wie im täglichen Leben. Bloß um das Gefühl der Sättigung zu erreichen, ohne Nutzen, ja im Gegenteil vielleicht Schaden zu stiften, wäre es durchaus falsch, in den Krankenanstalten eine Ueberernährung einzuführen. So kann es kommen, daß es von Krankenanstalten heißt, daß sie ihre Kranken Hunger leiden lassen. Ein andrer Grund für derartige Gerüchte pflegt die Tatsache zu sein, daß wir zu diätetischen Zwecken gelegentlich bei manchen Kranken zu ihrem eignen Heil Unterernährungskuren vornehmen müssen. Selten läßt sich jemand den Eingriff in persönliche Dinge ungerner gefallen, als wenn es sich um Beköstigung handelt.

Es darf hierbei die Neigung, die sich in sehr vielen Schichten der Be-

Digitized by Google

völkerung findet, nicht unerwähnt bleiben, anzunehmen, daß die in öffentlichen Anstalten gegen Entrichtung eines bestimmten Preises zugebrachte Zeit unter allen Umständen eine Ausnahme von der gewöhnlichen Lebensweise andrer bilden müsse. Bekanntlich schätzt man die küchentechnischen Kenntnisse einer Hausfrau nicht zu hoch ein, wenn man annimmt, daß sie etwa über 30 bis 40 Mittagessenkochrezepte verfügt. Wenn jemand krank ist, so verlangt er nicht eine Speise von den ihm zur Verfügung stehenden, sondern glaubt annehmen zu dürfen, daß gerade während dieser Zeit alles mögliche andre auf seinen Tisch gebracht wird.

Die Materialien für unsre Küche, das ist einer der ersten diätetischen Grundsätze für die Kranken, müssen so gut wie nur irgend möglich sein. Alle Lieferungsverträge der Krankenanstalten mit Lebensmittelhändlern, Fleischern, Bäckern usw. enthalten die Bedingung, daß die Ware einwandfrei sein muß. Es ist aber ganz klar, daß unter einigen zehntausend Kilo Fleisch, die etwa jährlich für eine Krankenanstalt zu liefern sind, ganz leicht einmal einige Kilo sein können, die nicht ganz einwandfrei, was ihre Weichheit oder sonstige Beschaffenheit anlangt, sind. Man kann mit Sicherheit erwarten, daß gerade diese wenigen Kilo von den Insassen des Krankenhauses entdeckt und beanstandet werden. Große Krankenanstalten sind gezwungen, um ihren Bedarf an Lebensmitteln stets decken zu können, sich größere Vorräte von solchen anzulegen. Neue Anstalten haben dazu die letzten Fortschritte der Technik verwendet. Man findet in diesen Kühlräume für geschlachtetes Vieh, solche für Milch, für Eier und für die verschiedensten Gemüse- und Obstarten, jede Art von Lebensmitteln besonders für sich aufbewahrt. Trotzdem kann es natürlich unter vielen hunderten Zentnern von Kartoffeln vorkommen, daß bei ihrer Aufbewahrung die eine oder die andre schlecht wird und daß diese Eigenschaft während des Küchenprozesses nicht sofort bemerkt wird. Denn je größer der Massenbetrieb ist, um so weniger kann die persönliche Aufsicht und Beobachtung wirksam sein, die natürlich im Haushalt der einzelnen Familien sehr viel mehr in Erscheinung tritt.

Daß wirklich schlechtes Essen, also verdorbenes Fleisch, minderwertiges Gemüse, schlechtes Getreide oder Mehlarten, verdorbenes Brot zur Ernährung der Kranken heutzutage verwendet wird, das halte ich wenigstens in Deutschland nach meinen Erfahrungen für gänzlich ausgeschlossen. Eine sehr häufige Klage bezieht sich auf die Verwendung von Ersatzmitteln an Stelle der eigentlichen Urstoffe. Ein beliebter Einwand gegen die Beköstigung in den Krankenanstalten ist die Verwendung der verschiedenen Buttererſatzmittel. Abgesehen davon, daß heutzutage in den ersten Hotels des Kontinents vielfach an Stelle der Butter solche Ersatzpräparate verwendet werden und abgesehen von der wesentlichen Ersparnis, die damit hervorgebracht wird, sind es noch manche hygienische Gründe, die zugunsten der Verwendung von pflanzlichen Buttererſatzpräparaten angeführt werden können. Jeder, der die Bereitungsart der Butter im Kleinbetriebe oder in Molkereien kennt, und der sich in den Buttererſatzfabriken einmal von dem Hergang der Fabrikation überzeugt hat, wird in vielen Fällen ohne

Digitized by Google

weiteres zugeben, daß der letztere ein sehr viel sauberer und einwandfreierer ist als der andre. Außerdem wird die Butter aus der Milch des Rindes gewonnen, das bekanntlich in Deutschland zu einem großen Teil tuberkulös erkrankt ist. Wir verdanken der eifrigen Arbeit der Bakteriologen den Nachweis, daß in einem großen Prozentsatz der Butter Tuberkelbazillen vorkommen, und wenn wir auch über die Beziehung der Rinder- zur Menschentuberkulose endgültig noch nicht aufgeklärt sind, so bedeutet es für manche doch entschieden eine Annehmlichkeit, die unsern Schwindsuchtsbazillen zum mindesten verwandte Art der Rindertuberkulose in seiner Nahrung vermissen zu dürfen. Es soll nicht abgestritten werden, daß Feinschmecker es fertigbringen, die beste Art der Buttererſatzpräparate von der Butter selbst zu unterscheiden; andrerseits darf aber ohne weiteres darauf hingewiesen werden, daß im Privatleben der Kranken, die am häufigsten die Krankenanstalten aufsuchen, die Buttererſatzpräparate, und nicht die besten, eine fast ausschlaggebende Rolle spielen, die Butter selbst dagegen fast gar nicht mehr verwandt wird.

Zu den Zeitungsnachrichten, die gelegentlich über die Mißstände in den Krankenanstalten berichten, gehören auch noch solche Mitteilungen, die zum Teil im lokalen Teil der Tagesblätter erscheinen, zum andern Teil in den Spalten ihrer Unterhaltungsbeilagen und Erzählungen, in denen über allerhand Schreckensszenen in Krankenhäusern Mitteilungen gemacht werden. Aus alten Zeiten her gruselt es nun einmal dem gewöhnlichen Sterblichen, wenn er von Krankenhäusern etwas hört. Nicht umsonst haben sich die Kinematographentheater des dankbaren Stoffes bemächtigt, durch öffentliche Darstellung der ärztlichen Visiten der Krankenanstalten, Operationen und andres dem Publikum in ihren Lichtbildern vorzuführen.

Eines der schlimmsten Schreckensgespenste der Zeitungen sind die angeblich in den Krankenanstalten vorkommenden „Versuche an Menschen“. Ueber derartige Vorgänge herrschen völlig verkehrte Vorstellungen. Gewiß werden in Krankenanstalten Untersuchungen angestellt, die sich auf den Menschen selbst beziehen. Wir würden die Fortschritte der Heilkunst, die doch der Bevölkerung selbst in erster Linie zugute kommen, nicht erlebt haben, wenn es nicht möglich gewesen wäre, die zahlreichen neuen Arzneimittel, die uns die chemische Industrie geliefert hat, nachdem sie zuerst am Tiere, dann am gesunden Menschen und vor allen Dingen an den Aerzten selbst versucht worden sind, auch an Kranken zum erstenmal anzuwenden. Die lebensrettenden Operationen, die sich zum Beispiel auf die Verletzungen des lebenden Herzens beziehen, würden niemals zu dem heute erreichten Erfolge gelangt sein, wenn nicht zum erstenmal ein genialer und kühner Arzt die Verantwortung auf sich genommen hätte, an dem schwer verletzten Herzen eines lebenden Menschen eine ihm zweckentsprechend scheinende Operation durchzuführen. Aehnliches ließe sich in außerordentlich großem Umfange auch für andre Gebiete der Heilkunst ausführen. Es versteht sich bei der moralischen Verantwortlichkeit und andrerseits bei der Haftpflicht, unter der ebenso wie alle andern Einwohner des Staates auch der Arzt, und

Digitized by Google

dieser in besonders hohem Maße steht, von selbst, daß solche Untersuchungen nur dann ausgeführt werden, wenn sie eine innere Berechtigung haben, d. h., wenn die volle Verantwortung dafür entweder von dem Arzt getragen werden kann, oder wenn der Kranke selbst seine ausdrückliche Einwilligung dazu gibt. Dazu war natürlich der Kranke mit dem verletzten Herzen, von dem oben die Rede war, nicht imstande, und deshalb mußte sein Arzt die Verantwortung auf sich allein übernehmen. Die Neigung, aus derartigen Unternehmungen den Krankenanstalten Schwierigkeiten zu bereiten, beruht aber vor allem darauf, daß der Deutsche noch nicht gelernt hat, der Heilkunst vollkommenes Vertrauen zu schenken.

Die Furcht vor dem Arzt sogar ist es, die einen wesentlichen Punkt bei der Abneigung des Publikums gegen die Krankenanstalten bedingt. Aus unsrer Kinderzeit her ist uns „der Onkel Doktor", der uns zwang, uns in den Hals sehen zu lassen und schlecht schmeckende Arzneien zu schlucken, eine höchst unsympathische Persönlichkeit geblieben, zumal er bei dem immer mehr fortschreitenden Verschwinden des Hausarztes nur dann dem Menschen nahetritt, wenn er sich bei schwacher oder fehlender Gesundheit befindet. Die Zeiten, in denen der Hausarzt allwöchentlich oder in bestimmten Abständen die ihm ergebenen Familien besuchte, auch dann, wenn es sich nur um die Kontrolle des Gesundheitszustandes handelte, sind in den meisten Städten längst vorüber. Aus dem gern gesehenen Freund des Hauses ist vielfach ein Nothelfer nur für bestimmte und zwar die unangenehmen Gelegenheiten des Lebens geworden. Diese Furcht vor dem Arzte wird gern auch auf die Stätte seiner Wirksamkeit übertragen. Anstatt der fortgeschrittenen Wissenschaft, deren Jünger er ist, anstatt der in ihren technischen Leistungen und künstlerischen Betätigungen fortgeschrittenen Heilkunst ein gerechtes Vertrauen zu schenken und ihr, die den Wunsch und das Interesse hat, der Gesundheit der Mitmenschen möglichst zu dienen, anstatt ihr entgegenzukommen, wird im Gegenteil ihr Jünger mit Mißtrauen, ja häufig mit Abneigung empfangen und hat, wenn ihm nicht ausnahmsweise der Ruf besonderer Eigenschaften vorausgeht, erst auf schwierigem Boden sich seine Stellung zu erobern. Ich will nicht abstreiten, daß auch heute noch Dankbarkeit und Vertrauen bei Kranken zu ihrem Arzt vorkommt, habe ich doch nicht allzuselten Gelegenheit gehabt, mich selbst darüber zu freuen, aber seltener als früher sind sie nach dem, was unsre Väter uns mitgeteilt haben, doch geworden. In den Krankenanstalten ist die Furcht vor dem Arzt keine geringere als in der Privatpraxis, im Gegenteil eine größere. Das hängt einmal damit zusammen, daß die Krankenanstalten vorwiegend von Schwerkranken aufgesucht werden, bei denen an und für sich schon schwierigere Heilmittel angewendet werden müssen, als das draußen in der Praxis üblich ist.

Aber auch solche Kranke, die es gewohnt sind, ihren Arzt im eignen Hause mit Herzlichkeit und Vertrauen zu behandeln, können im Krankenhause keine Gelegenheit dazu finden. Ich habe oftmals mit derartigen Kranken über diese Frage gesprochen und sie haben mir fast stets erwidert, daß es ihnen eine unbefriedigende

Digitized by Google

Szene sei, wenn der Arzt im Krankenhause stets sachlich zu kurzen Besuchen in das Zimmer des Kranken trete, um nach seinen objektiven und subjektiven Krankheitserscheinungen zu fragen und ihn zu untersuchen, im übrigen aber durch die geringe ihm zu Gebote stehende Zeit verhindert sei, persönliche Beziehungen zu pflegen oder gar aufzusuchen. Da ist zuzugeben, daß die ärztliche Tätigkeit in den Krankenanstalten, namentlich für den leitenden Arzt, eine sehr anstrengende und zeitraubende ist, und daß daher für den einzelnen Kranken, namentlich wenn viele Kranke an einem Tage besucht werden müssen, es sich oftmals ereignen kann, daß er auf persönliche Angelegenheiten und Liebhabereien nicht eingehen kann.

Abgesehen von der zeitlichen Beschränkung, die sich die verschiedenen ärztlichen Behandlungsmethoden gefallen lassen müssen, da ja an einem Tage eine große Anzahl Kranker mit den gleichen Apparaten und Einrichtungen behandelt werden sollen und die Zeit der Aerzte außerordentlich in Anspruch genommen ist, kommt es namentlich häufig vor, daß Kranke mit bestimmten Vorsätzen und Wünschen bezüglich ihrer Behandlung in das Krankenhaus eintreten. Der eine ist zum Beispiel der Meinung, daß für sein Leiden eine Massagekur etwas sehr Zweckmäßiges sei, während der Arzt aus triftigen Gründen Veranlassung hat, das zu widerraten und eine andere Behandlung durchzuführen. In der Privatpraxis ist es im allgemeinen eher möglich, auf die besonderen Wünsche der Kranken nach dieser Richtung hin einzugehen oder sie wenigstens nicht ganz abzulehnen. Anders wohl im Krankenhause. Oder es kommt vor, daß zum Beispiel ein Herzkranker die Erfahrung gemacht zu haben glaubt, daß ihm bestimmte Arzneimittel, die er schon mehrfach hat erhalten müssen, nicht gut bekommen. Diese Erfahrung ist so begründet, daß etwa äußere Umstände, die mit dem Kranken und dem Arzneimittel selbst vor allem nichts zu tun haben, hier ihre Einwirkung gezeigt haben, z. B. seelische Aufregungen, Unzulänglichkeiten der Wohnung, Witterungsschädlichkeiten, mangelnde Pflege usw. Im Krankenhaus fallen diese schädlichen Nebeneinflüsse weg. Der Arzt weiß, daß er auf eine reine Arzneiwirkung rechnen kann und wird infolgedessen geneigt sein, trotz der schlechten persönlichen Erfahrungen einen neuen Versuch zu machen.

Die sachliche Behandlung, die in das Wesen der Krankheit vor allem einzugreifen versucht, und die in den Krankenanstalten erfreulicherweise in erster Linie steht, ist manchen Kranken auch deshalb nicht sympatisch, weil sie zu Hause zu ihrem eigenen Schaden gewohnt sind, die weiteren Interessen ihrer Gesundheit gegen die engeren des augenblicklichen Wohlbefindens zurücktreten zu lassen. Die Familie, meist auch die Pfleger, sind infolge ihrer Unkenntnis in diesen Dingen nicht in der Lage und auch gar nicht geneigt, dem wichtigeren Bedürfnisse des Kranken Rechnung zu tragen, und sind viel eher um seine persönliche augenblickliche Befriedigung besorgt. Im Krankenhaus werden naturgemäß, da doch gerade hier die wirklichen Interessen des Kranken vertreten werden sollen, diese engeren Wünsche weniger berücksichtigt werden können und auch im Sinne der Gesundung des Kranken nicht vertreten werden dürfen. Daraus ergibt sich ohne weiteres ein Gegensatz, der oft im Betriebe des Krankenhauses zutage tritt.

Digitized by Google

Es ist ferner oft in größeren Anstalten kaum möglich, den Betrieb im Krankenhause aufrecht zu erhalten, ohne eine gewisse Disziplin und zum mindesten Pünktlichkeit. Die ärztlichen Visiten sollten wenigstens stets pünktlich stattfinden, die einzelnen Mahlzeiten werden vom Pflegepersonal zu bestimmter Stunde verabfolgt, eine Verschiebung derselben nach den persönlichen Wünschen des einzelnen Kranken ist schwer oder gar nicht möglich, namentlich dort, wo sehr viele Kranke auf einmal behandelt und verpflegt werden, also zum Beispiel in der sogenannten dritten Verpflegungsklasse.

Und schließlich darf nicht übersehen werden, daß, wie sich bei den wirtschaftlichen Kämpfen des Aerztestandes gegenüber den Organen der sozialen Versicherung immer wieder zeigt, im Laienpublikum eine Unterschätzung der ärztlichen Leistung als einer künstlerischen und wissenschaftlichen Tätigkeit vorhanden ist. Dieses Gefühl wird dadurch bestärkt, daß viele Kranke und ihre Angehörigen in dem Arzte, der den Kranken in seiner Obhut hat und ihn zur Besserung wie zur Verschlechterung im Laufe der Krankheit begleitet, fälschlicherweise die Ursache sowohl für das eine wie für das andre sehen und ihn beschuldigen, diese wie jene herbeigeführt zu haben. Es kommt ferner hinzu, daß der ärztliche Beruf seine Mitglieder in mannigfache Berührung mit traurigen, unerfreulichen und zum Teil mißliebigen Verhältnissen der Menschen untereinander bringt und, wie wir schon so oft gesehen haben, wird auch hier die Abneigung, die sich gegen einen Gegenstand richtet, auf einen anderen oder auf eine Person, die damit in Beziehung stand, ohne weiteres übertragen. — Auch diese Abneigung des Publikums gegen den Arzt macht sich geltend, wenn man die Stimmen der Bevölkerung, die sich gegen das Krankenhaus und seine Einrichtung wenden, aufmerksam studiert.

Wir haben im vorhergehenden nach Möglichkeit in der Art der Behandlung der einzelnen Gründe für die Abneigung des Publikums gegen die Krankenhäuser bereits eine Erklärung für das Entstehen und für das Vorhandensein und Vorhandenbleiben derselben zu geben versucht. Darin wird auch eine gewisse Bewertung dieser Gründe gefunden werden können. Vielfach lassen sie sich auf Unkenntnis, auf Aberglauben, auf ohne Grund eingewurzelte Ueberzeugungen zurückführen.

Damit darf aber nicht gesagt sein, daß nun wirklich unser heutiges Krankenhauswesen, selbst das in Deutschland, das nach vieler andrer und meiner Ueberzeugung an der Spitze dieser Einrichtungen in der ganzen kultivierten Welt steht, durchaus keiner Verbesserung mehr bedürftig sei. Es darf auch, ohne diesem Ruhmeskranz unsrer Kultur ein Blatt zu nehmen, zugegeben werden, daß nicht etwa alle Anstalten sich auf der gleichen Höhe befinden und vor allem, daß nicht etwa unter allen Umständen stets die gleiche Höhe eingehalten wurde. Wir dürfen ohne weiteres, ohne uns zu schaden, zugeben, ja es ist sogar unsre Pflicht, den Anstalten gegenüber es auszusprechen, daß wir gerade, um auf der erreichten Höhe zu bleiben, sie womöglich noch zu steigern, Verbesserungen der allerverschiedensten Art überall gebrauchen können und erstreben sollen. Wir dürfen im

Digitized by Google

allgemeinen wohl sagen, daß unser Krankenhauswesen sich auf einer richtigen Bahn befindet und daß darin wir erhebliche Fortschritte in den letzten Jahrzehnten gemacht haben. Es müßte aber keine Menscheneinrichtung sein, wenn wir nicht ebensogut zugeben müßten, daß im speziellen Verbesserungen namentlich durch die sich wandelnde Umgebung notwendig gemacht werden können. Die Ansprüche an die Anstalten ändern sich, wachsen und werden geringer; sie ändern sich auch qualitativ, und ihre Aufgabe wird es sein, diesen Wandlungen zu folgen und für die Erfüllung der abgeänderten Ansprüche Sorge zu tragen. Einige solche Punkte, die heutzutage an manchen Stellen einer Verbesserung bedürftig erscheinen, sollen doch nicht unerwähnt gelassen werden. Noch vorher sei aber darauf hingewiesen, daß gerade durch die Mitarbeit des Publikums, durch die offene und direkte Aeußerung und Erörterung solcher Wünsche außerordentlich viel erreicht werden kann.

Eine der häufigsten Klagen in Krankenanstalten ist das zu starke Geräusch in ihnen, das die Kranken stört. Die moderne Baukunst mit ihren massiven Decken und ihren Rohrkanälen ist wenig geeignet, diesem Uebelstande abzuhelfen, auch werden die verhältnismäßig dünnen Wände niemals den Schall so abhalten können, wie das gewünscht wird. Die rasche Erbauung und Einrichtung der Anstalten führt ferner dazu, daß der Schluß der Türen und Fenster häufig nicht so einwandfrei hergestellt wird, daß der Schall, der von andern Teilen der Gebäude ausgeht, nicht zu den Krankenräumen dränge. Das Problem der ruhigen Unterbringung der Krankenzimmer nebeneinander harrt noch der architektonischen Lösung. Hat man Gelegenheit, die häufigen und starken Klagen der Kranken nach dieser Richtung hin immer wieder zu hören, wie ihre so notwendige Ruhe tags sowie nachts durch allerhand Geräusche gestört wird, so gibt es für den Krankenhausleiter keinen dringenderen Wunsch, als die endliche Befriedigung dieser Bedürfnisse. Wie das im einzelnen zu erreichen ist, zu erörtern, kann hier nicht Gegenstand der Besprechung sein. Es sind seitens der Architekten viele Versuche gemacht worden und noch im Gange, um hier eine Aenderung zu schaffen. Tatsache ist jedenfalls, daß die älteren Krankenanstalten mit ihrer sicherlich unhygienischeren Bauweise erfreulichere Verhältnisse, was die Schalleitung anbetrifft, gehabt haben; hoffentlich gelingt es unter veränderten Umständen, sie auch wieder zu schaffen.

Die Beköstigung der Kranken gehört, wie wir schon oben gesehen haben, ebenfalls zu den häufigsten Klagen über die Anstalten. Die Gründe dafür sind bereits ausgeführt worden. Sie liegen vor allen Dingen in der Gewohnheit der täglichen Beköstigung in gesunden Tagen. Hier tritt durch die Einführung der Diätbehandlung sehr vieler Kranken auch in den Krankenanstalten bereits eine Besserung ein, die den Wünschen der einzelnen mehr Rechnung tragen wird. Freilich wird es niemals ganz zu vermeiden sein, daß eine mehr oder minder große Anzahl von Kranken gleichmäßig ernährt werden. Je mehr wir sehen, daß neben der Arzneibehandlung und neben der physikalischen Therapie die Diätbehandlung in ihr Recht tritt, um so mehr werden bei gleichzeitigem dauerndem

Digitized by Google

Studium der technischen Einrichtungen und ihrer Vervollkommnung die Klagen des Publikums verschwinden können.

Nicht allzuselten hört man ferner Klagen über die stark bureaukratischen Einrichtungen in Krankenanstalten. Bei der Aufnahme werden die Kranken verhört, nach allen möglichen Dingen ausgefragt und es wird ihnen vielerwärts für eine längere Zeit, oft für mehrere Wochen, das Pflegegeld im voraus abverlangt, oder die Aufnahme erfolgt erst nach Erfüllung einer gewissen Zahl von Formalitäten. Die meisten Anstalten werden die Einrichtung der sogenannten Notaufnahmen haben, wobei Kranke, deren Zustand Gefahr für das Leben bedeutet, auch ohne jede weitere Formalität als nach ärztlicher Untersuchung aufgenommen werden können. Im allgemeinen ist ohne weiteres zuzugeben, daß eine Krankenanstalt die von ihr gewährten Vorteile nicht ohne das notwendige Entgelt gewähren kann. Es sei denn, daß der Besitzer in der Lage ist, den Betrieb aus andern Quellen zu decken. Man könnte sich ja zum Beispiel vorstellen, daß eine Stadt die Unkosten ihres Krankenhauses als alljährliche Steuerzulage einfach auf sämtliche steuerpflichtige Bürger verteilt, da die Anstalt ein öffentliches Interesse wahrnimmt und nicht nur für die Kranken, sondern auch für die Gesunden eine große Bedeutung besitzt, für die ersteren als Heilstätte, für die letzteren zum Schutz gegen Krankheiten durch die Unterbringung der Ansteckenden; so wäre das vielleicht zu rechtfertigen. So lange aber solche Einrichtungen noch nicht geschaffen sind, wird die Frage der Deckung der Kosten bei jedem aufzunehmenden Kranken eine wichtige Rolle spielen und man darf es keiner Anstalt resp. ihrem Besitzer verdenken, wenn sie nach Möglichkeit diejenige Stelle festzustellen sucht, die zur Deckung der Kosten verpflichtet ist. Es wäre freilich wünschenswert, wenn hierbei nicht mit Pedanterie und gelegentlicher Grobheit verfahren würde, sondern die ärztlich-humanitäre Seite der Krankenanstalt ihren Ausdruck in einer gewissen Verbindlichkeit und freundlichen Behandlung der derartigen Einwirkungen sehr stark zugänglichen Kranken zum Ausdruck kommen würde.

Das Wachstum der Bettenzahl und auch der Anstaltszahl in Deutschland hat dazu beigetragen, daß die Verpflegung der Kranken, d. h. die eigentliche Krankenpflege, gelegentlich Not gelitten hat. Man darf freilich annehmen, daß heute diese Not nicht mehr so besteht wie vor vielleicht zwanzig Jahren. Die Kranken waren damals der Obhut und Pflege ungebildeter und gewöhnlich nicht genügend vorgebildeter Personen übergeben. Die Zahl der wirklich ausgebildeten Krankenpflegerinnen war eine recht geringe und langte bei weitem nicht aus, um die notwendigen Arbeiten sachgemäß auszuführen. Mit dem Aufkommen und dem Wachstum der Frauenfrage haben diese Verhältnisse eine Aenderung erfahren. Die Zahl der Krankenpflegerinnen, auch innerhalb der rein religiösen Verbindungen, ist ständig im Wachsen begriffen. Organisiert oder nicht organisiert, steht uns heute in Deutschland ein Armeekorps von etwa 60 000 ausgebildeten Pflegerinnen, wenigstens für den Kriegsfall, zur Verfügung. In Friedenszeiten etwa die Hälfte. Der Stand der Ausbildung dieser Pflegerinnen ist gerade in den letzten Jahren von seiten der Regierungen dadurch gehoben worden, daß gemeinschaftlich

Digitized by Google

im ganzen Deutschen Reiche Krankenpflegeschulen errichtet worden sind, an denen Pfleger und Pflegerinnen nach einem einjährigen Lehrgang eine staatliche Prüfung bestehen müssen, ohne die sie sich als Krankenpfleger nicht bezeichnen dürfen und gegen Entgeld nicht tätig sein können. Wir rechnen im allgemeinen auf zehn Kranke resp. Krankenbetten einer Anstalt eine Pflegerin. Dabei ist aber zu bemerken, daß neuerdings durch die Vervollkommnung zahlreicher technischer Betriebseinrichtungen Hilfskräfte mannigfacher Art in den Krankenanstalten notwendig geworden sind. So z. B. Hilfe in den Laboratorien, Photographinnen, Stenotypistinnen, in der Röntgenphotographie ausgebildete Kräfte, für das Badehaus, im Operationssaal und für die Apparate werden vielfach Pflegerinnen, die speziell zu diesem Zweck erst ausgebildet sind, verwendet, und meiner Erfahrung nach durchaus mit Nutzen; denn das Krankenhaus stellt als solches eine Welt für sich dar, die von den Außendingen nach Möglichkeit unabhängig sein soll und auch plötzlich gesteigerten Ansprüchen gegenüber in der Lage sein muß, seine Leistungen zu erhöhen. Das läßt sich dann am besten durchführen, wenn die Organisation innerhalb des Hauses möglichst straff und einheitlich ist. Viele Krankenanstalten sind deshalb dazu übergegangen, sich eine eigne Schwesternschaft, zum Teil in Verbindung mit dem „Roten Kreuz", meist interkonfessioneller Natur, zu errichten. Sie sind dann in der Lage, für die verschiedenartigsten Tätigkeiten im Gebiete des Krankenhauswesens Schwestern zur Verfügung zu haben und auszubilden. Außerdem sind die Gemeinden, in denen die betreffenden Krankenanstalten liegen, von ihnen aus häufig mit Gemeinde-, Fürsorge- und sonstigen Schwestern versorgt worden. Im Falle der reichlichen Anwesenheit von Schwestern können dann natürlich auch Außenstationen angenommen werden. Soll aber die Pflege der Kranken möglichst gut sein, sollen die Klagen über nicht genügende Krankenpflege verstummen, soll die Abneigung des Publikums, die sich zum Teil auch hierauf begründet, verschwinden, so ist es auch notwendig, die Schwestern, die Pfleger und Pflegerinnen, nach jeder Richtung hin zu stützen und zu heben. Das trifft sowohl auf den rein materiellen Ertrag der Stellung wie auf die mehr innerliche oder moralische Befriedigung zu, die sie von ihrer Tätigkeit haben. Es ist wünschenswert, daß die Besserung hier bald und stark fortschreitet. Sie ist nach beiden Richtungen hin im Beginn vorhanden.

Je mehr das Publikum einsieht, welchen Wert die Krankenanstalten für den einzelnen besitzen, um so mehr wird es auch geneigt sein, denselben das ihm gebührende Vertrauen zu schenken und von der ehemaligen Abneigung abzulassen.

Worin, so dürfen wir fragen, besteht denn wohl die Bedeutung der Krankenanstalten für das Publikum? Diese Frage ist wohl einer etwas eingehenderen Besprechung wert. Die Pflege und Behandlung des Kranken in seiner eignen Wohnung bietet heute, wo Dank der Entwicklung unsrer Wohnungsverhältnisse die wenigen Zimmer kaum mehr Gelegenheit bieten, einen Kranken richtig unterzubringen, keine kleinen Schwierigkeiten. Sie ist zudem nur mit Aufwendung erheblicher Kosten zu lösen. Das mag für eine vorübergehende Erkrankung von

Digitized by Google

wenigen Tagen und im einzelnen Falle unbedeutend sein, bei längerer Erkrankung führt es aber unter allen Umständen zu Schwierigkeiten im Haushalt, zur Erschwerung der Lebensführung der andern Mitglieder desselben und ferner zu erheblichen Ausgaben. Der Aufenthalt im Krankenhaus ist für die meisten, wenn eine genaue Berechnung der Ausgaben für die Behandlung und Pflege zu Hause stattfindet, natürlich inbegriffen die Ausgaben auch für die Lebensführung des Betreffenden, im wesentlichen niedriger als die Verpflegung zu Hause gewesen; allerdings muß zugegeben werden, daß für den unteren Mittelstand in unsern Krankenanstalten noch verhältnismäßig schlecht gesorgt ist. Es fehlen vielfach in denselben Gelegenheiten, Personen, die nur in der Lage sind, 4 bis 5 Mark für ihre Verpflegung aufzuwenden, unterzubringen. Dem ist aber durch Einschaltung einer neuen Verpflegungsklasse leicht abzuhelfen, wie es zum Beispiel bei den Hamburger Staatskrankenanstalten geschieht. Die Beköstigung unsrer untersten Krankenhausklassen ist, was Material und Bereitung anbelangt, derjenigen, wie sie in deutschen gut bürgerlichen Familien üblich ist, zum mindesten gleichwertig. Es mag zugegeben werden, daß die Darreichung der einzelnen Mahlzeiten die der genannten Stufe nicht erreicht; auch das ließe sich aber leicht ändern. Notwendig ist es ferner, gerade diese Kranken nur zu höchstens drei oder vier in einem Raume unterzubringen. Alles übrige kann das gleiche bleiben. — Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Behandlung und Verpflegung im Krankenhause nicht nur die vorhin schon erwähnte und dem Publikum freilich nicht immer ganz genehme sachliche ist, sondern vor allen Dingen auch eine sachgemäße, unbeeinflußt von den Störungen, die nun einmal ein neben der Verpflegung eines Kranken hergehender Haushalt mit sich bringt. Sie ist auch insofern sachgemäßer, weil alle Hilfsmittel der ärztlichen Technik, die im besten Falle erst in die Privatwohnung des Kranken geschafft werden müssen, selbst wenn sie sofort zu haben sind, in den Anstalten dauernd bereit sind. Ebenso steht es mit der persönlichen ärztlichen Ueberwachung. Keine Krankenanstalt in Deutschland ist jemals ohne dauernde ärztliche Aufsicht. Ereignet sich also einmal ein Zwischenfall, so steht dem Kranken jederzeit ärztliche Hilfe zur Verfügung. Das sind wesentliche Vorteile gegenüber der häuslichen Krankenpflege. Es kommt hinzu, daß da, wo es sich um chronische Kranke handelt, namentlich aber dann, wenn eine Infektionskrankheit vorliegt, geradezu ein Schutz der Gesunden durch die Krankenanstalten unterhalten wird. Im ersten Falle ist es ein Schutz gegen die von einem chronisch Kranken ausgehenden traurigen Einflüsse auf die Umgebung. Die meisten chronisch Kranken werden mit der Zeit unleidlich, schwierig und, wie sich von selbst versteht, deprimiert. Gelegentlich üben sie einen geradezu depravierenden Einfluß auf die Umgebung, besonders auf die Jugend, aus. Im übrigen werden durch ihre Ansprüche die Kräfte der Familienmitglieder in sehr weitgehendem Maße in Anspruch genommen, so daß oft der übrige Haushalt darunter zu leiden hat. Noch viel größer ist der Schutz, den die Anstalten bei ansteckenden Krankheiten gewähren. Das wird in manchen Ländern bereits so weit anerkannt, daß

Digitized by Google

zum Beispiel in Schweden alle Infektionskranken kostenlos, d. h. auf Staats- oder Gemeindekosten, in den Krankenanstalten untergebracht werden. Wir haben gerade in Deutschland ein ausgezeichnetes Beispiel für die Wirkung der fortgesetzten und strengen Isolierung bei einer Infektionskrankheit. Das ist der Aussatz. Wenn nicht von der Mitte des zwölften Jahrhunderts ab bis in das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert hinein die Aussätzigen in den Leproserien so streng von den übrigen abgesondert worden wären, so würde der Aussatz in Deutschland und Mitteleuropa eine ganz andre Ausbreitung besitzen wie heute, wo er bei uns nur in ganz wenigen Fällen in dem Lepraheim bei Memel lokalisiert ist. Es wäre nicht undenkbar, daß es bei fortgesetzter Isolation auch bei andern Infektionskrankheiten gelingen möchte, diese von Grund aus zu beseitigen. Zu den Infektionskrankheiten gehören nun nicht nur die gewöhnlich darunter verstandenen, wie Masern, Scharlach, Diphtheritis usw., sondern auch die Tuberkulose und andre mehr chronische Infektionen. Von der Tuberkulose kann man mit sehr großer Sicherheit annehmen, daß sie sich für gewöhnlich nur vom kranken auf den gesunden Menschen verbreitet. Wenn es möglich wäre, zwischen beide eine Trennungsmauer zu stellen, die die Gesunden von den Kranken abschließt, mit andern Worten, wenn alle Tuberkulösen isoliert wären, es würde die Krankheit, ebenso wie der Aussatz, ihrem Ende entgegengehen können. So würden auch die Krankheiten, bei denen die Uebertragung von Mensch zu Mensch bewirkt wird, oder durch Gegenstände, die mit dem Kranken in Berührung gekommen sind, erfolgt, aussterben. Sie sollten deshalb in den Infektionsabteilungen der Krankenanstalten zum Schutze der übrigen gesunden Bevölkerung untergebracht werden. Dagegen wird manchmal das Interesse des einzelnen Individuums geltend gemacht, indem man hervorhebt, daß die Absperrung eines Infektionskranken für den Betreffenden besonders beschwerlich sei. Das wird jeder zugeben, der selbst einmal in dieser Lage gewesen ist. Wenn wir aber oben hervorheben konnten, daß wir uns heute im Zeitalter des Individualismus befinden, wobei das Wohlbefinden des einzelnen eine sehr hoch getriebene Rolle spielt, so sind anderseits auch Ansätze vorhanden, die auch das gemeinschaftliche Gefühl der Zusammengehörigkeit wieder mehr betonen wollen, die das Wohl des Ganzen, heute etwa desjenigen Ganzen, das wir als Rasse bezeichnen, vor das des einzelnen stellen. Im Rasseninteresse freilich könnte uns Deutschen nichts Wertvolleres und Erfreulicheres zuteil werden, wenn es uns eher als andern Völkern gelänge, der Infektionskrankheiten Herr zu werden. Wir sind aber von dem schwedischen Muster, von dem oben die Rede war, noch weit entfernt; täglich kann der Arzt es erleben, welchen Schwierigkeiten er bei der Unterbringung der Infektionskranken in die Krankenhäuser, wenn er sie vorschlägt, begegnet.

Von einem ausgezeichneten österreichischen Krankenhausleiter ist das Wort geprägt worden, daß unsre modernen Krankenanstalten, die so außerordentlich große Mittel verschlingen, als Kulturdokumente nur jenen Riesenbauten mittelalterlicher Dome und Münster an die Seite zu setzen seien, die die Denkmäler

Digitized by Google

einer idealistischen Weltauffassung mit großem sozialem Einschlag sind. Auch unsre Krankenanstalten stellen, wenn sie richtig aufgefaßt werden, Kulturdokumente dar, Gradmesser einer sozialen und das Wohl des Ganzen betreffenden Einsicht, die, über die einfachen Bedürfnisse des Tages hinausgehend, freilich vielfach von charitativen Momenten ihren Ursprung nehmend, so doch am Ende auf das wohlverstandene Interesse der Volksgesundheit und deren Pflege hinauslaufen.

Wir wissen, daß zu Zeiten der Erbauung jener alten Kulturdokumente, der Dome und Kirchen des Mittelalters, die Anteilnahme der Bevölkerung an ihrer Vollendung und an ihrem Dienst eine sehr große und weitreichende war. Es wäre zu wünschen, daß auch für die Krankenanstalten das Interesse des Publikums gleichzeitig mit dem Verständnis ihrer Aufgaben, ihrer Einrichtung und der Verhältnisse, unter denen sie arbeiten, zunimmt. Das wird zu erreichen sein durch eine möglichst weitgehende Kenntnisnahme dieser Einrichtungen und Ziele von seiten der Bevölkerung. Die ursprüngliche und, wie wir gesehen haben, auch heute noch vorhandene Abneigung gegen die Krankenhäuser würde dann nicht nur einer Befürwortung ihrer Bedürfnisse, sondern auch einer Mitarbeit der Bevölkerung an ihrer Betätigung Platz greifen. Gerade weil es sich um Anstalten von so großer sozialer Bedeutung handelt, die für viele Menschen von wesentlichem Interesse sind, ist, wie ich wiederholt zu meiner großen Freude habe erfahren können, die Bevölkerung auch der die Anstalten besonders viel aufsuchenden Klassen der Belehrung zugänglich. Die Anschauungen über Krankenanstalten können und werden sich ändern, wenn die Kenntnisse darüber weiter verbreitet sind, und anderseits wird auch der Krankenhausleiter, wenn er überhaupt einen Fortschritt erzielen will, nicht darauf verzichten dürfen, das Publikum durch Mitteilung und Erörterung der mannigfachen Einrichtungen und Bedürfnisse innerhalb des Betriebes der Krankenanstalt mit heranzuziehen, ja er wird, wie dies besonders im Sinne des Verfassers liegt, geradezu öffentlich um Mitarbeit ersuchen.

Aus dem Leben des Oberpräsidenten Carl v. Horn

1863 bis 1869

(Fortsetzung)

Nach den bestehenden Bestimmungen spielte der Oberpräsident bei den Verhandlungen des Landtags eine mehr repräsentative als mittätige Rolle. Wenn der Landtag sich nach erfolgter Eröffnung an die Geschäfte machte, so konnte der Oberpräsident abwarten, ob, wann und welche Beschlüsse des Landtages überreicht wurden, was durch eine Deputation geschah. Horn zog es vor, Kommissionssitzungen beizuwohnen und sich an der Beratung wichtiger Angelegenheiten persönlich zu beteiligen, was zwar als Novum bezeichnet, keineswegs aber beanstandet, vielmehr gut aufgenommen wurde und ihm Gelegenheit

Digitized by Google

bot, auf einen zweckmäßigen Betrieb der Geschäfte einzuwirken. Zu seiner Freude gab ihm der im Oktober 1868 abgehaltene 15. Provinziallandtag bei Bewilligung von 1000000 Taler zur Herstellung und Erweiterung provinzialständischer Anstalten zu erkennen, daß der Beschluß ein Vertrauensvotum für ihn enthalten solle. —

Schon früh hatte er erkannt, welch außerordentlich günstige Wirkung Eisenbahnen auf die wirtschaftliche Entwicklung eines Landes ausüben. Er beschäftigte sich deshalb alsbald nach Uebernahme seines Amtes in Posen mit dem Plan, die Provinz durch ein ganzes Netz von Bahnen aufzuschließen.

Sie wurde damals nur von zwei Eisenbahnen berührt, von der sie in ihrer ganzen Ausdehnung durchschneidenden, von Nordwesten nach Südosten laufenden Linie Stargard—Posen—Breslau, und in ihrem nördlichen Teil von einer Strecke der Ostbahn. Berlin und Bromberg waren von der Stadt Posen aus nur auf einem erheblichen Umwege zu erreichen. Er sah es deshalb als seine nächste Aufgabe an, hierin Wandel zu schaffen, obwohl die Zeit für Eisenbahnbauten viel ungünstiger war als zehn Jahre später, und militärische Rücksichten, die inzwischen ein engmaschiges Eisenbahnnetz in der Ostmark haben entstehen lassen, damals noch nicht zu Gunsten solcher Anlagen mitsprachen.

Vor allem wandte er seine lebhafte Teilnahme und Unterstützung dem Bau einer Bahn von Posen nach Berlin zu. Die Bemühungen verschiedener Männer führten mit Hilfe englischer Kapitalisten zur Gründung einer Gesellschaft für Anlegung dieser Bahn mit einer Abzweigung von Bentschen nach Guben und der Lausitz. Die Stadt Posen beteiligte sich ohne Zögern mit einer großen Aktienzeichnung, ebenso verschiedene andre Körperschaften. Er selbst war eifrig bemüht, den Kreis Buk, den die Eisenbahn mitten seiner Länge nach durchschneidet, der die bedeutendste Hopfenkultur besitzt und bis dahin wenig Chausseen gebaut hatte, also gegenüber dem Unternehmen in einer besonders günstigen Lage war, zu einer Aktienzeichnung in Höhe von 350000 Taler zu vermögen, was ihm unter Mitwirkung einflußreicher Männer auch gelang.

Es glückte ihm ferner, den baldigen Bau der Bahn von Posen nach Bromberg mit Abzweigung nach Thorn zu sichern. „Diese Bahn zu bauen war seinerzeit die Oberschlesische Eisenbahngesellschaft verpflichtet. Später aber war die Gesellschaft von dieser Verpflichtung leider entbunden worden. Indes gelang es in den sechziger Jahren, sie für dieses Projekt wieder willig zu machen. Da trat ein Privatspekulant, ein gewisser Michael Levy in Inowrazlaw, der angeblich Kapitalisten in England hinter sich hatte, mit dem Erbieten auf, die Bahn ohne Zinsgarantie zu bauen. Der Handelsminister Graf Itzenplitz war willens, darauf einzugehen. Dies brachte der Sache große Gefahr, da Michael Levy gar keine Garantie für eine solide Ausführung bot. Eines Montags sollte über die Sache im Abgeordnetenhause entschieden werden. Ich erfuhr rechtzeitig davon und schrieb am Sonnabend oder Sonntag einen dringend abmahnenden Brief an den Minister, und dieser Brief bewirkte, wie mir der Ministerialdirektor v. d. Reck schrieb, daß der Minister in letzter Stunde

Digitized by Google

von dem Levy abließ und für Ueberlassung der Bahn mit Zinsgarantie an die Oberschlesische Gesellschaft sich entschied, welche denn auch diese für die Provinz und für ihre beiden Hauptstädte höchst nützliche Bahn solide und in angemessener Zeitfrist gebaut hat."

Gleichzeitig suchte Horn aber auch die Herstellung andrer Verbindungen nach Kräften zu fördern, zu welchem Zweck er sich schon im Sommer 1863 mit Herrn v. d. Reck unter der Hand in Verbindung setzte. Damals kamen noch eine direkte Linie von Posen nach Warschau und eine Eisenbahn von Lissa nach Ostrowo zum Anschluß an die projektierte Linie Breslau—Warschau in Betracht, die beide zu genehmigen Graf v. Itzenplitz gern bereit war, wenn er auch die Verbindung Posen—Warschau unbedingt vor der Linie Lissa—Ostrowo—Warschau hergestellt sehen wollte. Das Handelsministerium rechnete mit Sicherheit auf baldige Ausführung der vorbezeichneten vier Projekte, mit denen die Provinz Posen ein Eisenbahnnetz haben würde, wie kaum eine andre. Die russische Regierung versagte aber für ihr Gebiet die Genehmigung zum Bau einer direkten Bahn von Posen nach Warschau, und auch das Projekt einer Bahn von Lissa nach Ostrowo, für das die Mittel leicht zu beschaffen gewesen wären, scheiterte damals an der Weigerung der russischen Regierung, die Fortführung der Bahn bis Kalisch zu gestatten.

Zu einem glücklichen Ausgang führten dagegen die Verhandlungen wegen Herstellung der Bahn Lissa—Bentschen—Meseritz—Schwerin, für die hauptsächlich der rührige Landrat und Abgeordnete Freiherr v. Unruh-Bomst lebhaft agitierte und Horn auch in einem privaten Schreiben an Ministerialdirektor v. d. Reck entschieden eintrat. Darauf erhielt Horn unter dem 11. März 1868 folgende Antwort:

„Hochverehrter Freund und Gönner!

Während ich denke, Ihr Herz schwelgt in Entzücken über das unvergleichliche Eisenbahnnetz, welches Ihre Provinz zu bedecken beginnt, höre ich einen Wehruf. So ganz kann ich solchen nicht beschwichtigen. Die Freiburger Gesellschaft geht mit dem großen Plane um, von Altdamm aus entweder über Küstrin oder über Landsberg nach Rothenburg a. d. O. zum Anschluß an das schon länger verfolgte Projekt Liegnitz—Glogau—Rothenburg zu bauen, sodann von Liegnitz weiter in südlicher Richtung über Jauer nach Ruhbank ...

... Sie sehen, es handelt sich nicht um eine abgekürzte Linie über Breslau nach Wien, sondern eine solche über Glogau und Landeshut dahin. Dabei kann die von Ihnen projektierte, deren Herstellung wohl nur eine Frage der Zeit ist, sehr wohl bestehen ... Sie können also mit Ruhe der weiteren Entwicklung entgegensehen. Inzwischen fordere ich Sie auf, sich dessen zu freuen, was für Posen bereits gesichert ist. Die Provinz erhält ein Netz, wie wenige Provinzen. Es fehlt meines Erachtens nur noch eine kurze Linie nach Warschau, die ja auch mit der Zeit kommen wird."

Am 31. März 1868 wurde dann dem Komitee für die Bahn Bentschen—

Digitized by Google

Schwerin die Genehmigung zur Vornahme von Vorarbeiten zunächst für die Strecke Lissa—Bentschen erteilt.

War so während seiner Amtsverwaltung auf dem Gebiete des Eisenbahnwesens geschehen, was sich ermöglichen ließ, für Herstellung neuer Chausseen aber seitens der Provinzial- und Kreisvertretungen genügend gesorgt, so fiel es ihm zu, sich für einige andre Verkehrsanstalten bei dem Ministerium zu verwenden, was mit Erfolg geschah.

Mit den die beiden Ufer der Warthe verbindenden Brücken war es sehr dürftig bestellt. Um bei der Stadt Neustadt im Kreise Pleschen eine Verbindung herzustellen, hatten drei landrätliche Kreise sich zusammentun müssen. Durch eifrige und dringende Vorstellungen bei den beteiligten Ministern gelang es ihm, den Bau von Brücken bei Obersitzko und Wronke durchzusetzen.

Ueber die Städte des Großherzogtums finden sich in seinen Aufzeichnungen folgende Betrachtungen: „Obschon wesentlich auf Landwirtschaft hingewiesen, besitzt die Provinz doch, wenigstens relativ, die meisten Städte. Es gab davon bei meinem Abgang, so viel ich mich erinnere, im Regierungsbezirk Posen 90 und im Regierungsbezirk Bromberg 52, zusammen also 142. Die meisten derselben danken ihre Entstehung oder wenigstens ihr Stadtrecht den mit Schlössern angesessenen adligen Großgrundbesitzern, die um ihres Vorteils willen nahe gelegenen ländlichen Ortschaften Marktrecht und andre städtische Gerechtsame, für welche allerlei Abgaben und Leistungen übernommen werden mußten, verliehen. Die meisten Städte des Großherzogtums waren also sog. Mediatstädte. Um diese hat Flottwell sich dadurch ein Verdienst erworben, daß er bald nach seinem Amtsantritte die Aufhebung der grundherrlichen Abgaben und Leistungen in den Mediatstädten anregte und mit solchem Eifer betrieb, daß die Aufhebung durch ein Gesetz vom 13. Mai 1833 gegen billige Entschädigung der Grundherren wirklich erfolgte. Die meisten Städte zählten und zählen noch jetzt weniger als 2500 Einwohner und werden daher nach Titel VIII der Städteordnung verwaltet. Viele von ihnen sind so klein, haben noch nicht 1000 Einwohner, daß es besser für sie wäre, in die Reihe der Landgemeinden zu treten und statt des städtischen Verwaltungsapparates sich mit einem Schulzen und einem Nachtwächter zu begnügen. Die Staatsbehörden sind bemüht gewesen, einige ganz kleine Städte zu entsprechenden Anträgen zu vermögen. Aber mit geringem Erfolge. Bei meinem Amtsantritte war die Stadt Neubrück aus der Reihe der Städte zu den Landgemeinden übergegangen. Eine gleiche Maßregel unternahm ich hinsichtlich der Stadt Zydowo im Gnesener Kreise zu erreichen. Sie hatte, als ich nach Posen kam, 375 Einwohner und nahm allmählich noch an Zahl ab; sie war nach Lagow in der Neumark, welches sich aber inzwischen wieder gehoben hat, die kleinste Stadt in der Monarchie. Nachdem auf dem Provinziallandtage von 1868 über die Sache verhandelt worden war und dieser sich zustimmend erklärt hatte, ist Zydowo aus der Reihe der Städte ausgeschieden. Die meisten kleinen Städte, soweit sie nicht reine Ackerstädte sind, führen ein kümmerliches Dasein und machen auch in ihrer äußeren Gestalt einen traurigen

Digitized by Google

Eindruck; viel Stroh- und Schindeldächer, meistens aber doch ein großer Marktplatz.

Natürlich können Städte mit wenigen Tausend Einwohnern ohne eignes Vermögen ihren Bürgermeister nur schwach besolden und müssen sich daher mit Persönlichkeiten begnügen, die nach dem Maße ihrer Begabung und Ausbildung Höheres nicht erreichen können. Doch habe ich nicht in der Erinnerung, daß die Städteverwaltung in der Provinz Posen mangelhafter gewesen ist, als in Ost- und Westpreußen. Von den Städten mittlerer Größe hatte manche wenigstens an irgendeiner öffentlichen Anstalt eine Stütze für ihre materielle Existenz oder, wenn ein Gymnasium oder dergleichen in ihr begründet war, ein auf das geistige Leben einwirkendes Element. Einige von den größeren Städten waren infolge verschiedener günstiger Umstände schon zu meiner Zeit in einer erfreulichen Entwicklung und bildeten sich zu angenehmen Provinzialstädten heraus, z. B. Gnesen, Inowrazlaw, Lissa, Rawitsch, Schneidemühl.

Die Sorge, wie ich den Städten aufhelfen oder wenigstens einzelnen etwas Nützliches erweisen könne, hat mich unausgesetzt beschäftigt.

Der Stadt Exin habe ich das ihr bestimmte katholische Schullehrerseminar erhalten. Das schöne, große und stattliche Gebäude für die Anstalt war bereits vor meinem Amtsantritt oder bald nachher fertiggestellt worden. Es galt für einen Musterbau, der in der Tat mehreren späteren Seminarbauten zum Vorbild gedient hat. Das Gebäude harrte der Einweihung. Diese wurde verschoben wegen der Aufregung, welche sich der Provinz infolge des polnischen Aufstandes bemächtigt hatte. Auch nach dessen Unterdrückung und nachdem wieder vollständige Ruhe in der Provinz eingetreten war, zögerte man weiter, das Gebäude in Gebrauch zu nehmen, weil Zweifel angeregt worden waren, ob dasselbe dem ursprünglichen Zwecke dienstbar gemacht werden sollte. Verschiedene Personen sprachen sich dagegen aus, unter andern der mir befreundete Regierungspräsident v. Schleinitz in Bromberg. Auf meinen Antrag wurde dann beschlossen, das Gebäude für den ursprünglichen Zweck zu verwenden.

In Koschmin war auf Betreiben des Oberpräsidenten v. Puttkamer ein evangelisches Schullehrerseminar gegründet worden. Es war Puttkamer bekannt geworden, daß ein altes Starosten- oder Woiwodenschloß mit großem Garten für einen Spottpreis käuflich sei. Er erstand dasselbe für 5000—6000 Taler, bat nachträglich um Genehmigung und erlangte dieselbe. Der Umbau des alten Gebäudes und die innere Einrichtung desselben zu einem Schullehrerseminar kostete mehr als das Zehnfache und die Räume waren doch nur mangelhaft, der Garten oder Park auch viel zu groß für die Anstalt. Dies gab mir Veranlassung, bei dem Ministerium darauf anzutragen, daß eine auf Staatskosten unterhaltene Gärtnerlehranstalt in Kobylin, welche daselbst eingehen mußte, weil der Gutsbesitzer, der sie leitete, verstarb, nach Koschmin unter Verwendung eines Teils des Seminargartens verlegt werde. Diese Anstalt, welche später unter die obere Leitung der Provinzialvertretung gekommen ist, besteht noch jetzt und erfreut sich eines so guten Rufes, daß in den 70er Jahren für eine ähnliche,

Digitized by Google

in Neuhof bei Ragnit in Ostpreußen bestehende Anstalt der Obergärtner aus den Zöglingen in Koschmin genommen werden konnte.

Als ich der kleinen Stadt Punitz zum ersten Male meinen Besuch machte und die städtischen Kollegien um mich versammelt hatte, wurde mir auf meine Frage, ob die Stadt Bedürfnisse oder Wünsche habe, die Antwort: ihnen fehle nichts als eine Apotheke. Diese konnte ich ihnen bald darauf verschaffen. Auch habe ich dazu mitgewirkt, daß die evangelische Gemeinde daselbst eine neue Kirche erhielt.

Die Stadt Gnesen hatte aus eigner Initiative und aus eignen Mitteln eine höhere Unterrichtsanstalt zu gründen unternommen. Dieselbe zu einem vollständigen Gymnasium auszugestalten und dauernd zu erhalten, würde ihr sehr schwer geworden sein. Auf mein dringendes Fürwort erfolgte die Uebernahme der Anstalt auf den Staat und die Erweiterung der Anstalt zu einem vollständigen Gymnasium, das auf einstimmigen Antrag der städtischen Behörden paritätischen Charakter erhielt.

Bei der Wahl der Linie für die Eisenbahn Posen—Bromberg habe ich mich nachdrücklich für die Richtung über Gnesen ausgesprochen und mit dazu beigetragen, daß der Stadt dieser Vorteil gesichert wurde.

Als ich bereits Oberpräsident von Preußen war, wurde ich von Gnesen aus angegangen, dafür zu wirken, daß bei der neuen Gerichtsorganisation in der Stadt ein Landgericht eingerichtet würde. Ich habe mich lebhaft dafür eingelegt und zu dem glücklichen Erfolge vielleicht mit beigetragen.

Abgesehen von der mit landwirtschaftlichen Betrieben verbundenen Fabriktätigkeit, wie z. B. Brennereien, war von einer irgendwie erheblichen Industrie in der Provinz nichts zu finden. Ein paar Eisenwerke und Maschinenfabriken, darunter eine recht schwunghaft betriebene in der Stadt Posen, eine Tabakfabrik in Rawitsch, Getreidemühlen in Bromberg und Posen und noch einige andre Fabrikzweige in der regen Stadt Bromberg und in Schneidemühl, das war alles. Sonst aber nur Landwirtschaft und Handel. Es fehlte an Kapital oder wenigstens an Unternehmungsgeist. Alle meine Anregungen und Besprechungen auch mit intelligenten Männern führten zu nichts. Nun bin ich zwar nicht der Meinung, daß zum Wohlbefinden einer Provinz Fabriktätigkeit absolut nötig ist. Sie führt vielmehr häufig, wenn Krisen eintreten, zu großen Kalamitäten. Andrerseits ist aber so viel gewiß, daß eine entwickelte Fabriktätigkeit den Nationalreichtum erhöht und der arbeitenden Klasse Beschäftigung gewährt. Die in der Provinz Posen seit einigen Jahren zunehmende Auswanderung scheint auf eine Lücke in den Erwerbsquellen hinzuweisen. Da nun auch die Erfahrung lehrt, daß unterirdische Schätze (Erze und Kohlen) nicht eine conditio sine qua non sind für Schaffung und Entwicklung einer regen Fabriktätigkeit, viele gegenwärtig blühende Fabrikorte und Fabrikgegenden ihr Dasein unternehmenden und intelligenten Männern oder den von oben her gegebenen Impulsen verdanken, so habe ich geglaubt, daß Spinnereien, Webereien usw. wie sie in der polnischen Stadt Lodz ins Leben gerufen sind, auch in der Provinz Posen erstehen könnten. Indes vergeblich.

Digitized by Google

Die Landwirtschaft stand schon zu meiner Zeit in der Provinz auf einer hohen Stufe der Entwicklung. Mehrere Gutsbesitzer, z. B. Kennemann auf Klenka, Lehmann in Nitsche, sowie einige Domänenpächter, genossen als Landwirte hohes Ansehen. Das galt aber auch von manchen polnischen Besitzern, z. B. dem alten General v. Chlapowski im Kostener Kreise, der unter Napoleon I. gedient, 1812 ein Kavallerieregiment über die Beresina zurückgebracht und bei einer Gelegenheit mit rasch zusammengebrachten Truppen Napoleon aus einer plötzlichen Gefahr gerettet hatte. Er widmete sich später der Landwirtschaft und genoß große Achtung, zumal er ein wahrhaft frommer Mann war.

Bei einer Rundreise, welche ich mit dem Landwirtschaftsminister v. Selchow in der Provinz machte, erklärte sich dieser mit dem, was er sah, recht befriedigt.

Die Provinz besaß damals zwei landwirtschaftliche Zentralvereine, den einen für den Regierungsbezirk Posen, den andern für den Regierungsbezirk Bromberg. Eine Verschmelzung derselben wurde angeregt, und ich ließ zur Erreichung derselben meine Vermittlung eintreten. Da aber keine der an der Spitze stehenden Personen ihre Stellung aufgeben wollte und bei solchen Eifersüchteleien mit Ueberredung und mit Gründen nichts zu erreichen ist, so kam nicht eine Fusion, sondern nur eine Annäherung und ein für gewisse Fälle verabredetes Zusammengehen der beiden Vereine zustande. Sie waren von der Staatsregierung anerkannt und mit Geldmitteln unterstützt und haben durch Veranstaltung von landwirtschaftlichen Ausstellungen, Prämiierung verbesserter Wirtschaftsmethoden und Viehrassen, Einrichtung bäuerlicher Musterwirtschaften usw. sehr nützlich gewirkt. Ich habe mich an ihren Versammlungen und Verhandlungen lebhaft beteiligt, wenn ich auch zu einer persönlichen Initiative wenig Gelegenheit hatte. An der Gründung einer niederen landwirtschaftlichen Lehranstalt auf der Domäne Pudewitz, nicht weit von Posen, habe ich persönlichen Anteil.

Eine Spezialität der Provinz ist bekanntlich der Hopfenbau, der in einem Teile des Kreises Buk mit glücklichstem Erfolge betrieben wird und diesen Landesteil zur Blüte gebracht hat. Ich bemühte mich, die Hopfenkultur auch in andre Kreise zu übertragen, was nicht ohne Erfolg geblieben ist. Die Bienenzucht findet bei kleinen Landwirten und Schullehrern eine lebhafte Pflege. Ein Lehrer Bienkowski — nomen et omen — genießt als Bienenzüchter Ansehen und macht mit seinem Honig gute Geschäfte. Schweine und Gänse, die zu Tausenden nach Berlin verfahren werden, bilden für die kleinen Landwirte eine hübsche Einnahmequelle.

Die Pferdezucht stand schon zu meiner Zeit auf einer sehr hohen Stufe. Nächst Ostpreußen und Hannover züchtet wohl die Provinz Posen die meisten und besten Pferde. Es gibt sowohl unter den Deutschen als unter den Polen sehr namhafte Pferdezüchter, die auch gute Geschäfte machen, z. B. v. Winterfeld auf Murowana Goslin. Die glückliche Entwicklung dieses Zweiges der Landwirtschaft dankt die Provinz ohne Zweifel dem Königlichen Landgestüt in Zirke. Der Vorsteher dieses Instituts, Oberst a. D. v. Kotze, genoß in der Provinz Vertrauen und hat sich um die Pferdezucht der Provinz entschiedene Verdienste

Digitized by Google

erworben. Beschwerden in Gestütsachen, die in der Oberpräsidialinstruktion als zur Kognition des Oberpräsidenten gehörig bezeichnet werden, sind nie an mich gelangt. Ich hatte nur hin und wieder auf Gewährung begründeter Gesuche von Gutsbesitzern um Errichtung einer neuen Hengststation zu dringen.

Noch mehr als durch einzelne Maßnahmen erwarb sich Horn durch die ganze Art seines Auftretens und seiner Geschäftsführung Dank und Anerkennung bei den deutschen Landwirten. Durch zahlreiche Reisen suchte er sich über ihre Verhältnisse selbst zu unterrichten. Mit vielen von ihnen, und darunter den tüchtigsten, trat er in persönlichen Verkehr. Für alle hatte er ein offenes Ohr. Jeden billigen Wunsch pflegte er zu berücksichtigen oder höheren Ortes warm zu befürworten. Das an sich schon rege Interesse des Landwirtschaftsministers v. Selchow für die Provinz wußte er noch mehr zu beleben. Weit empfindlicher als andre Berufskreise würden die deutschen Landwirte durch das Uebergreifen des polnischen Aufstandes auf das diesseitige Staatsgebiet getroffen worden sein. Daß die äußere Ruhe in der Provinz gewahrt blieb, war neben der militärischen Absperrung der Grenze hauptsächlich seinen zweckmäßigen Maßregeln zu danken. Sein besonnenes, kaltblütiges Verhalten wirkte beruhigend auf die Gemüter, und die von ihm angeregte vermehrte Tätigkeit aller Behörden der Provinz und die fortschreitende Entwicklung auf sämtlichen Gebieten des wirtschaftlichen Lebens kam in besonderem Maße der Landwirtschaft zugute.

Als er im März 1869 von der Provinz Abschied nahm, schrieb ihm der Vorstand des Deutschen landwirtschaftlichen Vereins, Kempen:

„Noch nie ist uns die rege Teilnahme zur Förderung landwirtschaftlicher Interessen zu Teil geworden, wie von Ew. Exzellenz, und wir müssen Ihren Verlust als einen unersetzlichen bezeichnen;" der Vorstand des Landwirtschaftlichen Vereins für die Kreise Schroda-Wreschen-Gnesen:

„Unsrem Bedauern über das Aufhören unsres bisherigen Verhältnisses zu Ew. Exzellenz vermögen wir keinen besseren Ausdruck zu geben, als indem wir den Wunsch aussprechen, daß Ew. Exzellenz hoher Nachfolger von ebenso großem Eifer und Interesse für die Landwirtschaft beseelt sein möchte, wie solche Ew. Exzellenz derselben gewidmet haben"; und der in weitesten Kreisen als Musterwirt angesehene Lehmann-Nitsche:

„Wie Hochdieselben in allen Zweigen der Verwaltung das Wohl der Provinz während Ihrer Amtsdauer stets mit dem besten Erfolge zu fördern bestrebt gewesen sind, so hat besonders auch die Posener Landwirtschaft den freudigen Aufschwung, welchen dieselbe unleugbar in jüngster Zeit gewonnen hat, zum großen Teil der liebevollen Fürsorge Ew. Exzellenz zu verdanken. Ich erfülle daher nur eine Pflicht der Dankbarkeit, wenn ich als langjähriger Vorsitzender eines der hiesigen Landwirtschaftsvereine namens desselben mir die Freiheit nehme, Ew. Exzellenz am Schlusse Ihrer hiesigen Wirksamkeit meinen aufrichtigsten und tiefgefühltesten Dank für alle Ihre der Landwirtschaft geleisteten Dienste auszusprechen.

Die vielversprechenden Institutionen zur Hebung unsres Bauernstandes,

Digitized by Google

welche erst in neuster Zeit durch Ew. Exzellenz ins Leben gerufen sind, werden das Andenken an Hochdieselben auch für die Zukunft wach erhalten; ebenso werden wir nie vergessen, daß unsre chemische Versuchsstation ihre freudige Entwicklung der gütigen Unterstützung Ew. Exzellenz verdankt." —

Schon bald nach Uebernahme seines Amtes in Posen trat Horn, um das Deutschtum in der Provinz zu stärken, für den Erwerb großer Besitzungen durch die Königliche Hofverwaltung und andre fürstliche Verwaltungen ein. Auf seine Anregung war in diesem Sinne auch der Landwirtschaftsminister v. Selchow tätig, der ihm über einen dies betreffenden Vortrag beim König unter dem 29. Mai 1864 folgendes schrieb:

„Ich habe die Gelegenheit zugleich benutzt, dem Könige vorzutragen, wie nötig es sei, daß Er selbst oder einer der Prinzen Seines Hauses in der Provinz Posen Grundbesitz erwerbe, sei es privatim, sei es für das Kron- bezw. Familienfideikommiß. An geeigneten Herrschaften zu solchem Erwerbe werde es nicht fehlen. Es schiene mir dies nicht nur ein sehr praktischer Modus des Germanisierens zu sein, indem es an deutscher Nachfolge im Grunderwerbe nicht fehlen werde, sondern ich hielte die Maßregel auch gerade jetzt für eine glückliche Demonstration dem Auslande gegenüber, indem man dadurch dokumentiere, daß man an maßgebender Stelle die Zustände in Posen für vollkommen beruhigt und für so gesichert halte, daß man eine baldige Wiederkehr der Ruhestörung gar nicht besorge. Der König ging sehr lebhaft auf diese Idee ein und versicherte, daß in kürzester Frist Schritte in diesem Sinne eingeleitet werden sollten. Ich will nun in den nächsten Tagen noch den Minister v. Schleinitz besuchen, um für die Idee Interesse bei ihm anzuregen."

Auf Horns wiederholte Vorträge und zu seiner großen Befriedigung erwarb dann auch die Königliche Hofverwaltung die Herrschaft Zerkow im Wreschener Kreise, welchem Ankauf später verschiedene andre Erwerbungen seitens fürstlicher Verwaltungen gefolgt sind. Und noch von Königsberg aus empfahl er bei jeder sich bietenden Gelegenheit reichen Deutschen, Kapitalien in Grundbesitz in der Provinz Posen anzulegen, so 1871 dem Kriegsminister v. Roon zur Verwendung seiner Dotation. Diese Ratschläge wurden aber meist nicht befolgt, weil die Provinz für viele etwas Abschreckendes hatte, während er die dortigen Verhältnisse anziehend fand und der Provinz eine glückliche Zukunft prophezeite.

Sehr eifrig war er bemüht, eine Vermehrung der Garnisonen in der Provinz und die Belegung kleiner Städte mit Militär herbeizuführen, nicht sowohl zur Verstärkung der Sicherheit für den Fall eines Aufstandes, als wegen der im allgemeinen mit einer solchen Maßregel verbundenen Vorteile politischer und volkswirtschaftlicher Art. „Es kommt mit deutschen Truppen auch deutscher Sinn, deutsche Ordnung und Sitte in die Provinz, während die Polen, welche in deutschen Provinzen ihrer Militärpflicht genügen, dort deutsches Wesen kennen lernen und sich mit ihm befreunden. Da viele Soldaten nach beendetem Militärdienst nicht nach ihrer Heimat zurückkehren, sondern in ihrer Garnisonstadt

Digitized by Google

oder in der Provinz, zu der sie gehört, verbleiben, so würde mit der angedeuteten Maßregel auch eine Verschiebung der Bevölkerungszahl beider Nationalitäten in der Provinz zugunsten des Deutschtums eintreten."

Die Anfang der 60er Jahre eingetretene Vermehrung des Heeres kam seinem Vorhaben entgegen. Nicht nur persönlich, sondern auch durch angesehene Persönlichkeiten aus der Provinz suchte er den König, den Kronprinzen und eine Reihe einflußreicher Männer für seine Bestrebungen zu gewinnen. Der Ministerpräsident Graf Bismarck und der Minister des Innern versprachen Anfang des Jahres 1866 wegen Vermehrung der Garnisonen nach besten Kräften zu wirken; sie waren vollständig überzeugt von der Wichtigkeit dieser Maßregel. Auch der General von Kameke, derzeit Chef des Generalstabs des II. Armeekorps, trat Horns Ansicht bei. Es wurde damals angestrebt, die Verlegung je eines Bataillons nach Schubin, Exin, Tremessen, Ostrowo, Pleschen und Grätz sowie je einer Schwadron nach Schroda, Wreschen, Gostyn und Zerkow. Schon damals wurden aber militärische Rücksichten gegen die Belegung kleiner Städte mit Garnison geltend gemacht. Doch gelang es Horn, wenigstens ein Kavallerieregiment, das Kurmärkische Dragonerregiment Nr. 14, in die Provinz zu ziehen, dessen einzelne Schwadronen Pleschen, Koschmin, Gostyn und Ostrowo als Standorte angewiesen erhielten. Hierzu bemerken seine Aufzeichnungen:

„Gostyn ist ein überwiegend polnischer Ort, woselbst stets polnische landwirtschaftliche Versammlungen abgehalten wurden, ein großes Philippiner Kloster bestand und polnische Tendenzen gepflegt wurden. Die wenigen dort lebenden Deutschen, welche 1863 von dem Uebermute der Polen erschreckt und eingeschüchtert worden waren, verlangten nach einer militärischen Besatzung für die Stadt und taten sich zu einer Aktiengesellschaft zusammen, um die erforderlichen Militärgebäude, als Reitbahn usw. herzustellen. Es herrschte daher große Freude, als die Stadt eine Dragonerschwadron als Besatzung bekam. Leider sollte das nicht lange dauern. Die Dragoner rückten 1870 von Gostyn und den andern Standorten ab und kehrten nach dem Frieden nicht zurück. Die Deutschen waren betreten und in erhebliche Verluste gebracht. Sie wandten sich an mich nach Königsberg um Hilfe, und ich wagte es von dort aus den Kaiser zu bitten, der Stadt Gostyn ihre Garnison wieder zu geben. Dies war wohl ein Uebergriff über meine Kompetenz, und ich mußte auf eine schroffe Abweisung gefaßt sein. Statt dessen erhielt ich einen freundlichen Bescheid, durch welchen der Antrag zwar für jetzt zurückgewiesen, seine spätere Berücksichtigung aber bei sich darbietender Gelegenheit in Aussicht gestellt wurde. So gnädig war der Kaiser damals gegen mich. Es sollte diese Hoffnung aber nicht verwirklicht werden, weil andre Grundsätze hinsichtlich der Dislokation von Truppen später maßgebend wurden, wie ich zu meinem Schmerze als Oberpräsident von Preußen erfuhr."

Die außerordentliche Bedeutung der Gendarmen für die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit in der Provinz hatte sich ihm schon

Digitized by Google

1863 gezeigt. Mit Lob und Anerkennung für ihr Verhalten kargte er nicht, zumal er damals, wie auch später, eine große Zahl ausgezeichneter Leute und viele Fälle von Hingebung, unübertrefflichen Diensteifers und Mutes kennen lernte.

Da die Zahl der in der Provinz stationierten Gendarmen seines Erachtens nicht der Ausdehnung und der Bevölkerung der Provinz entsprach, jedenfalls nicht dem Bedürfnis, wie es sich zu seiner Zeit geltend machte, so beantragte und verlangte er eine Verstärkung der Gendarmerie einmal um 30, ein andres Mal um 31, im ganzen also um 61 Mann, darunter viele Berittene. Er glaubte hiermit der Provinz einen nicht unwesentlichen Dienst zu leisten, nicht nur für außergewöhnliche Vorkommnisse, bei denen Militär immer schwer zu erlangen ist und dann den Dingen ein zu ernstes Aussehen gibt, sondern auch für gewöhnliche Verhältnisse, um die Sicherheit auf dem Lande und in den kleinen Städten zu verstärken. Unter seinem Nachfolger ist dann eine Verminderung der Gendarmerie eingetreten.

Eifrige Fürsorge widmete er der Krankenpflege. „In Posen besteht außer dem städtischen Lazarett ein vom Staate in einem ehemaligen Kloster bei der Bernhardinerkirche eingerichtetes Krankenhaus, welches den Grauen Schwestern zur Verwaltung übergeben und durch das ihnen verliehene Statut unmittelbar unter die Aufsicht des Oberpräsidenten gestellt ist. Ich habe es sehr oft besucht... Es herrschte eine musterhafte Ordnung und daneben eine sehr wohltuende Ruhe und Stille. Dabei war der ärztliche Dienst gut geregelt. Die Anstalt ist zu meiner Zeit durch einen Anbau erweitert worden und leistete der Stadt und Provinz die wesentlichsten Dienste."

„Nach der Regel des Ordens nehmen die Krankenhäuser der Grauen Schwestern Kranke jeder Nation und Religion auf. Ich habe auch niemals feststellen können, daß in der Anstalt Proselytenmacherei getrieben wurde, obwohl oft ein Verdacht dieserhalb ausgesprochen ward. Kranke evangelischer Konfession und Juden hatten niemals über eine lästige Einwirkung zu klagen. Dabei hatte die freundliche, gottergebene und heitere Art der Schwestern etwas sehr Gewinnendes und Beruhigendes. Immerhin war der in der Anstalt herrschende Geist polnisch und katholisch. Deshalb konnte ich es nur freudig begrüßen, als in der Mitte der 60er Jahre evangelische Männer und Frauen sich zusammentaten, um in der Stadt Posen ein evangelisches Diakonissenkrankenhaus zu gründen, welches demnächst auch errichtet worden ist, in schöner Blüte steht und der Stadt wie Provinz zum Segen gereicht. Ich habe an verschiedenen Sitzungen des Komitees für die Gründung der Anstalt teilgenommen und für die Entwicklung und das Gedeihen derselben reges Interesse betätigt.

Das städtische Krankenhaus hatte eine mangelhafte Lokalität und Einrichtung. Die Krankenhäuser in den kleinen Städten waren natürlich noch viel schlechter. Ich empfand stets ein beklemmendes, niederdrückendes Gefühl bei dem Besuch derselben. Aber ich hatte es mir zur Aufgabe für meine Tätigkeit als Oberpräsident gemacht, gerade diesem Zweig der Armenpflege meine besondre Auf-

Digitized by Google

merksamkeit zu widmen, der Sorge für Kranke und Sieche. Es ist unglaublich, wie viel auf diesem Gebiete noch zu tun bleibt, wie wenig die Staatsregierung und Gesetzgebung um diesen humanitären Zweck sich bekümmert hat. In den Provinzen Posen und Preußen fehlen Krankenhäuser und Siechenhäuser auf dem platten Lande fast ganz. In Städten, auch kleinen und dürftigen, findet man wohl ein Hospital für alte gebrechliche Leute und auch wohl ein Krankenhaus. Aber in welchem Zustande! Die allerdürftigste Einrichtung, Ekel erregender Schmutz, mangelhafte Verpflegung und noch mangelhaftere Bedienung; oft gar kein eignes Wartepersonal, sondern nur der Hausverwalter, oft ein heruntergekommener Handwerker und seine Frau für den gesamten Hausdienst. Die kleinen städtischen Krankenhäuser sind daher meistens auch schwach belegt; wer irgend kann, läßt sich im Krankheitsfalle zu Hause behandeln; aber die Vagabunden suchen diese Anstalten im Winter auf, um sich von ihren Fußschäden kurieren zu lassen; die Anstalten sind daher für die Städte eine nicht geringe Last, und bei deren Dürftigkeit läßt sich von ihnen für die Verbesserung der Krankenhäuser nicht viel verlangen. Leider fehlt für diese auch bei den Regierungen ein lebhaftes Interesse; ja, ich habe oft die Regierungs- und Medizinalräte darauf hinweisen müssen, daß sie nach der in der Regierungsinstruktion vom 23. Oktober 1817 ihnen erteilten Anweisung die Pflicht haben, die Krankenhäuser von Zeit zu Zeit zu revidieren ... Zu den rühmlichen Ausnahmen gehören die Krankenhäuser, die der Johanniterorden herzustellen sich angelegen sein läßt. Der Orden erwirbt sich damit ein nicht genug zu würdigendes Verdienst."

Als 1866 die Cholera von österreichischen Kriegsgefangenen eingeschleppt worden war und die Provinz schwer heimsuchte, besichtigte Horn, um sich von der Art der Behandlung der Kranken zu unterrichten und andern Mut zu machen, wiederholt das mit Cholerakranken angefüllte städtische Lazarett und die Militärlazarette. Er trat an die Krankenbetten, sprach mit den Kranken und trug kein Bedenken, sie an Stirn und Hand zu befühlen.

Die Irrenanstalt der Provinz in Owinsk, einem ehemaligen Zisterzienserinnenkloster, war nach ihrer ersten Einrichtung Irrenheilanstalt, also nur subsidiär Irrenbewahranstalt, und entsprach deshalb den Bedürfnissen nicht. Die Provinz besaß auch nur eine Blindenanstalt von sehr kleinem Umfange zu Wollstein und nur eine Taubstummenanstalt.

„Letztere war verbunden mit dem katholischen Schullehrerseminar in der Stadt Posen und trug, obschon für beide Nationalitäten und Konfessionen bestimmt, einen überwiegend polnischen und katholischen Charakter. Ich richtete deshalb an den Provinziallandtag die Aufforderung, eine zweite, für Deutsche und Evangelische bestimmte Taubstummenanstalt, außerdem eine Provinzialblindenanstalt zu errichten und die Erweiterung der Irrenanstalt in Owinsk zu beschließen. Dem letzteren Projekt waren sorgfältige Vorberatungen vorangegangen, bei denen ich u. a. als Sachverständige den Geheimen Rat Esse, Direktor der Charité in Berlin, den Geheimen Rat Professor Dr. Nasse, den

Digitized by Google

Dr. Brückner (?), damals Direktor der Provinzialirrenanstalt in Schwetz, und den Sanitätsrat Dr. Lähr, Direktor einer Privatirrenanstalt in Zehlendorf zugezogen hatte. Ich hatte die große Freude, daß meine sämtlichen Anträge von dem Provinziallandtage angenommen wurden. Derselbe bewilligte die Summe von einer Million Taler zur Herstellung gewisser bei der Korrektionsanstalt in Kosten bisher entbehrter Räumlichkeiten, zur Erweiterung der Irrenanstalt in Owinsk und zur Gründung einer zweiten Taubstummenanstalt, sowie zur Errichtung einer größeren Blindenanstalt, welche in der Stadt Bromberg ihren Platz gefunden hat. Es wurde mir dabei zu erkennen gegeben, daß der Provinziallandtag besser gearbeitete Vorlagen nie erhalten habe, und daß besonders eine die Irrenanstalt in Owinsk betreffende Denkschrift, welche aus der Feder des Regierungsrats Michelly hervorgegangen war, vortrefflich gewesen sei. Bei dieser Denkschrift war es namentlich darauf angekommen, ein andres Projekt, nämlich den Erwerb einer von dem Sanitätsrat Dr. Zelasko in Kowanowko eingerichteten Privatirrenanstalt zu beseitigen, welches Projekt zwar billiger zu stehen gekommen wäre und deshalb Verteidiger hatte, aber den Bedürfnissen gar nicht abgeholfen hätte." —

Wie Horn auf die Förderung des äußeren Wohles der Bevölkerung eifrig bedacht war, so suchte er auch ihre wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen zu unterstützen, wobei er sich allerdings bei der Ungunst der damaligen Verhältnisse im wesentlichen auf die Bekundung persönlicher Teilnahme, den Besuch von Vorträgen und Konzerten und auf künstlerische Veranstaltungen im eignen Hause beschränken mußte. Daß sein Bemühen anerkannt wurde, ergibt der nachstehende Brief vom 31. März 1869:

„Euer Exzellenz haben während Ihres Wirkens in Posen ein so lebhaftes Interesse an allen denjenigen Bestrebungen an den Tag gelegt, welche in irgendeiner Weise zum Ziele hatten, die Neigung zu wissenschaftlichem Streben zu fördern, daß ich glaube, es wagen zu dürfen, Ihnen bei Ihrem Scheiden von hier die beifolgende Photographie zu überreichen. Sie stellt die Ihnen sämtlich bekannten Mitglieder eines Kränzchens dar, das sich zur Aufgabe gemacht hat, in der Posener gebildeten Gesellschaft den Sinn für geistiges Streben durch populärwissenschaftliche Vorträge zu beleben, eine Aufgabe, in deren Lösung wir wesentlich durch die rege Teilnahme auch solcher gefördert worden sind, die unserm Kränzchen nicht angehörten.

Genehmigen Euer Exzellenz die Versicherung, daß auch in unserm wie in allen hiesigen Kreisen die Verehrung, die Ihnen hier geworden ist, eine unvergängliche sein wird.

Im Namen der Mitglieder des Kränzchens für wissenschaftliche Vorträge:

Graf Schweinitz."

Der Verschönerungsverein in der Stadt Posen hatte ihn, wie wohl auch seinen Vorgänger, zum Präsidenten gewählt. Der Verein wirkte nur mit schwachen Mitteln, da seine laufenden Einnahmen bei der geringen Mitglieder-

Digitized by Google

zahl unbedeutend waren. Er besaß jedoch eigentümlich einen großen, mit verschiedenen Gattungen reichlich bestellten Pflanzengarten, aus dem auch die Bäume für die öffentlichen Straßen und Plätze der Stadt entnommen wurden. Horn bereitete es Freude, dem Verein oder einem exekutiven Ausschusse desselben wenigstens einmal im Jahre zu präsidieren in einer Frühjahrssitzung, in welcher das, was im Laufe des Sommers vorgenommen werden sollte, beschlossen wurde.

Während seiner Amtszeit in Posen hat Horn sich auch mit dem Plane der Schaffung eines Provinzialmuseums beschäftigt. Er verstand darunter eine Sammlung von prähistorischen und geschichtlichen Altertümern und von Kunstwerken, die der Provinz ihre Entstehung verdanken. „Die posensche Erde birgt so viel Schätze, nicht an Metallen und Inflammabilien, aber an wertvollen Resten der Vergangenheit, es fehlt selbst an römischen Goldmünzen nicht, im Besitze von adligen Familien und Magistraten befinden sich so viele für das Studium der Vergangenheit wichtige Stücke, daß, wenn alles zusammengebracht und mit späteren Funden in einem Zentralpunkte vereinigt würde, eine sehr stattliche Sammlung denkwürdiger und lehrreicher Gegenstände hergestellt werden könnte, die der Provinz zur Zierde und Ehre gereichen, den Ort der Aufstellung, die Stadt Posen, anziehend machen würde." Er hoffte, daß ein von ihm zu erlassender öffentlicher Aufruf Erfolg haben würde. Da traf ihn plötzlich die Abberufung von Posen, so daß er nicht mehr an die Ausführung seiner Absicht gehen konnte.

Um so größere Genugtuung empfand er darüber, daß es ihm gelungen war, der Provinz zu einem Provinzialarchiv zu verhelfen. „Die Gründung desselben war bisher aus politischen Gründen für bedenklich gehalten worden. Männer wie der Archivdirektor v. Raumer und v. Lancizolle hatten sich dagegen ausgesprochen. Dies erschien mir nicht gerechtfertigt. Mochte die polnische Partei vielleicht in die Lage kommen, aus gewissen bis dahin geheimgehaltenen Urkunden für ihre Sache Vorteil zu ziehen, Preußens Stellung in Posen war doch so konsolidiert, daß mir der Staat bei Gründung eines posenschen Archivs keine Gefahr zu laufen schien, nicht zu gedenken, daß die Geschichtsforschung doch auch ihre unbestreitbaren Rechte hat. So glückte es mir denn, mit meinen Anträgen auf Gründung eines Provinzialarchivs in Posen durchzudringen. Es gelang, für dasselbe zwei helle und geräumige Zimmer, welche bisher der Feuer-Sozietätsdirektion gedient hatten, disponibel zu machen. Die Archivverwaltung fand in der Person eines jungen Gelehrten, der des Polnischen mächtig war, einen geeigneten Archivvorstand. Die alten Grod-Akten, Verhandlungen der ehemaligen polnischen Gerichte, lieferten vorläufig ein reiches, wenn auch erst zu sichtendes Material. Und so konnte ich im Jahre 1868 öffentlich bekanntmachen, daß in Posen ein Provinzialarchiv gegründet worden und bereit sei, alte wichtige Urkunden von Magistraten und Privatbesitzern zu übernehmen. Demselben ist später eine andre, mehr geeignete Lokalität, das alte Schloß, überwiesen worden; auch hat der Vorstand gewechselt, das Institut aber nimmt unter den Provinzialarchiven als diesen ebenbürtig eine ehrenvolle Stellung ein. An Ar-

Digitized by Google

beitsmaterial wird es nicht fehlen, solches vielmehr allmählich reichlich zuwachsen." In dem Regierungsgebäude selbst fanden sich alte Klosterakten, die zur Zeit der Säkularisation dem Oberpräsidium eingeliefert waren, darunter viele bisher nicht bekannt gewordene Originalurkunden. Wie wenig sorgfältig früher bei Aufbewahrung des Materials verfahren worden war, erhellt daraus, daß 1867, als ein Regierungsassessor während einer Plenarsitzung zufällig die Schublade des Sessionstisches öffnete, sie ganz angefüllt mit zusammengefalteten Original- und abschriftlichen Urkunden gefunden wurde.

Zu den wichtigsten Aufgaben der Staatsverwaltung zählte Horn die Pflege des Schulwesens. Beim Schulunterricht müsse angesetzt werden, wenn für die Zukunft des Staates gesorgt werden solle. In der Provinz Posen hatte aber für ihn die deutsche Schule eine erhöhte Bedeutung und eine weitere Aufgabe. Sie schien ihm das wirksamste Mittel im Kampfe gegen den Polonismus zu sein, und er lebte der Ueberzeugung, daß nur diejenigen Polen, die unsre Sprache beherrschten, für deutsche Art und Kultur gewonnen werden könnten.

Es kam deshalb für ihn vor allem darauf an, den Unterricht in der deutschen Sprache nach Kräften zu fördern, und zu diesem Zweck die Ausführung der hierüber erlassenen Bestimmungen mit Ernst und Nachdruck zu sichern. Weiter aber glaubte er, daß Schulen, in denen Kinder verschiedener Nationalitäten und Konfessionen gemeinsam unterrichtet werden und einander näher treten, die nationalen und konfessionellen Gegensätze milderten und daß deshalb in Gemeinden mit gemischter Bevölkerung Simultanschulen am Platze seien.

„Ganz gewiß sollen alle Erziehungsanstalten, und das sind ja auch die Schulen, das religiöse Element zur Grundlage haben. Religionslose Schulen sind eine Ungeheuerlichkeit. Der Mensch wird ohne Religion schlecht oder unglücklich. Und um sie ihm ganz zu eigen zu machen, muß in der Jugend angefangen werden, ihn mit Gottesliebe, Gottvertrauen und Gottesfurcht zu erfüllen. Damit dies gelinge, soll nicht bloß zur rechten Zeit und die ganze Zeit hindurch Religionsunterricht in der Schule erteilt werden, sondern diese selbst von religiösem Geiste erfüllt sein. Der Religionsunterricht muß natürlich einen konfessionellen Charakter an sich tragen; daß aber dieser exklusive Charakter der ganzen Schule und in allen Beziehungen beiwohne, ist schlechterdings nicht nötig. Wenn demnach paritätische Schulen zulässig sind, weil sie der religiösen Erziehung nicht Abbruch tun, so haben sie in einem Lande wie Preußen mit konfessionell gemischter Bevölkerung eine entschiedene Existenzberechtigung und sind in vielen Landesteilen oder unter bestimmten lokalen Verhältnissen geradezu eine Notwendigkeit. In gewissem Sinne sind bei uns schon von Rechts wegen alle Schulen paritätisch, insofern, als, von gewissen besonderen Stiftungen abgesehen, kein Schüler bloß mit Rücksicht auf seine Konfession von dem Besuch einer öffentlichen Schule ausgeschlossen werden darf. Wenn aber hiernach in einer wesentlich von Katholiken benutzten Schule neben etwa neunzig katholischen Schulkindern zehn evangelische vorhanden sind oder umgekehrt, so wird doch eine gerechte und weise Regierung dahin sehen, daß die Minderzahl

Digitized by Google

nicht nur einen für sie geeigneten Religionsunterricht empfängt, sondern auch in den übrigen Lehrstunden und außerhalb derselben in ihren religiösen Vorstellungen nicht verletzt oder gar ihres Glaubensbekenntnisses wegen zurückgesetzt wird. In solchem Sinne Schulen ausdrücklich als paritätische zu gründen oder einzurichten da, wo die beiden Konfessionen in einem stärkeren Maße als in dem vorigen Beispiele gemischt sind, wird durch politische, ethische und wirtschaftliche Rücksichten meines Erachtens geradezu geboten.

Wie kostspielig das System der konfessionellen Schulen ist — ich will das nicht als die Hauptsache betrachten, aber wichtig ist es doch — und wie schädlich für manches kleine Gemeinwesen, davon habe ich namentlich in der Provinz Posen Wahrnehmungen machen können. In früherer Zeit hatten daselbst in vielen Städten Simultanschulen bestanden; unter dem Minister v. Raumer wurden sie in konfessionelle getrennt, und so mußte die überwiegend polnische Stadt Grätz, deren Bürgermeister sich darüber bitter gegen mich beklagte, für eine kleine Zahl evangelischer Schüler eine eigne Schule halten, und umgekehrt die Stadt Schwerin a. W. für eine kleine Zahl katholischer Kinder eine katholische."

„Wie sehr das Bedürfnis nach Simultanunterrichtsanstalten auch von friedliebenden Polen empfunden wird, beweisen manche Städte, wie zum Beispiel Gnesen und Schrimm, die höhere Schulen mit ausgesprochen paritätischem Charakter sich gegründet oder nur unter der Bedingung der Beibehaltung dieses Charakters dem Staate überlassen haben."

Die Entwicklung, die das Schulwesen seit Horns Scheiden aus dem Amte genommen hat, war der Simultanschule nicht günstig. Trotzdem scheint mir seine Auffassung auch heute noch den besonderen Verhältnissen der Provinz zu entsprechen.

In der polnischen Ostmark liegt der Verwaltung vor allem ob, behufs Förderung des Deutschtums den Absonderungsbestrebungen der Polen entgegenzuwirken und zu diesem Zweck die Angehörigen der beiden Nationalitäten einander näher zu bringen. Dies ist nur bei der Jugend möglich; sie allein knüpft Beziehungen an und schließt Freundschaft ohne Rücksicht auf Nationalität und Konfession. Von den erwachsenen Polen, die durch katholische Schulen der Provinz gegangen und somit unter wesentlich polnisch-katholischem Einflusse aufgewachsen sind, finden nur sehr wenige den Weg zu ihren deutschen Mitbürgern; die weitaus meisten von ihnen folgen den geistlichen und weltlichen Hetzern, die mit allen Mitteln, und von Jahr zu Jahr zunehmendem Erfolg den polnischen Sondergeist pflegen und eine feste Scheidewand zwischen den beiden Nationalitäten aufzurichten suchen.

Die Behauptung, daß die Simultanschulen nicht dem konfessionellen Frieden, sondern dem Unfrieden dienten, entbehrt der nötigen Begründung. Wenn der Friede in Gemeinden mit Simultanschulen eine Störung erfahren hat, so ist dies nicht auf die paritätische Einrichtung der Schulen, sondern darauf zurückzuführen, daß entweder die Lehrer es an dem erforderlichen Takt haben fehlen

Digitized by Google

lassen oder daß außerhalb der Schulen stehende Angehörige der einen oder der andern Konfession den paritätischen Charakter der Anstalten zum Anlaß von Hetzereien genommen haben.

Die von den Gegnern der Simultanschule ferner geltend gemachte Schwierigkeit, die richtige Form der Andacht zu finden, den rechten Ton in der Geschichtserzählung zu treffen und die Lesestücke für den Unterricht in der deutschen Sprache so zu wählen, daß kein Gewissen verletzt werde, ist bei gutem Willen wohl zu überwinden. Für die Andacht braucht nur eine bestimmte Form ein für allemal vorgeschrieben oder ein Buch mit verschiedenen Andachten herausgegeben zu werden. Wie den übrigen Bedenken Rechnung getragen werden kann, zeigt das in den Volksschulen der Provinz Posen und auch anderwärts eingeführte Hirthsche Lesebuch, das bei mancherlei sonstigen Mängeln in einem wahrhaft religiösen Ton gehalten und zugleich frei von allem ist, was Angehörige dieser oder jener Konfession irgendwie verletzen könnte.

(Fortsetzung folgt)

Berichte aus allen Wissenschaften

Astronomie

Die Durchmesser der Fixsterne

Wenn von der Größenordnung der Sterne die Rede ist, wird damit im allgemeinen ihre Lichtstärke gemeint, da irgendein Aufschluß über die wahre Größe der Sterne in der Wissenschaft bis jetzt fehlte. Indem die Völker Sterne der ersten, zweiten Größe usw. zu unterscheiden begannen, war damit wohl die Vorstellung von einer Kenntnis ihrer wirklichen Größen schon verbunden. Allgemein genommen hat sich das menschliche Auge hierbei nicht geirrt. Die an Glanz hervorragenden Sterne werden im allgemeinen auch an Dimension die überwiegenden sein, und dies wird namentlich durch die hier zu besprechende Untersuchung des ungarischen Astronomen Freiherr B. v. Harkányi über die wahren Dimensionen der Sterne bestätigt. Ein unmittelbarer Schluß aus der Lichtstärke eines Sterns auf seine wahre Größe ist jedoch in den einzelnen Fällen alles andre als zuverlässig. So sind zum Beispiel die beiden Sterne auf der südlichen Halbkugel, Antares und Fomalhaut, von derselben Größenklasse 1.3. Während aber Antares an Lichtstärke, wenn sein Abstand von der Erde berücksichtigt wird, neunhundertmal so hell ist wie die Sonne, ist dagegen Fomalhaut nur einundzwanzigmal lichtstärker als sie. Ebenso sind Epsilon Ursae majoris und Theta Ursae majoris beide ungefähr von derselben Größenordnung, 3.1 bis 3.3, aber die wahre Lichtstärke dieser Sterne steht im Verhältnis 3 : 110, die Lichtstärke der Sonne als Einheit genommen.[1]) Ein noch größerer Gegensatz begegnet uns bei Sirius. An diesem Stern bewies Bessel 1841 aus kleinen Schwankungen in seiner Lage, daß er einen dunklen Begleiter haben müsse, der denn auch

[1]) Vgl. Simon Newcomb, The Stars, a study of the Univers, The progressive science series; edited by F. E. Beddard.

Digitized by Google

bekanntlich späterhin entdeckt wurde und für unsre heutigen größeren Instrumente sogar ein bequemes Objekt ist. Die von A. Auwers berechnete Bahn des Doppelsternsystems des Sirius ergab die Masse des lichtschwachen Begleiters zu 6.71 der Sonnenmasse, während die Masse des Sirius selbst nur etwa doppelt so groß ist wie diejenige des Begleiters oder 13.76 der Sonnenmasse beträgt.

So befand man sich aber der Frage gegenüber, wie groß die Fixsterne sein mögen, im Ungewissen.

Es geschah aber bei der Klassifizierung der Sterne in Größenklassen, wie wir sie in den Sternkatalogen seit alters her besitzen, daß das Auge der Beobachter nicht einmal die relative Lichtintensität der Sterne getroffen hatte. Der arithmetischen Reihe der Größenklassen der Sterne 1, 2, 3, 4 ... entspricht nämlich eine geometrische Reihe der wirklichen Helligkeiten: (2.5), $(2.5)^2$, $(2.5)^3$, $(2.5)^4$ ..., so daß jede Größenklasse 2.5mal heller ist als die nächste. Die Größenklasse stellt also nicht die Helligkeit selbst, sondern den Logarithmus der Helligkeit dar. Jene Tatsache, die jedem Beobachter der Sterne auffällig ist, bildet sozusagen ein durch die Zeitalter sich hinziehendes Experiment, das im großen Umfange das sog. Fechnersche psychophysische Gesetz bestätigt, demgemäß die Stärke einer Empfindung, z. B. einer Lichtwahrnehmung oder eines Gehöreindruckes, dem Logarithmus der Stärke des reizenden Agens gleichkommt.[1]) Dieses Gesetz ist für das organische Leben — um uns so auszudrücken — wohl vorhergesehen, weil der Logarithmus viel langsamer anwächst als die Zahl selbst, und sogar, wenn die Zahl unendlich ansteigt, zwar auch unendlich, aber von unendlich kleiner Ordnung wird. Das Gesetz erlaubt daher innerhalb gewisser Grenzen die Auffassung sehr starker Intensitäten des Eindrucks ohne Gefahr der Beschädigung des Empfindungsorganes.

Das Gesetz — von Fechner selbst nach dem Physiologen E. H. Weber genannt — wurde von Wilhelm Wundt, dem eigentlichen Begründer der experimentellen Psychologie, mit Anerkennung aufgenommen und soll für diese Wissenschaft maßgebend geworden sein.

Die Skala der Sterngrößen ist als eine Beziehung des Fechnerschen Gesetzes auf die Astronomie aufzufassen (vgl. Note). Auch die photographische Platte zeigt hierbei dasselbe Verhalten wie die Sinnesorgane, indem nach der Formel von C. V. L. Charlier die photographische Größenklasse eines aufgenommenen Sterns dem Logarithmus der Expositionsdauer gleichkommt.[2])

Dem Angeführten gemäß wird man jedesmal die wirkliche Lichtintensität der Sterne bestimmen und, sofern ihre Abstände bekannt sind, auf den gleichen Abstand beziehen können. Hätten die Sterne die gleiche Flächenintensität, so würde es daraufhin offenbar möglich sein, auch ihre Radien zu ermitteln, da das Gesamtlicht eines Sterns seiner Oberfläche oder dem Quadrat des Radius proportional ist.

Offenbar würde es aber auch dann gelingen, die Radien der Sterne zu bestimmen, wenn sie an Flächenhelligkeit nicht gleich wären, ihre spezifische Flächenhelligkeit aber anderswie ermittelt werden könnte. Hierzu eignet sich, wie v. Harkányi bemerkt,[3]) das

---

[1]) Ist zum Beispiel E die Empfindungsstärke und J die Intensität des Agenzes — des Lichtes oder des Schalls —, so ist

$$\log J = cE \text{ oder } J = e^{cE}.$$

Für die Sterne ist E = m = Größenklasse; J = H = Helligkeit, daher die sog. Pogsonsche Formel:

$$m = -2.5 \log H \text{ oder } H = (2.5)^{-m}$$

[2]) C. V. L. Charlier, Ueber die Anwendung der Sternphotographie zu Helligkeitsbestimmungen der Sterne. Publ. der Astr. Gesellschaft Nr. 19.

[3]) B. v. Harkányi, Ueber die Flächenhelligkeit, photometrische Größe und Temperatur der Sterne. „Astronomische Nachrichten" Nr. 4419. — Darstellung der photometrischen und photographischen Größe als Funktion der Temperatur. „Astronomische Nachrichten" Nr. 4451.

Digitized by Google

mit sukzessiven Modifikationen von Kövesligethy, E. Rasch, W. Wien und M. Planck aufgestellte Strahlungsgesetz, insofern dasselbe sich auf die Flächenhelligkeit der Strahlung für den schwarzen Körper bezieht.[1]) Das Gesetz besagt, daß der Logarithmus der Flächenhelligkeit zur Temperatur der Oberfläche in Beziehung, und zwar im umgekehrten Verhältnis zu der absoluten Temperatur steht. Die bezügliche Formel,[2]) die auch die „photophysische" oder die „photogenetische" genannt wurde, ist von Rasch im Anschluß an die vollständig analoge Formel aufgestellt worden, die van't Hoff für die Abhängigkeit der Gleichgewichtskonstante K und der Dissoziationskonstante D wässeriger Lösungen von der absoluten Temperatur der Lösung konstruiert hatte. Rasch meint mit Rücksicht hierauf, daß die physiologische Lichtwahrnehmung zuletzt auf einen in der Retina vorgehenden elektrochemischen Prozeß zurückzuführen ist.

Der Wienschen Formel gemäß ist nur ein Schritt zur Bestimmung der Durchmesser der Sterne, denn sie ergibt eben die gesuchte Flächenhelligkeit. Nur ist es hierzu noch erforderlich, die Temperatur der Oberfläche der Sterne zu ermitteln. Das letztere Problem aber ist schon längst als erledigt zu betrachten, und zwar durch die zweite Wiensche Formel.[3]) Das durch dieselbe ausgedrückte Gesetz ist gewissermaßen als eine geniale Formgebung einer Vorhersagung Kirchhoffs zu betrachten, demgemäß zwischen Temperatur und Farbe glühender Gegenstände eine sich durch Einfachheit auszeichnende Beziehung stattfinden möge. Von der Erfahrung eines solchen Zusammenhanges, der auch dem Laien, z. B. an glühendem Schmiedeeisen bei sukzessiver Erkältung, ersichtlich ist, liegt zwar ein langer Weg bis zur Wienschen Formel. So wie die Formel aber jetzt dasteht, bestätigt sie die Kirchhoffsche Vermutung und läßt an Einfachheit nichts zu wünschen übrig.

Bei seiner Untersuchung wendet aber v. Harkányi nicht diese Temperaturformel an, sondern hat es vorgezogen, die Temperatur nach einem neuen Verfahren zu berücksichtigen, das darauf beruht, daß die Flächenhelligkeitsformel (Wiens erstes Gesetz) für einerseits visuelle und anderseits photographische Helligkeiten sich in bezug auf die eingehenden Zahlen merkbar verschieden herausstellt, wodurch die Möglichkeit sich eröffnet, die Temperatur ohne weiteres aus der Untersuchung zu eliminieren.

---

[1]) Congrès international de physique à Paris 1900.

[2]) Das Gesetz von Rasch lautet:

$$\log h = A - \frac{B}{\tau},$$

wobei h die Helligkeit und τ die absolute Temperatur bezeichnet, A und B aber Konstanten sind, deren $B = \frac{c}{\lambda}$, indem λ die Wellenlänge des Lichtes und c eine absolute, von L. Holborn und S. Walentiner zu 14200° bestimmte Zahl ist (Sitzungsbericht der Preuß. Akademie der Wissenschaften 1906, S. 816). — Die Wiensche Formel:

$$\log h = \log \alpha - 5 \log \lambda - \frac{c}{\lambda} \frac{1}{\tau}$$

ergibt auch die Bestimmung der Konstante A als Funktion der Wellenlänge. Die Planck'sche Modifikation der Wienschen Formel:

$$h = \alpha \lambda^{-5} \left[e^{\frac{c}{\lambda} \frac{1}{\tau}} - 1 \right]^{-1}$$

schließt sich enger den physikalischen Beobachtungen an.

[3]) Die zweite Wiensche Formel:

$$\lambda_m \tau = \text{const.}$$

bestimmt die absolute Temperatur τ mittels der Wellenlänge λ_m für das Intensitätsmaximum im Spektrum.

Digitized by Google

Es ist von Interesse, die Resultate, die in solcher Weise erlangt worden sind, für einige Sterne anzuführen. Das Material, das für jene Untersuchungen zunächst zur Verfügung stand, war zwar noch nicht so umfassend, wie erwünscht gewesen wäre, hat sich aber durch hervorragende Genauigkeit bewährt.[1]) Benutzt wurden einerseits für die visuellen Größenklassen die Potsdamer photographische Durchmusterung und die Revised Harvard Photometry und anderseits für die photographischen Größenklassen die Angaben des Draper Catalogue.

Die folgende Tafel ergibt die ermittelten Werte der Durchmesser für 17 der helleren Fixsterne.

Stern	Durchmesser im Verhältnis zur Sonne	Entfernung in Lichtjahren	Absolute Größenklasse für Parallaxe 1″
α Bootis	150	116	— 7.5
α Leonis	8.7	116	— 6.4
α Tauri	135	28	— 3.6
γ Cygni	2.4	30	— 2.5
γ Ursae maj.	0.96	32	— 2.4
α Aquilae	1.9	14	— 2.2
β Cassiopejae	4.0	24	— 1.9
χ Draconis	1.3	29	— 1.0
ε Herculis	2.0	20	— 1.0
μ Herculis	2.4	25	— 1.0
β Virginis	1.4	28	— 0.8
ι Persei	1.9	30	— 0.6
τ Cygni	0.8	25	— 0.6
β Comae	2.5	30	— 0.5
η Herculis	2.6	21	— 0.1
ι Piscium	1.5	22	+ 0.1
λ Aurigae	0.96	28	+ 0.2

Es ist hieraus ersichtlich, daß die wirklichen Durchmesser der Sterne meistens von derselben Größenordnung sind wie für die Sonne. Nur wenn die Sterne sehr lichtstark sind oder wenn ihre Entfernung groß ist, und besonders wenn diese beiden Ursachen zusammenwirken, erreicht der Durchmesser Werte, die denjenigen der Sonne vielfach — bis hundertfünfzigmal — übertreffen. Die letzte Kolumne der Tafel enthält die absolute Größenklasse der Sterne in der berechneten Entfernung von 3.25 Lichtjahren, wobei — 2.22 als die absolute Größenklasse der Sonne gilt.

Prof. Dr. Bohlin (Stockholm).

---

[1]) Neuerdings hat Schwarzschild in seiner „Aktinometrie" einen Katalog der photographischen Helligkeit von weiteren 3522 Sternen gegeben.

Digitized by Google

Literarische Berichte

Gustav Freytags Briefe an Albrecht v. Stosch. Herausgegeben von Dr. Hans F. Helmolt. Geh. M. 7.50, geb. M. 9.—. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Diese Briefe umfassen einen Zeitraum von mehr als drei Jahrzehnten, einen Abschnitt deutscher Geschichte, so ereignisvoll und entscheidend, wie keiner vorher war. An dem Werden und den ersten Entwicklungsjahren des neuen Deutschen Reichs war Freytag mit innerster Seele beteiligt. Er hat durch intime Verbindungen mit hohen Kreisen und leitenden Persönlichkeiten Einblicke in vieles erhalten, was der größeren Oeffentlichkeit verborgen blieb, aber auch durch seine eigne Tätigkeit als Schriftsteller und als Leiter einer führenden, gut deutsch gesinnten Zeitschrift an dem großen Bau mitgewirkt. Macht dies alles die vorliegende Briefsammlung schon an und für sich wichtig und interessant, so erhält sie noch besondere Bedeutung durch die Person ihres Adressaten. Albrecht v. Stosch gehört zu den verdientesten Offizieren der preußischen Armee, er wird vor allem als Mitbegründer der deutschen Flotte fortleben. Als eine sehr willkommene Ergänzung der „Denkwürdigkeiten" Albrecht v. Stoschs, die schon wertvolle Aufschlüsse brachten, aber leider mit dem Jahre 1872 abbrechen, sind die Briefe Freytags zu begrüßen, von denen die Leser der „Deutschen Revue" schon einen Teil im Erstabdruck kennen gelernt haben, so daß es überflüssig erscheint, hier eingehender darauf hinzuweisen, welcher Reichtum an persönlichen und zeitgeschichtlichen Aufschlüssen, welche menschliche und historische Bedeutung in der nun als stattlicher, schön ausgestatteter Band erschienenen Briefsammlung sich birgt.

—r.

Aus der Studienzeit. Von Julius Ziehen. Ein Quellenbuch zur Geschichte des deutschen Universitätsunterrichts in der neueren Zeit aus autobiographischen Zeugnissen. Berlin 1912, Weidmannsche Buchhandlung. In Leinen geb. M. 10.—.

Zwei große Lücken in der gelehrten Literatur klaffen noch immer: noch fehlt uns eine allgemeine Geschichte der Wissenschaften von einigermaßen erträglichem Umfang, noch eine allgemeine innere Geschichte der deutschen Universitäten. Die Fühlbarkeit beider Desiderate wird jetzt durch Ziehens mit glücklicher Hand zusammengestelltes, gehalt- und gestaltenreiches Buch dankenswert vermindert, und wenigstens für die zweite jener beiden Aufgaben ist hier eine wichtige Vorarbeit geboten: ein Quellenbuch zur Geschichte des deutschen Universitätsunterrichts in der neueren Zeit aus autobiographischen Zeugnissen des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts, typische Beispiele für die innere Entwicklung und den Fortschritt des Hochschulunterrichts in den einzelnen Fakultäten. Herausgehoben aus seinen Quellen hat Ziehen stets das, was sich auf den Studiengang des Betreffenden, auf Vorlesungen und Seminarübungen, die er besuchte, auf markante Professorengestalten, die Art ihres Vortrags und ihres Lehrverfahrens bezieht. Daß in diesen lebensprühenden Berichten für den, der offenäugig zu lesen versteht, zugleich eine prächtige Hodegetik für Studierende enthalten ist, hebe ich nur im Vorübergehen hervor: höher steht mir der geschichtliche Quellenwert des auch in seinem vornehmen äußeren Gewande für sich gewinnenden Buches. Volles Lob verdienen die Beigaben Ziehens: Vorrede, einleitende Vorbemerkungen mit mancher feinen Beobachtung und manchem fördernden Hinweis, biographische Notizen, reiches bibliographisches Material sowie fesselndes Detail freigebig spendende Anmerkungen und das Namenregister, das deutlicher als alles andre die Fülle des dargebotenen Stoffes verrät. Zum Schluß sei wenigstens noch mit einem Worte des Wertes gedacht, den das Buch auch als anregende Lektüre besitzt.

Leipzig. Dr. Hans Zimmer.

Ausgewählte Werke. Von Karl Kösting. Herausgegeben von Friedrich Kummer. Drei Bände. 396, 314 und 381 S. Dresden, Verlag von Carl Reißner.

Karl Kösting, geboren in Wiesbaden 1842, gestorben in Dresden 1907, hat mit seinen dramatischen und epischen Dichtungen wohl gelegentlich Anerkennung gefunden, so auch bei einigen einsichtsvollen und sachverständigen Männern wie Friedrich Vischer, Mörike, Bodenstedt, im ganzen aber hatte sein dichterisches Wirken nach vielversprechenden Anfängen so wenig Erfolg, daß er schon bei Lebzeiten fast ein Verschollener war. Friedrich Kummer legt hier die ausgewählten Werke des Verstorbenen in schöner Ausgabe vor. Sie enthalten vor allem „Die Tragödien des neuen Weltalters, eine Tetralogie: 1. Das Gelobte Land (Moses), 2. Das Himmelreich (Jesus), 3. Die Neue Welt (Kolumbus), 4. Ein Weltgericht (Theona)", von den übrigen Werken das Trauerspiel „Zwei Könige", in dem Karl der Große und Desiderius einander gegenübergestellt werden, und das Epos „Der Weg nach Eden". In der Tetralogie wollte der Dichter das Ringen der Mensch-

Digitized by Google

heit nach höheren Zielen dichterisch verkörpern. Moses, Jesus, Kolumbus sind ihm Vorkämpfer des Kulturideals und zugleich typische Vertreter der Unzähligen, die außer ihnen als Befreier, Erlöser, Entdecker aufgetreten sind. In ihrem Schicksal wollte der Dichter, wie er selbst sagt, darstellen, daß alles persönliche Entstehen, Leben und Vergehen nur zugunsten eines höheren geistigen Inhalts geschieht, dem es dient und dem sein Herzblut rinnen muß. Das letzte Werk der Reihe, dessen Inhalt frei erfunden ist, spielt in Amerika zur Zeit des Bürgerkrieges und soll zeigen, wie mitten in der Herrschaft selbstsüchtiger Gewalten reinste Nächstenliebe gedeihen kann. Kösting verfügt sowohl über leidenschaftliche Dichterkraft wie über einen großen geistigen Gehalt, aber seinen großartigen Entwürfen entspricht die Ausführung kaum irgendwo. Die Vorherrschaft des Gedanklichen ist zu groß; die Personen sind selten lebenskräftige Menschen; die Handlung ist zu verwickelt und verworren, zu sehr durch Intrigen beschwert; die Form ist zu breit und wortreich, oft auch sehr schwülstig. Fast von allen Werken gilt das Urteil Vischers über ein recht verfehltes Stück Köstings „Shakespeare, ein Winternachtstraum": „Man sieht dem Gedanken zu sehr die Absichtlichkeit an, und der Ausführung mangelt jede Naivität." Und doch spürt man trotz alledem die Kraft des Dichters und Denkers, doch denken wir beim Lesen dieser Werke mit einer Art weihevoller Rührung dieses Mannes, der von so hohen Idealen erfüllt und dem auch gewiß manch glückliche Schöpferstunde beschert war. Fast mehr noch als seine Dichtungen fesselt uns sein Leben, das Kummer in einer beigefügten Abhandlung eingehend und liebevoll dargestellt hat, ein Leben voll unablässigem Ringen, glühendem Ehrgeiz, spärlichen Erfolgen, großen Enttäuschungen und schließlich voll abgeklärter Weisheit. Br.

Ludwig Uhland. Von Dr. M. Mendheim. Velhagen und Klasings Volksbücher Nr. 68. Preis 60 Pf.

Ludwig Uhland. Von Dr. A. Hartmann. Stuttgart, W. Spemann. Geb. M. 2.—.

Zwei treffliche populäre Schriften zu Uhlands 50. Todestag verfaßt. Die erstere zeichnet sich durch Bilderreichtum, mit manchem bisher Unbekannten, aus; die andre, ebenfalls illustriert, bringt manche weniger oder nicht bekannte Einzelheit aus Uhlands Leben und enthält zugleich eine große Anzahl ausgewählter Gedichte. E. M.

Altgermanische Religionsgeschichte. Von Karl Helm, Prof. in Gießen. 1. Band. Heidelberg 1913, Winter (X, 411 S.). M. 6.40.

Die Religion unsrer eignen Vorfahren pflegt uns weniger bekannt zu sein als zum Beispiel die der Griechen, und außerdem pflegt sie uns auch in einer sehr idealisierten Gestalt vorzuschweben. Schon deshalb wird eine neue, ganz aus den ersten Quellen geschöpfte Darstellung der altgermanischen Religionsentwicklung vielen willkommen sein. Dazu kommt noch, daß das hier anzuzeigende Werk von Helm erstens eine höchst instruktive Einleitung über Ursprung und Wesen der Religion und die Haupterscheinungen der allgemeinen Religionsgeschichte voranschickt, und daß er zweitens die germanische Religion als Ganzes in ihren geschichtlichen Stadien vorführt. Er stellt also zuerst die vorgeschichtliche Entwicklungsstufe (Seelenvorstellung und Totenkult in der Steinzeit, Bronzezeit usw.) und dann von der geschichtlichen Entwicklung zunächst die vorrömische und römische Zeit dar. Besonders wertvoll sind die beigegebenen 51 Abbildungen: das Innere eines Steingrabes, ein Sonnenbild, Götterbilder von sehr primitiver Art usw. Das Buch bedarf keiner weiteren Empfehlung.

Ed. König.

Grundriß der Kunstgeschichte. Ein Hilfsbuch für Studierende. Auf Veranlassung der Königlich Preußischen Unterrichtsverwaltung verfaßt von Dr. Friedrich Freiherr Goeler v. Ravensburg. Dritte Auflage. Unter Mitwirkung von Fachgenossen neu bearbeitet von Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Max Schmid, Aachen. Erste Hälfte: Altertum und Mittelalter. Zweite Hälfte: Neuzeit. Berlin, Verlag von C. Duncker. 668 S. M. 9.—.

Das bewährte Werk ist entsprechend der schnellen Entwicklung der Kunstwissenschaft in Einzelheiten tiefgreifend umgearbeitet worden, ohne daß doch an der Grundanlage des Ganzen viel geändert zu werden brauchte. Am ersten wird man eine solche Aenderung darin erkennen, daß viele persönliche Werturteile gemildert oder ganz gestrichen sind. Zahlreiche Literaturangaben sind hinzugefügt worden. Laien wird das Buch weniger zum fortlaufenden Lesen als zum Nachschlagen willkommen sein. Für ein ernsthaftes Studium ist es in seiner Gründlichkeit und Uebersichtlichkeit unentbehrlich. Br.

Bettina von Arnims Königsbuch. Ein Beitrag zur Geschichte ihres Lebens und ihrer Zeit. Von Dr. Wilhelm Frels. Schwerin, A. Schmidt. M. 2.50.

Eine sehr sorgfältige Studie, in der Bettinas Stellung zu den politischen Ereignissen von 1840/43 und die Entstehung des Königsbuchs, das seinerzeit großes Aufsehen erregte, eingehend behandelt ist. Die politischen, religiösen und sozialen Ideen, die Bettina vertritt, werden dargelegt und die literarischen Eigentümlichkeiten ihres

Digitized by Google

Buchs erläutert. Für das Verständnis der Zeit ein wertvoller Beitrag. E. M.

Vergangenheit und Gegenwart. Zeitschrift für den Geschichtsunterricht und staatsbürgerliche Erziehung in allen Schulgattungen, herausgegeben von Dr. Fritz Friedrich und Dr. Paul Rühlmann. 2. Jahrgang. Leipzig, B. G. Teubner. M. 6.—.

Der gewichtige Band mit dem durchweg gewichtigen Inhalt läßt keinen Zweifel mehr daran übrig, daß die vorzüglich geleitete Zeitschrift Boden gefaßt hat und die Aufgabe trefflich erfüllt, die ihr gestellt worden ist, nämlich der Auffassung des Geschichtsunterrichtes zu dienen, die nicht in der Zuführung von Wissensstoff den höchsten Zweck dieses Unterrichts sieht, sondern in der Erweckung historisch-kritischen Sinnes, in der Herbeiführung eines historisch begründeten Verständnisses der Gegenwart und in der Befähigung, an deren Kulturaufgaben in vaterländischem Sinne mitzuarbeiten. Daher auch die Verbindung: Geschichtsunterricht und staatsbürgerliche Erziehung! Aber noch im Dienst einer zweiten solchen Verbindung steht die Zeitschrift: Schule und Wissenschaft. Es gibt nur eine geschichtliche Wahrheit; die Forschung muß sie gewinnen, die Schule verbreiten, Kompromisse gibt es hier nicht. Und so darf ich wohl sagen: eine Zeitschrift mit dieser strengen, tapferen Devise dient letzten Grundes auch einem sehr wichtigen Dritten, der Charakterbildung.

Dr. Hans Zimmer (Leipzig).

Geschichte der Türken. Von Albr. Wirth. Mit Abbildungen auf 8 Kunstdrucktafeln und im Text und 3 Uebersichtskarten. Stuttgart, Francksche Verlagsbuchhandlung. 110 Seiten. M. 2.—, gebunden M. 2.80.

Das hochaktuelle Buch, das in der charakteristischen, großzügigen Art Wirths geschrieben ist, kann jedem, der sich mit der orientalischen Frage beschäftigt, aufs wärmste empfohlen werden, schildert es doch in ansprechender Form das Werden, Wachsen und Zusammenschwinden des Türkenreiches (Karten auf Tafel VI und XI), dessen neueste Phase wir eben erleben. Eine Reihe von Abbildungen nach zeitgenössischen Bildern illustrieren das Werkchen, das übrigens auch als Beilage der Zeitschrift „Zeiten und Völker" die Verbreitung erfährt, die es verdient.

E. Friedrich.

Das Deutschtum in den Vereinigten Staaten in seiner Bedeutung für die amerikanische Kultur. Von Albert B. Faust. Leipzig 1912, Teubner.

Aus dem Wettbewerb um einen von Frau Katharina Seipp in Chikago gestifteten Preis hervorgegangen und von der germanistischen Abteilung der Universität Chikago wie von der Berliner Akademie mit einem Preis gekrönt, stellt dieses Werk des Professors Faust von der Cornell-Universität in der Tat eine vorzügliche Leistung dar, welche die große Bedeutung des deutschen Elements für Amerika hell beleuchtet. Von Anbeginn der Kolonisation an bis heute haben die Deutschen, welche schon 1790 von stark drei Millionen Seelen über 10 Prozent zählten, mit Herz und Hand mitgewirkt beim Bau von Kolonien und Städten, bei der Entwicklung der materiellen Hilfsquellen des Landes wie bei der Gestaltung seines Wehrwesens (man denke an die Verdienste von Baron Steuben) und seiner geistigen Tätigkeit; Lebensfreudigkeit, Sinn für Körperpflege, Geselligkeit, religiöse Wärme, Wohltätigkeit, Sinn für Ehrlichkeit und Gesetz, Fleiß, Sparsamkeit, Pflichttreue sind von den Deutschen in Amerika ausgebreitet worden. E.

Die biblische und die babylonische Gottesidee. Von Prof. Dr. Hehn. Leipzig 1913, Hinrichs (XII, 436 S.), M. 9.—.

Das schon an sich wichtige Verhältnis der babylonischen Religionsgeschichte zur Religionsentwicklung Israels hat seit den Tagen des bekannten Babel-Bibel-Streites natürlich in weitesten Kreisen ein besonderes Interesse gewonnen. Deshalb darf auch an dieser Stelle auf das Erscheinen eines Werkes aufmerksam gemacht werden, in welchem von einem assyriologischen Fachmann die religionsgeschichtliche Beziehung zwischen Keilschriftliteratur und Altem Testament erörtert wird. Freilich muß auch seine Untersuchung, wie die in meiner „Geschichte der alttestamentlichen Religion, kritisch dargestellt" (1912), zu dem Urteil gelangen, daß in der Gottesauffassung Babyloniens sich höchstens etwas ähnliches wie Monotheismus entwickelt hat, also Israels prophetische Religion ihre Hegemonie behält. Aber es ist doch wichtig, daß zwei gleichzeitige eingehende Untersuchungen in diesem wichtigen Punkte zum gleichen Ergebnis gekommen sind. Ed. König.

Die deutsche Dichtung im Mittelalter. 800 bis 1500. Von Wolfgang Golther. Stuttgart, J. B. Metzlersche Buchhandlung. 602 Seiten.

Wir besitzen von dem Verfasser schon eine ausgezeichnete, in „Kürschners Deutscher Nationalliteratur" erschienene Darstellung desselben Gegenstandes. Das neue Werk teilt mit dem früheren wohl den Standpunkt in der philologischen Forschungsweise und in der künstlerischen Beurteilung, unterscheidet sich aber von ihm nicht nur durch mannigfachen wissenschaftlichen Zuwachs, sondern auch durch die ganze Anlage. Es ver-

Digitized by Google

bindet vor allem die zusammenhängende Erzählung mit eingehender Würdigung aller wichtigen Dichtungen, führt diese durch geschickte Inhaltsangaben und Beispiele lebendig vor Augen und verknüpft von höherem Standpunkt aus die Erscheinungen der Literaturgeschichte mit den mittelalterlichen Kulturzuständen. In vier großen Abschnitten behandelt der Verfasser die althochdeutsche Zeit, die frühmittelhochdeutsche Zeit, die mittelhochdeutsche Blütezeit sowie das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert. Literaturnachweise schließen sich an, in denen der neueste Stand der Forschung dargelegt wird. Bei aller Gelehrsamkeit wirkt das Buch nirgends trocken; es verbindet aufs glücklichste wissenschaftliche Gründlichkeit mit allgemeinverständlichem und fesselndem Vortrag und wird Studierenden wie Laien eine willkommene Gabe sein. Mit diesem Werk beginnt eine neue, von Julius Zeitler herausgegebene Sammlung „Epochen der deutschen Literatur". Mögen die folgenden Bände diesem Anfang entsprechen. Br.

„Imperator." Herausgegeben von dem Literarischen Bureau der Hamburg-Amerika-Linie, Hamburg, künstlerische Ausstattung von E. Büttner, Berlin.

Dieser neue Dampfer der Hapag ist das größte Schiff der Welt, und die soeben erschienene, mit zahlreichen Abbildungen geschmückte Beschreibung des Baues und sämtlicher Einrichtungen des Riesenschiffes wird daher an der Waterkant wie im Binnenlande das lebhafteste Interesse erregen. Der am 23. Mai 1912 auf der Hamburger Vulkanwerft vom Stapel gelassene und vom Kaiser „Imperator" getaufte Koloß hat, um nur ein paar Zahlen anzugeben, 276 Meter Länge, ragt also, am Kölner Dom aufgerichtet, noch 120 Meter über dessen beide Turmspitzen hinweg; ferner 30 Meter Breite und mehr als 19 Meter Tiefe. Sein Gewicht, ohne Kessel, Maschinen und Ladung, beläuft sich auf 676 000 Zentner. Die Zahl der aufzunehmenden Passagiere, für deren Bequemlichkeit und Sicherheit in jeder Hinsicht bestens gesorgt ist, beträgt 4100, die der Besatzung 1180 Köpfe. Nicht nur die Hapag und Hamburg, sondern ganz Deutschland ist vollauf berechtigt, mit Stolz auf diese jüngste Leistung vaterländischer Industrie zu blicken, die aufs neue dartut, was das „Made in Germany" zu bedeuten hat. F. M.

Was sollen unsere Jungen lesen? Von Fritz Johannesson. Berlin 1911, Weidmannsche Buchhandlung. M. 3.50. Das mit seinem praktischen Leinwandeinband, seinem vornehmen Druck und vorzüglichen Papier auch äußerlich ansprechende Buch ist herausgewachsen aus einem im Auftrag des preußischen Kultusministeriums für die Deutsche Unterrichtsausstellung in Brüssel (1910) von Johannesson zusammengestellten Verzeichnis einer Schulbücherei für höhere Schulen. In seiner neuen Gestaltung berücksichtigt es aber auch die „Kleinen" und ist nun, für alle Altersstufen gültig, ein zuverlässiger und sachkundiger Berater bei der Wahl der Lektüre für die Söhne gebildeter Stände. Außer nach Altersstufen ist es auch nach Fächern geordnet, bei deren Bearbeitung der Herausgeber durch tüchtige Fachgenossen unterstützt wurde, und ein nach Verfassernamen geordnetes Register erleichtert den Gebrauch. Wo es dienlich schien, wurden den Büchertiteln kennzeichnende Anmerkungen beigegeben. Die frische Einleitung legt ausführlich die Grundsätze dar, nach denen die Auswahl getroffen wurde. Zum Abschnitt „Bilderbuch" hätte J. Erlers Buch darüber (1911) als Literaturangabe erwähnt werden können.

Leipzig. Dr. Hans Zimmer.

Der Faun. Roman. Von Leonore Niessen-Deiters. Geh. M. 4.—, in Leinwand geb. M. 5.—. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Ihrem vor Jahresfrist erschienenen Buch „Die unordentlich verheiratete Familie" hat Leonore Niessen-Deiters jetzt einen breiter angelegten Roman aus dem Düsseldorfer Künstlerleben folgen lassen. Alle künstlerischen Vorzüge, die jene Skizzen zeigten, kommen auch dem Faun zugute. Mit sicherer Charakterisierung und künstlerischem Feingefühl schildert sie das Ringen eines Bildhauers, der, ein vornehmer, wehrloser Charakter, an einem niedrigen Weib, dem er glaubt verpflichtet zu sein, zugrunde geht, indem er sich im Kampfe gegen die äußere Not aufreibt, um ein Werk zur Vollendung zu bringen, das sein höchstes Streben ausdrückt. Nicht in der Fabel liegt der Wert des Romanes; die innerlich wahre Schilderung eines nach Hohem strebenden Menschen und die Verknüpfung des rein Menschlichen mit dem, was speziell dem Künstler eigentümlich ist, heben den „Faun" heraus aus der üblichen Romanliteratur. Den Hintergrund des Romans bildet Düsseldorf und sein gesellschaftliches Leben. Manch bekannte Persönlichkeit taucht im Hintergrund auf und gibt dem Buch, ohne es zum „Schlüsselroman" zu erniedrigen, für alle, die mit dem Kunstleben am Rhein vertraut sind, einen besonderen lebendigen Reiz. —s—

Digitized by Google

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Alten, Georg von, Handbuch für Heer und Flotte. Lfg. 51, 52, 53. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. à M. 2.—.

Altfränkische Bilder. Kunsthistorischer Prachtkalender. Würzburg, H. Stürtz A.-G. M. 1.—.

Andler, Ch., La Philosophie allemande au XIXe siècle. Paris, Librairie Felix Alcan. Frs. 5.—.

Bernhardi, Friedrich von, Unsere Zukunft. Ein Mahnwort an das deutsche Volk. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung. Geheftet M. 1.20, geb. M. 1.75.

Bloem, Walter, An heimischen Ufern. Berlin-Charlottenburg, Vita, Deutsches Verlagshaus, G. m. b. H. M. 1.75.

Boetteher, Friedericke, La Femme dans le Théâtre d'Ibsen. Paris, Librairie Felix Alcan. Frs. 4.—.

Bongardt, Hans, O du Heimatflur! Wolfenbüttel, Heckners Verlag. Brosch. M. 3.50. geb. M. 4.50.

Boucher, Arthur, La Belgique à jamais indépendante. Paris, 5—7, rue des Beaux-Arts, Berger-Levrault. Frs. 1.—.

Brandes, Georg, Armand Carrel. Autorisierte Uebersetzung von Erich Holm. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. M. 2.50.

Busch, Paula, Die Verkannten. Ein Zirkusroman. Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand. M. 4.50.

Busch, Paula, Ehe biegen oder brechen. Roman. Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand. M. 5.—.

Credner, Karl, Der Schill'sche Zug. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 60 Pf.

Deledda, Grazia, Heimweh. Roman. München, Süddeutsche Monatshefte, G. m. b. H. Broschiert M. 3.50, geb. M. 4.50.

Doehler, Gottfried, Am Dorfbrunnen. Geschichten und Mären. Leipzig, F. A. Barthel, Verlag. Geh. M. 2.50, geb. M. 3.25.

Dohn, Walter, Das Jahr 1848 im deutschen Drama und Epos. Stuttgart, J. B. Metzlersche Buchhandlung. M. 7.—.

Durkheim, Emile, Les formes élémentaires de la vie religieuse. Paris, Librairie Felix Alcan. Frs. 10.—.

Errichtung einer Universität in Hamburg. Hamburg, L. Friederichsen & Co.

Farinelli, Artur, Paul Heyse. München, Süddeutsche Monatshefte. Brosch. M. 1.50.

Feuerlein, Fanny L., Elselille. Zürich, Art. Institut Orell Füßli. M. 2.60.

Fournier, August, Historische Studien und Skizzen. 3. Reihe. Leipzig, G. Freytag, G. m. b. H. Geh. M. 5.—.

Freimark, Hans, Wege und Umwege zur Theosophie. Leipzig, Wilhelm Heims.

Fried, Alfred H., Die Friedenswarte für zwischenstaatliche Organisation. 12. Heft, XIV. Jahrg. Wien IX/2, Selbstverlag.

Fried, Alfred H., Der Weg zum Weltfrieden im Jahre 1912. Berlin, Verlag der Friedenswarte.

Fritzberg, Louis von, Das Landhaus am Rosenberg. Roman. Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand. M. 4.—.

Frobenius, Leo, Und Afrika sprach. Volkstümliche Ausgabe. Berlin-Charlottenburg, Vita, Deutsches Verlagshaus. Geb. M. 12.—.

Goldstein, Julius, Die Technik. Die Gesellschaft Band XI. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. M. 1.50.

Golther, Wolfgang, Die deutsche Dichtung im Mittelalter 800—1500. Stuttgart, J. B. Metzlersche Buchhandlung. Brosch. M. 6.75.

Gopčević, Spiridion, U. S. A. Aus dem Dollarlande. Sitten, Zustände und Einrichtungen der Vereinigten Staaten. Leipzig, Eduard Heinrich Mayer. M. 6.—.

Graedener, Hermann, Utz Urbach. Ein Bauernkries-Fries. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. Geh. M. 5.—, geb. M. 6.50.

Gubernatis, Angelo de, Probo Principe Della Pace. Firenze, Successori Le Monnier. Lire 1.

Halbert, A., Die Sängerin hinter dem Vorhang. München, Hans Sachs-Verlag. M. 2.—.

Halbert, A., Die Katastrophe unsrer Kultur. Die hinterlassenen Memoiren eines modernen Menschen. Leipzig, Theod. Gerstenberg. Brosch. M. 3.50, geb. M. 5.—.

Handel-Mazzetti, E. v., Stephana Schwertner. Ein Steyrer-Roman. 1. Teil: Unter dem Richter von Steyr. Kempten, Jos. Kösel'sche Buchhandlung. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Hanoum, Kerimée, Macboulé, Die Erzählerin. Schauspiel. Leipzig, G. Freytag, G. m. b. H. M. 3.50.

Hauptmann, E., Deutschlands Stellung auf dem Weltmarkte. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 60 Pf.

Hewlett, Maurice, Die Chronik der Königin Maria Stuart oder die Tragödie der sechs Jahre. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. Geh. M. 6.—, geb. M. 7.50, Leder M. 10.—.

Hildebrandt, Hermann, Planeten. Dichtungen. Stuttgart, A. Bonz' Erben.

Hirschstein, Hans, Die französische Revolution im deutschen Drama und Epos nach 1815. Stuttgart, J. B. Metzlersche Buchhandlung, G. m. b. H.

Hönig, Berthold, Individuum und Staat und aller Ethik innerster Kern. Neuschloß bei Hohenmaut, Selbstverlag.

Holder, August, Kommerzienrat Robert Vollmöller. Sein Leben und Wirken. Heilbronn A. Scheurlens Buchhandlung. Geh. 75 Pf.

Holtermann, Dr. Karl, Kurze Geschichte der Weltliteratur. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung. Broschiert M. 5.20, Leinwand M. 6.20.

Jonge, M. de, Das Evangelium. Modern stilisiert. Berlin-Charlottenburg, Vita, Deutsches Verlagshaus.

Karlweis, Marta, Der Zauberlehrling. München, Süddeutsche Monatshefte, G. m. b. H. Brosch. M. 1.80, geb. M. 2.40.

Keppler, Dr. Paul Wilhelm von, Aus Kunst

Digitized by Google

und Leben. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. M. 6.50.

Keyserlingk, Helene, Gräfin, Märchen. Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand. M. 2.—.

Kloß, Karl Maria, Die Oper von Gluck bis Wagner. Ulm a. D., Heinrich Kerler. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.50.

Koch, Alexander, Handbuch neuzeitlicher Wohnungskultur. Band: Herrenzimmer. Darmstadt, Verlag Alexander Koch.

Krauß, Ernst, Seelen, die zum Lichte führen. Memmingen, Th. Otto's Verlag. Geb. 80 Pf.

Krueger, Dr. Hermann, Zehn Jahre D. V. V. Berlin, Verlag für Fachliteratur, G. m. b. H.

Künstlerkarten des Volkskunst-Bundes. Serie 1: „Ludwig Richter". Serie 2: „Ludwig Richter". Serie 3: „1813". Serie 4: „Theodor Schüz". Stuttgart, Verlag für Volkskunst, Richard Keutel. Per Serie 50 Pf., Einzelkarte 10 Pf.

Kyber, Manfred, Unter Tieren. Berlin-Charlottenburg, Vita, Deutsches Verlagshaus. Geb. M. 4.—.

Lampe, Felix, Vom deutschen Rhein. Nachdenkliche Plaudereien. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 60 Pf.

Leidfried, Rolf, Einsame Seelen. Reimbuch eines Einsiedlers. Berlin, Karl Siegismund. M. 2.50.

Lungwitz, Hans, Der letzte Arzt. Ein sozialer Roman aus der Zukunft. Berlin, Adler-Verlag. G. m. b. H. Brosch. M. 3.50, geb. M. 4.50.

Maack, Ferdinand, Zweimal gestorben. Die Geschichte eines Rosenkreuzers aus dem achtzehnten Jahrhundert. Leipzig, Wilh. Heims. Brosch. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Mackay, Dr. B. Laurence von, Das Mittelmeerproblem, Deutschland und England. München, Hans Sachs-Verlag. M. 1.—.

Molden, Ernst, Die Orientpolitik Metternichs 1829—1833. Wien, Ed. Hölzels Verlag. Brosch. M. 5.50, geb. M. 6.50.

Radherny-Borutin, Józsi von, Spiel und Gegenspiel. Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand. M. 3.50.

Reurath, Karl, Das Domgut. Die Geschichte einer Familie. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Ostland, Jahrbuch für ostdeutsche Interessen. 1. Jahrgang. Lissa i. P., Oskar Eulitz Verlag. Brosch. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Pascha, Rifat Gozdovic, Zwanzig Jahre in der bosnischen Fremdenlegion. Prag, Carl Bellmanns Verlag, G. m. b. H. K. 3.60.

Pelman, Carl, Erinnerungen eines alten Irrenarztes. Bonn, Friedr. Cohen. M. 3.—.

Pestalozzi, Johann Heinrich, Lebensweisheit. Liegnitz, Carl Seyffarth.

Pillet, André, Charles-Guillaume Nauendorff II. Paris, Alphonse Picard et Fils.

Prader, Georg, Norbert Hanrieder in seinen Dichtungen. St. Pölten, Preßvereinsdruckerei.

Raff, Helene, Der Findling vom Arlberg. München, Verlag der Süddeutschen Monatshefte. Brosch. M. 3.50, geb. M. 4.50.

Salzer, Prof. Dr. Anselm, Illustrierte Geschichte der deutschen Literatur. 52. Lieferung. München, Allgem. Verlagsgesellschaft m. b. H. à M. 1.—.

Schalk, Dr. Kuno v. d., Die moderne Theosophie. Eine Gefahr für unser Geistesleben. Leipzig, Wilhelm Heims. M. 1.—.

Scheel, Prof. D. Otto, Die Kirche im Urchristentum. Tübingen, J. C. B. Mohr. Geh. 50 Pf., geb. 80 Pf.

Schmidt, Dr. Heinrich, Goethe-Lexikon. Leipzig, Alfred Kröner Verlag. Brosch. M. 5.—, geb. M. 6.—.

Schrader, Bruno, Meisterbilder in Farben. Band 14: Dürer. Band 15: Holbein. Berlin, Schlesische Verlagsanstalt, G. m. b. H., vorm. Schottländer. à M. 2.—.

Schultz, Alwin, Die bildenden Künste. Eine Einführung in das Verständnis ihrer Werke. Neu bearbeitet von Rudolf Bernoulli. Wien, F. Tempsky. M. 6.—.

Schulze, Friedrich, 1813—1815. Die deutschen Befreiungskriege in zeitgenössischer Schilderung. Leipzig, R. Voigtländers Verlag. Geh. M. 5.—, geb. M. 6.50.

Singer, Prof. Dr. Hans W., Die Freiheitskriege in der Kunst. Zehn farbige Kunstblätter. Stuttgart, Verlag für Volkskunst, Rich. Keutel. M. 10.—.

Stekel, Dr. Wilhelm, Die Träume der Dichter. Wiesbaden, J. F. Bergmann.

Terrier, Adrienne, La Femme. Sa Situation réelle — Sa Situation idéale. Paris, Librairie Felix Alcan. Frs. 3.50.

Thom, Andreas, Lindeleid. Das Kind und die Leute. Erzählung. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. Geh. M. 3.50, geb. M. 4.50.

Trabert, Adam, Historisch-literarische Erinnerungen. Kempten, Jos. Kösel'sche Buchhandlung. Geh. M. 5.—, geb. M. 6.—.

Voll, Karl, Entwicklungsgeschichte der Malerei in Einzeldarstellungen. 1. Band: Altniederländische und altdeutsche Meister. München, Süddeutsche Monatshefte, G. m. b. H. Brosch. M. 8.—, geb. M. 10.—.

Wagner, J., Die Ennswaldeiche. Bilder aus der Heimat Ahnentagen. St. Pölten, Preßvereinsdruckerei.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Türkische Streiflichter aus der Aera Abd ul Hamid

Von

General Izzet Fuad-Pascha

I

Prinzenerziehung

Ehe ich von der Erziehung unsrer Herrscher spreche, möchte ich ein Wort über unsre Kaiserinnen sagen.

Wer ist die Kaiserin, woher kommt sie?

Sie ist eine Zirkassierin oder Georgierin; die kaiserliche Gemahlin ist eine gekaufte Sklavin und ist niemals seit einem gewissen Zeitraum von andrer Herkunft gewesen. Ob sie Kaiserin oder einfache Sklavin ist, ihr Leben im kaiserlichen Harem bleibt ziemlich dasselbe. Ein herrliches und vollkommenes, edles Geschöpf von dem reinen Adel des kaukasischen Volkes, aber ohne große Bildung. Gestern Gemahlin eines Sultans, morgen Mutter eines Sultans — so hat manche unsrer Kaiserinnen eine politische Rolle gespielt, und wenn auch ihr Einfluß für die Staatsgeschäfte manchmal verhängnisvoll war, so haben doch auch viele unter ihnen dem Staat ausgezeichnete Dienste geleistet.

Ehemals haben unsre Herrscher, deren Stolz mit den Siegen immer höher stieg, nicht geduldet, daß irgendeine Familie ihres oder eines andern Landes, mochte sie auch fürstlich oder adelig sein, auf dem Niveau der ihrigen stand. Dieser Anschauung konnte nur die gekaufte Zirkassierin entsprechen; denn sobald eine Frau gekauft ist, existieren ihre Verwandten nicht mehr; nur ihre Brüder haben bisweilen das Vorrecht, in einer bescheidenen Stellung in den Palast zu gelangen und Kammerherren oder Räte zu werden. Die Sklavin, die durch einen offiziellen Akt oder durch die Geburt eines Prinzen legitime Gemahlin geworden ist, ist rechtmäßige Kaiserin, aber sie hat der Welt gegenüber jedes verwandtschaftliche Band und selbst ihren Familiennamen verloren ... sie trägt nicht mehr den Namen, den ihre Eltern ihr gegeben haben, sondern man gibt ihr, um jede menschliche Abstammung und Herkunft zu verwischen, den Namen einer Blume oder eines Gegenstandes.

Ich frage mich, warum unsre Prinzen in unsern Tagen bei diesen Bräuchen bleiben und aus welchem Grunde Ihre kaiserlichen Hoheiten nicht den jungen, ehrbaren Töchtern der Hauptstadt oder selbst der Provinzen die Ehre erweisen

Digitized by Google

wollen, sie zu heiraten. Und wenn es unbedingt notwendig ist, daß die Gemahlin eines Prinzen eine Prinzessin ist, warum will man nicht versuchen, ihnen muselmanische Prinzessinnen aus den zahlreichen muselmanischen Ländern Asiens und Afrikas zu geben, selbst Christinnen, da dies unsern religiösen Gesetzen nicht widerspricht und im übrigen mehrere ihrer berühmten Vorfahren es getan haben?

Es ist etwas Unerklärliches, daß es in unsern Palästen noch immer Sklavinnen geben kann. Tatsächlich gibt es solche, das weiß alle Welt, und Abd ul Hamid verschaffte sich welche oder erhielt sie als Geschenk. Anderseits aber wissen wir auch, daß die Abschaffung der Sklaverei lange vor der Emanzipation der ottomanischen Nation stattfand, die sich glücklicherweise durch die vom Sultan Murad gewährte, von Abd ul Hamid allerdings nicht respektierte Verfassung vollzogen hat. Seit langen Jahren wird der Verkauf der Zirkassierinnen ganz im geheimen betrieben, und außerhalb des Palastes haben Sklavinnenkäufe nur für den Jildis und seine nächsten Günstlinge stattgefunden. Da unsre heutige Monarchie die Sklaverei nicht mehr erlauben kann, wird man ohne Zweifel zu dem kommen, was ich oben über die fürstlichen Verbindungen gesagt habe. Wie könnte man das Fortbestehen dieses Sklavenregimes dulden, das noch immer so viele Opfer fordert? Leidet nicht an dieser selben Krankheit in einer andern Gestalt die ganze ottomanische Nation, die ebenfalls eine Sklavin ist?

Die armen Sklavinnen! Unwissend und unterwürfig, alle ihre Gefühle in sich zurückdrängend, führen sie ein Dasein wie jene Blumen, deren Namen sie tragen und die wie sie nur einen Morgen lang leben.

Sie müssen mit Gewalt lieben, selbst wenn ihre Herzen nicht lieben wollen! Diese Unglücklichen haben nicht das Recht, sich gegen die Ehe aufzulehnen, die ihnen aufgezwungen wird! Diese hohe Ehre muß in ihren Herzen die weiblichen Empfindungen ersetzen, die sie als arme Mädchen durchkostet hätten, wenn sie am Brunnen, den Krug in der Hand, mit dem Geliebten ihrer Heimat hätten plaudern können ...

Glücklich die Sklavin, die aufgehört hatte, Abd ul Hamid zu gefallen, ohne einen Verdacht bei ihm zu wecken: die gestürzte Favoritin, die sein Mißtrauen erregt hatte, überlebte die Ungnade nicht und wurde in der andern Welt ihres Tschiraklik[1]) teilhaftig. Oder Hamid übergab auch die gestürzte Favoritin einem seiner Günstlinge. Das konnte, trotzdem es gegen die Natur und gegen die muselmanische Moral ist, als eine Wohltat für die unglückliche Frau angesehen werden; es kam aber vor, daß der Sultan, wenn er sich bei einer Persönlichkeit, die er fürchtete, angenehm zu machen wünschte, ihm seine Exfavoritin überließ.

Wir erinnern uns, daß vor einer Reihe von Jahren zwei junge, reizende, unschuldige Sklavinnen, die den Argwohn des Herrn der Herren erregt hatten, beide ins Innerste der arabischen Wüste gebracht wurden, wo sie in derselben Nacht Gattinnen eines sehr bekannten arabischen Schechs wurden! Streng ge-

[1]) Emanzipation.

Digitized by Google

nommen könnte man das als eine Wohltat für diese beiden unglücklichen Frauen ansehen, denn wenn man einmal aufgehört hatte, Abd ul Hamid zu gefallen, so verließ man die vergoldeten Gemächer des Jildis nur, um in die des Himmels einzuziehen!

Abd ul Hamid ließ es in seinem imaginären Sicherheitssystem nicht zu, daß man von ihm entfernt leben konnte, wenn man einmal neben ihm gelebt hatte . . .!

Die gestürzte Favoritin konnte plaudern — sie konnte Komplotte schmieden. Nein, das durfte nicht sein — war ihr Stern gesunken, so mußte sie ihr junges Leben lassen und ihren Vorgängerinnen folgen.

*

Von wem also ist Abd ul Hamid erzogen worden, dieser Mann, der mehr als ein Menschenalter hindurch der einzige Herr über unsre Geschicke gewesen ist? Von seiner zarten Jugend bis zu seiner Thronbesteigung war er den Händen seiner „Dadis" (Kinderwärterinnen), die sich übrigens wie heute aus den in reiferen Jahren stehenden Sklavinnen des Palastes rekrutierten, und seiner „Lalas" (Erzieher) anvertraut. Er lebte inmitten der Gewächshäuser, der Menagerien und der Eunuchen bis zu dem Tage, wo der Ruf an ihn erging, den Thron seiner Väter zu besteigen. Seine geistige Nahrung waren „dedicodus" (Klatsch) und „massals" (Märchen) aus dem Munde der Lalas und der Dadis.

Doch unter der sehr gelinden und durchaus nicht grausamen Regierung seines Onkels Aziz hatte Abd ul Hamid, der nicht als Thronerbe gefürchtet wurde, weil er den unglücklichen Prinzen Murad vor sich hatte, volle Freiheit für seinen Verkehr. Er blieb aber nur in der Sphäre seiner Dienerschaft. Ein großer Jäger und ausgezeichneter Reiter, verbrachte er den größten Teil seiner Zeit im Freien mit körperlichen Uebungen oder mit Schwatzen . . .

Warum ist Abd ul Hamid unter solchen Umständen so furchtsam geworden? Die Gründe dafür sind zahlreich, wir werden sie an andrer Stelle genauer untersuchen.

Einer dieser Gründe liegt sicher in der besonderen Art der Kindererziehung bei uns. Diese im wesentlichen moderne Erziehung hat nichts gemein mit der Art, wie die alten Osmanlis die einstige Jugend erzogen.

Ein imaginäres Wesen, das zwischen dem Gespenst und dem Teufel steht und das wir „Ummadschi" nennen, wird jedesmal zitiert, wenn man auf die Phantasie der kleinen Kinder einwirken will, sei es, um sie am Weinen zu hindern, sei es, um sie zu bändigen . . . Man kann sich keine Vorstellung machen von dem Einfluß, den dieser Popanz auf die jungen Gemüter fast aller unsrer Kinder ausübt! . . .[1]) Dieses Einschüchterungsmittel ist so wirksam, daß in dem Alter, wo das Kind anfängt, ein Mann zu werden, es sich nicht mehr getraut,

[1]) Ich selbst bin ihm durch ein wahres Wunder entgangen.

Digitized by Google

allein ins Dunkle zu gehen, und später, wenn die Armeen nach der Grenze abmarschieren, sich ein Abd ul Hamid hinter den Röcken seiner Dadis versteckt ... Und wenn unser liebenswürdiger jetziger Herrscher männlicher erzogen worden wäre, so hätte er sich an die Spitze seiner Armee gesetzt, und die berüchtigten Paniken wären nicht vorgekommen ...

Der Hodscha, der die Aufgabe hatte, Abd ul Hamid zu unterrichten, hatte nicht viel Erfolg, denn der Schüler war von einer beispiellosen Unwissenheit! Der Imam von Kiathane, sein erster geliebter Spaßmacher, hatte einen großen Einfluß auf ihn: als Fetischanbeter und unwissender Chiromant, der er war, unterhielt er die schwache und ungebildete Einbildungskraft Seiner Kaiserlichen Hoheit in beständiger Furcht vor den „Geistern"! Dieser unselige Prinz Hamid, der später das Schreckbild seiner Nation wurde, wuchs mitten unter Schreckbildern auf! Man stelle sich doch vor, daß in dem Jahrhundert, in dem wir leben, ein in dieser Art erzogener Herrscher auf den Thron eines Kaiserreiches käme!

Und leider wissen wir, daß, wenn Abd ul Hamid in solch trostlosen Verhältnissen erzogen wurde, noch heutigestages, zu dieser traurigen Stunde, jene Verhältnisse ungefähr dieselben sind.

*

Seine Kaiserliche Hoheit ist bereits vierzehn oder sechzehn Jahre alt. Der Hodscha hat den Prinzen unterwiesen, wie er vor Gott zu erscheinen hat, und sein Lala (der aus den alten Dienern des Serails ausgewählte Gouverneur) hat ihm die verzerrten Manieren beigebracht, mit denen er vor dem zweiten Gott, dem Sultan, seinem Vater, zu erscheinen hat ... Er weiß bereits, daß man vor beiden zu zittern hat; daß ihrer beider Macht unbeschränkt ist und daß, wenn Gott die Menschen erschafft und sie eines natürlichen Todes sterben läßt, der Sultan hingegen Tausenden von Wesen das Leben nehmen kann, ohne daß irgend jemand ihn jemals dafür zur Rechenschaft zu ziehen wagt. Man sagt ihm, und er glaubt es, daß es nach dem Sultan niemand mehr gibt, der nicht nur die Türken, sondern die Welt zu regieren berufen ist, daß er „Gottes Schatten" ist, der Herrscher der Herrscher; daß er durch ein Zeichen den Kral der Moskowiter seinen Herrscherstuhl[1]) besteigen lassen oder ihn absetzen kann, und daß er zu diesem Zweck dem letzten der russischen Kaiser huldvollst eine goldene Krone geschickt hat ... Vielleicht geht man heutigestages nicht mehr so weit ...

Der Lala des Prinzen sowie seine Dadis müssen den Prinzen wie eine seltene Pflanze aufwachsen lassen, die man kaum mit den Fingern anzurühren wagt. O unglückliches türkisches Volk! Wenn man das alles erfahren wird, wird man dich noch mehr beklagen! Aslanim üzülme! ... (O mein Löwe,

[1]) In den offiziellen Akten der kaiserlichen Staatskanzlei heißt es sogar noch heute: der und der König oder Kaiser hat sich auf den königlichen oder kaiserlichen „Stuhl" gesetzt. Das Wort „Thron" ist ausschließlich für die Sultane vorbehalten.

Digitized by Google

mach dir keine Sorge!) Dieser Satz wird vieltausendmal im Tag wiederholt, so oft, daß er als fester Bestandteil in die Sprache des Serails übergegangen ist und oft den Großwesiren, die nicht die sechsunddreißigtausend Launen des Herrschers erfüllten, die Sultanin Walide durch einen Boten die bekannten Worte sagen ließ: „Aslanim üzülmessün“ (Mein Löwe soll sich keine Sorgen machen). Man muß annehmen, daß der gegenwärtige Padischah, der die Herzensgüte selbst ist, sich Sorgen macht, denn der Großwesir kann ihm die Verhältnisse unmöglich in einem rosigen Licht schildern!

*

Der Prinz ist schon ein kleiner Mann, sein Herz beginnt schon zu ticken beim Zusammensein mit den jungen Sklavinnen, und die sich häufig wiederholenden Vergnügungen einer bedenklichen Frühreife haben zur Folge, daß die armen Prinzen bei dieser Lebensweise schon in jungen Jahren von einer Rückenmarkskrankheit befallen werden, und von da bis zur Geisteskrankheit ist nur ein Schritt ...

*

Der Prinz ist schon im Alter, wo man ausgeht, und er tut es ... ja er geht aus, als ob er es nicht täte, denn sein Umgang in den Gärten des Palastes ändert sich nicht: er sieht Bäume, viele Bäume, gezähmte Tiere, Pfauen, Hirsche und Damwild, die ebenso zahm sind wie die vertrauten Diener ... stille Gärten und überall Tauben, die auf dem Rande der Dächer gurren! Wenn der Prinz nach der Heimkehr vom Spaziergang sich nicht direkt wieder in den Harem begibt, so verweilt er einige kurze Stunden im Selamlik, der Behausung der Männer im Palast, aber es ist genau so, als ob Seine Kaiserliche Hoheit im Harem wäre; denn statt bei seinen Sklavinnen zu sein, hält sich der Prinz unter seiner männlichen Dienerschaft auf. Das Geschlecht seiner Umgebung ist ein andres, die Gedanken und die Dinge verändern sich niemals ... Hier im Selamlik nennt man den Prinzen ebenfalls aslanim, man erzählt ihm dieselben Geschichten, die ihn schließlich ganz verdummen müssen; man macht ihm dieselben Mätzchen vor, die in seinem mit Gewalt krank gemachten Kopf alle falschen Ideen, alle Irrtümer über sein Land wie über Europa befestigen — Vorstellungen, mit denen er eines Tages genötigt sein wird, als Herrscher eines ungeheuren Reiches aufzutreten!

*

Der junge Prinz hat den Thron seiner Vorfahren bestiegen. Wir haben Abd ul Hamid als Beispiel gewählt, weil wir ihn seit mehr als neununddreißig Jahren kennen ...

Als Abd ul Hamid auf den Thron gelangte, nahm er seine beiden Schwäger zu sich;[1]) sein erster Kammerdiener Osman-Bei wurde erster Kämmerer. Ein gewisser Hadschi-Ali, der seit langer Zeit das Amt eines Türhüters des kaiserlichen Harems versah, wurde wegen der großen Verschwiegenheit, die er in

[1]) Kurze Zeit nachher wurden sie erdrosselt.

Digitized by Google

seinem heiklen Amt gezeigt hatte, zum zweiten, später, nach dem Tode Osman-Beis, zum ersten Kämmerer ernannt. Einer seiner Spaßmacher, Hadschi-Mahmud, wurde zum Teschrifi-Humajun-Müdiri ernannt; das ist ein Posten von der größten Wichtigkeit, denn dieser Beamte geht dem Sultan auf seinen seltenen Ausgängen immer voraus. Der Imam (Geistliche) des Dorfes Kiathane machte eine glänzende Karriere: er wurde der politische Spaßmacher des Sultans und legte mit seinem Schwager, einem Kutscher des Serails, den Grund zu der für sie so einträglichen Furcht des Herrschers ...

Abd ul Hamid, der niemals Vertrauen zu jemand gehabt hat, mußte sich doch einigen seiner Diener in die Hände geben ... Diese Sicherung zerfiel wie bei den Armeen in zwei Teile: Nahsicherung und Fernsicherung.

Ich lasse hier der Merkwürdigkeit halber eine Liste der wichtigen Beamten, die den Sultan umgaben, nach dem Grade ihrer Wichtigkeit folgen. Die Persönlichkeiten sind gegenwärtig nicht mehr dieselben, wohl aber noch so ziemlich die Aemter. (Die noch jetzt in derselben Weise bestehenden Aemter sind mit einem * bezeichnet).

* 1. Seine Exzellenz der erste Kammerdiener oder Oberaufseher der kaiserlichen Garderobe. Eine jederzeit sehr wichtige Persönlichkeit.[1])

2. Hussein-Efendi, zweiter Haushofmeister, derjenige, der die besondere Aufgabe hat, die kaiserlichen Getränke zu überwachen und sie von seiner Hand versiegelt darzureichen. Im übrigen ein braver Mann.

* 3. Der Cahwedschi „Baschi"; bereitet die zahlreichen Tassen Kaffee, die der Sultan zu sich nimmt.

4. Nadir: der schlaue und sehr sympathische „Mussahib", Lieblingseunuche des Sultans, der das größte Vertrauen auf ihn setzt. Seit siebzehn Jahren ist er keine siebzehn Stunden von dem Sultan entfernt gewesen.

5. Faïk-Bei, junger, bei Seiner Majestät sehr beliebter Kämmerer, Sohn des Scheufals Lutfy. Mit der besonderen Ueberwachung des höheren religiösen Unterrichts betraut und zu allem verwendbar ...

6. Seine Eminenz der Schech Ebül-Hüda, ehemals umherziehender Dichter, gegenwärtig der sehr einflußreiche Wahrsager, Apostel, große Fetischist und Berater Seiner Majestät.

7. Raghib-Pascha: Kämmerer, persönlicher Freund des Sultans. Spezialität: finanzielle und industrielle Geschäfte, Champion des Backschisch.

8. Ahmed Izzet, Syrer ... Besonderes Werkzeug des Sultans für große Aktionen.

* 9. Der Erste Sekretär der Kaiserlichen Kanzlei.[2])

10. Mussahibs: Räte aus der Negerrasse.

---

[1]) Gegenwärtig versieht dieses Amt ein gewisser Sabit-Bei; er entfernt sich nie von dem Monarchen, der fortwährend mit ihm zusammen ist.

[2]) Seine Amtsobliegenheiten sind dermaßen kompliziert, daß wir hier nicht näher darauf eingehen können.

Digitized by Google

* 11. Emir-Ahur: Oberstallmeister.

12. Die Beckdschis und die Tufenkdschis. Unmittelbare Hüter des Palastes: brave Leute.

* 13. Sedschadedschi-Baschi. Hüter der Gebetsteppiche des Sultans.

14. Tebdil-Eskissi. Erster Stallmeister.

* 15. Schamdandschi-Baschi. Vorsteher der Leuchterträger Seiner Majestät.

* 16. Basche-Mabendschi. Erster Kämmerer.

17. Berber-Baschi. Erster Coiffeur Seiner Majestät.

* 18. Tutundschi-Baschi. Der Vorsteher des Tabakbureaus Seiner Majestät.

19. Mabein-Müschiri. Oberhofmarschall.

* 20. Hazine y Hassa Naziri. Minister der Zivilliste.

21. Schech Zaffer. Geistlicher Berater des Sultans, ein vortrefflicher, verehrungswürdiger Mann; nach seinem Tode trat sein Bruder an seine Stelle.

* 22. Ser-Yaver. Erster Adjutant.

23. Bertrand. Erster französischer Komiker; Genre Tingeltangel. Er besaß die Gabe, Abd ul Hamid sehr zu belustigen.

* 24. Seine Hoheit der Kislar-Agassi. Großeunuch: zu unsrer Zeit nicht sehr wichtiges Amt, aber er hat den Titel „Hoheit"!

25. Der kaiserliche Clown des Privatzirkus.

26. Kuschedschi-Baschi. Erster Vogelsteller.

27. Awdschi-Baschi. Erster Jäger (Oberjägermeister). Ein Zigeuner niederer Klasse!

28. Abd ul Rezak. Erster türkischer Komiker.

* 29. Eurumdschek-Müdiri. „Chef der Spinnen"; hat die Aufgabe, die Spinnen von der kaiserlichen Zimmerdecke wegnehmen zu lassen. Ist das nicht köstlich?

30. Die Dschüdsches. Die Zwerge Seiner Majestät (weiße Eunuchen).

*

Was den kaiserlichen Harem betrifft, so wiederholen sich hier die obigen Aemter, nur treten an Stelle der Kämmerer die Haznadar-Ustas;[1]) diese haben sehr wichtige Obliegenheiten im Palast. Man erkennt sie an ihrer Haartracht; die erste trägt im Nacken eine Locke, die zweite zwei, die dritte drei. Sie besorgen alle Familienangelegenheiten des Sultans. Oft belustigen sie den Monarchen, und ihr größtes Streben ist stets, ihn zufriedenzustellen; sie haben fortwährend das Wort „Ossun!" (so sei es!) auf den Lippen.

*

Im Harem war Abd ul Hamid immer sehr liebenswürdig, wie übrigens mit allen, wenn seine seelische Krankheit, das Mißtrauen, ihn nicht quälte.

Sehr höflich, sehr wortgewandt, war der Sultan außerdem von außer-

[1]) Oberhofmeisterin; Erzieherin der künftigen Kaiserinnen.

Digitized by Google

ordentlichem Zartgefühl; geduldig, mäßig und keineswegs hochmütig, wäre er ein musterhafter Herrscher geworden, wenn er in einer andern als der oben angegebenen Art und Weise erzogen worden wäre. Doch er ist leider dem Grundübel nicht entgangen, an dem die Türkei leidet, und durch das sicherlich mein teures, unglückliches Vaterland noch zugrunde gerichtet wird ...

*

Wenn auch in der Stadt die Eunuchen glücklicherweise aus unsern Häusern verschwunden sind und wenn auch im Palast der Großeunuche seinen früheren Einfluß verloren hat, so spielen doch hier die jungen Eunuchen noch eine ziemlich bedeutende Rolle, wie man sehen wird. Tatsächlich sind die Sultane seit der Eroberung von Konstantinopel, d. h. seitdem sie als Halbnomaden, die sie waren, in üppig ausgestattete Paläste einzogen, nur darauf bedacht gewesen, sich der Berührung mit ihrem Volk zu entziehen, und diese hochmütige Scheu ging sogar so weit, daß jeder Beamte, der nicht unmittelbar zum kaiserlichen Gefolge gehörte (Bendegians), niemals vor dem Sultan erscheinen durfte! Die einen verbargen sich aus Furcht vor den Janitscharen, die andern, weil sie sich nicht kriegerisch genug fühlten; andre endlich wollten sich nicht zeigen, weil sie schließlich dahin gekommen waren, sich für Halbgötter zu halten, zu denen die Blicke der gewöhnlichen Sterblichen sich nicht erheben durften ...

Die kaiserliche Umgebung hatte auch ein großes Interesse daran, den Herrscher in den Augen der Menge in diesem halbgöttlichen Lichte erscheinen zu lassen: das bedeutete für sie Glück und Ruhe ... Nun, die Dinge haben sich nicht viel geändert. Abd ul Hamid sah — außer an den Freitagen und wenn er den Vertretern der auswärtigen Mächte Audienz erteilte — niemand als seine Intimen; selbst der erste Minister, der Großwesir, sah ihn fast niemals. Wenn irgendwo in der Welt ein ernster Konflikt entstand, so trat ein großer Rat im Palast zusammen. Der Sultan, der sich stets im Harem aufhielt, nahm nicht daran teil; er ließ sich nur durch Berichte des jungen Eunuchen Nadir oder andrer Eunuchen oder Kämmerer über die Verhandlungen auf dem laufenden halten ... Bisweilen wurde ein Wandschirm in den Beratungssaal gestellt, der Sultan verbarg sich dahinter und hörte mit an, was gesprochen wurde, um sich zu vergewissern, daß es sich nicht darum handelte, ihm etwas Böses zuzufügen! Seit mehr als einem Vierteljahrhundert hatte er seine Brüder und seine nahen Verwandten nur zwei- oder dreimal gesehen ... Von seinen Söhnen und Neffen sah er nur diejenigen, die dem Thron nicht nahe kamen ... Zutritt zu seinen Gemächern gewährte er nur den ganz jungen, denen, die er als nicht gefährlich ansah. Zu politischen Diensten wählte er nur solche Leute aus, die weder ihre Ehre noch ihr Gewissen mehr zu verkaufen hatten und mit denen er sicher war, ein schurkisches Abkommen schließen zu können ... In seinen Augen war ein naher Verwandter oder dergleichen niemals ein Ehrenmann ... Und trotzdem waren alle seine Verwandten ehrliche Leute!

Abd ul Hamid hatte in seinem Harem alle Gewohnheiten seiner Vorgänger.

Digitized by Google

In seiner Kamarilla konnte man keinen Namen finden, der zur gebildeten Klasse oder auch nur zur ehrbaren Bourgeoisie des Landes gehörte. Mit Ausnahme einiger Offiziere, die der Zufall dorthin geworfen hatte, waren alle von gewöhnlicher Herkunft. Abd ul Hamid, der in seinen Händen alle Verwaltungszweige konzentriert, hatte sich vielfältige und komplizierte Pflichten geschaffen, die ihn zwangen, sich im Laufe seines Tages oft in Verbindung mit den führenden Persönlichkeiten seiner Kamarilla zu setzen. Daraus ergab sich für ihn die absolute Notwendigkeit, ein neutrales Wesen bei der Hand zu haben, das ohne Nachteil im Harem ein und aus gehen konnte. So wurde von Anbeginn seiner Regierung wie übrigens aller Regierungen an der Eunuch in seiner ganzen Blüte ein unentbehrliches Werkzeug. Als stets vorsichtiger Potentat jedoch modifizierte Abd ul Hamid die Institution der Eunuchen nach seinen Anschauungen. Alle alten, die ihm nicht mehr ganz richtig im Kopf zu sein schienen, und alle diejenigen, die ihm als gefährlich bezeichnet wurden, machten eine Lustreise in die andre Welt, und dann ließ der Sultan ganz kleine Eunuchen kommen und richtete sie ganz nach seinen Ideen ab. Diese jungen Eunuchen waren keine Araber; sie wurden, wie ich glaube, vollständig verschnitten aus Abessinien und dem Sudan herbeigeschafft. Es waren sehr nette Leute darunter. Nadir war der intelligenteste von allen diesen Eunuchen. Er kannte alle Manieren und Kniffe seines hohen Herrn und noch viele andre Dinge ... Er war ein gebildeter Mensch und hatte nichts von den afrikanischen Affen an sich, wie die meisten seiner Leidensgenossen ...

*

In einem Augenblick, wo in allen Ländern Freunde und Feinde oder Gleichgültige sich fragen, welches die Ursachen sind, die mein teures, unglückliches Vaterland so schrecklich in diesen furchtbaren Abgrund gestürzt haben, ist es wohlangebracht, darauf hinzuweisen, daß die geistige Organisation des Lebens in unsern Herrscherpalästen eine der Hauptursachen der Verluste war, die wir erlitten haben. Man kann sich sogar fragen, wie dieses Reich so lange hat existieren können, das wie ein Schiff ohne Kapitän und ohne Steuer durch die Jahrhunderte getrieben ist. Diese Lebenszähigkeit haben wir leider weit mehr seiner geographischen Gestalt und gewissen Rivalitäten, die durch seine Reize hervorgerufen wurden, als unsrer eignen Kraft zu verdanken! ... Es genügt also, müssen wir zum Schluß sagen, nicht, Länder zu erobern — man muß auch die Kunst lernen, sie festzuhalten ...!

II

Ein tragischer Freitag

Ein Einwohner von Konstantinopel zeigte einem seiner Pariser Freunde, der eben in Stambul eingetroffen war, die Freitagszeremonie (Selamlik).

Die beiden Freunde waren in den Palast gekommen und wurden in den großen Salon geführt, der speziell zum Empfang der vornehmen Fremden be-

Digitized by Google

stimmt ist. Von diesem Pavillon aus sah der Deutsche Kaiser bei seiner ersten Reise nach Konstantinopel die Truppenparade mit an.

In dem Augenblick, wo der Sultan vorüberkam, nahmen die offiziellen Persönlichkeiten ihre Plätze an den verschiedenen Fenstern ein; da aber die neben diesem Pavillon befindliche Terrasse sehr groß ist, bekamen auch unsre beiden Freunde vortreffliche Plätze, von denen aus sie alles sehen konnten. Ein luxuriöses Büfett wird jede Woche in einem anstoßenden Gemach aufgestellt; auch werden den anwesenden Personen vorzügliche Zigaretten angeboten, während man auf den Beginn der Zeremonie wartet.

Der Himmel war strahlend blau, und das einzigartige Schauspiel, das sich dem Pariser darbot, schien ihn zu entzücken; er war davon so gefesselt, daß er lange Zeit nur schaute, ohne ein Wort zu sprechen. Man muß sagen, daß dieser Rahmen, der die Herrlichkeit des Jildis umschließt, dazu angetan ist, auch Menschen von geringer Begeisterungsfähigkeit zu blenden.

Die kokette Moschee Hamidié scheint in einer Orgie von Blau zu schwimmen, und ihr schimmerndes Weiß überstrahlt alle Helle des Himmels. Dolma Baghtsche im Mittelgrund und die Spitze von Stambul gegenüber dem Turm des Leander, weiterhin Haidar-Pascha und die gelben Linien von Selimié mit Kadi-Köj im Hintergrund bilden ein Panorama, das noch nicht gemalt worden ist, und ich weiß nicht, wer so kühn sein könnte, das unternehmen zu wollen. Es gibt Dinge, die man weder malen noch schildern kann, und dazu gehört die Freitagszeremonie im Jildis.

Das Selamlik ist ein sehr alter Brauch der „Al-Osman“ [1]); es gilt als Pflicht für den Sultan, sich jeden Freitag um 12 Uhr mittags in die Moschee zu begeben und, mag das Wetter sein, wie es will, die Revue der Truppen abzunehmen.

Freudige Fanfaren ertönen; die Truppen haben ihre Quartiere verlassen und kommen nacheinander heran, um sich um den Palast und die Moschee des Großherrn der Gläubigen aufzustellen. Nach und nach wird es überall lebendig, Volk und Truppen haben die Plätze eingenommen, die ihnen angewiesen sind. Eine starke Abteilung Infanterie bildet auf dem Weg des Sultans Spalier. Die Kavallerie hat geschlossen auf dem Platz Aufstellung genommen, an den die Moschee Hamidié mit ihrer Westseite stößt.

Plötzlich ertönt aus dem Munde des Generals, der die Truppen der kaiserlichen Garde befehligt, das Kommando: „Achtung!“ Auf dieses militärische Kommando ertönt ein religiöses: „Allah ekber, Allah ekber“, das der Muezzin vom kaiserlichen Minarett herab in die Weite ruft.

Jetzt entsteht eine Stille, die eindrucksvoller ist als aller Tumult und aller Lärm, denn es ist leichter, die Menge zum Schreien als zu einem allgemeinen Schweigen zu bringen.

In dem Augenblick, wo das militärische Kommando: „Achtung!“ und der

[1]) Die ottomanische Dynastie.

Digitized by Google

Ruf des Muezzin ertönt, verläßt der kaiserliche Wagen die Rampe im Innern des Palastes, wohin außer den Intimen des Sultans niemand gelangt.

Der Zug bildet sich um den kaiserlichen Wagen erst, wenn dieser die Umfassungsmauer des Harems verläßt. Hier erwarten den Herrscher unbeweglich die hohen Würdenträger des militärischen und Zivilhofstaates und seine zahlreichen Adjutanten. Niemand, nicht einmal die Geladenen, kann von außen diesen Anfang der Zeremonie sehen. Kurz ehe der Sultan den Palast verläßt, könnte ein aufmerksamer Beobachter einen Diener Seiner Majestät aus dem Innern hervorkommen und mit einem großen weißen Sack, den er mühsam nachschleift, forteilen sehen. Was enthält dieser Sack? — Ja, was enthält er? Ganz einfach Brot, ja Brot, mit dem man den Kopf und den Leib Seiner Majestät berührt hat und das man dann unter die Hunde der Straße verteilt, damit kein Unglück geschehe ... Das ist ein abergläubischer Brauch, an den der Sultan selbst ohne Zweifel nicht glaubt, den er aber duldet, um die Damen des kaiserlichen Harems zufriedenzustellen, dessen ältere Elemente sehr ernsthaft daran glauben. —

Neben dem großen Tor, von dem der Zug ausgeht, sind „Hademés“ [1]) aufgestellt, die die Aufgabe haben, bei der Abfahrt des Sultans die bei den Palastzeremonien üblichen Rufe auszustoßen: „Padischahim, maghrur olma; sendén büjük Allah var!“ („O erlauchter Padischah, sei nicht stolz; über dir ist Gott!“) und während zwei oder drei Pagen diese Worte in die Luft hinausrufen, singen andre zu gleicher Zeit: „Padischahim, schevketinlé ben jascha!“ („O mein Herrscher, lebe ruhmvoll und lange!“) Dieser zweite Satz wird aber lauter gerufen; er ist, wie man sich denken kann, dazu bestimmt, den ersten, so philosophisch und wahr er ist, abzuschwächen.

Sultan Abd ul Hamid hatte es sich zur Gewohnheit gemacht, in einer Kalesche in die Moschee zu fahren. Das war eine Abweichung von den feststehenden Sitten und Gebräuchen; eigentlich hätte er reiten müssen. Diese Tatsache beweist, daß der türkische Monarch selbst die am festesten eingewurzelten Gebräuche ohne jede Schwierigkeit ändern kann.

Osman-Pascha, der Held von Plewna, nahm bis zu seinem Tode in der kaiserlichen Kalesche dem Herrscher gegenüber Platz, um ihn in die Moschee zu begleiten; später wurde diese große Ehre dem dicken Kriegsminister Riza-Pascha zuteil.

Die andern Militärs, die vor dem Wagen und zu dessen beiden Seiten schreiten, gehen bis vor die Freitreppe der Moschee. Zehn herrlich aufgezäumte Pferde folgen dem Wagen; es sind die Reitpferde, die nach altem Brauch den Herrscher begleiten. Alle Personen, die an dem Selamlik teilnehmen, sind Militärs, denn diese Zeremonie ist trotz ihres religiösen Charakters eine ausschließlich militärische. Ursprünglich wurde sie eingeführt, damit der „Befehlshaber der Gläubigen“ sich zum Gebet des „Dschumä“ oder „Dschumä namazi“ begebe,

[1]) Früher Hellebardiere, jetzt die Pagen des Palastes.

Digitized by Google

dem Freitagsgebet, das für den Sultan wichtiger ist als für irgend jemand sonst, denn während dieses Gebetes wird der Name des regierenden Kalifen verherrlicht, und das „Huthbé" sanktioniert jedesmal die Macht des Oberhauptes der Gläubigen wieder. Es ist die allwöchentliche Erneuerung seiner Macht, und dieselbe Zeremonie findet heute unter Mohammed V. wie unter Abd ul Hamid statt.

Die ottomanischen Kaiser, die dadurch, daß das Kalifat von der Dynastie der Fatimiden in ihre Hände gelegt wurde, die geistlichen Oberhäupter der Muselmanen geworden waren, haben zu diesem religiösen Freitagsbrauch den militärischen Pomp des Selamlik hinzugefügt. Unter keinem Vorwand und bei keinem Wetter darf der Sultan diese Fahrt versäumen. Während der dreiunddreißig Jahre, die Abd ul Hamid regierte, hat er kein einziges Mal dabei gefehlt; das ergibt für ihn ungefähr 1700 Gebete und 1700 Revuen ...

Wenn der Sultan an dem für die Fremden bestimmten Pavillon vorüberfährt, grüßt er mit der Hand, ebenso jedesmal, wenn er an einer Fahne und an den Truppenbefehlshabern vorüberkommt.

Der Pariser, der alles mit angesehen hatte, ohne ein Wort zu sagen, fragte seinen Freund:

„Und das geht so jeden Freitag vor sich?"

„Ja, gewiß."

„Das muß sehr ermüdend für Seine Majestät sein."

„Wenn es nur das wäre! ..."

„Wie? Wird sich der Sultan nach der Zeremonie nicht ausruhen? Zieht er sich nicht, wie es heißt, in seinen Harem zurück?"

„Sich ausruhen? Das ist dem armen Abd ul Hamid wohl noch nie passiert. Das Wort ‚Ruhe' gibt es in dem kaiserlichen Wörterbuch nicht, und der Sultan ist, wie man behaupten kann, der fleißigste Arbeiter seines Reiches. Nach der Zeremonie werden die auswärtigen Botschafter und Gesandten, die Sie soeben gesehen haben, nacheinander in Privataudienz empfangen, und so ist es jeden Freitag. Während alle Staatsaussauger sich dem köstlichsten Farniente hingeben, läßt sich der Sultan nicht verdrießen, angestrengt tätig zu sein. Doch es sind ziel- und regellose Anstrengungen.

Abd ul Hamid lädt die Diplomaten während der Woche oft zum Diner ein, und wenn die Chefs der auswärtigen Missionen in Staatsgeschäften in den Palast kommen, beauftragt der Herr der Gläubigen nicht einen seiner Minister mit der schwierigen Angelegenheit, sondern schließt sich selbst stundenlang mit ihnen in einen Salon ein und sucht sie für seine Ansichten zu gewinnen — oder tritt schließlich den ihrigen bei.

In der Politik steht Abd ul Hamid auf dem Standpunkt, daß, wenn es einen Sieger geben soll, ein Kampf stattfinden muß ... Er versteht mit den großen Schwierigkeiten fertig zu werden wie niemand, und kein Diplomat hat so wie er beim Beginn eines Konfliktes den Frieden zu sichern verstanden ..."

Die kaiserliche Equipage hält vor einer Freitreppe, die nicht den Haupt-

Digitized by Google

eingang zu der Moschee bildet, denn es ist ein Anbau mit mehreren Zimmern vorhanden, die auf die gemeinsame große Umfassungsmauer gehen.

Durch vergoldete Kafes (Gitter) sieht der Sultan aus der Höhe eines Stockwerkes alles, während ihn niemand sehen kann. Hier verrichtet er selbst seine Andacht, allein in einem Gemach, während das kaiserliche Gefolge in den anstoßenden Gemächern betet oder ... Wache hält. Der Herrscher der Gläubigen wirft sich zu Boden und erhebt sich nach den Kommandos des einzigen Imam, der da ist, und der Gott für die Niedrigsten wie für den erlauchten Herrscher anruft. Wenn das namaz (Gebet) zu Ende ist, ruht sich der Kalif ein wenig aus; oft auch sieht er von einem Balkon aus dem Vorbeimarsch der Truppen zu oder schickt einen Kammerherrn zu dem General, um ihm sagen zu lassen, daß die Truppen entlassen seien. Dann formieren sich, im ersten Falle, die Regimenter für den Vorbeimarsch in geschlossener Kolonne oder sie marschieren ab.

Alle hohen und niederen Militärs, die am Zuge nicht teilnehmen, entfernen sich vor der Abfahrt des Monarchen ... Der Sultan kehrt in kleiner Gala in den Palast zurück, und zwar in einem kleinen Wagen mit schneeweißen Pferden, die er eigenhändig lenkt. Die Truppen bilden nicht mehr Spalier; der Monarch fährt an seinen zahlreichen Adjutanten vorüber, und einige Abteilungen Gendarmen nehmen von der Moschee bis zum großen Tor Aufstellung.

*

Es war Freitag, den 21. Juli des Jahres 19.. Während der kleine Wagen des Beherrschers der Gläubigen vor der Freitreppe der Moschee wartete, hätte man eine Mücke fliegen hören können.

Unser Freund, der Pariser, und sein Freund, der Türke, standen auf der Terrasse und hielten den Atem an, denn dieser Moment wirkt stets in höchstem Grade imposant. Plötzlich erschien der Sultan im Rahmen der Tür, und man hörte das Kommando: „Achtung!“, gefolgt von dem kurzen metallischen Laut des Gewehrschulterns.

Die zunächststehenden Höflinge hatten bereits die Augen auf die des größten und letzten Autokraten der modernen Zeiten geheftet, und jeder suchte in diesem Blick etwas andres, der eine eine Gunst, der andre ein Gewitter — als plötzlich eine furchtbare Detonation die tiefe Stille dieses Schlußaktes der Zeremonie unterbrach. Der Erdboden wurde erschüttert, und auf drei Meilen in der Runde bebte alles ... Während Ueberreste von Wagen, von Menschen und Pferden durch die Luft flogen und umherspritzende Gehirnteile auf die Köpfe der Fliehenden niederfielen, während der Boden sich mit zahlreichen Menschen- und Pferdeleichen bedeckte, tat der Sultan ruhig der Panik durch seine Kaltblütigkeit Einhalt; er rief allen eine Ermahnung zu, ihr kaltes Blut zu bewahren, stieg gelassen die wenigen Marmorstufen hinunter, die ihn von dem kleinen Wagen trennten, bestieg ihn, ergriff die Zügel und die Peitsche, die man ihm darreichte, grüßte

Digitized by Google

seine Umgebung und etwas weiterhin den österreichischen Botschafter, der sich in dem reservierten Pavillon befand, und verschwand wie immer hinter dem großen, geheimnisvollen, furchteinflößendem Tor des koketten Jildispalastes.

Von den beiden Freunden konnte sich der Pariser anfangs gar nicht fassen. Er hatte soeben einem furchtbaren, in seiner Art einzig dastehendem Attentat beigewohnt, und auch der Türke war starr vor Schreck.

Als sie ihre Ruhe wiedergewannen, entspann sich folgendes Gespräch:

„Ich traue meinen Augen und meinen Ohren nicht," sagte der Pariser noch zitternd. „Welches Drama!"

„Was sagen Sie dazu?" erwiderte der Türke. „Das nennt ihr im Westen ein Attentat! Das ist abscheulich! Das ist infam, das ist feig, das ist entsetzlich! Ein Schlachtfeld muß weniger traurig aussehen als dieses Schauspiel, das wir vor Augen haben!... Haben Sie die Kaltblütigkeit Seiner Majestät bemerkt? Danach soll noch jemand sagen — wie viele in Ihren Ländern meinen —, daß unser Herrscher nicht mutig ist! Haben Sie nicht gesehen, wie famos er sich gehalten hat?"

„Ja, er war bewunderungswürdig ... großartig! Aber was konnte er tun? Es war vorüber, er war gerettet! Seine Ruhe war ganz natürlich. Ich meine sogar, daß man das den Mut der Furcht nennen kann!"

„Ja, da sieht man's! Ihr seid doch alle gleich: ihr wollt niemals den andern etwas zugestehen. Was verstehen Sie unter dem Mut der Furcht? Das ist einmal ein sonderbarer Ausdruck!"

„Mein Lieber, der Mut der Furcht besteht in Ruhe und Kaltblütigkeit nach einer überstandenen Gefahr ..."

„Das verstehe ich nicht recht!"

„Sehr einfach: aus einer Panik, einem Tohuwabohu, einer Verwirrung entsteht nur Unglück. Wenn zum Beispiel bei einem Theaterbrand oder während eines Erdbebens jemand, in den meisten Fällen ein Feigling, schreien würde: ‚Ruhe! Ruhe! Keine Uebereilung!' und wenn alle auf ihn hören würden, so würde wahrscheinlich niemand umkommen. — Aber lassen wir diese Auseinandersetzungen und sprechen wir ein wenig vom Attentat selbst. Wer kann, Ihrer Meinung nach, der Elende sein, der diese Niederträchtigkeit zu begehen wagte? Sollte sie das Anzeichen einer Gärung bei euch sein?"

„Nein, das glaube ich ganz und gar nicht."

„Warum?"

„Weil ein Türke niemals so tief sinken wird! Seit dreißig Jahren hat es an Gründen und Gelegenheiten nicht gefehlt, und dennoch hat das Volk lieber alle Opfer gebracht, als daß es sich eines Verbrechens der Majestätsbeleidigung schuldig gemacht hätte! — Es muß das Werk der bulgarischen oder armenischen Komitees sein."

„Wenn es aber doch von den Türken ausginge?"

„Dann allerdings würde das Attentat eine außerordentlich ernste Bedeutung bekommen."

Digitized by Google

Während die beiden Freunde so miteinander sprachen, waren sie im Hotel angelangt. Hier nahmen sie, nachdem sie dejeuniert hatten, ihr Gespräch über das Selamlik wieder auf.

„Nun," begann der Türke, „sagen Sie mir auch Ihre Ansicht über unsre Truppen, die Sie heute gesehen haben. Wir leben nicht mehr in der Zeit, wo der Marschall Marmont nach einer Revue, der er in Konstantinopel beigewohnt hatte, folgende Zeilen schrieb: ‚Es ist schwer, etwas weniger Schönes und weniger Gutes zu sehen; das sind keine Truppen, es ist eine Versammlung von Menschen, in deren Physiognomie ein kläglicher, gedemütigter Ausdruck den Hauptzug bildet . . .'

Was Sie hier gesehen haben, ist weder kläglich noch gedemütigt. Wir besitzen die stolzesten aller Truppen! In einer offenen, in einer Nacht geschaffenen Stellung haben unsre Soldaten sieben Monate lang den Marsch der großen russischen Armee aufgehalten, und wir haben den Selbstherrscher aller Reußen gezwungen, die Rumänen um ihre Hilfe zu bitten, um durch die Ueberzahl, aber nur durch die Ueberzahl, die Löwen, die Plewna verteidigten, zu überwältigen! Soviel über die Soldaten.

Jetzt noch eine Anekdote, die den Unterschied zwischen dem Verhalten der früheren Sultane und dem des jetzigen dartun und Ihnen zeigen wird, wie sehr man damals wie heutigestags bestrebt war, die Wahrheit zu verdunkeln. Ich habe diese Geschichte in den Reiseblättern des Herzogs von Ragusa gefunden. Sie muß ihm in den Kreisen von Pera erzählt worden sein. Der Bericht des Herzogs lautet:

‚Folgendermaßen ging es noch vor einigen Jahren zu.

Der Gesandte ward eingelassen, mußte aber noch im zweiten Hof warten. Dem Sultan wurde gemeldet: ‚Ein armer, nackter und an Hunger sterbender Christ bittet zur Audienz bei Euer Hoheit zugelassen zu werden.' — ‚Man lasse ihn kleiden und gebe ihm zu essen,' antwortete der Sultan. Daraufhin wurde dem armen Christen ein Pelz umgeworfen, und man führte ihn in den Bankettsaal.'

Heute empfängt der Sultan die Gesandten als Freund, als Gentleman und, wenn es eine feierliche Audienz ist, die er gewährt, nicht mehr in einem offenen Hof und auf Schemeln, sondern in einem prunkvollen Palast und mit einem seines Ranges würdigen Gepränge; und wenn Coquelin oder Sarah Bernhardt durch Konstantinopel kommen, so läßt sie der Befehlshaber der Gläubigen liebenswürdig bitten, in seinem kleinen Theater im Palaste zu spielen, und wohnt dort, in einem Fauteuil sitzend, mit Vergnügen den Vorstellungen der großen französischen Künstler bei."

„Sie haben recht: alles, was ich gelesen habe, steht in solchem Gegensatz zu dem, was ich gesehen habe, daß mir ist, als ob ich träumte. Aber einen Vorwurf muß ich Ihnen doch machen: ihr sorgt nicht genug dafür, daß man euch kennt. Man weiß von euch nur das, was ihr Schlimmes habt. Man möchte wahrhaftig meinen, daß ihr ein Vergnügen daran findet, eure guten Seiten zu verbergen und die häßlichen zu zeigen!"

Digitized by Google

„Ich, lieber Freund, ich gehe noch weiter; ich sage: der größte Feind der Türken ist der Türke selbst. Ist es nicht schade, daß für nichts und wieder nichts unsre Fähigkeiten, unsre Kräfte, unsre Reichtümer, unsre Bodenschätze, unsre unbekannten Wälder, unser Volk und unsre Tugenden dem Untergang entgegengehen, während alles das ein ungeheures, wunderbares Werkzeug bilden könnte? Aber leider, das Schlimme, das wir uns selbst antun, hat uns bis jetzt niemand angetan! ... Wir sind unbewußte und unbedachte große Kinder. Es gibt bei uns eine Persönlichkeit — sie hat wirklich existiert — von der man sich die merkwürdigsten Anekdoten erzählt; es war der Hodscha Nasreddin-Efendi. Eines Tages stieg der Hodscha auf einen Baum und schlug, um Holz zu bekommen, mit seiner Axt alle Zweige von dem Baum ab. Schließlich kam er auch an den Ast, auf dem er selber saß.

Jemand kam des Wegs daher; als er den Hodscha in einer so gefährlichen Lage sah, rief er ihm zu: ‚Holla! Hodscha-Efendi, was macht Ihr denn da? ... Noch ein oder zwei Axthiebe, und Ihr werdet den Ast abhauen, auf dem Ihr sitzt.‘ Der Hodscha zuckte nur mit den Achseln, und der Mann ging weiter. Beim vierten Axthieb, der folgte, krachte der Ast, und der Hodscha stürzte auf die Erde, erhob sich aber gleich wieder und lief in größter Hast hinter dem freundlichen, liebenswürdigen Warner her, den er auch bald einholte. Noch ehe der Mann sich hatte umwenden können, packte ihn der Hodscha am Kragen und sagte zu ihm: ‚Ihr, der Ihr gewußt habt, daß ich fallen würde, sagt mir auch, wann ich sterben werde ...‘

Der arme Teufel, der dem Hodscha eine sichere Tatsache vorhergesagt hatte, befand sich angesichts dieser Frage in großer Verlegenheit.

Ich finde in dieser Geschichte von dem Hodscha viel Aehnlichkeit mit dem, was wir tun, nur mit dem Unterschied — das muß man zugeben — daß unser Ast recht fest ist ...“

Die Lage Deutschlands

Die auswärtige Politik ist in erster Linie ein Rechenexempel; sie verlangt Nüchternheit und keine Gefühlsekstasen. In der auswärtigen Politik des Deutschen Reiches finden wir Faktoren, die positiv, und solche, die negativ in Rechnung zu setzen sind. Positiv, weil sie einer aktiven, negativ, weil sie einer defensiven Politik dienen. Der negative Faktor der deutschen Politik ist der Dreibund, er hat lediglich defensiven Charakter, sowohl seiner historischen Entstehung als auch seinem Zwecke nach. Die Dreibundmächte können für die Zwecke der deutschen Politik nur in Rechnung gezogen werden für den Fall, daß das Deutsche Reich einen Defensivkrieg zu führen haben sollte. Die positiven Faktoren der deutschen Politik sind umgekehrt alle diejenigen, die dazu dienen können, eine aktive deutsche Auslandspolitik zu ermöglichen. Für diese wird vor

Digitized by Google

allem das künftige Verhältnis zu den Westmächten in Betracht kommen. Je mehr Deutschland allmählich in die Lage kommt, im Einvernehmen mit diesen zu handeln, um so aktiver wird es offenbar auch seine auswärtige Politik gestalten können. Wer für eine aktive Politik eintritt und es nicht, wie die chauvinistischen Kreise, direkt auf einen Krieg abgesehen hat, der wird daher auch im Anbahnen eines solchen Einvernehmens die Hauptaufgabe der deutschen auswärtigen Politik für die nächsten Jahre erblicken.

Es ist nun charakteristisch dafür, wie schlechte Rechner und Politiker es in Deutschland gibt, daß gerade diejenigen Leute, die von der Regierung immer wieder eine aktivere Politik fordern, dabei lediglich den negativen Faktor, den Dreibund in Rechnung setzen. Als ob dieser dafür auch nur den geringsten Nutzen bringen könnte! Wer eine aktive Politik verlangt, muß dafür selbstverständlich auch positive Faktoren einsetzen können. Entweder — Oder! Entweder man klammert sich mit aller Gewalt, auf Glück und Unglück, am Dreibund fest und verzichtet auf weitere politische Beziehungen. Es ist das der Standpunkt, den die alldeutschen Politiker einnehmen, die gegen die Westmächte ja eine andauernde Hetze zu unterhalten suchen. Nimmt man diesen Standpunkt einmal ein, dann muß man aber auch keine aktive Politik fordern, sondern sich auf die Defensive beschränken. Oder aber man will eine aktive Politik. Dann muß man aber im Dreibund nicht das A und das O der deutschen Auslandspolitik sehen, sondern daneben andre Beziehungen anzuknüpfen suchen, die den Interessen einer Politik der Taten nützlich sein können.

Weil nun viele Leute, die sich heute um unsre auswärtige Politik kümmern, diese Grundwahrheit noch nicht eingesehen haben, sind sie auf einen dritten Weg verfallen, den ihnen die Chauvinisten eingegeben haben. Sie behaupten, Deutschland könne sich nur durch einen Krieg Luft machen. Ein solcher Krieg wäre natürlich ein Angriffskrieg, bei dem die Dreibundmächte gar nicht mit in Betracht kämen. Unter aktiver Politik verstehen diese Rechenkünstler nämlich eine aggressive Politik, so eine Art Raubpolitik, wie sie etwa im Mittelalter betrieben wurde, bei der jeder einfach nimmt, was ihm gefällt. Es ist ohne weiteres klar, daß nur politische Verständnislosigkeit auf einen solchen Abweg geraten konnte, der wie kein andrer geeignet sein würde, das Deutsche Reich in die Tiefe statt in die Höhe zu führen. Die Politik des „Oderint dum metuant" der alldeutschen Politiker ist in der Tat der Ausdruck einer völligen Unbekanntschaft mit allem, was mit dem politischen Betrieb zusammenhängt. Wer glaubt, es dadurch am weitesten zu bringen, daß er sich überall Feinde statt Freunde schafft, der sollte lieber das politische Rechnen ganz bleiben lassen. Die heute so vielgeschmähte deutsche Diplomatie mag auch ihre Fehler haben, aber derartige politische Rechenfehler wie die Alldeutschen wird sie sicherlich nicht machen.

Der Umstand, daß manche Leute vom Dreibund Dinge erwarten, die er gar nicht leisten kann, ist aber im übrigen auch gar nicht so unbedenklich. Wenn das Publikum sich darüber klar wäre, daß der Dreibund häufig gar nicht in Rechnung zu setzen ist und daß Deutschland unter gewissen Voraussetzungen

Digitized by Google

politisch allein stehen würde, dann würde es auch nicht so einseitig immer nur den Dreibund für das allein Wertvolle halten und die Bemühungen der Reichsregierung, daneben noch andre Fäden anzuknüpfen, herabzusetzen suchen. In diesem Sinne bedeuten unsre Bündnisverträge also zweifellos eine Gefahr. Sie scheinen allerlei zu versprechen, was sie nicht halten können.

Zweifellos ist es besser, wenn das deutsche Volk weiß, daß es unter den jetzigen politischen Verhältnissen unter Umständen allein steht und auf sich selbst angewiesen ist, als daß es Berechnungen anstellt, die im gegebenen Fall nicht stimmen würden. In der Erkenntnis dieser wirklichen Sachlage wurzelt ja im Grunde auch die neueste Heeresvorlage. Man hat sich manchmal darüber gewundert, daß diese Vorlage vor der Oeffentlichkeit nicht näher begründet worden ist. Aber es gab Gründe für dieselbe, die man weder zu sagen brauchte noch sagen konnte. Daß man damit vor allem auch eine Politik „aus eigner Kraft" anbahnen wollte, die das Deutsche Reich vom Dreibund unabhängiger macht, durch die es die Arme für aktives Handeln frei bekommt, das hat man im Reichstage nicht ausdrücklich gesagt, aber das ist doch manchem auch ohne das zum Bewußtsein gekommen. Deutschland muß vor allen Dingen so stark sein, daß es nicht von Oesterreich abhängig ist. Dadurch ebnet es sich erst den Weg, um seine eignen politischen Ziele mit Nachdruck verfolgen zu können. Man kann dabei ganz dahingestellt sein lassen, wie hoch man die österreichische Hilfe für den Fall eines deutschen Defensivkrieges überhaupt einschätzen darf. Es soll hier nicht untersucht werden, inwieweit diejenigen recht haben, die nach dieser Richtung etwas skeptisch sind. Sei dem aber, wie ihm wolle, ein Gewinn bleibt es unter allen Umständen, wenn Deutschland so stark ist, daß es jederzeit selbst seine Politik bestimmen kann.

Wenn somit aus dem Gesagten schon hervorgeht, daß der Wert des Bündnisses mit Oesterreich für Deutschland ganz naturgemäß nur ein relativer sein kann, so kommt nun aber noch ein weiterer Grund hinzu, weshalb dieses Bündnis nicht nur für eine aktive deutsche Politik nicht in Rechnung zu setzen ist, sondern weshalb es in gewissem Sinne geradezu ein Hindernis einer solchen Politik bedeutet. Um dies zu erklären, bedarf es eines kurzen Rundblickes auf die gegenwärtige europäische politische Lage im allgemeinen.

Wenn man das Deutsche Reich in seinen Beziehungen zu den andern Großmächten betrachtet, so muß man zunächst feststellen, daß diese Beziehungen in Wirklichkeit nicht so schlecht sind, wie sie von den zahlreichen politischen Schwarzsehern üblicherweise geschildert werden. Es muß vor allen Dingen, wenn man objektiv ist, anerkannt werden, daß die Tripelentente in ihrer Wirksamkeit tatsächlich ebensosehr ein Faktor für den europäischen Frieden geworden ist, wie der Dreibund. Wer sich hierüber vorher noch nicht klar geworden war, der hat dies während der Balkankrise doch deutlich erkennen müssen. Die Mächte der Tripelentente wünschen heute zweifellos sämtlich nichts sehnlicher als die Aufrechterhaltung des europäischen Friedens. Einen Krieg mit Deutschland wünscht gewiß keiner dieser Staaten. Die Beziehungen zu England sind durchaus zu-

Digitized by Google

friedenstellend. Rußland liegt nichts ferner, als einen Krieg mit Deutschland herbeizusehnen. Der Panslawismus richtet sich im übrigen in keiner Weise gegen das Deutsche Reich; es wäre daher schon aus diesem Grunde töricht, wenn man sich über ihn in Deutschland zu stark aufregen wollte. Aber auch Frankreich hat zweifellos in der letzten Zeit eine Politik des Friedens betrieben, die in keiner Weise als gegensätzlich zu den Interessen des Dreibundes bezeichnet werden kann. Seit Marokko beglichen ist, fehlt es an einem Interessengegensatz zwischen Frankreich und Deutschland. Auch ist es eine offenbar veraltete Anschauung, zu glauben, daß Frankreich heute noch Revanchepolitik treibe. Die französischen Chauvinisten sind nicht Frankreich, so wenig wie die deutschen Chauvinisten Deutschland sind. Der Revanchegedanke ist in Frankreich in allen irgendwie maßgebenden Kreisen längst aufgegeben worden. Die „elsaß-lothringische Frage" hat drüben im allgemeinen nur noch in dem Sinne Interesse, daß man dort eine gute Behandlung der ehemaligen Landsleute wünscht — ein Moment, das wohl für die Völkerpsychologie, nicht aber für die internationale Politik in Betracht kommt. Daß in Frankreich in weiten Kreisen der Wunsch nach einer Verständigung mit Deutschland besteht, hat man anläßlich der Berner Konferenz deutlich beobachten können. Wenn man gerecht ist, muß man sogar zugeben, daß diese Kreise in Frankreich heute zahlreicher sind als in Deutschland, wo der Nationalismus in den letzten Jahren zweifellos gewaltig zugenommen hat. Es ist daher unrichtig und beruht auf ungenügender Kenntnis der gegenwärtigen Zustände in Frankreich, wenn in dem Artikel „Richtlinien deutscher Politik" im Juli-Heft der „Deutschen Revue" behauptet wird, die französische Politik habe die Revancheidee noch nicht abzuschütteln vermocht und die Vorgänge von Nancy und Lüneville hätten die alte Erfahrung bestätigt, daß wir die Franzosen zwar zerstreuen, aber nicht gewinnen können, und daß wir daher nur das erstere, nicht aber das letztere versuchen sollten. Es hat sich doch keinem ernsthaften Beobachter die Tatsache entziehen können, daß die neueste deutsche Heeresvorlage in Frankreich eine große Erregung hervorgerufen hat, daß man infolge davon Deutschland Angriffsabsichten unterlegte und daß gerade diese Befürchtung die Ursache der neuesten chauvinistischen Ausbrüche gewesen ist. Aus Nancy und Lüneville daher irgendwelche Schlüsse auf die Möglichkeiten einer Verständigung mit Frankreich ziehen zu wollen, involviert eine große Ungerechtigkeit. Gerade Bern hat deutlich gezeigt, daß das Entgegenkommen nicht bei den Franzosen fehlt. Jedenfalls ist ein in irgendwelchen Tatsachen begründeter, ernsthafter, politischer Gegensatz zwischen Frankreich und Deutschland heute nicht vorhanden.

Wir sehen also, daß die Lage Deutschlands in der europäischen Politik keineswegs eine ungünstige ist.

Digitized by Google

Die Entwicklung der Naturwissenschaften, insbesondere der Biologie unter der Regierung Kaiser Wilhelms II.

Von

Dr. Willy Kükenthal (Breslau)

Die große Wertschätzung, deren sich die Naturwissenschaften heutzutage in den weitesten Kreisen unsers Volkes zu erfreuen haben, verdanken sie selbstverständlich in erster Linie der Anwendbarkeit ihrer Resultate auf das praktische Leben. Es liegt ja für jedermann klar zutage, daß seine eigne Lebenshaltung tiefgreifende Verbesserungen erfahren hat, die auf Errungenschaften der Naturwissenschaften beruhen. Man denke sich nur, um ein Beispiel herauszugreifen, die Errungenschaften aus unserm Leben hinweg, die auf der Anwendung der Elektrizitätslehre basieren — Telegraph, Telephon, elektrisches Licht, Fernleitung elektrischer Kraft, elektrische Bahnen u. dgl. mehr —, um zu begreifen, wie eng das heutige Leben mit der angewandten Naturwissenschaft verknüpft ist. Ganz das gleiche gilt für die Wärmelehre und andre Disziplinen der Physik, und so gibt es wohl kaum ein Gebiet menschlicher Tätigkeit, welches nicht von den Fortschritten der Naturwissenschaft beeinflußt worden wäre. Ich brauche bloß den Namen Justus Liebig zu nennen, um daran zu erinnern, welche Förderung die Landwirtschaft der Chemie verdankt. Und was bedeutet die Chemie für die heutige Industrie! Die chemische Industrie Deutschlands ist die erste der Welt, und ihr Aufblühen hat unzähligen Tausenden von Menschen lohnende Arbeit gebracht. Und wer da glaubt, daß die Naturwissenschaft sich bereits auf dem Höhepunkte ihrer Entwicklung befinde oder ihn auch nur in absehbarer Zeit erreichen werde, der dürfte sich irren. Mit jeder neuen Entdeckung türmen sich auch neue Probleme auf, deren Lösung neue wirtschaftliche wie Kulturwerte zu schaffen vermag, und das gilt für alle Disziplinen, in welche sich der breite Strom unsrer Wissenschaft geteilt hat. In dieser Hinsicht sind wir dem klassischen Altertum, das uns in so vielem als unerreichbares Vorbild hingestellt wird, unendlich überlegen, und der Satz, daß alles Gescheite schon einmal gedacht worden sei, für den bekanntlich Goethe die Bibel als Urbeleg anführt, hat für die Naturwissenschaften keine Geltung. Auch trete ich den kürzlich gemachten Ausführungen eines namhaften Chemikers bei, die darin gipfeln, daß die Entwicklung der Naturwissenschaften mit immer zunehmender Geschwindigkeit erfolge. Unser Endziel ist kein geringes. Wir wollen uns zu Beherrschern der Naturgewalten machen, und wir hoffen, daß dadurch möglichst vielen Menschen ein möglichst großer Anteil am Glück zuteil werde.

In diesem heißen Ringen steht das deutsche Volk unter der Aegide seines Herrschers schon lange in erster Reihe, aber die neue Zeit hat vor der alten

Digitized by Google

voraus, daß wir Deutsche uns nicht mehr damit begnügen, die wissenschaftlichen Grundlagen zu schaffen, die dann von andern zu praktischen Zwecken ausgenützt werden, sondern gelernt haben, selbst die Nutzanwendung aus unsern naturwissenschaftlichen Entdeckungen zu ziehen. Der unerhörte wirtschaftliche Aufschwung Deutschlands während der Regierung unsers Kaisers ist in erster Linie auf die bewunderungswürdige Entwicklung unsrer technischen Wissenschaften zurückzuführen. Wenn wir an Bord eines jener stolzen Ozeanriesen gehen, die unter der schwarz-weiß-roten Flagge die Meere durchfurchen, deren unendlich komplizierter, von Menschenhand geschaffener Organismus uns mit Staunen und Bewunderung erfüllt, oder wenn wir an die Eroberung der Luft denken, an die schnellen Luftkreuzer unsers Zeppelin, von denen wir nur wünschen, daß sie uns stets den Frieden erhalten mögen, oder wenn wir den Blick erheben zu der neuesten Wunderschöpfung deutscher Technik, der gewaltigen Kuppel unsrer Breslauer Jahrhunderthalle, da schlägt unser Herz höher in berechtigtem patriotischen Stolze.

Und welche Ausblicke eröffnen sich für die Zukunft! Schon hat auch der Laie von den geheimnisvollen Kräften des Radiums gehört und wohl auch davon gelesen, daß die chemischen Elemente vielleicht doch nicht die letzten Einheiten sind, aus denen sich die Stoffe aufbauen, und daß die Möglichkeit nicht ausgeschlossen erscheint, ein Element in ein andres überzuführen. Wer denkt da nicht an den Traum der alten Alchimisten, das Element Gold aus weniger wertvollen Stoffen herzustellen! Sollte das einem modernen Chemiker wirklich gelingen, welche Umwandlung unsers gesamten wirtschaftlichen Lebens würde dann eintreten! Aber auch wenn wir diese Zukunftsphantasien beiseite lassen, so bleibt noch genug bereits Erreichtes übrig, an dem wir uns erfreuen können.

Nur will es mir scheinen, als ob man gegenüber den *realen Fortschritten* unsrer Naturwissenschaft und der mit ihr verbündeten Technik die *ideelle Seite* nicht genügend hoch werte, und doch wird sich schließlich der rein geistige Fortschritt, den wir den Naturwissenschaften verdanken, als der für die menschliche Kultur noch wertvollere erweisen!

Es hat sich in den letzten Dezennien allmählich, aber mit unwiderstehlicher Kraft eine Umwälzung unsers Denkens vollzogen, die nicht nur von Physik und Chemie, sondern auch von Astronomie und Erdgeschichte, vor allem aber von den unter dem Namen der „*Biologie*" zusammengefaßten Wissenschaften von dem Lebendigen, den Pflanzen, den Tieren und dem Menschen, ausgegangen ist. Man denke an die dem Boden unsrer Wissenschaft entsprossene *Abstammungslehre*, die wie keine andre naturwissenschaftliche Theorie die Gemüter erregt und zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Denkweise beigetragen hat. Befaßt sich diese Lehre doch auch mit der Stellung des Menschen in der Natur und sucht diese für die Weltanschauung eines jeden so wichtige Frage in ganz andrer Weise zu lösen, als es bis dahin von andern Wissenschaften versucht worden war. Das erklärt ja auch den mit so leidenschaftlicher Erbitterung geführten

Digitized by Google

Kampf für und wider die Abstammungs- oder Entwicklungslehre, der allerdings heute so ziemlich beendet ist, weil diese Lehre auf der ganzen Linie gesiegt hat. Damit sind wir in eine neue Phase unsrer Forschung eingetreten. Während man früher an die Entwicklungslehre geknüpfte naturphilosophische Spekulationen, die keineswegs mit zwingender Notwendigkeit aus ihr resultieren, in den Vordergrund des Interesses stellte, kümmerte man sich nicht, oder nur mit vereinzelten Ausnahmen, um den tatsächlichen Ausbau und die Vertiefung der rein naturwissenschaftlichen Lehre selbst.

Heute ist das anders geworden. Die stillen Arbeiter in den Laboratorien sind schließlich Sieger geblieben, und der Kampf der Meinungen dreht sich nunmehr um rein naturwissenschaftliche Fragen. Der frühere unerquickliche, nicht immer mit reinen Waffen geführte Streit, der bis in die Tagesblätter hinein sein Echo fand, ist so ziemlich verhallt, und die neue Phase unsrer Forschung ist durch die Anwendung exakter experimenteller Methoden und durch Sachlichkeit und Besonnenheit in den Schlußfolgerungen gekennzeichnet.

Vielleicht wird dadurch die Abstammungslehre und damit die Biologie etwas von ihrer Popularität einbüßen, denn das Studium von Tabellen und in Form von Kurven gehaltenen graphischen Darstellungen ist nicht so amüsant wie die Lektüre der früheren naturphilosophischen Exkurse, besonders wenn sie in fremde Forschungsgebiete übergriffen. Jetzt schon nimmt die Hochflut solcher populärer Abhandlungen mehr schreibgewandter als wissenschaftlich tiefer Schriftsteller ab. Sollen wir das bedauern? Dem Nutzen, den sie durch Ausbreitung naturwissenschaftlichen Denkens in weitere Kreise stiften können, steht die Gefahr der Erzeugung irriger Vorstellungen und einer gefährlichen Halbbildung entgegen! Zweifellos hat das Volk ein Recht darauf, die Fortschritte in der Wissenschaft, soweit das eben möglich ist, kennen zu lernen. Es sollte dies aber ein nobile officium unsrer besten Gelehrten sein, dem Volke die Resultate ihrer Forschung in gemeinverständlicher Form darzubieten, wie dies z. B. ein Alexander v. Humboldt, ein Charles Darwin und ein Thomas Huxley getan haben.

Die Begründung der Abstammungslehre, wie wir sie Darwin verdanken, basiert bekanntlich auf den beiden Grundtatsachen der Variabilität und der Vererbung, zu denen sich dann als dritter Faktor der Kampf ums Dasein gesellt, der aus der Fülle der dargebotenen Variationen die für den Kampf ums Dasein weniger gut ausgerüsteten Individuen ausmerzt, während die übrigbleibenden, besser angepaßten zur Fortpflanzung gelangen. Sind nun diese günstigeren Eigenschaften vererbungsfähig, so wird im Laufe der aufeinanderfolgenden Generationen eine allmähliche Umänderung einzelner Merkmale eintreten, und es wird sich eine neue Art herausbilden. Durch diese „natürliche Zuchtwahl" erklärte Darwin die Umwandlung der Arten. Gleichzeitig aber erhalten wir wenigstens im Prinzip die Lösung einer Frage von fundamentaler Wichtigkeit, nämlich des Ursprungs der Zweckmäßigkeit in der organischen Natur.

Bis in die neueste Zeit hinein ist die Idee von der geschichtlichen Entwicklung der Organismen und nicht einer übernatürlichen Schöpfung konstanter

Digitized by Google

Arten eine Theorie geblieben, die man nur durch zahllose indirekte Beweise stützen konnte. Immerhin besitzt diese Theorie einen so hohen Wahrscheinlichkeitsgrad und solche überzeugende Kraft, daß so gut wie alle Naturforscher auf ihrem Boden stehen. Aber man glaubte direkte Beweise ebensowenig erbringen zu können, wie etwa ein Historiker der Menschheitsgeschichte für die einstige Existenz Julius Cäsars andre als indirekte Beweise, wie Dokumente, Denkmäler usw., erbringen kann. Erst neuerdings ist dieser Bann gebrochen, und von der Erwägung ausgehend, daß der Prozeß der Umformung der Arten durchaus nicht nur der Geschichte angehört, sondern noch heute fortdauern muß, ist man auf experimentellem Wege zu ganz neuen und überraschenden Erfolgen gelangt.

Zu diesen Erfolgen kam man durch Untersuchung der beiden Grundfaktoren der Artbildung: der Variabilität und der Vererbung, die man früher als keiner weiteren Erklärung bedürftig und fähig, also als gegebene Größen hinnahm. Variabilität nennen wir die Erscheinung, daß die Individuen einer Art niemals vollkommen gleich sind, sondern geringfügige Abweichungen voneinander zeigen.

Wenn wir eine bestimmte Eigenschaft herausgreifen, so sehen wir, daß die größte Zahl der Individuen einer Art diese Eigenschaft in einer Ausbildung zeigt, die wir als den Mittelwert bezeichnen. Leichte Abweichungen von diesem Mittelwert kommen relativ häufig vor. Je stärker sie aber werden, um so seltener treten sie auf, und ein gewisses Minimum oder Maximum der Abweichung wird überhaupt nicht überschritten. Man stellt das graphisch in Form einer Kurve dar, deren Gipfel dem Mittelwert der herausgegriffenen Eigenschaft, deren absteigende Aeste den Abweichungen in negativer wie positiver Richtung vom Mittelwerte entsprechen. Die beiden Fußpunkte der Kurve stellen die extremsten und seltensten Minus- und Plusvarianten dar, während der Gipfel gleichzeitig die größte Individuenzahl der zur Untersuchung gelangenden als „Population" bezeichneten Individuengruppe einer Art enthält.

Darwin stützte sich bei der Aufstellung seiner Theorie von der natürlichen Zuchtwahl auf die altbekannte Erscheinung, daß bei der künstlichen Zuchtwahl, wie sie bei Haustieren und Kulturpflanzen geübt wird, der Züchter durch Auslese und Kreuzung von Artindividuen, die ihm geeignet erscheinende Abweichungen vom Mittelwerte zeigen, neue Rassen zu erzielen vermag. Nun haben aber die neuen experimentellen Forschungen erwiesen, daß die Annahme der Erzeugung von etwas wirklich Neuem bei dieser Art der Auslese nicht haltbar ist, daß vielmehr die künstliche Zuchtwahl nur einzelne sog. „reine Linien" herausgreifen und isolieren kann, die schon vorher, mit andern zu einem Gemenge vereinigt, in der der Untersuchung unterworfenen Individuengruppe der Art enthalten waren.

Nach Darwins Auffassung müßte aber die Auslese dahin wirken, daß der Mittelwert der betreffenden Arteigenschaft sich ändert, oder mit andern Worten, daß der Gipfel der Kurve sich bei den gezüchteten Nachkommen verschiebt und dahin zu liegen kommt, wo in der ursprünglichen Kurve der der Züchtung unter-

Digitized by Google

worfene Variant seinen Platz hatte. Da nun aber die Zuchtwahl eine solche Kurvenverschiebung innerhalb der Variationsreihe nicht erzielen kann, kann sie also auch die Art nicht umändern, und die Züchtung anscheinend neuer konstanter Rassen beruht nur auf der Auswahl und Isolierung schon vorher in der Art vorhandener „reinen Linien". Innerhalb der reinen Linie selbst ist die Selektion machtlos, sie produziert nichts Neues. Damit wäre also die Darwinsche Lehre von der natürlichen Zuchtwahl durch die neuen experimentellen Untersuchungen vollkommen widerlegt?

So einfach liegen indessen die Dinge nicht. Nur die gewöhnliche, mit minimalen Abweichungen arbeitende sog. fluktuierende Variabilität ist es, aus der heraus nichts Neues entstehen kann. Außerdem existiert aber noch eine andre, mehr gelegentlich und plötzlich auftretende Variabilität, die wir Mutation nennen und die sich von der gewöhnlichen Variabilität durch das Auftreten mehrerer gleichzeitig und unvermittelt erscheinender Merkmale sowie deren Vererblichkeit unterscheidet. Schon Darwin kannte solche Mutationen, ihre Wichtigkeit für die Artbildung wurde aber erst vor kurzem festgestellt. Heute sind wir so weit, daß wir im Tier- wie im Pflanzenreiche das spontane Auftreten solcher Mutationen sicher beobachtet haben. Damit aber haben wir das Entstehen neuer elementarer Arten direkt wahrnehmen können, von denen der Kampf ums Dasein die ungeeigneten ausmerzt und nur die passendsten übrigläßt, die ihre neuen konstanten Eigenschaften auf die Nachkommen vererben. Während man aber früher der Meinung war, daß die fluktuierende Variation und die Mutation etwas fundamental Verschiedenes seien, gewinnt heute die Ansicht mehr und mehr an Boden, daß die Mutationen ebenfalls in der Richtung der fluktuierenden Variationen liegen und nur über deren normale Grenzen hinausragen. Nur ein einziger wesentlicher Unterschied scheint vorhanden zu sein, indem die Mutation mit vererblichen Eigenschaften ausgestattet ist, nicht aber die gewöhnlich fluktuierende Variation. Die neueste Forschung ist aber im Begriff, auch hier eine Brücke zu schlagen, indem sie Mutationen nachgewiesen hat, die innerhalb der normalen Variationsreihe liegen, mit andern Worten, es können für gewöhnlich nicht erbliche Eigenschaften ausnahmsweise erblich werden. Bestätigt sich das, so betreten wir eine Brücke, die wieder zu Darwins Selektionstheorie führt. Wenn diese Theorie auch durch die modernen exakten Forschungsresultate stark modifiziert worden ist, so werden wir voraussichtlich ihre Fundamente doch beibehalten. Darwins unsterbliches Verdienst wird dadurch nicht geschmälert, daß wir die Wirkungen der natürlichen Zuchtwahl anders einschätzen, als er es tat.

An einer der augenblicklichen Grenzen unsrer Forschung stehen wir auch, wenn wir an die Frage nach der Herkunft der Mutationen herantreten. Höchst wahrscheinlich ist es, daß sie ihren Ursprung der Einwirkung äußerer Faktoren zu verdanken haben, denn es ist auf experimentellem Wege bereits gelungen, durch künstliche Veränderung der Existenzbedingungen Mutationen willkürlich hervorzurufen. Diese neuen Experimente sind auch geeignet, die von

Digitized by Google

Lamarck zuerst hervorgehobene Erscheinung der Anpassung der Organismen an die Umgebung in ein neues Licht zu stellen. Die Lösung dieser und andrer wichtiger Fragen des Artbildungsproblems wird voraussichtlich nicht mehr allzulange auf sich warten lassen.

Gleichzeitig damit ist auch die Frage nach dem Wesen der Vererbung in ein neues Stadium getreten, und die bereits erzielten Resultate sind von so allgemeinem Interesse, daß ich sie hier in diesem Zusammenhange nicht ganz übergehen kann.

Die moderne Erblichkeitslehre ist dem Boden der Biologie entsprossen, und ihre exakten und unanfechtbaren Resultate haben mit den früheren düsteren Vorstellungen über die Macht der Vererbung als tragischen Schicksals des Menschenlebens gründlich aufgeräumt.

Man erinnere sich nur an die bis vor kurzem noch herrschende pessimistische Auffassung der Vererbung in der Medizin. Hier war sie die finstere, unentrinnbare Macht, welche die schlechten Eigenschaften der Eltern in den Nachkommen von Generation zu Generation anzuhäufen vermochte und damit die Familie dem allmählichen, aber sicheren Untergange entgegenführte. Wie tiefe Wurzel diese Auffassung in der Literatur gefaßt hat, davon zeugt Zolas große Romanserie nicht minder wie einzelne Werke Ibsens und Gerhart Hauptmanns.

Heute kann diese Periode dank der exakten biologischen Forschung als überwunden gelten.

Von den drei Wegen, die man zur Erforschung der Vererbung eingeschlagen hat, ist der der reinen Spekulation neuerdings verlassen worden. Dankbar erkennen wir die mannigfachen Anregungen der aufgestellten Vererbungshypothesen, insbesondere der Weismanns, an, aber wir haben eingesehen, daß eine Lösung der Frage auf diesem Wege nicht zu erwarten ist. So hat man in neuerer Zeit begonnen, einmal die tatsächlichen Vorgänge festzustellen, die der Vererbung zugrunde liegen, dann hat man aber dem schon früher angewendeten Experiment erneute Aufmerksamkeit geschenkt.

Mühselig ist der Weg, und nur Schritt für Schritt kommen wir dem noch in weiter Ferne liegenden Ziele näher, aber wir haben wenigstens die feste Zuversicht, uns auf dem rechten Wege zu befinden.

Es liegt tief im Wesen unsrer wie aller wissenschaftlicher Forschung begründet, daß der einzelne im Kampfe um ein fernes Ziel nichts gilt und daß durch Generationen hindurch eine unverdrossene und entsagungsvolle Kleinarbeit zu leisten ist, bis das Ziel erreicht ist. Dieser Idealismus hat einst die deutsche Wissenschaft groß gemacht, und mit Freude kann ich es feststellen, daß er noch heute an den deutschen Hochschulen blüht. Vielleicht wird das von den zahlreichen gestrengen Kritikern der deutschen Professoren auch einmal zu deren Gunsten gebucht.

Die tatsächlichen Vorgänge, welche der Vererbung zugrunde liegen, lassen sich zum Teil direkt unter dem Mikroskop beobachten. Sie spielen sich in bestimmten Vererbungszellen ab, deren Zellkerne streng gesetzmäßig verlaufenden

Digitized by Google

Prozessen unterliegen. Man hat nämlich in den Kernen eine bestimmte, zeitweise besonders geformte Substanz gefunden, die als Träger der Vererbung angesprochen wird. Da sie von Generation zu Generation in gleicher Weise weitergegeben wird, kann man von einer Kontinuität der Vererbungssubstanz durch die Reihenfolge der Geschlechter hindurch sprechen. Die Zahl dieser meist stäbchenförmigen Vererbungsträger, der Chromosomen, ist für jede Pflanzen- wie Tierart konstant und tritt in jeder Körperzelle eines Organismus stets in der gleichen Anzahl auf. Durch sinnreiche Experimente konnte nachgewiesen werden, daß die Chromosomen innerhalb eines Zellkernes qualitativ verschieden, also Träger verschiedener vererbter Eigenschaftsgruppen sind. Indem nun bei der Zellteilung sich jedes Chromosom der Länge nach in zwei Teile spaltet, die auseinander weichen und sich auf die Kerne der beiden sich bildenden Tochterzellen verteilen, erhalten die beiden Tochterzellen die gleichen Eigenschaftsqualitäten. Es geht also die Verteilung der als Erblichkeitsträger angesehenen Kernmasse in durchaus erbgleicher Weise vor sich.

Dieser Zellteilungsmechanismus macht es auch verständlich, daß alle Zellen eines Organismus die gleiche Anzahl von Chromosomen enthalten. Nur bei den Keimzellen tritt eine Ausnahme ein, indem sie in reifem Zustande nur die Hälfte der Normalzahl der Chromosomen besitzen. Das rührt von einer als Reduktionsteilung bezeichneten Reifeerscheinung der weiblichen Keimzellen oder Eizellen her, die ursprünglich die gleiche Anzahl Chromosomen enthalten wie alle andern Zellen des Organismus. Dann aber wird durch eine zweimal aufeinander folgende Zellteilung, bei der einmal die Längsteilung der Chromosomen unterbleibt, die Hälfte der Chromosomen ausgestoßen und geht zugrunde, so daß die nunmehr herangereifte Eizelle nur noch die halbe Anzahl Chromosomen besitzt. Bekanntlich entsteht ein neuer Organismus durch die Vereinigung zweier reifer Keimzellen, einer männlichen und einer weiblichen. Da nun auch die männliche Keimzelle infolge eines ähnlichen Reifeprozesses nur die halbe Chromosomenzahl besitzt, wird durch die Vereinigung beider wieder die volle Chromosomenzahl erzielt. Ohne Reduktionsteilung würde sich in dem befruchteten Ei die Zahl der Chromosomen verdoppeln und in den nächsten Generationen vervielfachen. Die Befruchtung hat also der Eizelle von väterlicher Seite her die gleiche Anzahl von Chromosomen zugeführt, wie sie von mütterlicher Seite her besitzt, und damit ist die materielle Grundlage für die Tatsache gegeben, daß sich in jedem Lebewesen eine Mischung väterlicher und mütterlicher Eigenschaften vorfindet. Die Reduktionsteilung gibt dadurch, daß ein Teil der väterlichen und mütterlichen Chromosomen aus der reifenden Eizelle ausgeschaltet wird, die übrigbleibenden aber in schwankender Gruppierung auftreten, die Erklärung dafür, daß die Eigenschaften der väterlichen und der mütterlichen Familie bei den Nachkommen in wechselnden Kombinationen auftreten und daß insbesondere Geschwister sich niemals vollkommen gleichen.

Ferner verstehen wir nunmehr jene als Atavismus bezeichnete Erscheinung, daß Eigenschaften eines Vorfahren eine oder mehrere Generationen überspringen

Digitized by Google

können, um dann plötzlich wieder zum Vorschein zu kommen. Des weiteren haben wir dadurch eine Vorstellung gewonnen, wie Eigenschaften der Vorfahren, wie zum Beispiel Krankheitsdispositionen, nur bei einem Teil der Geschwister aufzutreten brauchen, ja wir haben dadurch die tröstliche Gewißheit erhalten, daß solche Krankheitsdispositionen einer Familie in späteren Generationen völlig verschwinden können. Schließlich sind wir auch noch der äußerst schwierigen Frage nach der Ursache der Geschlechtsbestimmung durch diese mikroskopischen Zellenuntersuchungen auf die Spur gekommen.

In schönster Uebereinstimmung mit den durch direkte mikroskopische Beobachtung erzielten Resultaten stehen die des biologischen Experimentes. Schon lange hat man auf experimentellem Wege, durch Kreuzung verschiedener Tier- und Pflanzenformen, in das Vererbungsproblem einzudringen versucht, und Großes hat hier der Brünner Augustinerprior Gregor Mendel geleistet, der durch die Lektüre von Darwins Arbeiten zu seinen Untersuchungen angeregt wurde. Diese Mendelschen Forschungen haben zur Aufstellung wichtiger Vererbungsgesetze geführt. Heute werden diese experimentellen Untersuchungen auf breitester Basis, besonders in den Vereinigten Staaten fortgesetzt, und wir werden hoffentlich bald soweit sein, daß wir auf Grund dieser methodisch durchgeführten Forschungen in der Vererbungsfrage künftiges Geschehen mit Sicherheit werden voraussagen können. Was es zum Beispiel für die Landwirtschaft zu bedeuten hat, wenn die noch herrschende rohe Empirie von der sicher zum Ziele führenden wissenschaftlichen Methode abgelöst wird, kann kaum überschätzt werden, denn Vererbung ist die Grundlage aller Tier- und Pflanzenzüchtung, und jetzt schon wissen wir, daß ein einziger, nur geringer Züchtungsfortschritt für unser Land einen nach Millionen zählenden Gewinn ausmachen kann. Höher aber als solche dem praktischen Leben zukommenden Vorteile schätzen wir den rein geistigen Gewinn an vertiefter Naturerkenntnis.

Ob wir die Vererbungsvorgänge einst restlos mechanisch begreifen werden, wer will es voraussagen? Jedenfalls wissen wir Naturforscher sehr wohl, daß wir die absolute Wahrheit nie erreichen, sondern uns ihr nur nähern können, denn alle Wahrheit, mit Ausnahme der mathematisch beweisbaren, ist bekanntlich für uns nur eine Funktion der Zeit, in der wir leben. Der Besitz der absoluten Wahrheit bleibt den Metaphysikern überlassen.

Ich habe aus unserm Forschungsgebiet nur das Artproblem und die Vererbungsfrage als Beispiel herausgreifen und ihren jetzigen Stand in kurzen Andeutungen skizzieren können. Man wird aber wohl schon die Ueberzeugung gewonnen haben, daß ich nicht unrecht hatte, wenn ich am Eingang meiner Ausführungen von einer neuen Epoche biologischer Forschung sprach, die sich besonders durch Einführung der experimentellen Methode kennzeichnet. Aber auch zahlreiche andre Gebiete unsrer ausgedehnten Wissenschaft sind durch diese Methode befruchtet worden und bilden zusammen einen großen Forschungszweig, den man unter dem Namen der „experimentellen Zoologie" zusammenfaßt.

Bei aller Hochschätzung dieser neuen Richtung darf aber doch nicht außer

Digitized by Google

acht gelassen werden, daß es weite Gebiete unsrer Wissenschaft gibt, welche niemals dem Experiment, wohl aber der älteren vergleichenden Methode zugänglich sind. Man muß sich daher vor einer unbilligen Ueberschätzung der experimentellen Methode hüten. Auch die Astronomie kann nicht experimentieren, wenn sie auch der Biologie gegenüber den großen Vorteil mathematischer Behandlungsweise mancher ihrer Probleme hat. Auch sie stützt sich wie die Biologie auf die direkte Beobachtung der Erscheinungen als von der Natur selbst veranstalteter Experimente. In unsrer Wissenschaft kommt zur Beobachtung noch die Vergleichung hinzu. Durch sie wird Gleichartiges vereinigt, Ungleichartiges ausgeschieden und Gesetzmäßigkeit aufgedeckt. Auf Grund dieser Methode ist unsre Wissenschaft schon vor vielen Dezennien aus dem Stadium einer beschreibenden in das einer kausal-forschenden getreten, wenn wir auch sehr wohl wissen, daß der Nachweis solcher organischer Gesetzmäßigkeiten nicht eine kausale Erklärung von gleicher Exaktheit ist, wie wir sie der experimentierenden Methode verdanken. Unter allen Umständen ist aber die Bezeichnung „beschreibende Naturwissenschaften", welche sich Botanik und Zoologie noch heute gelegentlich gefallen lassen müssen, ein Beweis dafür, wie fern manche Kreise den Fortschritten unsrer Wissenschaft stehen.

Eine Weiterentwicklung der vergleichenden Morphologie, die als vergleichende Embryologie auch den werdenden Organismus zum Gegenstand ihres Studiums macht, ist neuerdings dadurch erfolgt, daß wir nicht nur die Form, sondern auch die Funktion eines Organismus und seiner Teile zum Gegenstand der Forschung machen. Die so allmählich heranblühende vergleichende Physiologie ist ein integrierender Teil zoologischer Wissenschaft, untrennbar von ihr auch deswegen, weil Form und Funktion eines Organes aufs innigste zusammenhängen. Sie bilden eine Gleichung, von der keine Seite geändert werden kann, ohne daß auch die andre Seite sich ändert. Das hat uns auf einen Gedanken gebracht, der sich bereits als sehr fruchtbar erwiesen hat. Danach fordern gleiche Existenzbedingungen auch gleiche Funktionen bei Tieren verschiedener Abstammung, die sich diesen Existenzbedingungen angepaßt haben, und dadurch müssen schließlich die als Konvergenzen bezeichneten Aehnlichkeiten der Form resultieren. Der bis dahin herrschende Satz, daß der Grad der Aehnlichkeit zweier Organismen immer dem Grade ihrer Blutsverwandtschaft entspräche, bedarf daher erheblicher Einschränkung. Durch die Würdigung dieser Erscheinungen der Konvergenz hat eine neue Forschungsrichtung eingesetzt, die zur wesentlichen Vertiefung der vergleichenden Morphologie geführt hat.

Als vor mehr als einem halben Jahrhundert die vergleichende Methode ihren Siegeseinzug hielt, glaubte man, daß das letzte Stündlein der bis dahin vorherrschenden zoologischen Systematik geschlagen habe. Die zoologischen Lehrstühle wurden von da an ausschließlich mit vergleichenden Morphologen besetzt, und die Systematik fristete nur noch an den zoologischen Museen ein wenig beachtetes Dasein. Wie anders ist das heute! Die bloße Beschreibung

Digitized by Google

der Arten ist in den Hintergrund getreten, und ihre Unterbringung in ein künstliches System ist einer Gruppierung in ein auf Blutsverwandtschaft beruhendes natürliches System gewichen. So hat der Gedanke der Abstammungslehre ungemein befruchtend auf die Systematik gewirkt, die damit zu neuer Blüte gelangt ist. Die Erforschung der Blutsverwandtschaft der Arten und damit ihrer Stammesgeschichte erfordert ein Eindringen auch in die innere Organisation des fertigen wie des sich entwickelnden Tieres, und in gleicher Weise werden in den Kreis heutiger systematischer Untersuchungen Lebensweise und Existenzbedingungen der Tiere einbezogen. Welchen Aufschwung die moderne zoologische Systematik genommen hat, erhellt nicht nur aus dem mächtigen Aufblühen unsrer zoologischen Museen, sondern auch aus der Tatsache, daß neuerdings systematische Studien auch an den zoologischen Instituten der Universitäten in erheblichem Maße wieder aufgenommen werden. Für diese Forschungsrichtung sind die besten Beobachter und die schärfsten Köpfe gerade gut genug, und vor ihnen liegt ein schier unbegrenztes Arbeitsgebiet. Noch ist nicht einmal der Bestand der Erde an Tierarten aufgenommen, und mit dem Vordringen des Menschen in neue, unbekannte Regionen werden immer neue Tierformen entdeckt. In einer vorläufigen Feststellung der bisher beschriebenen lebenden Gattungen sind allein 200000 Namen aufgeführt worden, und die Zahl der Tierarten mag eine Million weit überschreiten. Die Erforschung der Tierwelt der einzelnen Regionen unsrer Erde verlangt zoologisch geschulte Forscher, die in die Welt hinausziehen, um zu beobachten und um zu sammeln. Auch hier stehen neben englischen deutsche Namen obenan. Die Erforschung einzelner Gebiete erfordert die Ausrüstung großer und kostspieliger Expeditionen, so die der Tiefsee. Zwar sind wir hier im Wettbewerb der Kulturvölker als letzte auf den Plan getreten. Aber doch bedeutet unsre vor 15 Jahren von Karl Chun ins Werk gesetzte deutsche Tiefseeexpedition, deren Zustandekommen wir in erster Linie der tatkräftigen Förderung unsers Kaisers zu verdanken haben, einen Markstein in der Erforschungsgeschichte der Tiefsee. Eine wunderbar reiche Welt bizarrer, nie zuvor geschauter Tierformen ist uns dadurch erschlossen worden. Auch die zoologischen Ergebnisse der bald darauf folgenden deutschen Südpolarexpedition sind rühmend zu erwähnen. Jedenfalls haben sie uns bis jetzt die umfassendsten Kenntnisse von der antarktischen Meerestierwelt verschafft.

Die Zahl der kleineren Forschungsreisen, welche uns faunistisches Material heimgebracht haben, ist Legion, und noch heute sind solche Unternehmungen wissenschaftlich höchst lohnend. Gibt es doch nur wenige Gebiete der Erde, von denen man sagen kann, daß sie zoologisch gut durchforscht sind, dagegen viele, von denen man fast noch gar nichts weiß. Unsern jungen Biologen eröffnet sich da ein weites und fruchtbares Feld ihrer Tätigkeit, denn es gibt nichts Schöneres und für die geistige Entwicklung eines Naturforschers Wertvolleres, als hinauszuziehen in ferne Länder. Eine solche Forschungsreise ist die beste Schule, um den Blick zu weiten und die Beobachtungsgabe zu schärfen, und mit Stolz und mit Freude darf ich daran erinnern, daß vor zwei Jahren,

Digitized by Google

am hundertjährigen Jubelfeste unsrer Breslauer Universität, ein hiesiger Freund unsrer Wissenschaft eine große Stiftung ins Leben gerufen hat, die angehenden Naturforschern unsrer Alma mater Gelegenheit und Mittel zur Ausbildung als Forschungsreisende gibt. Möge dieses hochherzige Beispiel bald auch an andern deutschen Hochschulen Nachahmer finden.

Die Faunistik ist die Grundlage der Tiergeographie, deren Aufgabe es ist, unter Zuhilfenahme von Erdbeschreibung und Erdgeschichte nicht nur die heutige Verbreitung der Tiere auf der Erde festzustellen, sondern auch den Ursachen dieser Verbreitung nachzuspüren. Auch hier können wir die Beobachtung bestätigen, daß gerade die Grenzgebiete einzelner Wissenschaften sich als besonders fruchtbar erweisen.

Das gilt übrigens noch für andre Grenzgebiete der Zoologie. So hat sie von uralten Zeiten her in innigen Beziehungen zur Medizin gestanden, freilich zunächst nur, wie andre Naturwissenschaften auch, als ein Hilfsfach der Heilkunde. Die Abhängigkeit einer Wissenschaft von praktischen Zwecken hat indessen stets lähmend auf ihre Weiterentwicklung gewirkt, denn nur in vollkommenster Freiheit kann eine Wissenschaft gedeihen, und so war es auch mit der Zoologie. Heute hat sich das Verhältnis wesentlich geändert, indem die Biologie zur selbständigen und unabhängigen Wissenschaft herangewachsen ist, die von der heutigen wissenschaftlichen Medizin als einer ihrer wichtigsten Grundpfeiler geschätzt wird. Menschliche Anatomie und Physiologie sind doch auch nur Zweige der biologischen Wissenschaft, und die großen Gesetze organischen Werdens gelten für den Menschen wie für alle tierischen Lebewesen. Die Zellenlehre, die gerade in jetziger Zeit in eine neue Phase ihrer Weiterentwicklung einzutreten scheint, wurde von Virchow zuerst auf die Pathologie angewendet und diese medizinische Disziplin damit als Zellularpathologie in die Gruppe der exakten biologischen Wissenschaften eingereiht. Aber auch in die andern Disziplinen der Medizin ist die biologische Denkweise mehr und mehr eingeführt worden, und je wissenschaftlicher die Medizin arbeitet, um so mehr schließt sie sich in ihren Methoden an die Naturwissenschaften an. Die innigen Beziehungen der Biologie zur Medizin dokumentiert auch die Bakteriologie. Diese jetzt vorwiegend von Medizinern gepflegte Disziplin, die in Deutschland besonders von Robert Koch ausgebaut worden ist, wurzelt in den grundlegenden Studien von Botanikern, wie Ferdinand Cohn, den wir einst mit Stolz den unsern nannten, und die parallel damit von der Zoologie entsprossene Wissenschaft von den einzelligen tierischen Krankheitserregern hat neuerdings für die Medizin die gleiche Wichtigkeit erlangt wie die Bakteriologie, seitdem wir wissen, daß solche parasitische Protozoen zu den furchtbarsten Geißeln der Menschheit gehören. Ich erinnere hier nur an die Malaria, die Schlafkrankheit und die Lues. Wissenschaftliche Erfolge auf diesem ebenso lohnenden als schwierigen Gebiete wird nur der Forscher erzielen, der eine genaue Kenntnis von Bau, Entwicklung und Lebensweise normaler Protozoen hat, also zoologisch gründlich vorgebildet ist. Das lehrt uns höchst eindringlich die Geschichte dieses

Digitized by Google

jungen Zweiges der biologisch-medizinischen Wissenschaft. Diese Hinweise dürften bereits genügen, um die außerordentlich innigen Beziehungen der Biologie zur Medizin klarzulegen. Es ist daher sehr wohl zu begreifen, wenn von einzelnen weitblickenden Männern der medizinischen Wissenschaft eine möglichst gründliche Vorbildung der Medizin Studierenden in Biologie verlangt wird. Gibt sie doch wie keine andre Disziplin die Richtung für naturwissenschaftliches Denken. Wollte man die biologische Vorbildung des angehenden Mediziners, statt sie zu fördern, beschneiden oder gar ausschalten, so würde das ein äußerst folgenschwerer Schritt für die Weiterentwicklung der deutschen medizinischen Wissenschaft sein, die damit ihren Anspruch gefährden würde, als vollwertiges Glied der universitas litterarum zu gelten.

Man hat darauf verwiesen, daß ein Teil der nötigen biologischen Vorbildung bereits auf den Schulen erlangt werden müßte. Das ist auch unser Wunsch! Es dürfen aber die Schwierigkeiten nicht verkannt werden, welche der Einführung eines wirklich ausreichenden biologischen Unterrichts in unsern höheren Schulen heute noch entgegenstehen, denn es würde einen entscheidenden Schritt zur völligen Umwälzung unsers Schulwesens bedeuten. Allerdings geht meine persönliche Meinung dahin, daß einmal diese Umwälzung kommen muß, wenn wir dann auch manches alte Liebgewonnene werden aufgeben müssen. Die Biologie wird dereinst zusammen mit den andern Naturwissenschaften die wichtigste Grundlage des gesamten Schulunterrichts bilden. Dieses Ziel liegt aber noch in weiter Ferne, und bis es erreicht sein wird, werden die Elemente der Biologie nach wie vor an den Universitäten gelehrt werden müssen.

Hier ist der Ort, um vor einer weitverbreiteten irrtümlichen Auffassung zu warnen. Man glaubt, daß außer Zoologie und Botanik noch eine besondere Wissenschaft der „Biologie" existiere, die unter Umgehung der Grundlagen der beiden ersteren Disziplinen gelehrt werden könne. Diese Auffassung ist irrig! Selbstverständlich gibt es eine Anzahl allgemeiner Fragen, wie Zellenlehre, Variabilität, Vererbung, Artbildung usw., die Zoologie und Botanik in gleichem Maße eigentümlich sind. Daneben existieren aber ebenfalls zahlreiche sehr wichtige biologische Probleme rein botanischer oder rein zoologischer Natur. Biologie ist also nicht etwa nur das Grenzgebiet zwischen Botanik und Zoologie, sondern die gesamte Wissenschaft vom Lebendigen, von den Pflanzen, von den Tieren und von dem Menschen, und zwar sowohl der Form wie der Funktion nach. Man kann also weder auf der Schule noch auf der Universität unter Ausschaltung von Botanik und Zoologie nur sog. „Biologie" lehren wollen. Zwar hinkt der Vergleich etwas, doch wäre es nicht viel anders, wenn man statt des Unterrichtes in Physik und Chemie sich auf das Grenzfach der physikalischen Chemie beschränken wollte.

Botanik und Zoologie sind übrigens jede für sich ihre eignen Wege auch in methodologischer Hinsicht gegangen, indem sich in der Botanik eine sehr fruchtbringende physiologische Richtung entwickelt hat, während in der Zoologie noch heute die Morphologie vorherrscht. Auch hat sich jede von ihnen zu einem Um-

Digitized by Google

fange entwickelt, der eine völlige Beherrschung auch nur eines der beiden Fächer ausschließt. Zu Linnés Zeiten war noch ein Ueberblicken beider Disziplinen möglich, da damals der Inhalt von Zoologie und Botanik im wesentlichen nur die Systematik der relativ wenigen damals bekannten Formen war. Aber noch heute ist in Laienkreisen die Vorstellung der Möglichkeit einer Beherrschung beider Disziplinen nicht ganz ausgestorben. Ebenso scheint mir auch die Einrichtung nicht mehr ganz zeitgemäß zu sein, daß bei der Prüfung im Oberlehrerexamen Zoologie und Botanik nur einen einzigen Prüfungsgegenstand bilden, für den nur ein Examinator bestellt wird, und daß der Kandidat nur in einem Gebiete zu Hause zu sein braucht, um auch in dem andern in Stoff und Methodik so grundverschiedenen Unterricht erteilen zu dürfen.

Diese Auffassung von der biologischen Wissenschaft steht in erheblichem Gegensatze zu der verständnisvollen Förderung, die sie von seiten unsrer Universitätsverwaltung erfährt und die sich in der glänzenden Ausstattung der neuen biologischen Institute und Museen äußert. Da, wo die staatlichen Mittel sich als nicht zureichend erweisen, tritt neuerdings auch bei uns, ähnlich wie schon seit vielen Jahren in den Vereinigten Staaten, die Privathilfe begüterter Freunde der Naturwissenschaft ein. Für diese Bestrebungen in der Begründung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft eine feste Organisation geschaffen zu haben, ist auch ein Verdienst unsers Kaisers, das wir gar nicht hoch genug preisen können. Die Erwerbung der Zoologischen Station in Rovigno durch unsern Breslauer Mäzen und ihre Ueberweisung an die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft sowie die Gründung eines großen Forschungsinstitutes für experimentelle Zoologie sind die besten Beweise dafür, mit welchem Interesse und welchem Verständnis unsre Wissenschaft von dieser Seite aus gefördert wird.

Der frohe Optimismus, der unter uns Naturforschern vorherrscht, findet nach meinen eignen Erfahrungen als Austauschprofessor an der Harvard-Universität eine Parallele in den Vereinigten Staaten, wo er einen wesentlichen Charakterzug des ganzen großen Volkes ausmacht. Es ist jedenfalls nicht ohne Bedeutung, daß in Amerika der Schulunterricht in viel höherem Maße als bei uns auf die Naturwissenschaften, insbesondere die Biologie, gestellt ist. Ferner ist daran zu erinnern, daß dort für die Weiterentwicklung naturwissenschaftlichen Wissens und Denkens ganz anders gesorgt wird als bei uns, besonders durch die zahlreichen glänzend eingerichteten Museen und Bibliotheken, die in weitherzigster Weise dem Publikum zu jeder Stunde unentgeltlich zugänglich sind und die infolgedessen in viel intensiverer Weise benutzt werden als bei uns.

Eine Wissenschaft, die sich nicht mit dem Blick auf Vergangenes begnügt, sondern vor allem vorwärts schaut wie die rastlos voranstürmende, immer neue und ungeahnte Erfolge erzielende Naturwissenschaft, die das hohe Ziel verfolgt, den Menschen zum wirklichen Herrn der Erde zu machen, und der die gesamte Menschheitskultur bereits so viel zu verdanken hat, eine solche Wissenschaft muß schließlich eine hoffnungsfrohe und tatkräftige Weltauffassung erzeugen, für die unüberwindliche Schwierigkeiten überhaupt nicht existieren. Aus dieser Wurzel

Digitized by Google

entspringt daher, wie ich glaube, die vor den kühnsten Plänen nicht zurückschreckende, unbeugsame Energie des Amerikaners, und ferner auch sein glühender, von Nörgelsucht völlig freier Patriotismus. Wir hegen die Hoffnung, daß auch bei uns mit der Verbreitung naturwissenschaftlicher Denkweise und dem Eindringen unsrer Wissenschaft in die Schulen ein Erstarken dieser Eigenschaften eintreten wird.

In dem großen Ringen der Völker werden nur diejenigen überleben, welche in der Herrschaft über die Naturgewalten am weitesten voran sind. Daß das deutsche Volk dazu ausersehen ist, ist unsre frohe Zuversicht, und wir wissen uns darin eins mit unserm Kaiser.

Graf Alois Karolyi

Ein Beitrag zur Geschichte der österreichisch-ungarischen Diplomatie

Von

Freiherr v. Hengelmüller

(Fortsetzung)

Daß der Beschluß über die Königskrönung in Königsberg nicht ohne Schwierigkeiten zustande gekommen ist und beinahe zu einer Ministerkrise geführt hat, ist bekannt. Fürst Bismarck erwähnt die bezüglichen Vorgänge in seinen „Gedanken und Erinnerungen",[1]) und Sybel erzählt sie in seiner Geschichte der Begründung des Deutschen Reiches.[2]) Karolyi schildert dieselben in seinen Berichten vom Monat Juni 1861, wie sie sich dem außenstehenden, aber wohlinformierten Beobachter von Tag zu Tag darstellten. König Wilhelm wollte die althergebrachte Erbhuldigung der Stände entgegennehmen; die liberalen Minister mit Schwerin an der Spitze fanden, daß diese Feier einen feudal monarchischen Charakter trage und mit den konstitutionellen Verfassungszuständen im prinzipiellen Widerspruch stehe. Roon und Schleinitz standen auf seiten des Königs. Drei Ministerkonseils hatten anfangs Juni stattgefunden, ohne daß eine Einigung erzielt worden wäre, und Gerüchte über Ministerkrisen bildeten das Konversationsthema in den politischen Kreisen Berlins. Auch die liberalen Minister, die sich im Hinblick auf die bevorstehenden Neuwahlen ohnedies in gefährdeter Stellung befanden, sollen dem König damals geraten haben, ihm homogenere Elemente ins Ministerium zu berufen, den Wechsel aber nicht auf Grundlage der Huldigungsfrage zu vollziehen. In den ersten Julitagen erfolgte die Entscheidung zugunsten feierlicher Krönung unter gleichzeitigem Betonen des

---

[1]) Bd. I, S. 240 bis 245.

[2]) Bd. II, S. 403 bis 405.

Digitized by Google

Festhaltens am Rechte der Erbhuldigung. Vorher war auch noch die Frage diskutiert worden, ob die Krönung in Berlin oder Königsberg stattfinden solle.

Am 13. Juli war Karolyi in dem Falle, nach Wien zu melden, daß Herr v. Schleinitz seine Enthebung vom Ministerium des Aeußern erbeten und erhalten, den Grafen Bernstorff zu seinem Nachfolger vorgeschlagen und dieser die Berufung unter der Bedingung der Reservierung seines bisher innegehabten Londoner Postens angenommen habe. Tatsächlich wurden indessen diese Veränderungen erst im Oktober ausgeführt.

Schleinitz widmete Karolyi bei dieser Gelegenheit den folgenden Nachruf: „Insofern der bevorstehende Ministerwechsel meine persönlichen Beziehungen und überhaupt die des Diplomatischen Korps mit Herrn v. Schleinitz berührt, kann ich bloß aufrichtiges Bedauern über dessen Rücktritt empfinden, denn es ist nicht möglich, der Liebenswürdigkeit und Ehrenhaftigkeit seines Charakters nicht volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Seine inneren Gesinnungen fußen auf einer rechtlichen Grundlage, und mehr als einmal hat er in wichtigen Fragen Ansichten und Entschlüsse gegen seine Ueberzeugung vertreten müssen. Die Lauheit seines Charakters und der Mangel an autoritativem Auftreten haben dieses für ihn oft sehr unangenehme Resultat zur Folge gehabt."

Bezüglich seines Nachfolgers bemerkte Karolyi, daß er allgemein für einen konservativen Politiker betrachtet werde und als fester, ja fast starrer Charakter gelte.

Den Monat September brachte Karolyi in Ostende zu, wo sich damals König Wilhelm befand und eine überaus vornehme Gesellschaft sich um ihn versammelt hatte. Karolyi hatte um diese Zeit in der preußischen Gesellschaft bereits festen Fuß gefaßt und erfreute sich in derselben großen Ansehens und Beliebtheit. Er verbrachte seine Zeit in Ostende auch größtenteils in derselben, begegnete dem König fast täglich, wurde von ihm häufig durch Ansprache beehrt und zur Tafel gezogen. Von preußischen Ministern waren Auerswald, Roon, Schleinitz, Bernstorff in Ostende, auch der Oberstkämmerer Graf Rhedern. Es fanden unter Vorsitz des Königs öftere Ministerkonseils statt, bei denen zumeist die mit der Krönung zusammenhängenden Fragen, speziell diejenige, ob Berlin oder Königsberg, diskutiert wurden, da sonst auf dem Gebiete der Politik momentaner Stillstand herrschte. Fürst Orloff sowie der Herzog von Manchester mit seiner damals in der Blüte ihrer Schönheit strahlenden Gemahlin (nachmaligen Herzogin von Devonshire) befanden sich ebenfalls unter den Badegästen. Das Seebad bekam König Wilhelm sehr gut; sein Befinden wie seine Stimmung waren vortrefflich, und er zeigte sich, wie Karolyi in einem seiner Briefe erwähnt, von bestrickender Liebenswürdigkeit.

Vor der Krönung erwiderte König Wilhelm noch den vorjährigen Besuch Kaiser Napoleons III. Ueber den Ort des Gegenbesuches hatten längere Verhandlungen stattgefunden. Im Juli hatte der französische Kaiser in Berlin den Wunsch aussprechen lassen, König Wilhelms Besuch im Lager von Chalons zu empfangen. Es erfolgte dann die Sendung des Generalleutnants v. Willisen

Digitized by Google

nach Paris, der die Nichterfüllung dieses Wunsches mit der Unrätlichkeit einer Unterbrechung der Brunnen- und Badekur des Königs zu entschuldigen und darauf hinzuweisen hatte, wie der König es überhaupt nicht für angemessen halte, vor seiner Krönung in einem fremden Lande und Lager feierlich zu erscheinen, daher seinem Gegenbesuch einen mehr privaten Charakter zu geben wünsche. Napoleon III. schlug sodann Straßburg vor, und nach weiteren Pourparlers wurde eben in Ostende die Entscheidung dahin vereinbart, daß der Besuch in Compiegne in den ersten Oktobertagen stattfinden solle.

Von dieser Entrevue kehrte König Wilhelm am 10. Oktober nach Babelsberg zurück. Karolyi befand sich bereits wieder in Berlin und meldete seiner Regierung: „Hinsichtlich der Zusammenkunft kann ich erst mit der Zeit — soweit dies überhaupt möglich — Gelegenheit finden, Informationen zu sammeln. Doch ist mir schon von gut unterrichteter Seite die Bestätigung der von mir stets gehegten, dem Charakter des Königs so ganz entsprechenden Vermutung zugegangen, daß in Compiegne wenig Politik gesprochen worden ist. Daß dieses Wenige im allgemeinen Sinne gegenseitige Versicherungen friedlicher Tendenzen und Absichten enthalten haben mag, scheint mir ebensosehr durch die Natur dieser Zusammenkunft bedingt zu sein als die von mir empfundene Ueberzeugung, daß in Compiegne nicht einmal der Keim zu weiteren politischen Abmachungen gelegt worden ist. Von einem Umschwung, einem auf eine Allianz mit Frankreich hinzielenden Frontwechsel kann meiner Ansicht nach gar keine Rede sein . . ." Die hängenden Fragen, hinsichtlich welcher Kaiser Napoleon den König für den französischen Standpunkt zu stimmen versucht haben könnte, dürften folgende sein:

1. Anerkennung Italiens, 2. Union der Donaufürstentümer, 3. Handelsvertrag, 4. deutsch-dänischer Streit.

Eine Woche später schrieb Karolyi aus Königsberg:

„Durch neuere, ganz bestimmte Informationen bin ich in der Lage, die letzthin gemeldeten ersten Eindrücke über den Charakter der Zusammenkunft in Compiegne vollkommen zu bestätigen. Daraus erhellt, daß eine wirklich politische Unterredung zwischen den beiden Herrschern gar nicht stattgefunden hat, nachdem dieselben, wenn ich mich eines englischen Ausdrucks bedienen darf, nicht einen Augenblick ‚closeted' gewesen waren. Das einzigemal, wo dies verhältnismäßig längere Zeit der Fall gewesen, war bei der Tafel. Als der Kaiser dann das Gespräch auf Oesterreich hinüberführte, gab der König seinem kaiserlichen Wirt klar zu verstehen, daß er in diesen Gegenstand nicht einzugehen wünsche."

Ganz im Einklang hiermit berichtete unser Geschäftsträger in Frankreich, dem es allerdings noch schwieriger war, über das, was in Compiegne vorgegangen war, in Paris sichere Informationen zu erhalten. Er schrieb, daß nach dem, was er über die Entrevue erfahren, die Politik kaum gestreift worden sei, und als die Rede auf die Anerkennung Italiens kam, der König ausweichend geantwortet und auf die andern Mächten schuldigen Rücksichten hingewiesen habe. Graf Mülinen bemerkte noch, daß in Compiegne alles vom König scharmiert gewesen sei, und ganz besonders so Ihre Majestät die Kaiserin Eugenie.

Digitized by Google

Zur Krönung in Königsberg wurde Karolyi gleich den andern in Berlin akkreditierten Gesandten geladen. In spezieller Vertretung des Kaisers von Oesterreich wurde dessen Bruder, Erzherzog Karl Ludwig, zu der Feier entsendet, der, von Karolyi begleitet, am 15. Oktober in Königsberg eintraf und dort einen überaus herzlichen und glänzenden Empfang fand. Von Rußland war Großfürst Nikolaus, von Frankreich Marschall Mac Mahon, von England Lord Clarendon, von Italien General della Rocca, von Spanien der Herzog von Ossuna in gleicher Spezialmission entsendet worden.

Die Krönungsfeier und die dabei gehaltenen Reden des Königs finden sich in der damaligen Tagespresse ausführlich geschildert. Karolyi bekannte sich von den erlebten Eindrücken tief ergriffen und schilderte in seinen Berichten mit beredten Worten den glänzenden, würdevollen, ja erschütternden Charakter der einzelnen Momente, speziell derjenigen, da der König unter Glockenläuten, Hurrarufen und Kanonendonner den Kronprinzen in seine Arme schloß, und dann, als er, von den Militärdeputationen der ganzen Armee und flatternden Fahnen von jedem Regiment umgeben, auf seine Throneestrade hinanschritt.

Nach der Krönung fand in Berlin eine Reihe glänzender Feste statt, unter denen der von Karolyi zu Ehren des Erzherzogs Karl Ludwig gegebene Ball eines der prächtigsten war. Karolyi hatte mittlerweile die österreichische Gesandtschaft in dem schönen Hotel in der Wilhelmstraße installiert, dessen Einrichtung in Paris im vergangenen Sommer beendet, und eröffnete nun sein neues Heim der Berliner Gesellschaft mit diesem Ballfest, auf welchem, da er damals noch nicht verheiratet war, die Gemahlin seines ersten Legationsrates, Gräfin Chotek, als Hausfrau fungierte. Der König und die Königin, Erzherzog Karl Ludwig, alle Prinzen des königlichen Hauses, die Krönungsbotschafter und die ganze vornehme Welt Berlins waren auf diesem Ball erschienen, der vom Erzherzog mit Königin Augusta eröffnet wurde.

Glänzende Feste fanden auch auf der französischen Botschaft statt, und man erzählte in Berlin, daß der Aufwand für die Spezialmission des Marschalls Mac Mahon nicht weniger als 700 000 Franken gekostet hätte.

Die Krönungsfeierlichkeiten waren kaum vorüber, als die seit längerem bestehende latente Spannung zwischen Oesterreich und Preußen akutere Formen annahm. Wir haben in der bisherigen Erzählung die Schwierigkeiten gesehen, mit denen Karolyi in der ihm zu Anfang gestellten Aufgabe zu ringen hatte. Mit dem Scheitern des Allianzprojektes änderte sich die Natur seiner Aufgabe, und vom November 1861 ab wurde Berlin für den österreichischen Vertreter direkt zu einem Kampfposten.

Gleichwie für Erzherzog Ferdinand Maximilian im Januar[1]) wurde auch für Erzherzog Karl Ludwig vor seiner Abreise nach Königsberg ein orientierendes Tableau über die Lage entworfen. Die inzwischen in derselben und in der Stimmung eingetretene Veränderung erhellt aus einem Vergleiche der beiden

[1]) Siehe Juli-Heft der „Deutschen Revue", S. 33.

Digitized by Google

Dokumente. Während das erstere in hoffnungsfrohem Tone gehalten ist, beginnt das zweite mit der Konstatierung der Tatsache, daß die im Januar gehegten Hoffnungen unerfüllt geblieben sind, und geht dann in eine Darlegung der zwischen uns und Preußen in deutschen Fragen eingetretenen Differenzen ein.

Um dieselbe Zeit äußerte sich König Wilhelm einem hochstehenden englischen Staatsmanne gegenüber, der ihm den Wunsch nach Herstellung eines innigen Einvernehmens zwischen Preußen und Oesterreich ausgedrückt hatte, dahin, daß ein solches Resultat auch ihm sehr am Herzen liege, Oesterreichs Haltung dessen Erreichung aber erschwere oder unmöglich mache, weil es sich immer auf dem Wege Preußens befinde, ihm Hindernisse bereite und seinem Einfluß in Deutschland entgegenträte.

Diese Anschauungen wurden unzweifelhaft von der öffentlichen Meinung in Preußen geteilt, ja von deren Organen in noch viel schärferer Weise ausgesprochen. Ebenso war aber in Oesterreich — und zwar von den breitesten Kreisen bis zu den maßgebenden Spitzen hinauf — die Ansicht herrschend, daß Preußen die Erweiterung seiner Machtstellung auf unsre Kosten anstrebe. Beide Anschauungen entsprachen der Wahrheit der Dinge, und eben darum war der Ausgleich zwischen denselben so schwierig, ja unmöglich. Das formelle, auf den bestehenden Verträgen beruhende Recht war hierbei unbestreitbar auf österreichischer Seite, aber dessen Anrufung ließ sich doch nur negativ, d. h. zur Abwehr jedes preußischen Reformwunsches, nicht aber positiv, zur Verwirklichung anderweitiger Vorschläge verwenden.

Anläßlich einer Erörterung dieser Fragen schrieb Karolyi um diese Zeit[1]) nach Wien:

„In dieser Tendenz — der Erringung der militärischen Führerschaft, sei es bloß in Nord-, sei es bei günstiger Gelegenheit in ganz Deutschland — konzentriert sich das Programm des Königs. Politische Annexionsgelüste widerstreben seinem rechtlichen Sinne, und niemals wird er dazu die Hand bieten. Aber wenn auch derselbe rechtliche Sinn ihn abhalten wird, einen wie immer gearteten Zwang zur Anbahnung der militärischen Hegemonie anzuwenden, und er nie zugeben wird, daß die Grenzen moralischer Einflüsse zu diesem Behufe überschritten würden, so erachtet Seine Majestät doch das Verlangen, wonach die deutschen Fürsten freiwillig das prinzipielle Opfer ihrer Kriegsherrlichkeit im Falle eines Kampfes zu bringen hätten, als ein berechtigtes, als ein durch die eignen deutschen Interessen gebotenes. Eine Bundesreform, welche nicht mindestens den Grund zu einem solchen Ziele legte, wird seitens Preußens niemals Unterstützung finden."

Und kurze Zeit später, am 3. Januar 1862:

„Das Recht allein ist nicht mehr der wirksame Hebel des Handelns in Berlin und nicht das entscheidende Moment für das Einnehmen einer ent-

[1]) 30. November 1861.

Digitized by Google

schiedenen politischen Richtung. Die politischen Machtverhältnisse oder die selbst gemachte Vorstellung von denselben sind der ausschlaggebende Faktor."

Was nun den Stein ins Rollen und die Konfliktskeime zwischen Oesterreich und Preußen zum Ausdruck brachte, war der bekannte, von Freiherrn v. Beust den deutschen Regierungen im Oktober vorgelegte Reformvorschlag. Der Text desselben findet sich in den Memoiren des nachmaligen österreichischen Reichskanzlers abgedruckt, und die demselben beigefügte Denkschrift ist für den Historiker heute noch eine interessante Lektüre.[1]) Die zu Eingang der letzteren ausgeführte Behauptung, daß der Deutsche Bund mit allen seinen Mängeln noch immer besser war als die vorher durch Jahrhunderte in Deutschland herrschenden Zustände, ist wohl das beste Plädoyer, welches für die so wenig Befriedigung schaffende Institution gehalten werden konnte. Auch muß man dem sächsischen Staatsmanne die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er für deren Gebrechen und Unpopularität ein offenes Auge hatte, wenn auch seine Reformvorschläge sehr anodyner Natur waren. Es würde über den Rahmen dieser Arbeit hinausfallen, in das Meritum des Beustschen Entwurfes einzugehen, wohl aber muß — als in den vorliegenden Rahmen gehörig — hervorgehoben werden, daß zu jener Zeit niemand das Meisterstück eines Reformprojektes hätte zuwege bringen können, welches in Wien und Berlin Zustimmung und Beifall gefunden hätte.

Der Beustsche Entwurf gefiel aber weder in Wien noch in Berlin. Die österreichische Ablehnung erfolgte schon am 5. November, ward Karolyi zur persönlichen Kenntnisnahme mitgeteilt und fand bald auch ihren Weg in die Presse. Die österreichischen Einwendungen bezogen sich auf das uns zugemutete Opfer des bleibenden Präsidiums ohne Aequivalent auf die Veränderung der Basis des Bundes nach innen sowie auf die seiner völkerrechtlichen Beziehungen und auf die der Delegiertenversammlung in politischen Fragen zugedachte Kompetenz. Uebrigens wünschte die kaiserliche Regierung nicht, in Berlin gegen das befreundete, föderativ gesinnte sächsische Kabinett Stellung zu nehmen und war daher sehr befriedigt, als Beust die Verfolgung seines Projektes fallen ließ.

Mittlerweile hatte Karolyi Gelegenheit gehabt, über die Auffassungen des neuen Ministers, Grafen Bernstorff, in der deutschen Frage sich ein Urteil zu bilden. Was er diesfalls nach Wien berichtete, war geeignet, beim kaiserlichen Kabinett besorgnisschwere Erwägungen hervorzurufen. In historischem Lichte betrachtet, erscheinen seine damaligen Konversationen mit dem Grafen Bernstorff wie die Vorläufer derjenigen, die er ein Jahr später mit dessen großem Nachfolger zu führen hatte.

„Meine Wahrnehmungen," so schrieb damals[2]) Karolyi, „begründet sowohl auf einige das allgemeine deutsche Gebiet betreffende Bemerkungen des Grafen

---

[1]) „Aus drei Vierteljahrhunderten", Bd. I, S. 278 bis 302; vgl. auch Sybels Darstellung, Bd. II, S. 411 bis 419.

[2]) 30. November und 14. Dezember 1861.

Digitized by Google

Bernstorff als auf andre Informationen liefern ein wenig trostvolles Resultat ... und ich muß mich der Besorgnis hingeben, daß die Ideen des Ministers auf diesem Felde von der gefährlichsten Art sind.

Ich bediene mich geflissentlich des Ausdrucks ‚Ideen', indem es mir vorkommt, daß die Preußen bei einer Reform des Deutschen Bundes zufallende Rolle im Geiste des Grafen Bernstorff noch nicht zu einem förmlichen Programm herangereift ist, und ich gelange zu dem Schlusse, daß ihm diesfalls zwei Gesichtspunkte — für uns gleich verwerflich — vorschweben.

Die eine würde sich insofern auf der bestehenden Grundlage bewegen, als sie Oesterreich den Austritt aus dem Bunde nicht zumutet, aber die Reform ausschließlich auf unsre Kosten bewerkstelligt sehen möchte. Die von uns zu verlangenden Konzessionen bestünden wesentlich in jenen Punkten, welche in dem preußischen Entwurf zu einem Defensivbündnis aufgestellt waren. Graf Bernstorff hat diesfalls jemand gesagt: ‚Ohne bedeutende Konzessionen Oesterreichs an Preußen ist eine Ordnung der deutschen Verhältnisse und eine wirkliche Verständigung nicht möglich, und eventuelle Kriegsereignisse werden für Deutschland nur eine zweite Auflage vom Jahre 1859 zur Folge haben.'

Die Lösung, mit welcher sich Graf Bernstorff besonders vertraut zu machen scheint, besteht aber in dem bekannten Plane der zwei großen Gruppen, wovon die eine als engerer Bund konstituiert wäre und wobei Preußen der Löwenanteil zufiele, während die andre — Großösterreich — mit dem solcherart gebildeten Deutschland in das Verhältnis einer mehr völkerrechtlichen Allianz träte."

Karolyi erzählt weiter, daß Bernstorff ihm gegenüber seine Vorliebe für die letztere Gedankenrichtung durchblicken ließ und sich hieraus eine akademische Diskussion über Oesterreichs Interessen in Deutschland entspann. Zum Schlusse sagte er sodann:

„Diese Andeutungen des Ministers eröffnen augenblicklich wenig Hoffnung auf bessere Gestaltung unsrer beiderseitigen Beziehungen. Unter solchen Verhältnissen ... bleibt uns in der Tat nichts übrig, als uns — gestützt auf mächtige Sympathien in vielen Gauen Deutschlands — diesen Berliner Bestrebungen gegenüber in der Defensive zu verhalten. Bessere Erwartungen hege ich auf dem Gebiete europäischer Fragen. Bernstorffs Grundsätze bezüglich Frankreichs und Italiens sind keinesfalls gegen unsre Interessen gerichtet. Allerdings ist es problematisch, ob er dieselben zur Geltung bringen können wird. — Als konservatives Element vom König berufen, steht er für die innere Politik im Antagonismus zu den andern Ministern, und es ist wohl möglich, daß sein Verbleiben im Kabinett nicht von großer Dauer sein wird."

Um jene Zeit war auch in Berlin eine Flugschrift, „Preußen vor den Wahlen", erschienen, welche für offiziösen Ursprungs galt und wegen des darin entwickelten Programms bezüglich der deutschen Frage in Wien viel Beachtung fand. Bernstorff erklärte Karolyi, daß die darin entwickelten Bestrebungen hinsichtlich der Militärverhältnisse den ministeriellen Wünschen und Ansichten entsprächen, der übrige Teil der Flugschrift aber Privatsache des Autors sei. Be-

Digitized by Google

züglich der in derselben zugestandenen Garantierung des österreichischen Besitzes mit Ausschluß Venedigs bemerkte der Minister, daß dies mit seiner Anschauung nicht im Einklange stünde, und berief sich auf seine diesfalls in London eingenommene Haltung.

Am 20. Dezember erfolgte die offizielle Antwort Preußens auf den sächsischen Reformvorschlag. Sie war in ihrer Form für Herrn v. Beust äußerst verbindlich, enthielt aber die absolute Ablehnung seines Projektes und führte in ihrer Wesenheit aus, wie die Uebelstände der bestehenden Bundesverfassung aus ihrem Gemenge von Bundesstaat und Staatenbund herrühren, und das Bundesverhältnis jener vier Staaten, welche den Schwer- und Mittelpunkt ihres Organismus außerhalb des Bundes hätten, ein unüberwindliches Hindernis für die Entwicklung des Ganzen in bundesstaatlicher Hinsicht bilde und bilden müsse. Der ganze Bund könne in dieser Richtung nicht reformiert, wohl aber ein engerer und weiterer Bund gebildet werden.[1])

Der Effekt der Bernstorffschen Note war ein großer, größer vielleicht, als ihr Absender erwartet hatte. Die Note enthielt keinen Vorschlag, sprach nur Ansichten aus, war überhaupt eine nach Dresden gerichtete Erwiderung. In Wien aber sah man darin die Rückkehr zu den Radowitzschen Gedanken und Bestrebungen, und als Herr v. Werther dem Grafen Rechberg die Note vorlas, erklärte dieser sofort den darin eingenommenen Standpunkt als für Oesterreich unannehmbar und gefahrdrohend. Dem Grafen Karolyi aber schrieb er: „Wir sind innerhalb Deutschlands, wir wollen darin bleiben und werden uns freiwillig nie danebenstellen lassen."

Es blieb aber nicht bei einer bloß theoretischen Abwehr. Das Gefühl für die Reformbedürftigkeit der deutschen Bundesverhältnisse war auch in Oesterreich lebendig und verbreitet. Die kaiserliche Regierung verschloß sich demselben nicht. Unter dem Eindruck der aus Berlin erhaltenen Berichte und der Bernstorffschen Note trat sie nun auch ihrerseits der Frage in aktiver Weise näher, und damit wurde ihre Politik in eine neue Bahn geleitet.

Die nächste Folge der preußischen Note war die Mission des Grafen Blome an die mittelstaatlichen, der österreichischen Politik zugewandten Höfe. Der Zweck derselben war die Vereinbarung gemeinsamer Einsprache gegen die in jener Note manifestierten Tendenzen sowie die Verabredung gemeinsamen Vorgehens in Sachen der Bundesreform. Das nicht ohne Schwierigkeiten erreichte Resultat war die in Form eines Protokolls erzielte Vereinbarung, daß 1. Oesterreich und die andern Mitunterzeichner nie einer Bundesreform zustimmen werden, welche Oesterreich aus Deutschland ausscheiden und die übrigen Fürsten einem Bundesmitglied unterordnen würde, 2. die Unterzeichner erst dann zu einer Antragsstellung wegen Bundesreform übergehen werden, wenn von andrer Seite ein Projekt in der eben bezeichneten Richtung vorgelegt würde, 3. Oesterreich die andern Bundesstaaten eventuell zu Ministerkonferenzen über Bundesreform ein-

[1]) Vgl. Beust, Bd. I, S. 277, und Sybel, Bd. II, S. 417.

Digitized by Google

laden werde, 4. die Unterzeichner, im Falle es zu einer Spaltung im Bunde kommen sollte, solange als möglich an demselben festhalten, eventuell aber ihre Beziehungen im Geiste der Bundesbestimmungen regeln werden, 5. im Falle eines französischen Eintritts in einen Angriff auf Venetien werden Bayern sowie die andern Mitunterzeichner bemüht sein, einen Bundesbeschluß zur Teilnahme am Kampfe zu erwirken, 6. sollen seitens der Unterzeichner in Berlin identische Noten zur Verwahrung gegen die in der preußischen Antwort an Sachsen zum Ausdruck gebrachten Bestrebungen überreicht werden.

Die praktische Folge dieser Vereinbarungen waren die identischen Noten, welche von Oesterreich, Bayern, Württemberg, Hannover, Hessen-Darmstadt und Nassau am 2. Februar in Berlin übergeben wurden und welchen sich Sachsen durch eine einfache Adhäsionserklärung anschloß. Sie enthielten bekanntlich eine formelle Verwahrung gegen die Ausführungen des Bernstorffschen Dezembererlasses nach Dresden.

War die Aufgabe Karolyis im vorigen Winter eine mühevolle und spannende gewesen, so stand er jetzt vor Schwierigkeiten einer andern, noch heikleren Art. Damals hatte es sich um ein positives Ziel gehandelt, dessen Erreichung unter den gegebenen Umständen sich allerdings als unmöglich erwies. Jetzt standen die beiden Regierungen vor der Erörterung einer ihre Lebensinteressen berührenden Frage, wobei sie beide von entgegengesetzten Gesichtspunkten ausgingen, entgegengesetzte Ziele verfolgten, es aber nicht zum Bruche kommen lassen wollten. Die bezüglichen Diskussionen waren somit von Anfang an zur Unfruchtbarkeit verurteilt.

An solchen gab es allerdings keinen Mangel. Schon nach den ersten Berichten Karolyis über die Anschauungen des Grafen Bernstorff hatte Graf Rechberg die bezügliche Auffassung des kaiserlichen Kabinetts neuerdings in zwei Erlassen[1]) präzisiert und ausgeführt, wie die preußischen Ansprüche in der Frage der Bundeskriegsverfassung wohl die preußische Armee zu vermehren, nicht aber das ganze Deutschland zu stärken geeignet seien, weil sie unter den Verbündeten Mißtrauen und Unzufriedenheit säen müßten. Was in Wien diesfalls am unangenehmsten berührt hatte, waren die Aeußerungen des Grafen Bernstorff, daß ohne bedeutende Konzessionen Oesterreichs an Preußen eine dauernde Verständigung nicht zu erzielen, vielmehr eine Wiederholung der Ereignisse von 1859 zu befürchten sei. Rechberg bedauerte, daß diese Worte nicht direkt an Karolyi gerichtet gewesen wären und ihm dergestalt Gelegenheit geboten hätten, die Diskussion über die Frage aufzunehmen. Er führte aus, wie Preußens Entschluß, sich einem auf Grund des Art. 47 der Wiener Schlußakte gefaßten Bundesbeschlusse zur Teilnahme an einem europäischen Kriege nicht zu fügen, einen offenen Bruch der Bundesverträge bedeuten würde, und Oesterreich das Recht gäbe, sich im Falle eines französischen Angriffs auf Preußen nicht durch illusorische Bundesverpflichtungen, sondern nur durch die Sorge für seine eignen Interessen

[1]) Rechberg an Karolyi 14. und 28. Dezember 1861.

Digitized by Google

leiten zu lassen. Rechberg bemerkte bei dieser Gelegenheit auch, daß wir die vor kurzem geschlossenen Militärkonventionen mit Sachsen-Koburg, Weimar und Altenburg für bundeswidrig ansähen und dieselben, nur um unsre Beziehungen zu Preußen nicht zu verschlechtern, nicht zur Sprache gebracht hätten. Schließlich warf er die Frage auf, wie es sich denn jetzt mit den Teplitzer Verabredungen verhalte, welche Herr v. Schleinitz auch nach dem Abbruch der Militärverhandlungen für fortbestehend erklärt hatte.

Als Karolyi Gelegenheit hatte, mit Bernstorff im Sinne dieser Erlasse zu sprechen, waren die preußische Dezembernote sowie unsre Ablehnung der darin entwickelten Gedanken bereits erfolgt und bildeten den Ausgangspunkt des Gespräches. Bernstorff bemerkte diesfalls, daß er unsrer Verneinung eine ebenso einfache Negation unsrer Ziele bei der deutschen Reformbewegung entgegensetzen müsse, und führte dann den Gedankengang weiter aus, daß bloß ein befriedigtes und erstarktes Preußen für uns ein sicherer Alliierter werden könne. Das gegenwärtige Verhältnis lähme Preußen in seiner Eigenschaft als europäische Macht und habe auch uns nichts geholfen. Die Versicherung müsse er erteilen, daß Preußen niemals von einem andern Standpunkte als von dem freier Machtentschließung seine europäische Politik und seine Entschlüsse wegen eines Kriegsfalls leiten lassen werde.

Karolyi ergriff nun die Gelegenheit, um den österreichischen, in Rechbergs Dezemberdepeschen entwickelten Standpunkt mit offenem Freimut darzulegen, und auf die rechtlichen Folgen preußischer Mißachtung von Bundesbestimmungen wie 1859 hinzuweisen.

Bernstorff erklärte, in Rekriminationen über die Vergangenheit nicht eingehen zu wollen. Preußen habe 1859 Oesterreich nicht verlassen. Er erinnerte daran, daß Fürst Schwarzenberg ihm gelegentlich seiner Wiener Mission im Jahre 1849 volle Parität für Preußen zugestehen wollte und wir jetzt in unsrer Abneigung hierin weitergingen als damals der Fürst. Weiter bemerkte er, daß, was immer für eine Entschließung Oesterreich in der Eventualität eines Angriffs Frankreichs auf Preußen fassen, ob es mitkämpfen oder sich fernhalten würde, Preußen einen Krieg mit Frankreich nicht fürchte. Ein solcher würde mit einem Male ein Nationalkrieg werden, über dessen schließlichen Ausgang kein Zweifel bestehen könne.

Teplitz betreffend wollte Bernstorff die Wirkung der damaligen Verabredungen durch das Fehlschlagen der Allianzverhandlungen als in Frage gestellt ansehen. Von der Erklärung des Herrn v. Schleinitz über das Fortbestehen war er nicht unterrichtet. Nach einer Diskussion über die Gründe des Fehlschlagens jener Verhandlungen bemerkte der Minister, daß, solange Verabredungen nicht in bindende Form eingekleidet wären, sie bloß als Ausdruck von Meinungen und Absichten gelten könnten. Er wies diesfalls auch auf die Beschaffenheit der öffentlichen Meinung in Preußen hin, und schloß mit dem Ausdruck des Wunsches und der Hoffnung, daß, wenn auch jetzt keine Aussicht auf Verständigung über die Hauptpunkte der beiderseitigen Beziehungen vorhanden wäre, es doch ge-

Digitized by Google

lingen möge, ein gutes Einvernehmen zu erhalten und zu befestigen. Polemiken wären fruchtlos, und seine Dezembernote an Herrn v. Beust sei nicht durch preußisches Zutun veröffentlicht worden.

Karolyi formulierte damals — 28. Januar — seine Schlüsse dahin:

1. Bernstorff wäre bereit, ja wünsche eine gegen jeden Angriff gerichtete unbedingte Allianz, jedoch bloß unter Bedingung politischer Konzessionen an preußische Machtstellung.

2. Alle Bundesvertragsbestimmungen, aus welchen Oesterreich bei einem Kriege in Italien eine wie immer geartete Mitwirkung herleiten wolle, sind für immer ein toter Buchstabe. Preußen wird sich nur von Selbstbestimmung leiten lassen.

3. Die Teplitzer Verabredungen haben im besten Falle nur mehr den Wert frommer Wünsche; zu deren Ausführung ohne Beigabe politischer Konzessionen sei in der gegenwärtigen Situation gar keine Aussicht.

Gereizteren Charakter nahmen die Diskussionen nach Uebergabe der identischen Noten vom 2. Februar an.

Ueber die Motive unsers Vorgehens schrieb damals[1]) Rechberg dem Fürsten Metternich nach Paris, daß man in Preußen die Schwierigkeiten unsrer Lage für größer ansehe, als sie wirklich wären, und darum den Moment für günstig erachtet habe, um in Deutschland Terrain zu gewinnen. Es wäre dringend gewesen, diesen Illusionen durch eine bedeutsame Demonstration entgegenzutreten und klarzutun, daß wir noch den Willen und die Macht besäßen, Preußens ehrgeizigen Absichten Widerstand zu leisten. Dies allein wäre der Zweck der identischen Demarche gewesen. Wir wollen nicht den Bruch mit Preußen, vielmehr nach wie vor das Einvernehmen mit demselben. Wir wollen aber auch die Achtung unsrer Würde und Stellung, den Erbstücken einer glorreichen Vergangenheit.

Die kaiserliche Regierung betrachtete eben die preußische Dezembernote als eine Herausforderung. Dieser wollte sie entgegentreten. Der Bruch lag nicht in ihrem Sinne.

In diesem Geiste handelte auch Karolyi. Er kannte die in Berlin durch den identischen Schritt hervorgerufene Stimmung, und vermied es, den Grafen Bernstorff auf Antwort zu drängen oder ihn, wenn er ihn gesellschaftlich traf, diesfalls anzusprechen. Zwei mittelstaatliche Gesandte hatten dies auf einer Soiree getan, und als Antwort die Abfertigung erhalten: „Ihre Regierungen haben geantwortet, ohne daß sie gefragt worden wären."

Die offizielle Antwort Preußens erfolgte am 14. Februar und enthielt, wie bekannt, die Erklärung, daß Preußen auf seinen Ansichten über die Möglichkeiten einer Bundesreform beharre. Wenn Oesterreich bedaure, sich diesen Ansichten nicht anschließen zu können, werde Preußen sich darauf beschränken, ein gleiches zu tun. Wenn aber Oesterreich weiter gehe und vom Gesichtspunkt positiven

[1]) Rechberg an Metternich, 18. Februar 1862.

Digitized by Google

Rechtes wie allgemeiner Interessen Verwahrung einlege, so findet Preußen, daß hierzu weder Anlaß noch Berechtigung vorhanden.

Zu Karolyi äußerte sich Bernstorff damals dahin, wie er die eingetretene Wendung beklage. Der Schritt der identischen Noten habe ja den Anschein einer förmlichen Koalition, und die zutage geförderte Uneinigkeit könne doch nur Frankreich und Dänemark zum Vorteil gereichen. Karolyi wies darauf hin, daß die Aggression von Preußen ausgegangen sei, weil es, wenn auch nur theoretisch, das bestehende Bundesrecht angegriffen habe.

Auf die preußische Antwort erfolgte wieder eine scharfe Replik aus Wien,[1]) worin das preußische Bestreben, die Verantwortung für das Nichtzustandekommen der Reform auf andre zu schieben, bekämpft wurde. Es seien vielmehr Preußens bisherige Erklärungen, welche alle Verhandlungen unmöglich machten, weil Preußen dieselben nicht auf Grundlage des bestehenden Rechtes führen wolle.

Hierauf entgegnete Bernstorff in nicht minder scharfer Weise und erklärte, eine Widerlegung der identischen Noten aus formellen Gründen, nicht aber wegen sachlicher Schwierigkeiten ablehnen zu müssen.

Zu Karolyi hatte Bernstorff mittlerweile in versöhnlicherem Sinne gesprochen und seine Geneigtheit weiter zu verhandeln, zu erkennen gegeben, jedoch mit uns allein, ohne die Mittelstaaten. Die Ansichten des preußischen Ministers des Aeußern über die künftige Gestaltung Deutschlands schwankten in jener Epoche zwischen österreichisch-preußischem Dualismus und dem engeren Bund; es war indessen Karolyis Ueberzeugung,[2]) daß er im Grunde seines Herzens mehr zu der ersteren Lösung neige und nur durch unsre Ablehnung derselben in die zweite Richtung geführt worden sei. Für ganz unannehmbar fand Bernstorff die dritte Lösung, die sog. Trias, welche als pis aller zu akzeptieren Oesterreich wieder eher geneigt war. Unsrer Entgegnung, daß die deutschen Fürsten in die durch den geplanten Dualismus bedingte Aufopferung ihrer militärischen Hoheitsrechte freiwillig nie einwilligen würden, maß Bernstorff kein so starkes Gewicht bei. Etwas douce violence würde wohl angewendet werden müssen, dieser würden sich aber die Mittelstaaten ohne Zweifel fügen. Allerdings wären sie jetzt durch die Mission Blome zum Widerstand aufgestachelt worden.

Der Dualismus, wie man denselben in Preußen verstand, erschien aber dem kaiserlichen Kabinett jetzt nicht annehmbarer als früher.[3]) Uebrigens war dasselbe mit den Mittelstaaten soeben in enge Fühlung getreten. Rechberg antwortete demnach auf diese Ausführungen, daß auch wir zu Verhandlungen mit Preußen bereit seien, vorläufig aber für dieselben keine Grundlage sähen. Wir stünden nach wie vor auf dem Boden des bestehenden Rechtes, und der Unterschied zwischen engerm Bund und Dualismus bestünde nur darin, daß ersterer die

---

[1]) 24. Februar.

[2]) Bestimmt hat er dies in einem späteren Schreiben vom 15. August ausgeführt.

[3]) Siehe Mai-Heft S. 165.

Digitized by Google

deutschen Fürstenrechte ausschließlich zugunsten Preußens, letzterer zugunsten der beiden Vormächte konfisziere.

Neben den Diskussionen über Bundesreform liefen solche über den Art. 47 der Wiener Schlußakte und die Politik der freien Hand. Rechbergs bezügliche Erklärungen waren nicht ohne Eindruck auf Bernstorff geblieben, denn anknüpfend an seine diesfällige Konversation mit Karolyi[1]) hatte er Werther beauftragt, in Wien Verwahrung gegen die Ansicht einzulegen, daß, wenn Preußen den Art. 47 nicht anerkenne, Oesterreich hieraus die Befreiung von der Verpflichtung für Preußens Besitz am Rhein einzustehen folgern könne. Die Pflicht der Verteidigung des deutschen Bundesgebietes könne nicht von der Auslegung einzelner Artikel abhängig gemacht werden. Rechberg führte dem entgegen neuerdings aus, daß es sich nicht um die Auslegung eines Artikels, sondern um die Geltung des in demselben begründeten Majoritätsrechtes handle. Preußens freie Hand als europäische Macht mit uns einen Allianzvertrag nach seiner Konvenienz zu schließen, erkennen wir rückhaltlos an, nicht aber Preußens Berechtigung einem verfassungs- und kompetenzmäßig ausgesprochenen Bundesbeschlusse zur Beteiligung am Kriege mit der Begründung die Folgeleistung zu verweigern, daß es sich nicht majorisieren lasse. Kontroversen über einzelne Fragen lassen sich ausgleichen, durch sie erzeugte Verstimmungen heilen, aber die von Preußen als System aufgestellten Prinzipien drängen auch Oesterreichs Regierung und Volk zu dem Gedanken, die Freiheit der eignen Entschlüsse für alle Fälle zu wahren.

Diese Erörterungen führten zu neuen gereizten Diskussionen. Karolyi hielt deren Fortsetzung für schädlich und riet dringend nach Wien zu deren Einstellung. Die kaiserliche Regierung folgte diesem Rate, und anfangs März erreichte die theoretische Fehde nach zweimonatlicher Dauer ihr Ende.

Bei derselben Gelegenheit schrieb Karolyi an Rechberg, wie es für uns am wünschenswertesten wäre, wenn der Konflikt zwischen Regierung und Kammer in Preußen über die deutsche Frage ausbräche. Dies stand in Sicht, nachdem die betreffende Kommission des Abgeordnetenhauses den Deutschen Bund als nicht zu Recht bestehend erklärt hatte, und hätte unfehlbar eintreten müssen, wenn nicht die Regierung das Abgeordnetenhaus vor der Verhandlung der deutschen Frage aufgelöst hätte.

Die Neuwahlen hatten im Dezember stattgefunden, und wie bekannt, mit dem überwältigenden Siege der beiden liberalen Parteien, der radikalen fortschrittlichen und der gemäßigt liberalen, geendet. Obgleich die letztere dem Namen nach die ministerielle Partei war, so stand sie doch in der entscheidenden — nämlich der Armeefrage: dem die Wünsche der Krone vertretenden Ministerium, feindlich gegenüber. Die Aussicht auf Verständigung hielt Karolyi von Anfang an für eine geringe. Der Landtag wurde am 14. Januar eröffnet, und das Abgeordnetenhaus zog sofort die auswärtigen Fragen in den Kreis seiner Erörterungen. In allen, damals schwebenden Fragen, der deutschen Bundesreform,

[1]) Siehe S. 169.

Digitized by Google

der kurhessischen, der italienischen Frage, ging die herrschende Majorität viel weiter als die Regierung, verlangte die sofortige Anerkennung des neuen Königreiches, energische Schritte zur Wiederherstellung der Verfassung vom Jahre 1831 im Kurfürstentum und zur Aufrichtung des engern Bundes. In der Militärfrage wurde es aber immer klarer, daß ohne die Konzession der zweijährigen Dienstzeit die Mittel zur Aufrechthaltung der neuen Heeresorganisation nicht bewilligt werden würden, und als Herr v. Roon die erstere anfangs März endgültig verweigerte, brach die Krisis aus. Wie bekannt, geschah dies über den Hagenschen Antrag auf Spezialisierung des Budgets schon für das laufende Jahr. Am 10. März reichte das Ministerium infolge der Annahme dieses Antrages seine Demission ein, und tags darauf löste die Krone den Landtag auf. Krone und Land befanden sich sohin vor einer doppelten Krise, einer ministeriellen und einer parlamentarischen.[1])

Wenn auch Karolyis Rolle gegenüber diesen Vorgängen sich auf die eines aufmerksamen, objektiven Beobachters beschränkte, so stellte auch diese an seine Berichterstattung erhöhte Anforderungen. Interessant ist die Charakteristik, die er über die neuen Minister nach Wien meldete. Besonders günstig sprach er sich über Herrn v. Jagow aus, den er als einen hochgebildeten, begabten, ernsten und energischen Mann schilderte. Ueber Herrn v. Mühler schrieb er, daß er fromm, nicht aber, wie vielfach behauptet werde, pietistisch sei.

Karolyi hatte die Absicht gehabt, während der Wintersaison 1862 einige Wochen in Wien zuzubringen. Es gehört zu den Schattenseiten der diplomatischen Laufbahn, daß sie die ihr Angehörigen in manchen Beziehungen der Heimat entfremdet. Es liegt in der Natur der Sache, daß Missionschefs, namentlich auf vielbeschäftigten Posten, ihren Urlaub im Sommer nehmen, und dann je nach Umständen dieselben bei sich am Lande oder in Bädern zubringen. In die Hauptstädte ihres Landes kommen sie zur Zeit, wo die soziale und politische Welt dort versammelt ist, wenig oder gar nicht, und verlieren so den persönlichen Kontakt mit diesen Kreisen. Karolyi begann dies zu empfinden und hatte im Februar einen Urlaub erbeten und erhalten, dessen Antritt aber wegen der auf der Tagesordnung befindlichen wichtigen Fragen bis zum Mai aufgeschoben. Der Zufall wollte es, daß gerade während seiner kurzen Abwesenheit neue Komplikationen infolge der Wendung in der kurhessischen Frage eintraten.

[1]) Siehe hierüber Sybel Bd. II, S. 419 bis 427.

Digitized by Google

Ueber Radium und Thorium in der innern Medizin[1])

Von

Professor Carl v. Noorden

Die Entdeckung der radioaktiven Substanzen fällt in das gleiche Jahr wie die Entdeckung der Röntgenstrahlen. Damals (1895) fand Bequerel bei seinen Untersuchungen über die Natur der Röntgenstrahlen, daß die Salze des altbekannten Elementes Uran unsichtbare Strahlen aussenden, die der Luft elektrische Leitfähigkeit verleihen, die photographische Platte schwärzen und beim Anprall auf gewisse Substanzen Fluoreszenzerscheinungen auslösen. Aber erst nach Darstellung des bis dahin unbekannten Metalls Radium durch Mme. Curie erkannte man, welche Umwälzungen unsre Ansichten über den Aufbau, über das Werden und Vergehen der Materie durch die Entdeckung der radioaktiven Elemente erlitten.

Man hatte alle Elemente, z. B. das Gold, das Silber, die andern Metalle, den Sauerstoff, Wasserstoff usw., bis dahin für unveränderliche Einheiten gehalten, die sich zwar in mannigfachster Weise mit andern Elementen verbinden, ihre charakteristischen Eigenschaften aber niemals verlieren könnten. Gold blieb Gold, Blei blieb Blei von Uranfang an; die einmal vorhandene Gesamtmasse jedes Elementes war eine konstante Größe. Diese seit mehr als einem Jahrhundert gefestigte Meinung der Physiker und Chemiker herrschte nicht zu allen Zeiten. Ich erinnere an die bis in den Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts reichenden Bestrebungen der sog. Alchimisten, die minderwertige Metalle in Gold verwandeln wollten. Die Wege, die die Alchimisten gingen, das Suchen nach dem „Stein der Weisen", der die Umwandlung vollziehen sollte, waren phantastisch, und keine Brücke führt von ihnen zu den heutigen exakten Forschungen der Chemie. Aber die Umwandlung von Element zu Element ist heute für gewisse Stoffe tatsächlich erwiesen. In den Elementen der sog. Uranreihe, auf die ich noch näher einzugehen habe, vollzieht die Natur selbst die allmähliche Umwandlung des Radiums, das einstweilen den halbmillionenfachen Wert des Goldes hat, in gewöhnliches Blei — also einen Umwertungsprozeß, der dem von den Alchimisten angestrebten entgegengesetzt ist.

Die Erkenntnis, daß gewisse Elemente wandelbar sind, deckte zu gleicher Zeit auf, daß in ihnen gewaltige Kräfte schlummern, die nach bestimmten Gesetzen von ihnen abgegeben werden. Auch dies war neu; denn bis dahin glaubte man, daß die Elemente selbst energielos seien und daß nur der Vereinigungsprozeß mit andern Elementen Energie erzeuge. Ich erinnere an den gewöhnlichen Ver-

[1]) Vortrag, gehalten im „Deutschen Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien" in Stuttgart am 11. April 1913.

Digitized by Google

brennungsprozeß, die Wärme- und Lichtentwicklung bei der Verbindung von Kohle mit Sauerstoff.

Kaum hatte die physikalische Chemie jene wichtigsten Tatsachen festgelegt, als man erkannte, daß die neugefundenen Kräfte auch biologische Prozesse beeinflussen, und alsbald suchte sich die Therapie diese Eigenschaft nutzbar zu machen.

Die für die Biologie wichtigste Eigenschaft der radioaktiven Elemente ist, daß sie unter Abgabe einer sog. Strahlung in neue, wohlcharakterisierte Elemente mit geringerem Atomgewicht zerfallen. Man hat bisher drei Arten von sog. Strahlen kennen gelernt, die ihrer Natur nach untereinander völlig verschieden sind.

Die sog. Alphastrahlen sind Heliumatome. Sie besitzen eine positive elektrische Ladung.

Die sog. Betastrahlen sind Elektrone, d. h. die kleinsten körperlichen Einheiten der negativen Elektrizität.

Die sog. Gammastrahlen sind keine körperlichen Teilchen. Man deutet sie als einen dem Licht verwandten elektromagnetischen Schwingungsvorgang im Aether. Elektrische Ladung läßt sich an ihnen nicht nachweisen.

Die drei Strahlenarten werden von den einzelnen radioaktiven Substanzen in verschiedener Mischung und in verschiedener Menge ausgestoßen; von jeder Substanz aber in durchaus gesetzmäßiger Weise.

Dieser Vorgang bedeutet einen Zerfall des Elementes. Es bleibt ein ganz neues Element mit ganz andern Eigenschaften zurück. Auch dieses zerfällt wieder unter Strahlenabgabe usw., bis dann schließlich ein Element erreicht ist, das keine Strahlen mehr enthält und aussendet und vom Standpunkt der Radioaktivität gleichsam als tot zu bezeichnen ist.

Wie gesagt, ist die Geschwindigkeit, mit der die einzelnen Elemente zerfallen, äußerst verschieden. Als Maß der Geschwindigkeit des Zerfalls hat man die sog. Halbwertzeit gewählt, d. h. die Zeit, die vergeht, bis ein beliebiges Quantum eines radioaktiven Körpers unter Abgabe der charakteristischen Strahlung zur Hälfte in das nächstfolgende Element umgewandelt ist. Diese Zeiten variieren enorm, zwischen wenigen Sekunden und Milliarden von Jahren.

Man ersieht dies aus den folgenden Tabellen, die das Verhalten der beiden wichtigsten radioaktiven Elementengruppen, der Uran-Radiumgruppe und der Thoriumgruppe, kennzeichnen.

Die Uran-Radiumgruppe

Halbwertzeit	Element	Strahlen Radiumemanation
zirka 5000 Millionen Jahre	Uran	α
24,6 Tage	Uran-X	β, γ
1,5 Tage	Uran-Y	β
200000 Jahre	Jonium	α
1760 Jahre	Radium	α, β

Digitized by Google

Halbwertzeit	Element	Strahlen Radiumemanation
3,85 Tage	Radiumemanation (Gas)	α
3,0 Minuten	Radium-A	α
26,7 Minuten	Radium-B	β, γ
19,5 Minuten	Radium-C	α, β, γ
1,4 Minuten	Radium-C_1	β
16,5 Jahre	Radium-D	β
5 Tage	Radium-E	β
136 Tage	Radium-F (Polonium)	α
?	Blei	

Die Thoriumgruppe

Halbwertzeit	Element	Strahlen Radiumemanation
1000 Millionen Jahre	Thorium	α
5,5 Jahre	Mesothorium 1	—
6,2 Stunden	Mesothorium 2	β, γ
2,0 Jahre	Radiothor	α
3,65 Tage	Thorium-X	α, β
53 Sekunden	Thoriumemanation	α
0,14 Sekunden	Thorium-A	α
10,6 Stunden	Thorium-B	β
60,5 Minuten	Thorium-C	α, β
3,1 Minuten	Thorium-D	β, γ

Die radioaktiven Körper sind, wie schon bemerkt, Energieträger. Im Augenblick des Zerfalls entwickeln sie lebendige Kraft, die sich in Wärmeentwicklung, in Lichterscheinungen, in Elektrizität und in chemischer Beeinflussung der Umgebung äußert. Um eine Vorstellung von den gewaltigen Energiemengen zu geben, sei erwähnt, daß 1 Kubikzentimeter Knallgas bei der Explosion 2 Grammkalorien entwickelt, d. h. soviel Wärme, wie nötig ist, um 1 Gramm Wasser um 2 Grad Celsius zu erwärmen. 1 Kubikzentimeter Radiumemanation liefert dagegen bei ihrem vollständigen Zerfall etwa 20 Millionen Kalorien, also zehnmillionenmal mehr Energie als gleiche Mengen Knallgas.

Die mannigfachen Einwirkungen der radioaktiven Substanzen auf chemische Verbindungen und auf lebendes Gewebe beruhen auf jener Energieentwicklung. Die radioaktiven Substanzen wirken, indem sie zerfallen oder — man kann vielleicht besser sagen — im Augenblick ihrer Explosion, denn der Vorgang, der sich am einzelnen Molekül der radioaktiven Substanz vollzieht, ist in der Tat ein explosiver. Wenn wir nun eine radioaktive Substanz in den Körper bringen und wenn sich diese mittels des Blutstroms in den Geweben verteilt, so durchsetzen wir den Organismus mit Molekülen, die die Tendenz haben, nach einer gewissen — durch ihre Eigenart vorgeschriebenen — Zeit zu explodieren. Das

Digitized by Google

Wort Explosion darf nicht beunruhigen. Die einzelnen Atome sind unmeßbar klein, und so ist auch die vom einzelnen Atom ausgehende Energie unmeßbar klein und nur durch mathematische Berechnung zu werten. Immerhin schleudern die Atome der radioaktiven Substanzen bei ihrem Zerfall eine im Verhältnis zu ihrer Masse ungeheure Menge von Energie in die unmittelbare Umgebung. Wie das Wassermolekül, können andre, anorganische und organische Moleküle und Zellverbände zersprengt werden, und es kann nicht wundernehmen, daß manche Lebensäußerungen der Zellen, namentlich der besonders empfindlichen Nervensubstanz, dadurch wesentlich umgestimmt werden.

Bis jetzt haben wir nur sehr unvollständige Kenntnis von den Abänderungen der biochemischen Prozesse, die sich unter dem Einfluß der strahlenden Energie vollziehen. Doch wissen wir schon, daß die Wirkungen sich nicht über alle Gewebe gleichmäßig erstrecken. Am stärksten sind sie natürlich da, wo die radioaktive Substanz deponiert wird, z. B. auf der Haut oder bei Einspritzungen in der Umgebung des eingespritzten Materials, oder bei Trinkkuren im Magen und Darmkanal usw. Junge Zellen sind besonders empfindlich. Darauf beruhen die günstigen Wirkungen auf Geschwülste (Krebs usw.). Das junge, neugewucherte, krankhafte Gewebe geht durch die Strahlen zugrunde, während bei sachgemäßem Vorgehen das ältere, normale Gewebe erhalten bleibt. Ich gehe auf Anwendung des Radiums bei solchen, früher nur durch chirurgische Eingriffe heilbaren Krankheiten in diesem Vortrag nicht weiter ein, da ich keine persönliche Erfahrung darüber besitze. Ich will nur erwähnen, daß die betreffenden therapeutischen Versuche von der gesamten Aerzteschaft mit der gespanntesten Aufmerksamkeit verfolgt werden. An definitiven Heilerfolgen bei gewissen Formen oberflächlicher bösartiger Geschwülste ist gar nicht mehr zu zweifeln, und manche Mitteilungen — namentlich aus jüngster Zeit — eröffnen auch vielversprechende Ausblicke auf die Heilbarkeit von Geschwülsten innerer Organe durch radioaktive Therapie. Dem Laienpublikum, das natürlich gleichfalls diesen Fragen das lebhafteste Interesse entgegenbringt, kann mit einiger Sicherheit versprochen werden, daß die nächsten Jahre eine endgültige Entscheidung darüber bringen, inwieweit das Messer bei der Behandlung krebsartiger Bildungen ausgeschaltet werden kann. Einstweilen ist aber noch vor überstürztem Optimismus zu warnen, und die enthusiastischen Schilderungen unverantwortlicher Zeitungsreporter sollten nicht den meist sehr vorsichtig gehaltenen Mitteilungen wissenschaftlicher Forscher gleichgesetzt werden.

Wie in bezug auf das ältere Muttergewebe und das jüngere Geschwulstgewebe, machen sich auch nach Aufnahme radioaktiver Substanzen in den Kreislauf lokale, von der chemischen Natur der Gewebe abhängige Unterschiede der Wirkung geltend. Manche Gewebe nehmen die radioaktiven Substanzen begierig auf, andre lassen sie mit dem Blutstrom an sich vorbeiziehen. Mit besonderer Energie scheinen das blutbildende Knochenmark, die bindegewebigen Gelenkkapseln und einzelne Abschnitte des Nervensystems radioaktive Substanzen anzuziehen und festzuhalten. Diese besondere, sich automatisch vollziehende Verteilung der

Digitized by Google

radioaktiven Substanz im Körper ist natürlich auch für die Therapie von größter Bedeutung. Sie muß noch viel genauer erforscht werden, als es bisher geschehen konnte.

Der weitaus größte Teil der bei den Explosionen freiwerdenden Energie begleitet die sog. Alphastrahlen, also die elektrisch positiv geladenen Heliumatome, und die mächtigste Kraft, die bei den Explosionen in Wirksamkeit tritt, ist wahrscheinlich die Elektrizität. Nur wenige von der heute lebenden Generation können sich aus persönlicher Erfahrung noch des Siegeszuges erinnern, mit dem sich in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Elektrotherapie in die Medizin einführte. Was erwartete man damals nicht alles vom elektrischen Strom! Wenn auch inzwischen in Hunderten von Kliniken und Sanatorien und im Sprechzimmer von Tausenden von Aerzten das elektrische Instrumentarium eine wichtige Rolle spielt und nie zur Ruhe kommt, und wenn auch immer neue Apparate und Anwendungsformen der Elektrizität ältere Methoden zu verdrängen suchen, so ist doch die Bewertung der Elektrotherapie als eines spezifischen Heilmittels — selbst bei den eigentlichen Nervenkrankheiten — bei weitem nicht mehr so hoch wie früher. Man hat erkannt, daß ein gutes Teil suggestiver Wirkung dabei im Spiele ist und daß anderseits dem elektrischen Strom nur die Aufgabe und Bedeutung eines fein abstufbaren Hautreizes zukommt.

Bei andern Anwendungsformen der Elektrizität spielt die Umwandlung der elektrischen Energie in Wärme eine große Rolle; es gelingt damit, tief gelegene Organe auf wesentlich höhere Temperatur als ihre Umgebung zu bringen. Diese lokale Erwärmung und nicht die Elektrizität selbst vermittelt die Heilerfolge. Alles dies tut aber der therapeutischen Verwendbarkeit der Elektrizität keinen Abbruch, denn sowohl Suggestion wie Hautreize und lokale Erwärmung sind Kräfte, die sich als brauchbare Hilfsmittel des Arztes erweisen. Aber der Glaube an starke chemische Beeinflussung von Stoffwechselvorgängen im allgemeinen und am Nervensystem im besonderen, und die Meinung, daß es mittels der üblichen Methoden überhaupt möglich sei, starke elektrische Energiemengen in das Innere des Körpers hineinzutragen und dort am Orte der Wahl zur Kraftentfaltung zu bringen, mußte fallen. In der Tat bleibt der weitaus größte Teil der elektrischen Energie, welche von den üblichen Applikationsweisen wir auch wählen, an der Körperoberfläche. Jetzt erst sind uns in den radioaktiven Substanzen Mittel an die Hand gegeben, die Träger der elektrischen Energie im Innern des Körpers zu verteilen, und dort geraten die Säfte und die Zellen in das unmittelbare Bombardement elektrischer Atomexplosionen. Wir können daher die interne Therapie mit radioaktiven Substanzen auch als eine interne Elektrotherapie bezeichnen.

Nach diesen physikalischen Vorbemerkungen müssen wir uns mit der therapeutischen Verwendbarkeit der verschiedenen radioaktiven Substanzen beschäftigen. Wir messen die Wirkungskraft der Präparate nach elektrostatischen Einheiten. Da aber die Berechnung nach elektrostatischen Einheiten zu kleine Zahlen ergibt, wird in der Regel die gefundene Zahl mit 1000 multipliziert, und man erhält

Digitized by Google

dann die sog. Macheeinheit. Also 1000 Macheeinheiten = 1 elektrostatische Einheit. Bis vor kurzem herrschten ganz unerträgliche Zustände auf dem Radiummarkt. Zum Beispiel schwankte der Preis für je 100 Macheeinheiten bei sieben verschiedenen, als Badezusätze empfohlenen Präparaten zwischen zirka 1 Pfennig und 48 Mark, also eine Preisdifferenz von 1 : 4800. Erst in jüngster Zeit ist eine größere Gleichmäßigkeit erzielt, und zwar haben glücklicherweise die billigeren Preise sich den Markt erobert.

Von Spezialzwecken abgesehen, haben sich folgende radioaktive Substanzen praktisch-therapeutisch am besten bewährt:

1. Das Radium in Substanz und seine Salze, teils in fester Form, teils in Lösung.

2. Die Radiumemanation.

3. Lösung von Thorium-X.

Da es meine Absicht ist, mich im wesentlichen auf die Schilderung zu beschränken, welche Bedeutung die radioaktiven Substanzen für die Therapie innerer Krankheiten haben, kann ich über das metallische Radium und seine Salze kurz hinweggehen. Trotz seines langsamen Zerfalls — Halbwertzeit = 1760 Jahre — ist das Radium ein kräftiger Strahler. Man verwendet es hauptsächlich bei Hautkrankheiten und bei oberflächlich sitzenden Geschwülsten, teils bösartiger, teils gutartiger Natur. Die Strahlen dringen in die Haut ein und zerstören — wie schon erwähnt — das Geschwulstgewebe früher und stärker als die gesunden Teile, oft unter lebhafter entzündlicher Reaktion.

Hier nur noch einige Worte über die Anwendungsform. Dieselbe ist höchst mannigfaltig. Teils beschränkt man sich auf rein äußerliche Anwendung, indem Radium oder Radiumsalz in Kästchen oder Glocken untergebracht oder auf Platten verschiedenen Materials fein verteilt und fixiert wird. Diese „Radiumträger" werden dann den erkrankten Körperteilen aufgelegt und senden ihre Strahlen in das Gewebe. Nur bei ganz oberflächlichen Erkrankungen genügt dies. Um in die Tiefe zu wirken, versenkt man radiumhaltige Röhrchen oder Kapseln in die Geschwulst selbst.

Auch in der internen Medizin kann man die die Haut durchdringende elektrische Strahlung erfolgreich benützen, z. B. bei Neuralgien, die sich in oberflächlich gelegenen Nerven abspielen, bei rheumatischen Muskelschmerzen und namentlich auch bei chronischen schmerzhaften Gelenkleiden. Dazu werden die erkrankten Stellen mit Säckchen bedeckt, deren indifferenter Inhalt, wie Moor, Schlamm, Gelatine, Kleie usw., mit Radiumlösung imprägniert ist. Besonders kräftig und namentlich bei Gelenkleiden und Neuralgien wohl erprobt sind die mit Joachimsthaler Pechblenderückständen gefüllten Säckchen und Kompressen. Das sind die Rückstände, die übrigbleiben, nachdem das für die Farbenindustrie wichtige Uran aus der Pechblende abgeschieden ist. Aus 1 Kilogramm dieser Rückstände läßt sich 1 Milligramm Radium gewinnen, also 1 Teil Radium aus 1 Million Teilen des Erzes; in Wirklichkeit ist der Gehalt an radioaktiven Substanzen größer; aber man hat bei der chemischen Verarbeitung mit wesentlichen

Digitized by Google

Materialverlusten zu rechnen. Wenn man aus 1000 Kilogramm Pechblenderückständen je 1 Gramm Radium herstellen kann, so sehen wir, daß in den riesigen Erzlagern der Joachimsthaler Berge sehr viel Radium vorhanden sein muß. Nicht die Spärlichkeit des Vorkommens, sondern die enormen Kosten der Reindarstellung, die lange Zeit, die dieser Prozeß beansprucht, die das Angebot weit übersteigende Nachfrage und die Monopolisierung des Ausgangsmaterials sind die Ursache dafür, daß 1 Gramm Radium heute noch mit fast $^1/_2$ Million Mark bezahlt wird.

Die Erfolge, die mit den Pechblenderückständen im Joachimsthaler „Radiumkurhaus" erzielt wurden, sind höchst beachtenswert. Das wertvolle Präparat ist im Handel jetzt kaum noch erhältlich, da die sämtlichen Pechblenderückstände jetzt zur Reindarstellung des Radiums verwendet werden. Ich konnte zu Versuchszwecken noch rechtzeitig eine größere Menge mir verschaffen und kann den günstigen Berichten, die aus Joachimsthal kommen, nur beipflichten.

Auflegepräparate, nach Art der Joachimsthaler Säckchen, sind im Handel vielfach verbreitet. Wenn sie noch nicht die Wertschätzung gefunden haben, die sie verdienen, so liegt dies wohl daran, daß viele derselben wegen der enormen Preise des Materials doch allzu schwach mit Radium beschickt waren, um wirklich nützen zu können. Erst in neuerer Zeit sind wirklich starke Präparate erhältlich. Sie haben den großen Vorteil, ihre Kraft ungeschwächt zu bewahren. Erst in mehr als tausend Jahren sinkt ihr Energiewert auf die Hälfte.

Ueber den Wert der Radiuminjektionen für die interne Medizin kann man sich noch nicht abschließend äußern, da der hohe Radiumpreis bisher die Verwendung und Ausprobung hemmte. Man zieht sowohl für die Injektionen wie für die Trinkkuren jetzt die später zu erwähnenden Thoriumpräparate den Radiumsalzen vor.

Viel häufiger als Radiummetall und seine Salze wird in der internen Medizin die Radiumemanation verwendet. Die Emanation ist ein Gas, das allen Gesetzen der Gaslehre folgt. Es ist ein merkwürdiger Vorgang, der sich da abspielt. Das feste metallische Radium zerfällt restlos in zwei Gase: erstens das Helium, das weiterhin unverändert bleibt, und zweitens in die sog. Emanation. Indem sich die Emanation weiter zersetzt, wird einerseits ebenfalls Helium abgegeben, anderseits entstehen wieder feste Körper, und zwar in rascher Folge mehrere hintereinander, denen man die Namen Radium A-D gab; erst im Radium D treffen wir wieder ein Element, das sehr langsam zerfällt und dabei nur so wenige Strahlen abgibt, daß es für den Organismus ziemlich indifferent ist. Nach etwa siebzehn Jahren ist dann das Radium D nach Ueberschreiten mehrerer Zwischenstufen zur Hälfte in das inaktive gewöhnliche Blei verwandelt.

Die Emanation findet sich überall da, wo Radium vorkommt. Von besonderer Bedeutung ist nun, daß Wässer, die durch radiumhaltiges Gestein rieseln, sich bis zu einem Grade mit Emanation sättigen, der einerseits von der Masse des vorhandenen Radiums, anderseits von der Berührungsdauer abhängt.

Digitized by Google

Diesen Prozeß, den die Natur im großen vollzieht, ahmt man im kleinen nach, indem man Wasser über radioaktivem Material so lange stehen läßt, bis es den gewünschten Sättigungsgrad erreicht hat. Daß man dies in großer Vollkommenheit jetzt an jeder beliebigen Stelle tun kann, ist ein großer Vorteil; denn die Emanation ist schwer versendbar; sie hat nur eine kurze Lebensdauer, und ihre Lösungen haben schon nach vierundzwanzig Stunden, nachdem sie von der Mutterſubstanz abgehoben sind, ein Drittel des ursprünglichen Wertes eingebüßt.

Die Emanation ist bei weitem die älteste Form der therapeutischen Anwendung radioaktiver Substanzen. Lange, ehe wir von der Existenz radioaktiver Elemente etwas wußten, benutzten wir zu Heilzwecken Bäder, die reich an Emanation sind, und wir begrüßten ihre therapeutischen Leistungen, ohne zu wissen, worauf sie beruhten. Ich gebe hier eine tabellarische Zusammenstellung über einige Quellen, deren altberühmte Heilkraft wir — wenigstens teilweise — mit dem Emanationsgehalt in Zusammenhang bringen dürfen:

Ein Vollbad (200 Liter) enthält an Mache-Einheiten:

Landeck . . .	zirka	40 000
Gastein . . .	„	30 000
Baden-Baden .	„	25 000
Kreuznach . .	„	11 200
Nauheim . .	„	5 720
Münster a. St.	„	4 680
Pistyan . . .	„	4 680
Kudowa . . .	„	4 500
Soden i. T. .	„	4 400
Nenndorf . .	„	4 000

Zu diesen älteren gesellen sich in der Neuzeit vor allem die äußerst kräftigen Bäder von Joachimsthal in Böhmen, das durch seine hochwertigen, das uran- und radiumhaltige Pechblendegestein durchspülenden Wässer als Radiumbad in die erste Stelle gerückt ist. Das dortige, mit allen Hilfsmitteln der modernen Technik ausgestattete Radiumkurhaus garantiert einen Gehalt von 120 000 M.-E. im Vollbad (also vierfach Gastein). Noch erheblich stärker ist das Wasser des Joachimsthaler Barbarastollen (5600 M.-E. im Liter) und eine Quelle in Brambach i. V. (zirka 2000 M.-E. im Liter). Diese beiden Quellen sind aber für Badezwecke nicht ergiebig genug; sie werden einstweilen nur zu Trinkzwecken und zur Verstäubung in Inhalationsräumen benutzt.

Es ist bestritten worden, daß bei den Bädern von der Emanation — sei es durch die Haut, sei es durch Einatmung — genügende Mengen in den Körper gelangen. Doch entschieden sowohl neuere Untersuchungen wie die praktische Erfahrung zugunsten der Bäder. In den wichtigsten Radiumkurorten, Gastein, Joachimsthal, Kreuznach usw., verbindet man die Bäder mit Inhalations- und Trinkkuren, radioaktiven Umschlägen usw. Auch enthält die ganze Luft gewisse kleine

Digitized by Google

Emanationsmengen, ähnlich wie die Luft in der Umgebung von Salinen mit Salzpartikelchen imprägniert ist, die trotz ihrer geringen Menge eine therapeutisch brauchbare Wirkung entfalten.

Die wichtigsten Indikationen für solche kombinierte Behandlung in den Radiumkurorten sind bisher die verschiedensten chronisch-rheumatischen Erkrankungen, mögen sie nun die Nerven, die Muskeln oder die Gelenke betreffen, außerdem die eigentlich gichtischen, auf Harnsäureüberschuß oder Harnsäurestauung beruhenden Krankheitsfälle. Man machte ferner die Beobachtung, daß diese Kuren auf ältere Personen einen merkbar erfrischenden, gleichsam verjüngenden Einfluß ausüben.

Natürlich sind Radiumemanationsbäder und die damit verbundene sonstige radioaktive Therapie nicht die einzigen Hilfsmittel, die uns zur Bekämpfung der genannten Krankheiten zur Verfügung stehen. In sehr zahlreichen Fällen spricht die Diät das entscheidende Wort; in andern hängen die schmerzhaften Leiden von gewissen Grundkrankheiten ab, z. B. von Verdauungsstörungen, von Zuckerkrankheit usw., und es werden keine physikalischen Hilfsmittel, auch die Radiumbehandlung nicht, auf die Dauer helfen, wenn man das Grundübel nicht sachgemäß bekämpft. Anderseits muß auch betont werden, daß viele andre Heilquellen, die nicht radioaktiv sind, vor allem die Wildbäder und Solbäder, sich längst den wohlverdienten Ruhm sicherten, die gleichen Krankheitszustände günstig zu beeinflussen. Wir dürfen diese und andre Erfahrungen nicht einfach über Bord werfen, weil wir eine neue brauchbare therapeutische Kraft entdeckten. Es muß vielmehr Aufgabe der fortschreitenden Erfahrung sein, auszufinden, unter welchen besonderen Umständen diese oder jene Bäderart am zweckmäßigsten ist.

Radioaktive Bäder, die, wie gesagt, die älteste Form der radioaktiven Therapie darstellen, werden wohl noch auf lange Zeit im wesentlichen auf solche Kurorte beschränkt bleiben, wo wirklich hochwertige Quellen sie speisen. Theoretisch könnte man freilich überall, auch in der eignen Wohnung, den Bädern die gleiche Stärke wie in Gastein oder gar in Joachimsthal verleihen. Auch die Kosten würden heute kein wesentliches Hindernis mehr sein. Aber die praktische Erfahrung hat doch gelehrt, daß die Erfolge der häuslichen radioaktiven Bäderbehandlung weit hinter dem zurückbleiben, was in Kurorten tatsächlich geleistet wird.

Als Ersatz griff man zu einer zweiten Art der Einverleibung von Radiumemanation, nämlich zum Inhalationsverfahren. Die in Wasser gelöste gasige Emanation wird in geschlossenen, wohl abgedichteten Räumen (Emanatorien) zerstäubt und mit der Luft eingeatmet. Die Luft mit dem nötigen Sauerstoff zu versorgen und von der ausgeatmeten Kohlensäure zu befreien, macht technisch keine Schwierigkeiten. Die ursprünglichen Emanatorien, wie sie zuerst in Berlin errichtet wurden, waren viel zu schwach mit Emanation beschickt; sie enthielten nur zwei bis vier Macheeinheiten im Liter Luft. Es kann heute, wo wir mit dem Zehn- bis Zweihundertfachen dieser Größen zu arbeiten gewohnt sind, nicht wundernehmen, daß der anfängliche Enthusiasmus für die Emanatoriumbehandlung bald abflaute, weil die Erfolge doch nicht mit den vielen Un-

Digitized by Google

bequemlichkeiten in richtigem Verhältnis standen, die mit dem täglich mehrstündigen Aufenthalt in solchen engen, geschlossenen Räumen verbunden sind. Erst als die Arbeiten aus meiner Klinik zeigten, daß man den Emanationsgehalt der Kammern enorm verstärken müsse, um beachtenswerte Erfolge zu erzielen, hob sich das Vertrauen wieder, und jetzt besitzen manche Kurorte, Krankenhäuser, Sanatorien und sonstige Anstalten Emanatorien, die eine wirkliche und wesentliche Bereicherung der physikalisch-therapeutischen Hilfsmittel darstellen. Leider ist auf diesem Gebiete noch nicht alles so, wie es sein sollte, und ich halte es für notwendig, daß die Emanatorien von Zeit zu Zeit behördlich auf ein gewisses Mindestmaß von Emanation geprüft werden. Sonst ist gewissenlosem Unfug Tür und Tor geöffnet, und die Patienten können leicht in die Lage kommen, mehr suggestiv mit dem Namen Radium als mit Emanationsmengen behandelt zu werden, die oberhalb des Schwellenwertes der Wirksamkeit liegen. Wer mit Radiumemanation behandelt, müßte für die vollwertige Dosierung ebenso verantwortlich sein wie der Apotheker für die Zuteilung andrer Arzneistoffe.

Die Anwendungsbreite der wirklich zuverlässigen und hochwertigen Emanatorien ist ungefähr die gleiche wie die der Radiumkurorte mit ihren Bädern und dergleichen. Für die heimatliche Behandlung sind sie den radioaktiven Bädern sicher weit vorzuziehen. In der ärmeren Bevölkerung Wiens sind rheumatische Ischias und chronisch rheumatische Gelenkleiden ungewöhnlich stark verbreitet. Vielen derselben wurde unser klinisches, vom Staate mit unbegrenzten Emanationsmengen ausgestattetes und den Patienten kostenlos zur Verfügung stehendes Emanatorium zum Ausgangspunkt für Genesung und Wiederherstellung der Arbeitsfähigkeit. Freilich erreichte unser Emanationsverbrauch an den meisten Tagen den Marktwert von 500 bis 600 Kronen. Unsre Wiener Erfahrungen könnten zu dem Wunsche berechtigen, daß ähnlich starke Emanatorien, wie sie dort den klinischen und poliklinischen Patienten des Allgemeinen Krankenhauses — dank dem großen staatlichen Radiumvorrat — zur Verfügung stehen, auch anderswo in größerer Zahl als bisher errichtet werden. Das setzt ein sehr großes Anlagekapital und bedeutende Betriebskosten voraus. Angesichts dessen ist die bisherige Zurückhaltung wohl verständlich. Sie ist um so gerechtfertigter, als man zunächst abwarten muß, ob nicht alles das, was wir von der häuslichen Emanationsbehandlung erwarten, auch von der Thoriumtherapie geleistet werden kann.

Nach unserm vorläufigen Urteil freilich werden sich die wirklich starken Emanatorien eine berechtigte Sonderstellung in der zukünftigen Therapie erringen, während die schwächeren Emanatorien in absehbarer Zeit voraussichtlich wieder verschwinden, da die später zu erwähnenden Thoriumpräparate sie sicher vollwertig ersetzen. Gegen die mit schwachen und mittleren Emanationsmengen beschickten Emanatorien ist nämlich der Einwand zu erheben, daß die Masse der einverleibten elektrischen Energie doch nur gering ist, und vor allem, daß die Dauer ihres Aufenthaltes im Körper allzu kurz ist. Die Emanation ist, wie erwähnt, ein Gas; es verbreitet sich nach der Einatmung mit dem Blut durch

Digitized by Google

den Körper. Es verweilt dort, solange die Außenluft stärker mit ihm gesättigt ist als die Säfte des Körpers. Dies ist während des Aufenthalts in der Inhalationskammer der Fall. Wenn aber, nach längstens zwei Stunden, die Sitzung beendet ist und die Patienten begeben sich wieder in die freie Atmosphäre, diffundiert das Gas mit großer Geschwindigkeit wieder aus dem Blut durch die Lungen nach außen. Nach wenigen Viertelstunden ist nichts mehr von der Emanation im Körper vorhanden. Nur der Teil der Emanation kam zur Wirkung, der während der Verweildauer in der Kammer zerfiel und in die nachfolgenden radioaktiven Elemente umgewandelt wurde. Da die Emanation beinahe vier Tage braucht, um zur Hälfte zersetzt zu werden, ist es klar, daß in dem Zeitraum von zwei Stunden nur ein ganz kleiner Bruchteil ausgenützt werden kann, und daß es gewaltiger Konzentrationen bedarf, um diesen Wert zu einer achtbaren Größe zu gestalten.

In noch höherem Maße treffen diese Einwände die Trinkkuren mit Radiumemanation. Die in Wasser gelöste und getrunkene Emanation gelangt vom Magen aus sehr schnell in das Blut, aber wie aus einem Fasse mit offenem Ausfluß entströmt das Gas durch den das Blut lüftenden Atmungsprozeß der Lungen wieder in die Atmosphäre.

Wir sehen also, daß die Emanationstherapie, weil es sich um ein flüchtiges Gas handelt, mit ganz enormer Materialverschwendung arbeitet. Wir müssen uns eben vergegenwärtigen, daß nicht die Radiumemanation selbst ein Heilfaktor ist, sondern daß dieser ausschließlich in der Strahlenexplosion des Gases wurzelt und nach der schnellen Abdunstung des Gases aufhört.

Angesichts dieser Schwierigkeiten war es von der größten Bedeutung, als man in der Thoriumreihe einen Körper fand, der, mit mindestens gleicher radioaktiver Energie ausgestattet, viel länger im Körper verweilt als die Radiumemanation. Dies ist das Thorium-X. Es ist ein fester Körper, leicht lösliche Salze bildend. Selbst an Strahlen sehr reich, hat es Elemente im Gefolge, die alle ziemlich schnell zerfallen. Zunächst entsteht freilich auch ein Gas, die Thoriumemanation. Aber ihre Lebensdauer ist so kurz (Halbwertzeit nur 53 Sekunden), daß nur ganz wenig von ihr durch die Lungen abdunsten kann. In kürzester Zeit ist schon wieder ein fester Körper, das Thorium-A, daraus geworden, der natürlich nicht durch die Lungen entweichen kann. Die weitaus überwiegende Menge des Thoriums wird durch Darm und Nieren ausgeschieden, aber so langsam, daß die meisten der durch Trinken oder subkutane Injektion einverleibten Moleküle im Körper selbst alle Phasen durchmachen bis zur Erreichung eines letzten, nicht mehr radioaktiven Produkts, dessen Natur einstweilen noch unbekannt ist. Es sind also mindestens fünf elektrische Atomexplosionen, die sich an jedem einzelnen Thorium-X-Molekül im Körper vollziehen. Die für therapeutische Zwecke in Betracht kommenden Mengen sind unwägbar klein, so daß die Abmessung nicht nach Gewicht, sondern nach Kraftäußerungen, d. h. nach elektrostatischen Einheiten erfolgt, ebenso wie bei der Radiumemanation.

Das Indikationsgebiet des Thorium-X ist zunächst das gleiche wie das der

Digitized by Google

Radiumemanationsbäder, der Radiumemanatorien und der Radiumkompressen. Es können also die verschiedensten rheumatischen und gichtischen und neuralgischen Erkrankungen mit Aussicht auf Erfolg mittels Thorium-X behandelt werden. Auf Grund einer sehr breiten Erfahrung haben wir aber den vorläufigen Eindruck gewonnen, daß für gewisse Formen der rheumatischen Leiden sich das Thorium weniger gut eignet als Radiumemanation und Badkuren nach Joachimsthaler Muster, obwohl zweifellos die Wirkung im Prinzip die gleiche ist. Die Unterschiede der Wirkung sind empirisch noch genauer festzustellen, als es bisher möglich war. Sie beruhen wahrscheinlich darauf, daß die Radium- und die Thoriumpräparate doch mit recht verschiedener Geschwindigkeit und höchst verschiedener Energie im Körper zerfallen. Auch ist in Betracht zu ziehen, daß wir mit Radiumemanation, in welcher Form auch immer wir sie anwenden, ebenso mit Radiumkompressen, den Organismus nur vorübergehend den Wirkungen radioaktiver Atomexplosionen aussetzen, während bei täglicher Thoriumeinverleibung sich dieser Prozeß zu einem dauernden gestaltet. Es kann nicht wundernehmen, daß manche krankhafte Vorgänge auf die intermittierende Behandlung durch Radiumemanation, andre auf die Dauerbehandlung durch Thorium-X besser reagieren. Bestimmtere Angaben darüber zu machen wäre jetzt noch verfrüht.

Ein zweites, recht dankbares Gebiet für die Thorium-X-Therapie, und zwar für Trinkkuren, sind die Zustände von Ueberempfindlichkeit des Magens. Sie äußern sich teils in Schmerzen und andern lästigen Gefühlen, teils in abnormen Bewegungen, die zu Erbrechen führen können. Die Zustände gehören in das weite Gebiet der sog. nervösen Dyspepsie und sind oft viel hartnäckiger und schwerer zu vertreiben als echte Magenkrankheiten mit anatomischer Veränderung der Wände. Sie haben oft schwere Ernährungsstörungen im Gefolge, weil die Patienten sich vor den Beschwerden fürchten, die die Nahrungsaufnahme auslöst, und zu wenig essen. Wir haben in den Thorium-X-Trinkkuren ein wertvolles Hilfsmittel zur Bekämpfung dieser Formen von nervöser Dyspepsie gefunden, das die Beschwerden wesentlich vermindert und die Durchführung diätetischer Kuren sehr erleichtert. Daß die äußere Galvanisation der Magengegend und die immerhin lästige Einführung stromtragender Sonden in den Magen bei nervösen Dyspepsien Nutzen bringt, ist lange bekannt. Wir dürfen annehmen, daß auch bei der Thoriumbehandlung die elektrische Beeinflussung des Nervensystems ausschlaggebend ist.

Als drittes Gebiet für die Thoriumbehandlung sind die Krankheiten des Blutes zu erwähnen. Die Berechtigung hierzu stützt sich auf folgende Tatsachen, die bekannt wurden, als man hochwertige Radiumemanation auf Gesunde einwirken ließ.

Es fiel auf, daß der Gehalt des Blutes an roten Blutkörperchen größer wurde. Von diesen Zellen finden sich normalerweise etwa fünf Millionen in einem Kubikmillimeter Blut. Bei den jungen Aerzten, die an meiner Klinik Selbstversuche über die Wirkung der Emanation auf den gesunden Organismus machten,

Digitized by Google

stieg nun allmählich die Zahl der roten Blutkörperchen an und zwar um den ansehnlichen Wert von 10 bis 20 Prozent. Sowohl an meiner Klinik wie auch andernorts wurde nun versucht, ob die gleiche Wirkung bei blutarmen Patienten zu erzielen sei, d. h. also bei Personen, deren Blutkörperchengehalt bedeutend vermindert war. Das Ergebnis enttäuschte. Wir sahen alsbald, daß es ganz zwecklos sei, die blutarmen und luftbedürftigen Patienten stundenlang in die engen Inhalationskammern einzusperren.

Seit etwa einem Jahr bot sich aber die Gelegenheit, diese Versuche mit dem inzwischen entdeckten Thorium-X wieder aufzunehmen, und zwar gleichzeitig an meiner Klinik und an der zweiten medizinischen Klinik in Berlin. Das Resultat war sofort ein andres. Nicht nur bei Gesunden, sondern auch bei Schweranämischen trat jetzt die Wirkung zutage. Mit besonderem Eifer wandte man sich der sog. perniziösen Anämie zu, einer Krankheit, bei der die Zahl der roten Blutkörperchen auf 20 oder gar 15 Prozent der Norm absinken kann und die entsprechend der Blutverschlechterung mit enormem Kräfteverfall einhergeht. Die ersten Mitteilungen lauteten geradezu überraschend. Es gehört zwar zur Natur dieser Krankheit, daß sie mit starken Schwankungen verläuft. Es schieben sich oft monatelange Besserungen und scheinbare Stillstände in ihren Verlauf ein, und auch schon früher waren wir nicht ganz machtlos, solche erfreulichen Wendungen durch geeignete Maßnahmen herbeizuführen, ohne aber den schließlichen ungünstigen Ausgang verhüten zu können. Die schnelle Wiederherstellung einer befriedigenden Blutmischung war aber nie so schnell erfolgt wie in jenen Fällen, die zuerst mit Thorium-X behandelt worden sind. Der Bericht über ihren Verlauf auf dem letzten Kongreß für innere Medizin machte berechtigtes Aufsehen, und weit über die ärztlichen Kreise hinaus reichte die Begeisterung.

Inzwischen hat man sich auch wieder der Radiumtherapie zugewandt — allerdings nicht der Inhalation von Radiumgas, die ja gänzlich versagt hatte, sondern der Einspritzung von Radiumsalzen in das Blut. Die Resultate, die wir erhielten, waren eher noch besser als die mit Thorium. Aber die Zahl dieser Beobachtungen ist angesichts der mit dieser Behandlung verbundenen enormen Kosten noch sehr spärlich. Die weitaus größere Zahl der Fälle wurde mit Thorium behandelt.

Haben sich nun die durch die ersten Erfolge wachgerufenen Hoffnungen erfüllt? Ein endgültiges Urteil abzugeben ist noch zu früh. Die neue Behandlungsmethode ist erst ein Jahr alt. Kaum ein halbes Dutzend Aerzte waren bisher in der Lage, Versuche mit Thorium anzustellen, da die Fabrik, die das Thorium-X nach patentiertem Verfahren anfertigt, klug genug war, es noch nicht zu allgemeiner Verwendung freizugeben, ehe es genügend durchgeprobt ist. Ich erwähnte schon, daß bei der perniziösen Anämie auch ohne unser Zutun öfters vorübergehende, aber immerhin viele Monate dauernde Besserungen vorkommen. Angesichts der kurzen Zeit können wir daher bei den günstigen Erfolgen die Mitwirkung des Zufalls nicht ausschalten, und leider mußte inzwischen schon über manchen Versager berichtet werden.

Digitized by Google

Die Thoriumbehandlung der Blutkrankheiten ist auch keineswegs frei von allen Klippen, wie die in der Presse viel besprochenen Berliner Todesfälle lehren, die auf die Anfänge der Thoriumtherapie trübe Schatten warfen. Wir kennen heute ihre Ursachen und können sie, gestützt auf die inzwischen gewonnenen Erfahrungen, vermeiden. Bei der Thoriumbehandlung der Blutkrankheiten vereinigen sich zwei Wirkungen, eine nützliche und eine schädliche. Die nützliche äußert sich in der oben erwähnten günstigen Beeinflussung der blutbildenden Organe, die schädliche in einem Angriff auf die zirkulierenden Blutkörperchen. Die gesunden Blutkörperchen sind äußerst widerstandsfähig gegen Thorium; in den schweren Blutkrankheiten ist aber die Widerstandskraft der roten Blutkörperchen bedeutend vermindert, und jetzt kommt alles darauf an, ob die Besserung der Blutneubildung und die Versorgung des Bluts mit gesunden, kräftigen neuen Zellen rasch genug einsetzt, um die gleichzeitig eintretende Blutzerstörung wettzumachen bzw. zu überholen. Nach Kenntnis dieser Gefahrpunkte haben wir gelernt, sie zu vermeiden, und es sind üble Folgen der Thoriumbehandlung von Blutkrankheiten seit längerer Zeit nicht mehr vorgekommen.

Immerhin muß ich hier die Frage berühren, ob wir überhaupt berechtigt sind, definitive Heilerfolge von der Thoriumbehandlung bei den perniziösen Anämien zu erwarten. Dies könnte nur der Fall sein, wenn die arzneiliche Thoriumwirkung das Uebel an der Wurzel trifft. Dies stimmt aber nicht. Denn die primäre Störung ist das Zugrundegehen von zirkulierenden roten Blutkörperchen durch gewisse in das Blut übertretende, im Körper selbst entstehende Gifte. Es handelt sich um einen Prozeß, der in das Gebiet der sog. Autointoxikationen hineingehört. Um diesen Vorgang der Blutzerstörung wettzumachen, arbeiten die blutbildenden Organe, insbesondere das Knochenmark, mit fieberhafter Energie und erschöpfen sich allmählich durch die Ueberproduktion. Mit dem Thorium tragen wir nun einen kräftigen Reiz zur Blutneubildung in die blutbildenden Organe. Wir peitschen die erschöpften Organe gleichsam und erzielen dadurch eine vermehrte Kraftanstrengung, eine Besserung der Blutbeschaffenheit und meist auch Hebung der gesamten Kräfte. Aber es ist klar, daß eine Therapie — so wichtig und unter Umständen lebensrettend sie für den Augenblick auch sein kann — nur dann Dauererfolge zeitigen wird, wenn es gelingt, gleichzeitig die krankhaft gesteigerte Blutzerstörung zu hemmen. Das vermag die radioaktive Therapie sicher nicht. Dazu sind andre Maßnahmen nötig, die teils auf diätetischen, teils auf andern Gebieten liegen. Auf diese komplizierten Fragen kann ich hier aber nicht näher eingehen.

Sehr viel günstiger stehen die Aussichten der radioaktiven Therapie bei jenen zahlreichen Fällen von Blutarmut, wo die Ursache der Anämie nicht in vermehrter Blutzerstörung, sondern in schlechter Blutneubildung bestehen. Dahin gehört vor allem die verbreitetste und bekannteste Blutkrankheit, die gewöhnliche Bleichsucht, aber auch viele andre Formen chronischer Blutarmut. Wir wissen, daß bei diesen Krankheiten alles, was die Blutneubildung anregt, günstig und eventuell heilend wirkt. Luft- und Lichtwirkung, diätetische Maßnahmen sind an

Digitized by Google

erster Stelle zu erwähnen. Unter den Medikamenten spielt das Eisen die vornehmste Rolle, dessen ausschlaggebende Wirkung zuerst der berühmte Tübinger Kliniker Niemeyer richtig erkannte. Mit Unrecht sucht man es jetzt vielfach durch das Arsen zu verdrängen. Da man in der Regel mit den bisher bekannten Methoden völlig ausreicht, wird man nur bei ihrem Versagen an die radioaktive Therapie appellieren. Solche Versager kommen aber doch recht häufig vor, und wie es mir nach den eignen, freilich noch nicht abgeschlossenen Beobachtungen scheint, bietet sich uns in dem Thorium-X wirklich ein Mittel dar, das in schweren Fällen von Bleichsucht usw. die die Blutneubildung fördernde Wirkung von Eisen und Arsen überragt und in der Zukunft vielleicht eine große Bedeutung für die Bekämpfung jener Zustände erlangen wird.

Eine andre Wirkung als auf die roten Blutkörperchen haben die radioaktiven Substanzen auf die sog. weißen Zellen des Blutes. Von ihnen finden sich normalerweise nur etwa 7000 bis 9000 im Kubikmillimeter des strömenden Blutes. Radioaktive Substanzen vermindern sie. Schon beim Gesunden ist dies zu konstatieren, ganz auffallend aber bei jenen krankhaften Zuständen, die mit einer Ueberproduktion der weißen Zellen einhergehen und mit dem Namen Leukämie bezeichnet werden. Bedeutende Schwellungen der Milz, der Lymphdrüsen, Wucherungen im Knochenmark begleiten sie. Die Zahl der weißen Zellen kann bei den leukämischen Prozessen um das hundert- bis zweihundertfache ansteigen, also auf ein bis zwei Millionen Zellen im Kubikmillimeter, und sogar darüber hinaus.

Mit Radiumemanation erreicht man hier nichts; aber wie zuerst die aus meiner Klinik veröffentlichten Fälle zeigten, ist die Wirkung von Thorium oft eine erstaunliche. Schon nach wenigen Tagen setzt eine schnelle Verminderung der weißen Zellen ein, die Schwellungen von Milz und Lymphdrüsen gehen rasch zurück, und in kurzer Zeit kann das mikroskopische Blutbild völlig normal geworden sein. Wir stehen da vor einer Erscheinung, die in der Behandlung der Leukämien nicht unbekannt war. Denn das gleiche wird auch durch die Röntgenbestrahlung erreicht. Wir wissen das seit etwa zehn Jahren, und es ist keine Frage, daß seit dieser Zeit die Behandlung der Leukämien eine viel erfreulichere geworden ist, wenn man auch fast stets auf Rückfälle gefaßt sein muß. Die Leukämie erstreckt sich ganz gewöhnlich über fünf bis zehn Jahre hin, manchmal noch länger, und es wird kaum einen Kliniker geben, der heute schon das Urteil wagen würde, daß die Röntgenbehandlung eine wahre Dauerheilung der Krankheit gewährleisten kann. Wird uns die Thoriumtherapie weiter führen? Wir müssen die Beantwortung der Frage der Zukunft überlassen und können uns einstweilen nur darüber freuen, daß wir in dieser Therapie ein neues und mächtiges Rüstzeug zur Behandlung der Leukämie entdeckten.

Wenn ich versuchte, über das Wesen und die Verwendungsmöglichkeiten der radioaktiven Therapie für die innere Medizin eine Vorstellung zu geben, ist es zugleich meine Pflicht, vor übertriebenem Enthusiasmus zu warnen. Man ist anfangs immer geneigt, neue Behandlungsmethoden zu überschätzen.

Digitized by Google

Wir Aerzte sind von dieser allgemein menschlichen Eigenschaft ebensowenig frei wie des hilfesuchende Publikum. Bei einer Methode, die mit unsichtbaren, nur feinen physikalischen Messungen zugänglichen Kräften arbeitet, trübt nur gar zu leicht ein gewisses mystisches Empfinden die Klarheit des Urteils. Daß die ersten Anfänge der radioaktiven Therapie damit belastet waren, ist unleugbar. Gar vieles, was man im Anfang von den gewaltigen biochemischen Einwirkungen der Emanationstherapie erwartet und behauptet hatte, mußte wieder zurückgenommen werden. Wenn daraufhin in der allgemeinen Wertschätzung der radioaktiven Therapie eine rückläufige Welle einsetzte, so schadet das nichts. In der radioaktiven Therapie steckt zweifellos so viel Gutes, daß sie sicher geläutert und vervollkommnet und als Siegerin aus dem Streit der Meinungen hervorgehen wird. Es könnte der jungen Methode nur schaden, wenn sie als ein Allheilmittel betrachtet würde und wenn man alte, bewährte Heilverfahren über ihr vergäße. Ueberall da, wo sie bisher sichere Erfolge brachte — das viele Unsichere habe ich gar nicht berührt —, also bei chronisch rheumatischen und gichtischen Leiden, bei nervösen Erkrankungen des Magens, bei gewissen Blutkrankheiten, sind wir auch im Besitze andrer erprobter Methoden. Nichts wäre verkehrter, als diese über Bord zu werfen und das Neue als des Alten Feind zu betrachten. Wir stehen jetzt erst im Anfang der radioaktiven Therapie, und viele gewissenhafte und kritische Arbeit muß noch getan werden, bis sie zu einem handlichen und vertrauten Werkzeug wird, und bis wir genau wissen, wann wir uns ihrer mit größerem Vorteil als andrer Methoden bedienen. Einstweilen sind wir über das Stadium des Ausprobens und des Lernens noch nicht hinaus.

Briefe des Generalfeldmarschalls Freiherrn Edwin v. Manteuffel an seinen Sohn Hans Karl

Vorbemerkung

Die Verdienste und Taten Edwins v. Manteuffel als General, Heerführer und Staatsmann gehören der Geschichte an. Während heute fast allen Paladinen Wilhelms des Großen biographische Denkmäler gesetzt sind, muß es angesichts der in jeder Hinsicht so markanten Persönlichkeit Manteuffels auffallen, daß noch keine Feder den allerdings nicht leichten Versuch seiner Lebensbeschreibung gewagt hat. Neben manchen andern Gründen hierfür ist sicherlich die Tatsache nicht ohne Einfluß gewesen, daß sein Charakterbild, durch der Parteien Haß und Gunst schon zu seinen Lebzeiten verwirrt, noch heute in der geschichtlichen Beurteilung schwankt. Darum möge die in den nachfolgenden Blättern gebotene Auslese aus Briefen an seinen ältesten Sohn Hans Karl als ein urkundlicher Beitrag zur gerechten Würdigung des vielverkannten und angefeindeten Menschen dienen.

Digitized by Google

Ueber seinen Sohn Hans Karl seien folgende kurze Notizen vorausgeschickt. Geboren am 26. September 1846 in Berlin, genoß er seine Erziehung im elterlichen Hause und auf der Klosterschule in Roßleben, trat am 9. Mai 1866 als Dreijährig-Freiwilliger im Leibgrenadierregiment ein, nahm am böhmischen Feldzug teil, wurde im Oktober 1866 Offizier und am 8. Mai 1869 in das Erste Garderegiment zu Fuß versetzt. In der Schlacht bei St. Privat erlitt er eine schwere Verwundung, deren Folgen ihn als Hauptmann zum Ausscheiden aus dem aktiven Dienst zwangen. Er starb vier Jahre vor dem Vater, am 2. Juni 1881.

Gastein, 29. Juli 1860.

Lieber Hans Karl!

... Du mußt nicht fragen, gleich als wenn Du es als etwas Gutes betrachten würdest, ob ich in Baden[1]) einen Orden vom Kaiser Napoleon bekommen hätte. Für einen Soldaten ist ein Friedensorden schon immer etwas Unnatürliches und daher nicht etwas Wünschenswertes, man kann aber, wenn man in gewissen Stellungen ist, solche Verzierungen nicht immer vermeiden, und deshalb muß ich auch welche tragen. Aber noch etwas ganz andres würde ein französischer Orden sein. Frankreich ist der Nationalfeind, und ist vorübergehend Friede, so hat unsereiner das immer nur als einen Waffenstillstand zu betrachten. Nun aber genug über Orden. Die französischen Generale haben mir gut gefallen. Die Franzosen sind gute Soldaten, und deshalb gibt es viel Ehre und Ruhm, wenn man sie schlägt ...

*

Gastein, 24. August 1862.

Lieber Hans Karl!

... Ich warne Dich vor einer Gefahr, vor der, Deine Gefühle gerade nach dem Eindruck abzumessen, den das Handeln eines andern Dir gegenüber momentan auf Dich macht. Man muß sich in die Personen, mit denen man lebt, hineindenken und von *ihren* Gedanken, Auffassungen und Motiven aus ihre Handlungen beurteilen, nicht von sich allein von dem Eindruck aus, den sie hervorbringen. Isabellchen[2]) hat Dir weniger geschrieben im Laufe des Winters, als Du gewünscht, hat durch eine Zufälligkeit Dir nicht zum Einsegnungstage selbst geschrieben. Das hat Dir weh getan, und ohne zu prüfen, ob dies Mangel an Liebe von ihrer Seite gewesen, bist Du selbst weniger freundlich und aufmerksam geworden. Wahre Liebe hat Geduld mit den Schwächen andrer.

Wegen Deiner Versetzung habe ich auch an den Herrn Direktor geschrieben. Ich freue mich, wenn Du Deines Fleißes und Deiner Kenntnisse wegen nach Sekunda kommst; ich lege gar keinen Wert darauf, im Gegenteil, ich würde es nicht gerne sehen, wenn Du aus Rücksicht auf Bitten Deiner Mutter, was man

---

[1]) Der Prinzregent von Preußen, in dessen Gefolge General v. Manteuffel sich befand, hatte im Juli 1860 in Baden eine Begegnung mit Napoleon III.

[2]) Tochter des Generals v. Manteuffel.

Digitized by Google

so sagt mit Hängen und Würgen, versetzt würdest. Deine Mitschüler müssen sagen, er hat die Versetzung verdient, sonst ist sie Dir nur nachteilig und mir schmerzlich. Denn ich will, daß meine Söhne ihr Fortkommen in der Welt nur ihrem inneren Wert verdanken ... Sei fleißig, konzentriere die Gedanken, habe Willenskraft und habe immer den lieben Gott vor Augen und im Herzen ...

*

Berlin, 21. Oktober 1862.

Deinen Brief vom Krönungstage und vom 19. d. M. habe ich gestern abend erhalten. Ich bin heute nacht oft darüber aufgewacht und habe den lieben Gott gebeten, mir zu verleihen, so zu antworten, daß Du von der Richtigkeit meiner Entscheidung überzeugt wirst und Ruhe und Frieden in Dein Gemüt bekommst. Ich kann mich nicht damit einverstanden erklären, daß Du jetzt von Roßleben abgehst, und würde dies als ein Unglück für Deine Zukunft ansehen, und Deine Mama und mich würde ein solcher Schritt sehr betrüben. Wir sind beide jetzt schon traurig, da wir Dich in Kampf und Zweifel wissen. Du hast mir aber einen klaren und durchdachten Brief geschrieben, und daß Du Deine Sache so logisch vorgetragen hast und daß Du Dich mit Recht offen und vertrauensvoll an Deine Eltern gewandt hast, hat mich wieder erfreut und gibt mir die Zuversicht, daß der liebe Gott Dir die Kraft geben wird, Dir durchzuhelfen und die ganze Sache zur Stählung und Stärkung Deines Charakters dienen zu lassen. Du hast recht, mein Sohn, daß Du die Wahrung des religiösen und moralischen Standpunktes höher stellst als alle wissenschaftlichen Kenntnisse. Denn nicht nur daß da oben der liebe Gott mit jenem abrechnet, sondern auch schon hier in dieser Welt, so ist und bleibt Charakterenergie und Charakterfestigkeit die Hauptsache für das Fort- und Vorwärtskommen, und Energie und Festigkeit basieren wieder vor allem auf dem religiösen und inneren Standpunkt, den man in seinem Herzen einnimmt. Um einen solchen aber wirklich einnehmen zu können, dazu gehört auch, daß man seine Pflichten, die die speziellen Verhältnisse, in denen man sich befindet, auferlegen, voll und ganz erfüllt. Deine Pflichten im Amt — denn gewissermaßen hat jedes Alter und jeder Stand ein Amt und hat also Amtspflichten —, Deine Pflichten bestehen jetzt vor allem darin, daß Du unbeirrt um rechts und links der moralisch tüchtigste und wissenschaftlich stärkste Tertianer zu werden strebst, um mit voller Reife Ostern nach Sekunda versetzt werden zu können. Daß Dir das unter den gegenwärtigen Verhältnissen, nachdem Du vielleicht durch mich veranlaßt, Dich der Hoffnung hingegeben hattest, versetzt zu werden, und nachdem Du es nun doch nicht worden bist und dagegen Deine Altersgenossen, die im ganzen oder einzelnen Dir vielleicht nicht vorstehen, nach Sekunda gekommen sind, schwerer wie je wird, glaube ich gern. Aber glaube mir, mein Kind, und traue hier meiner Erfahrung: das sind Uebergangsperioden, und die Zeit vergeht, und hast Du diese Zeit dann gut und tüchtig überstanden, so sind die Unannehmlichkeiten vergessen und alles ist ausgeglichen, und Du hast hinterher ein Selbstgefühl, das Dir reichlich Lohn gewährt und das Dir für alle Zukunft Selbstvertrauen, Willenskraft und

Digitized by Google

Charakterenergie stählt. Gehst Du aber der schweren und, da sie Deine persönlichen Gefühle verletzt, um so schwereren Prüfung aus dem Wege und verlässest die Schule, so bist Du dem ersten wirklichen Kampf, den Deine weltlichen Verhältnisse Dir bieten, ausgewichen, und wenn Du noch so fleißig dann arbeitest und noch so tüchtig lernst, so behältst Du doch für Dein ganzes Leben die Erinnerung, Du seiest einer Schwierigkeit aus dem Wege gegangen, weil Du Dir nicht die Kraft zugetraut, sie zu überwinden, und in Deinem Lebenslaufe bleibt stehen: Du habest die Schule verlassen, weil Du nicht hättest nach Sekunda versetzt werden können. Darum frischen Mut, mein Sohn, Kopf hoch und Kopf frei, in den Kampf hinein, und mit Gottes Hilfe siegreich hindurch!

Ich gehe jetzt noch auf einzelne Punkte Deines Briefes ein. Das Wichtigste im Briefe ist wohl, daß Du sagst, Du fühltest Deine Liebe und Ehrfurcht zum lieben Gott abnehmen. Ei, da mache es wie Doktor Martin Luther und wirf dem Teufel das Tintenfaß ins Gesicht und gib Dich Deinem Herrn und Gott ganz und völlig hin und bete in voller Innigkeit zu ihm und bete immer und immer wieder um Kraft und gehe alle Abende streng mit Dir ins Gericht! Diese Versuchungen, mein Kind, treten uns allen und denen, die dem lieben Gott sich hingeben, um so mehr nahe, denn gerade diese will der Teufel ihm abspenstig machen. Das Verlassen von Roßleben würde Dir hierin nichts helfen, denn überall und in allen Verhältnissen wirst Du solchen Anfechtungen ausgesetzt sein. Nicht in den Verhältnissen der Außenwelt, nur in seinem Innern findet man die Kraft, den Versuchungen zu widerstehen. Denn das Reich Gottes ist eben nicht von dieser Welt, und unsre ganze Aufgabe hinieden ist ja eben, daß wir in der Welt lebend und wirkend und fortwährend im Kampf mit dem Fürsten dieser Welt die Pflichten unsers Amtes erfüllen und uns das Reich Gottes im Innern bewahren. Dir nun, lieber Hans Karl, hilft Deine Mutter bitten und beten, und der Herr wird ihr Gebet und Flehen erhören. Außerdem aber hast Du ja gerade in Roßleben einen Beistand in solchen Anfechtungen und Versuchungen in dem trefflichen Prediger Burchardt, zu dem Du Vertrauen hast und der Dich liebhat. Oeffne ihm Dein Herz, wenn Du allein nicht fertig wirst und zur Klarheit kommen kannst.

Ein andrer Punkt ist, daß Du das Vertrauen zu Deinen Lehrern verlierst. Ich glaube, mein Sohn, Du kannst doch nicht vollständig über ihre Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit urteilen, denn Du kannst nicht alle die Gründe, welche sie zu ihrem Handeln bewegen, übersehen. Wenn Du zum Beispiel glaubst, es sei Dir vis-à-vis eines andern Unrecht geschehen, indem dieser versetzt, Du aber in Tertia geblieben seiest, so kann die Sache doch auch ganz anders liegen, und können Deine Lehrer, die Deinen Wert doch vollkommen anerkennen, die Sache auffassen wie ich. Sieh einmal, ich leugne es nicht, ich würde mich freuen, wenn Du in der Klasse, anstatt Deinem Alter nach zurück zu sein, Deinen Mitschülern vorgekommen wärest, aber wenn ich gefragt werde, was mir lieber ist und wofür ich dem lieben Gott dankbar bin, daß Du bist, wie Du bist, oder daß Du moralisch leicht, dagegen wissenschaftlich ausgezeichnet wärest, ich wähle

Digitized by Google

das erstere. Ich denke mir, Deine Lehrer haben Dich gerade nicht versetzt, weil sie Dich Deiner Treue wegen besonders liebhaben und wissen, daß, wenn Du dieses Halbjahr mit dieser Treue fortarbeitest, es Dir reicheren Nutzen bringen wird. Es mag nun Deine Nichtversetzung auf Deinen Ausspruch ohne Einfluß gewesen sein, und Du magst eine Menge andrer spezieller Fälle wissen, die Dich dazu veranlaßt haben, so bleibt es in Deiner Lage oder, wenn ich den Satz allgemeiner fasse, so bleibt es für den Untergebenen immer sehr schwer, aus einzelnen Fällen, bei deren Behandlung ihm die Motive seiner Vorgesetzten unbekannt sind, über Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit zu urteilen. Deine Lehrer sind heute Deine Vorgesetzten. Gib Dir Mühe, Dein gutes Verhältnis zu ihnen zu bewahren, und laß durch mißtrauische Kombinationen nichts Fremdes hineinkommen. Nach allem, was ich von Deinen Lehrern weiß, haben sie Dich lieb und setzen Vertrauen in Deinen Charakter und haben gute Hoffnung auf Deine Fortbildung.

Ein andrer Punkt ist, daß Du Dich isoliert fühlst, keinen Freund hast. Mein Kind, mir ist es bis zu meinem zwanzigsten Jahre eigentlich ebenso ergangen. In der Einsamkeit, im Denken über sich selbst, auf einsamen Spaziergängen bilden sich die Charaktere, nicht im Trubel der Welt und in der Geselligkeit. Nur das ist die Hauptsache, daß man dabei nie den Sonderling spielen, sich isolieren will, daß man sich nicht in eine Rolle hineindenkt und sich in dieser dann gefällt und sich für besser als die andern hält, daß man die Liebe für seine Mitmenschen im Herzen warm erhält, daß man strenge gegen sich, mild gegen alle andern in seinem Urteil ist. Ich weiß nicht, ich habe mich eigentlich gefreut, als Du mir sagtest, Du würdest dieses Halbjahr wohl viel allein spazierengehen, obgleich ich mir sagte, es würde Dir wohl ein bißchen schwer werden. Aber ich dachte eben, Du würdest da viel über Dich selbst nachdenken und an Dir selbst arbeiten können. Ich habe Vertrauen zu Dir, rechtfertige es, mein Sohn, und überwinde die Schwierigkeiten, indem Du Dir selbst treu bleibst und Dein eignes Ich bewahrst.

*

Gastein, 28. August 1863.

... Was nun die Einladung nach Frankfurt a. M.[1]) anlangt, so ist für unsereinen stets das Beste, daß man ohne viel zu grübeln festhält, der König müsse eben gewichtige Gründe für sein Handeln haben. Aber hier liegen sie doch auch ziemlich einfach auf der Hand. Habt ihr in Roßleben denn gar keine Geschichte, habt ihr niemals etwas gelesen von den Schlachten von Warschau, Fehrbellin, von einem Siebenjährigen Kriege, von all dem Blute, das geflossen ist, um Preußen eine selbständige Stellung zu erkämpfen, und nun soll es auf einmal tanzen, wie gepfiffen wird? Schon König Friedrich Wilhelm IV. sagte

[1]) Gemeint ist die vom Kaiser Franz Josef veranlaßte Zusammenkunft der deutschen Fürsten zum Fürstentag in Frankfurt a. M., an der teilzunehmen König Wilhelm I. bekanntlich ablehnte.

Digitized by Google

bei solchen Gelegenheiten: „Ich will nicht subaltern behandelt sein." Also vor allem halte Dich an das, was der König für das Richtige hält, und dann lerne nicht bloß Geschichte, sondern denke beim Lernen derselben und verarbeite die Bedeutung der einzelnen Tatsachen. Die preußische Nation hat den Ruhm ihrer Väter ererbt und muß die Erbschaft aufrechterhalten.

*

Lübbenau, 7. November 1863.

Mein Sohn!

Ich habe Deinen Brief vom 31. Oktober vorgestern abend hier vorgefunden. Du hast recht, sein Inhalt schmerzt und betrübt mich bis in den tiefsten Herzensgrund. Ich habe vielfach darüber hinweggesehen, daß Du in Deinen wissenschaftlichen Fortschritten hinter andern zurückbliebst, ich habe dem lieben Gott aber immer inbrünstig gedankt, daß Du das Vertrauen und die Liebe Deiner Lehrer genossest, daß sie mir sagten, Du seiest zuverlässig, auf Deine Führung könnten sie bauen. Das Vertrauen Deiner Lehrer wirst Du stark erschüttert haben, die Kontinuität Deiner Führung ist zerrissen. Die Konduite ist aber die Grundlage von unendlich vielem. Mir lebt es noch lebendig in meinem Gefühle, daß weiland König Friedrich Wilhelm III. mir 1838 ausgesprochen hat: „Weil Sie eine ausgezeichnete Konduite haben, habe ich Ihnen eine ganz besondere Stellung angewiesen."[1]) Es war der Lohn für elfjährige Konsequenz in meiner Führung im Gardedragonerregiment. Ich habe immer geträumt und gehofft, Du würdest in bezug auf Charakter, Willenskraft und Konduite meine Wege gehen! Kehre auf diese zurück, mein Sohn! Du bist von ihnen abgewichen, wie mir Dein Brief zeigt, in einer falschen Auffassung über das, was Du für Charakter hältst. Der Charakter besteht darin, daß man das, was man für das Rechte erkennt, unerschütterlich festhält. Die erste Aufgabe ist, das Rechte zu suchen, über dasselbe zum klaren Bewußtsein zu kommen. Die Gebote Gottes geben nun da den besten Anhalt. Die Erfüllung der Pflichten, welche jedem seine Stellung auferlegt, ist begründet in den Geboten Gottes. Deine nächste Pflicht ist nun mit, den Vorschriften der Behörde zu folgen, die Dir gesetzt ist. Das sind Deine Lehrer. Wenn Du deren Anordnungen nicht nachkommst, so fehlst Du gegen Deine Pflicht. Erinnere Dich, mein Sohn, wie ich Dir vor mehr als zwei Jahren auf Deine Frage, was Deine Ehre und deren Wahrung erfordere, schrieb: Es war die Erfüllung Deiner Pflichten vor allem. Treue Pflichterfüllung ist eine gute Ehrenbasis. Du bist von ihr abgewichen, weil Du Dich hast *verführen* lassen. Ich unterstreiche das Wort, obgleich Du sagst, Du seiest *nicht* verführt worden. Was ist denn aber Verführtwerden anders, als daß man sich durch irgendeinen äußeren Grund zu dem verleiten läßt, was im Widerspruch damit steht, was man bisher für das Rechte gehalten und wonach man bisher gehandelt hatte? Wenn Dich jemand auf-

[1]) Manteuffel war 1838 zum Adjutanten des Gouverneurs von Berlin, des Generals v. Müffling, ernannt worden.

Digitized by Google

fordert, etwas zu tun, was Du für Unrecht hältst und deshalb nicht tun willst, und wenn Du es dann, weil jener immer wieder auf die Sache zurückkommt und Dich bittet und die Sache Deiner Phantasie plausibel macht, es doch tust, so ist das eine grobe Verführung. Ein äußerer Einfluß hat Dich vermocht, von dem abzugehen, was Du für das Rechte erkannt. Ist es nun nicht dasselbe, wenn Du von Deinen Grundsätzen abweichst, weil jemand der Aufrechterhaltung derselben eine falsche Auslegung gibt? Deine Mitschüler deuten Dir an, Du handeltest aus Furcht vor Strafe, sie trauen Dir gar nicht zu, daß Du aus Charakterstärke Deiner Ueberzeugung, Deiner Ansicht treu bleibst. Der Gedanke, daß man Dir Furcht zutraut, geht Dir über alles. Ansicht, Ueberzeugung, Selbständigkeit opferst Du, nur um den Beweis zu führen, daß Du Dich nicht fürchtest. Es hat Dich also ein äußerer Grund zu einer Handlung verleitet, die mit Deinem früheren Handeln und mit Deiner Ansicht im Widerspruch stand. So bildet sich kein Charakter, mein Sohn. Du hast nicht den Mut gehabt, Deine innere Ueberzeugung einer falschen Meinung über die Motive Deines Handelns entgegenzustellen. Du hast aus Furcht, man könnte glauben, Du fürchtetest Dich, nachgegeben. Warum hast Du nicht den Mut gehabt, Deinen Mitschülern zu sagen: „Ich weiß, was ihr denkt. Das trifft mich nicht, denn ich handle aus Ueberzeugung, und keine Macht der Welt wird mich vermögen, etwas zu tun, was ich nicht für das Rechte halte. Ich fürchte mich nicht vor euch, und wer nur andeutet, daß er meinem Handeln unedle Motive unterzuschieben sich erdreistet, der komme her!" Glaub' mir, mein Sohn, Deine Mitschüler hätten dann gesagt: „Manteuffel ist doch ein Charakter." Jetzt aber sagen sie: „Na, Manteuffel haben wir doch dazu bekommen, daß er jetzt tut, was er früher nicht tun wollte." — Ein Charakter hält an seiner Ueberzeugung fest, bildet sich seine Grundsätze und handelt unbeirrt nach diesen, die Welt mag davon denken, was sie will. Die heutigen Tageshelden ordnen alles der sog. öffentlichen Meinung unter, ihr sind sie dienstbar, nicht den Geboten Gottes und den hiernach sich selbst gebildeten Grundsätzen. Die Stelle, die Du anführst, ist eine der bösesten, die es gibt: „Bei einem Verbrechen hat man Gott und Menschen zum Richter, beim Erscheinen als Tor nur die Menschen." Solche Stellen sich zur Richtschnur dienen zu lassen, ist nicht richtig, und Du zeigst kein gutes Urteil, wenn Du sie anführst. Du stellst dadurch die Meinung andrer über Dein eignes Bewußtsein, und dieses ist es doch allein, was den Mann unabhängig von allen irdischen Gewalten macht.

Sehr recht hast Du, wenn Du unzufrieden mit Dir bist, einen Tertianer in das Dorf geschickt zu haben, wenn dieses verboten ist. Erstens, weil, wie Du sagst, Du Dich nicht hast bezwingen können, dann, weil Du einem jüngeren Mitschüler ein schlechtes Beispiel gegeben hast. Wenn Du Deine alte Energie anwendest und wieder in die Bahn hineinspringst und sie mit Konsequenz verfolgst, welche Dir bisher zu meiner Freude das Vertrauen Deiner Lehrer erworben hatte, so daß ich Dich mit gutem Gewissen einst zu dem Leibgrenadierregiment geben kann, so wirst Du sehen, wie es vor allem zu dem preußischen

Digitized by Google

Offiziertum gehört, seinen Untergebenen ein Beispiel zu geben, das besonders mit darin besteht, selbst nichts zu tun, was man den Untergebenen zu tun verbietet.

Nun, mein Sohn, beherzige, was ich Dir geschrieben habe, ich schelte Dich nicht, ich sage Dir nur, wie es mein Herz betrübt hat, daß Du nicht die Charakterfestigkeit gezeigt, die ich so gern bei Dir gesichert wüßte. Prüfe Dich ernst, mein Sohn, vergleiche Deine heutigen Auffassungen über einzelne Fragen mit denen, die Du vor Jahr und Tag über dieselben gehabt, und prüfe sie dann ernst. Halte aber auch daran fest, daß Du die Offenheit gegen Deinen Vater bewahrst, Du magst getan haben, was Du willst, und wer Dir davon abredet, der ist Dein Feind! Und so segne Dich der liebe Gott.

*

Gastein, 16. September 1864.

Ich danke Dir herzlich für Deinen Brief vom 9. d. M. Der Brief, den Du mir geschrieben, nachdem Du zum zweitenmal bei Dr. Hauck gewesen warst, muß verloren gegangen sein, denn ich habe ihn nie erhalten. Daß Du ihn aber geschrieben, mein Sohn, glaube ich Dir, auch ohne daß Du speziell Dein Wort darauf gibst. Gewöhne Dir ja nicht die schlechte Eigenschaft der heutigen Zeit an, bei jeder Veranlassung das Wort zu geben. Das ist etwas Heiliges und darf nicht mißbraucht werden. Deine moralische Stellung mußt Du so zu nehmen wissen, daß man Dir unbedingt auf Dein einfaches Ja oder Nein glaubt. Ich tue das. Dann entschuldigst Du Dich gegen die Vermutung, daß Du Dr. Hauck veranlaßt habest, wegen Deines frühzeitigeren Eintritts Schritte zu tun. Wo, mein Kind, steht eine solche Anschuldigung in meinem Briefe an Dich? Ich traue Dir das nicht zu und habe die Zuversicht, daß Du Dich direkt und offen und wahr an mich wendest mit Deinen Wünschen und Plänen.

Nicht nur Dr. Hauck, sondern auch ich, Deine Mama und viele andre Leute haben seit langer Zeit etwas Schlaffes, Gedrücktes in Dir gefunden und die frühere Frische und Elastizität in Dir vermißt. Wir schoben es auf Deine Krankheit, das schnelle Wachstum. Dr. Hauck faßte es psychologisch auf und meinte, der Grund davon sei innere Ennui, Du littest darunter, daß Du noch auf der Schulbank sitzen müßtest, während Deines Herzens Sehnen nach dem Militärdienst ginge. Dr. Hauck meinte, dieser innere Zustand habe eine solche Höhe erreicht, daß er auf Dein körperliches Befinden influiere, und es sei daher am besten, wenn Du die Schule verließest und in Dein Regiment träteſt. Er übersieht dabei, daß Du dann sehr bald wieder zehn Monate lang unter sehr viel unangenehmeren Verhältnissen auf der Schulbank sitzen würdest, um in dieser langen Zeit zu lernen, was ich in drei Wochen gelernt, denn mehr Zeit habe ich zu meiner Vorbereitung zum Offiziereramen nicht gebraucht. Und Deine Mama empfand all Deine Kopfschmerzen mit und sah Dich schon der Last der Arbeit erliegen. Du weißt, wie lieb sie Dich hat. Sie schickte mir also den Hauckschen Brief, den er schrieb, als er Dich bei Deiner Rückkehr aus Tannen-

Digitized by Google

berg sah. Ich konnte Dr. Haucks Ansicht nicht beistimmen. Ich will einen starken Sohn und kein Milchsöhnchen, das in der Masse verschwindet. Ich schrieb also Deiner Mama, Du müßtest auf der Schule bleiben, und weil ich mich auf der andern Seite doch sehr in Deine Lage hineindenken kann — denn ich habe alle diese Kämpfe selbst durchgemacht und habe es teuer bezahlen müssen, daß ich ihnen erlegen war —, so schrieb ich Dir über die Hauckſche Propoſition, damit Du selbst zum klaren Bewußtsein und freien Entschluß kämest, und suchte Deine Moral zu heben. Das, mein lieber Sohn, ist der Hergang der Sache, die mich in meiner Kur gar sehr alteriert, denn Deine Zukunft, Dein inneres Leben, Dein gegenwärtiger Gesundheitszustand liegen mir doch tief im Herzen. Inzwischen hat Deine Mama mir zwei andre Briefe von Dr. Hauck geschickt, die an sie gerichtet, nachdem Du in Kösen zum zweitenmal bei ihm gewesen warst. Er bleibt bei seiner Ansicht und schiebt Dein Kopfleiden auf das innere Ennui, das Dich beherrsche, weil Du darunter littest, Lateinisch und Griechisch lernen zu müssen, was Dir zu Deiner Militärlaufbahn doch nicht notwendig sei. Auch diese beiden Briefe, mein Herzens-Hans-Karl, können meine Ansicht nicht umstoßen, und mein Hauptwunsch ist und meine Herzensfreude würde es sein, wenn Du hierin nicht nur aus pflichtschuldigem Gehorsam, sondern auch aus innerer Ueberzeugung mit mir übereinstimmtest und Deinen Schulkursus mit so rechter Lust, Liebe und Freudigkeit durchmachtest.

Sieh, mein Sohn, das ist ja alles nur Mittel zum Zweck. Seitdem ich in meinem Amte bin, kämpfe ich gegen die Verschärfung des Militäreramens, weil ich es für unrichtig halte, daß man Gelehrsamkeit von allen Offizieren verlangt. Die Hauptmasse der Offiziere wird immer nur in tüchtigen Frontoffizieren bestehen können, und dazu ist die wissenschaftliche Bildung nicht in so hohem Grade erforderlich. Zur Formierung von ausgezeichneten Charakteren ist sie es aber, und nichts ist dazu notwendiger als gerade das Studium der lateinischen und griechischen Klassiker, woran sich dann das Studium der Geschichte und der Charaktere des Altertums von selbst knüpft. Glaube mir, daß das, was Du jetzt in der Schule lernst, d. h. nicht das, was Du auswendig lernst, sondern was Du verdaust — und verdauen kann man das zu Lernende nur, wenn man es mit Lust und Liebe und voller Energie lernt —, Dir reiche Früchte in Deiner späteren Militärlaufbahn tragen wird. Den Gesichtspunkt halte immer fest, daß Deine Schullaufbahn ja nur Vorbereitung zu Deiner Militärlaufbahn ist, daß, wenn Du wirklich vorbereitet in diese trittst, Du ein andrer Offizier sein und werden wirst, als wenn Du durch spezielle Abrichtung, sei es durch Privatunterricht oder durch die Kriegsschule, dazu gelangst. Wenn Du Dir das recht klar machst, so kann ich mir gar nicht anders denken, als daß Du mit derselben Freudigkeit jetzt den Homer und Ovid lesen wirst, mit der Du später Deinen Zug zu führen gedenkst. „Ich warte auf meine Zeit" war die Devise des schwarzen Douglas, wie die Leute sagen. Nimm Du sie auch an, sieh Dein jetziges Leben und Lernen als Mittel an, um Deiner Zeit, wenn sie kommt, gewachsen zu sein.

Digitized by Google

Glaube mir ferner, mein Sohn, es ist nicht richtig, wenn die Leute sagen, Du könntest nur langsam lernen, es würde Dir schwer. Du bist nicht ohne Anlagen und Geschick zum Lernen, das Arbeiten wird Dir nur schwer, weil Du nicht mit Leib und Seele dabei bist und es nur aus Pflicht und Gehorsam tust. Sprich Dein inneres „Ich will" und bitte den lieben Gott, daß er Dir Kraft verleiht, und Du wirst sehen, daß Du leisten kannst, was die andern leisten.

Und nun, mein Kind, Deine Kopfschmerzen! Werde nicht zu weichlich, Junge, und beschäftige Dich nicht zuviel mit Deiner lieben Person. Mein seliger Vater hat in seiner Jugend Kopf- und Zahnschmerzen gehabt, meine selige Mutter hat fortwährend an Migräne gelitten, ich habe bis zu meinem dreißigsten Jahre mit Kopfschmerzen zu tun gehabt. Wie oft habe ich mich wenn sie recht tüchtig waren, an Cäsar erinnert und nun erst mit rechter Energie gearbeitet. Läßt man solche chronischen Leiden erst Herr über sich werden, so ist man verloren; bemeistert man sie durch Willenskraft, so übt man Gewalt über seinen Körper aus und wird in künftigen Lebensverhältnissen Herr über ihn bleiben. Also, mein Sohn, hier glaube ich besserer Arzt als Dr. Hauck zu sein. Du hast ebensolche Kopfschmerzen in Deiner Entwicklungszeit, wie Dein Vater und Großvater sie auch gehabt haben.

*

Schloß Gottorp, 17. März 1866.

Lieber Hans Karl!

Ich schicke Dir hier einen Brief des Herrn Direktors. Ich kann es gar nicht aussprechen, wie ich mich gefreut hatte, als ich seinen Ausspruch über Dich las. Bald darauf kam Deine Mama mit einem inzwischen von Dir erhaltenen Brief. Das hat mich betrübt. Bist Du mein Sohn, der weiß, welchen Wert sein Vater auf die Ausbildung des Charakters legt? Das Unterbleiben einer gewünschten Ferienreise macht einen solchen Eindruck auf Dich, daß es Dich in dem Examen stört? Du bist so mit Deinem „Ich" beschäftigt, daß Du an Deine Mutter und deren Gefühle gar nicht denkst, Dich ihr als unglücklich darstellst. Glaubst Du denn nicht, daß es ihr schon schwer geworden ist, Dich diese Ferien nicht zu sehen, mußt Du ihr, anstatt ihr dieses durch freudiges Eingehen auf das Unabänderliche zu erleichtern, das Herz noch schwerer machen? Weißt Du nicht, daß sie ihre Augen schonen soll, und Du schreibst ihr Briefe, die sie weinen machen? Habe Charakter, mein Sohn, denke Dich in andre hinein, beurteile die Dinge nicht bloß von Deinen eignen Gefühlen aus. Glaubst Du denn nicht, daß es mir schwer wird, Edwinchen[1]) nicht selbst zu seinem Regiment zu bringen, glaubst Du nicht, daß es mir schwer geworden ist, nicht zu seiner Einsegnung zu gehen? Habe ich deshalb meinen Dienst vernachlässigt, bin ich deshalb unmutig geworden, klage ich dem Könige vor über die Opfer, die ich meinem Vatergefühl gebracht und bringe? Und nun, mein

[1]) Zweiter Sohn des Generals.

Digitized by Google

Sohn, glaubst Du wirklich, daß ich Dich und Job[1]) nicht lieber bei mir sähe, als Euch in Roßleben zu lassen während der Ferien? Ist es Vertrauen zu Deinem Vater, wenn Du nicht blind glaubst: Wenn er uns nicht kommen läßt, so müssen Gründe sein, die es ihm unmöglich machen? Ich will sie Dir diesmal sagen. Du weißt, daß ich kein Vermögen habe. Dennoch habe ich Dich wohl immer zu den Ferien kommen oder Reisen machen lassen. Ich habe mir das Geld dann mühselig wieder an meinen eignen Bedürfnissen abgeknapst. Jetzt liquidiere ich vorläufig meine Ausgaben, und euer Herkommen würde mir keinen Groschen kosten. Aber ich muß im Dienste des Königs, und um hier würdig zu repräsentieren,[2]) sehr viel Geld ausgeben, und es wird viel darüber gesprochen, daß meine Liquidationen sehr hoch gehen. Ich habe das Bewußtsein, daß ich dabei, was meine persönlichen Ausgaben anbelangt, sparsamer lebe, als ich es je getan. Um mir dies Bewußtsein zu bewahren, kann ich Euch auch jetzt die teure Reise bei der großen Entfernung nicht machen lassen. Willst Du mir nun, damit Du eine Freude hast, dieses Bewußtsein, das bei den vielen Anfeindungen, die ich habe, mir den inneren Frieden gibt, rauben? Willst Du deinen Vater dem bösen Leumund preisgeben, daß man sagt, er verausgabe das Geld des Staates, um sich und seinen Kindern Genuß zu schaffen? Ich denke nein, mein Sohn, und habe das Vertrauen zu Dir, daß Du jetzt die Sache mit meinen Augen ansehen wirst. Der liebe Gott segne und behüte Dich.

*

Berlin, 28. August 1866.[3])

Mein Sohn!

Ich danke dem lieben Gott, daß er Dich und Edwin beschützt und daß Ihr beide Euch tüchtig und gut geführt habt. Bleibt dabei. Dein Vorschlag zum Portepeefähnrich ist noch nicht hier eingegangen. Du hast nun das bittere Gefühl, daß Dir viele vorbeiavancieren. Laß Dich davon nicht umwerfen, es ist nicht Deine Schuld, und Du hast das innere Gefühl für Dich, Deine Pflicht erfüllt zu haben. Solche Dinge stärken den Charakter, wenn man sie richtig trägt und richtig in sich verarbeitet. Du darfst dadurch nicht bitter und nicht kleinmütig werden. Es gleicht sich das alles wieder auch in den äußeren Verhältnissen aus. Empfiehl mich Deinem Kommandeur und den Herren des Regiments, die sich meiner erinnern. Der liebe Gott segne Euch beide.

*

Schwarzburg, 28. Juli 1868.

Lieber Hans Karl!

Ich danke Dir herzlich für Deinen Brief vom 25. und 26. d. M. Gott sei Dank, daß Du bei der wirklich außergewöhnlichen Hitze wohl bist und

---

[1]) Dritter Sohn des Generals.

[2]) General v. Manteuffel war damals preußischer Statthalter in Schleswig.

[3]) Nach Beendigung des böhmischen Feldzugs, in dem Hans Karl v. Manteuffel als Dreijährig-Freiwilliger im Leib-Grenadierregiment besonders an dem Treffen von Gitschin teilgenommen hatte.

Digitized by Google

die Fatigen gut aushältst. Aber geh nur vorsichtig mit Deinem Körper bei der Hitze und den Fatigen um; es ist richtig, daß Du freie Zeit zum Schlafen benutzest, um die Kräfte zu restaurieren, auch halte ich für gut, daß man früh zum Kaffee vor dem Ausmarsch ein Stück kaltes Fleisch oder Schinken mit Brot ißt, damit der Magen etwas zu verdauen und so eine Beschäftigung hat, weil sonst dessen Nerven schlaff werden, was immer auf die Energie zurückwirkt. Die Hauptregel bleibt, bei so außergewöhnlichen Temperaturverhältnissen und dabei großen dienstlichen Fatigen einfach und regelmäßig essen und trinken, nichts darin übertreiben und außer dem Dienst in solchen Zeiten keine andern körperlichen oder gesellschaftlichen Anstrengungen vornehmen, sondern soviel wie möglich schlafen, aber dabei doch auch wieder etwas Ernstes zwischendurch treiben, denn man glaubt nicht, welche Rückwirkung eine Anspannung des Geistes auf den Körper hat. Hierin liegt auch das Geheimnis, die Leute bei solchen Fatigen und Temperaturverhältnissen richtig zu behandeln. Die geistige Anspannung muß erhalten werden, aber herausfühlen muß man, wie weit diese geht, und hiernach muß man wieder herausfühlen, wie lange diese dauern dürfen, um nicht nachteilig auf die beim Wiederbeginn des Dienstes immer zu fordernde geistige Anspannung zu wirken. Die Leute fühlen hier sehr richtig durch, ob ein Offizier das richtig handhabt. Gibt er ihnen zuviel nach, so halten sie ihn für schwach und der Respekt geht weg, nimmt er gar keine Rücksicht auf die Verhältnisse, so schwindet das Vertrauen zu seinem Wohlwollen und damit wieder der Respekt. Eins merke Dir: Es ist, daß Du recht in Deinen Gedanken festhältst, was Du jetzt als Leutnant, wo Du den Leuten näher stehst und als rein Gehorchender die Diensteinteilung schwerer empfindest als es der Anordnende tut, was Du da jetzt über die Art und Betreibung des Dienstes fühlst und denkst. Tust du das, so wirst Du später immer auf der geistigen Höhe stehen, daß Du den Dienstbetrieb nicht rein mechanisch und gewohnheitsmäßig, sondern mit Berücksichtigung aller Verhältnisse anordnen wirst. Ich habe in höheren Stellungen nie einen Befehl gegeben und habe dem König nie einen Vortrag zur Erlassung von Orders gehalten, ohne daß ich mir vorher vergegenwärtigt hatte, was ich wohl als Dragoner und als Leutnant usw. gesagt haben würde, wenn ich zu jener Zeit diesen Befehl oder diese Order erhalten hätte.

(Schluß folgt)

Digitized by Google

Die Türkei vor den beiden letzten Kriegen
1910/1911

(Auszüge aus den Aufzeichnungen und dem Tagebuch eines Diplomaten)

Neue Folge: Staatsmänner und Politiker. — Das Kabinett Hakki-Pascha. — Mahmud Schefket-Pascha

Der Türkei hat es nie an großen Staatsmännern gefehlt. Wenn die herrschende Rasse, die Osmanen, selbst keine hervorbringen konnte, so wußte sie sie unter den unterworfenen Völkern zu entdecken und sich ihrer Talente zu bedienen.

Ist die Türkei in diesem Punkt ihren Traditionen heute noch treu? Darauf läßt sich schwer antworten, denn unser Urteil über Zeitgenossen ist unzuverlässig. Bei allem Streben nach Objektivität sieht man sie nur zu leicht durch einen Schleier von Leidenschaften, Interessen, Gefühlen der Zuneigung oder Abneigung. Man ist immer in Gefahr, sie zu hoch oder zu niedrig einzuschätzen. Trotzdem werde ich mir wohl erlauben dürfen, von den ottomanischen Staatsmännern und Politikern zu erzählen, die ich in mehr oder minder regem Verkehr kennen gelernt habe. Die Zukunft wird entscheiden, ob sie bedeutend waren und auf der Höhe der Ereignisse standen.

*

Von Kiamil-Pascha habe ich schon gesprochen, indem ich eine Unterredung wiedergab, die ich mit ihm über die albanischen Angelegenheiten hatte. Aus Zypern gebürtig, erfreut sich dieser Nestor der lebenden türkischen Staatsmänner, trotzdem er die Achtzig längst überschritten hat, noch heute großer Rüstigkeit. Er gilt in seinem Vaterland als der Vertreter der englischen Einflüsse und Sympathien und eines gemäßigten, konservativ gerichteten Liberalismus. Er ist der erklärte Gegner der Gruppe Einheit und Fortschritt, die seine Feindschaft mit gründlichem Haß erwidert.

Sein Freimut und seine anti-absolutistische Gesinnung erregten mehrmals den Zorn Abd ul Hamids. Er ließ sich dadurch nicht abhalten, den Sultan vor den Gefahren und Unzuträglichkeiten des persönlichen Regiments, der Zentralisierung der Staatsgeschäfte im Jildis-Kiosk zu warnen. Zu wiederholten Malen drängte er ihn, der Hohen Pforte die Machtbefugnisse, die ihr zukommen, wieder anzuvertrauen, dem Reich moderne Einrichtungen zu geben, und namentlich auch die Verfassung wieder in Kraft treten zu lassen und das Parlament einzuberufen.

Er war also bei Anbruch der neuen Aera durchaus der rechte Mann für das Großwesirat, das er auch früher schon innegehabt hatte und nun im Dezember 1908 wieder antrat. Seine großen Erfahrungen, sein hohes Ansehen im Aus-

Digitized by Google

und Inland ließen ihn als die geeignetste, ja als die einzig berufene Persönlichkeit für die Leitung des Reiches erscheinen. Aber als strenger Anhänger des Autoritätsprinzips mußte er in Zwiespalt mit den Leuten von „Einheit und Fortschritt" geraten, die immer mehr die Allüren des Wohlfahrtsausschusses annahmen. Er wurde durch diese Partei, die in der Kammer die große Majorität hatte, gestürzt, weil er den Kriegs- und den Marineminister entlassen und erklärt hatte, er wolle durch diese Entlassung mit den Männern des Komitees brechen, zu dessen Schützlingen jene gehört hatten, und sich von der Diktatur, die sie sich über ihn anmaßten, befreien.

Kiamil blieb der berühmteste Staatsmann der heutigen Türkei. Aber er stand nun abseits der Ereignisse, unzufrieden, verbittert, sich verzehrend in ungestilltem, tatenlosem Ehrgeiz.[1])

Die Ehrenhaftigkeit und Vaterlandsliebe des Mannes sind so unbestritten wie seine Klugheit und Tatkraft. Getadelt wird die Schwäche, die er gegen seine Söhne gezeigt hat, besonders gegen Saïd, der, mit einem Sohne Abd ul Hamids erzogen, der kaiserlichen Gunst ein ebenso schnelles wie unverdientes Emporkommen in der Marine verdankte: er brachte es bis zum Vizeadmiral. Mit seltenen Geistesgaben und bemerkenswerter moderner Bildung ausgestattet, ist Saïd, Kiamils Sohn, als Politiker ein Reaktionär. Das Kriegsgericht entkleidete ihn all seiner Grade, und aus dem Saïd-Pascha wurde wieder ein Saïd-Efendi.[2])

*

Neben Kiamil gilt der nur wenig jüngere Saïd-Pascha, oder wie man ihn wegen seiner kleinen Statur familiär nennt: Kutschuk Saïd (der kleine Saïd) als einer der ersten Staatsmänner des Ottomanischen Reichs. Er ist sechs- oder achtmal Großwesir gewesen. An der Schule von Woolwich herangebildet, stand er nicht minder im Ruf des Anglophilen wie Kiamil; und als er einst, im Jahre 1895, in Ungnade gefallen war und für sein Leben fürchtete, suchte er Zuflucht in der englischen Botschaft. Doch soll er in den letzten Jahren auch deutschen Einflüssen zugänglich gewesen sein. Wohl möglich, daß er im Grunde nichts ist als ein gut patriotischer Türke, der sich, je nach den Umständen, derjenigen Macht zuwendet, von der er die meisten Vorteile für sein Vaterland erhofft.

Gleich Kiamil hatte Saïd gegen den Absolutismus Abd ul Hamids manchen Strauß zu bestehen. Wie jener wünschte er eine weniger persönliche Regierung herbei und riet zur Wiederaufnahme der Verfassung. Man verdankt diesen beiden Männern die Herstellung des konstitutionellen Regimes. Saïd ist jetzt Senats-

[1]) Er kehrte 1912 in die Macht zurück und wurde durch die Jungtürken des Komitees nach dem Handstreich, dem Nazim-Pascha zum Opfer fiel, aufs neue gestürzt.

[2]) Ein andrer Sohn Kiamils, Munif, war in das Komplott verwickelt, das die Ermordung Mahmud Schefkets zum Ziel hatte; er wurde jedoch vom Kriegsgericht freigesprochen.

Digitized by Google

präsident. Diese hohe Würde bringt ihn nur wenig in Berührung mit den Diplomaten. Er ist übrigens sowieso nicht sehr mitteilsamer Natur.[1])

*

Mukhtar-Pascha, der glänzende Soldat des Russisch-Türkischen Krieges von 1877/78, hat den Titel „Ghazi" = der Siegreiche. Wie Osman-Pascha in Plewna, bedeckte er sich mit Ruhm in Kars. Von Jugend auf beseelte ihn kriegerischer Ehrgeiz. Beim Verlassen der Kriegsschule wählte er die Devise: „Lorbeeren für meine Stirn oder Raben für meine Leiche." Rechtschaffen und loyal wie er ist, mußte er seinem furchtbaren Herrn mißfallen. Wegen seiner festen und unabhängigen Haltung gegenüber dem Sultan wurde er als ottomanischer Oberkommissar nach Aegypten geschickt, eine Art Verbannung, die lange Jahre über ihn verhängt blieb. Man sagt ihm Sympathie für Deutschland und dementsprechend Abneigung gegen England nach. Man hat ihn sogar einmal bezichtigt, mit gewissen deutschen Staatsmännern in kompromittierendem Briefwechsel zu stehen, und ihn mit Beschlagnahme seiner Papiere bedroht.

Mukhtar Ghazi-Pascha ist Mitglied des Senats.

*

Mit den bisher Geschilderten verglichen, ist Hussein Hilmi-Pascha noch fast ein junger Mann; er steht jetzt im Anfang der Fünfziger.

Wie jene ist er von Haus aus Liberaler und, vielleicht mehr als sie, ein treuer, ja starrer Anhänger der Konstitution und des Parlaments. Er wagte sich offen zu seinen Ideen zu bekennen, als die Kamarilla Abd ul Hamids noch allmächtig war. Da er also unbequem war, ergriff man eine günstige Gelegenheit, ihn kaltzustellen, indem er (1902) zum Generalinspekteur des Wilajets Mazedonien ernannt wurde, wo er die von Europa geforderten Reformen durchführen sollte.

Nach der Wiedereinführung der Verfassung trat er in das Ministerium Kiamil als Minister des Innern ein, was als eine Spitze gegen das Komitee aufgefaßt wurde.

Jedoch Hussein Hilmi ist nicht intransigent. Im Notfall kann er, wie er bewiesen hat, mit der Partei „Einheit und Fortschritt" zusammengehen. Er mißbilligte die Entlassung des Kriegs- und des Marineministers durch Kiamil und besonders die Form der Entlassung. In einem Brief, der in die Oeffentlichkeit kam, machte er es seinem Chef zum Vorwurf, nicht, wie es seine Pflicht gewesen wäre, vorher den Ministerrat befragt zu haben, und nahm seine Entlassung.

Er wurde Kiamils Nachfolger. Als Großwesir wurde er beim Ausbruch der Gegenrevolution vom 13. April von den Ereignissen überrascht. Weil er sie nicht kommen sah, hat man ihm Mangel an Scharfblick, und weil er sie

[1]) Während des Italienisch-Türkischen Krieges wurde Saïd-Pascha wieder Großwesir.

Digitized by Google

nicht unterdrückte, Mangel an Tatkraft und Entschlossenheit vorgeworfen. Er konnte sich damit verteidigen, daß die Gegenrevolution im Palais, im Dunkel des Jildis vorbereitet worden war, und daß er mit einem Unterdrückungsversuch Metzeleien von seiten der Soldaten hätte hervorrufen können, die glücklicherweise vermieden worden sind.

Hussein Hilmi gehört noch zu den „kommenden Männern". Er wartet auf seine Stunde.

*

Auch Ferid-Pascha ist schon Großwesir gewesen. Er könnte, wenn ihm daran läge, es wiederum werden; aber er scheint sich dagegen zu sträuben. Ein Albaner von hoher Abkunft, mit weiten Verbindungen in seiner Heimat, würde er in den albanischen Angelegenheiten wertvolle Dienste leisten können, wenn ihm nicht gerade seine Nationalität im Wege stände. In diesem Lande, wo das Mißtrauen zum System ausgebildet ist, wird er separatistischer Absichten verdächtigt.

Er ist übrigens in Ungnade beim Komitee und bei der Regierung, die ihn schikaniert wegen des Besitzes von Häusern in Nischantasch, von denen Ferid annahm, Abd ul Hamid habe sie ihm als persönliches Eigentum geschenkt, während die Regierung behauptet, sie seien ihm nur als Großwesir, also nur vorübergehend, zugewiesen worden. Er ist Senator, lebt aber meist zurückgezogen auf seinem Sommersitz in Prinkipo. Er unterhält indes Beziehungen zu den Botschaftern, indem er sie manchmal besucht, wenn er in die Stadt kommt, oder indem er sie zu sich einlädt.

*

Ein Schlagwort lautet: „Platz der Jugend!", ein andres: „Die Türkei den Jungtürken!", ein drittes: „Neue Zeiten brauchen neue Männer!"

Und junge Leute, Jungtürken, neue Männer sind es in der Tat, aus denen sich das Kabinet Hakki-Pascha überwiegend zusammensetzt, das im Dezember 1909 und Januar 1910 gebildet wurde.

Man glaubte in Konstantinopel, am nötigsten sei es, eine gute auswärtige Politik zu machen, und hierfür sei Hakki-Pascha der rechte Mann. Aufgefordert, das Großwesirat zu übernehmen, stellte Hakki-Bei, damals Botschafter in Rom, seine Bedingungen, deren erste war, daß die Majorität des Parlaments ihn unterstützen, d. h. daß das Komitee „Einheit und Fortschritt" auf seine Seite treten sollte. In einer außerordentlichen Sitzung, an der Djavid-Bei und Talaat-Bei teilnahmen, beschloß das Komitee nach langer Beratung, auf die Bedingungen Hakkis einzugehen, der nun seinerseits das Großwesirat übernahm.

Uebrigens traten zwei bestimmte Mitglieder des Komitees, von diesem beglaubigt, in das neue Kabinett ein, um als Bindeglieder zwischen diesem und dem Komitee zu dienen: die beiden Männer, die ich soeben genannt habe. Sie waren Unionisten nicht erst von heute, hatten sie doch beide schon unter dem Regime Abd ul Hamids konspiriert, um dessen Sturz herbeizuführen: Talaat-Bei, der als kleiner Postbeamter in Saloniki die Verbindung zwischen den

Digitized by Google

Verschworenen im Inland mit den Emigrierten und Verbannten gefördert hatte; Djavid-Bei als Lehrer der Volkswirtschaft an einer Schule derselben Stadt. Dieser ist Dönmeh (türkischer Jude), woraus es sich erklärt, daß man ihm Begünstigungen des hebräischen Elements vorwirft; jener stammt von Zigeunern ab und läßt dies, wie manche behaupten, noch in gewissen Charakterzügen erkennen.

Wenn Ismail Hakki-Bei, jetzt Hakki-Pascha, dem Komitee auch nicht offiziell angehört, so zählt er doch unter dessen Mitgliedern viele Freunde und Bewunderer. Viele Unionisten, die den gebildeten und leitenden Schichten angehören, verdanken ihm ihre geistige Schulung. Einer von ihnen sagte mir: „Er ist unser aller Lehrer." Tatsächlich hat Ismail Hakki als Lehrer der Rechtsschule zu Konstantinopel sich als einer jener Männer bewährt, deren Unterricht eine tiefe Wirkung bei den Generationen von Hörern zurückläßt, die nacheinander ihnen zu Füßen gesessen haben. Von dem Lehrstuhl für Verfassungsrecht, den er innehatte, hat er reichlich den guten Samen der liberalen Ideen in die jungen Seelen gestreut, die ihn aufzunehmen und fruchtbar zu machen bereit waren. Aus einer angesehenen türkischen Familie stammend (sein Vater bekleidete in Konstantinopel hohe Posten in der Stadtverwaltung), in ernsthaften Studien durchgebildet, raschen, schmiegsamen und vielseitigen Geistes, gründlicher Kenner mehrerer fremder Sprachen und Literaturen, hatte Hakki lange Jahre neben seiner Professur auch das Amt des kaiserlichen Dolmetschers inne und lernte so die Seele seines Herrn bis in ihre innersten Falten, seine verschlagene Politik in all ihren Um- und Abwegen kennen. Der Dragoman des Sultans wurde dann Rechtsbeirat der Hohen Pforte. Diese Rechtsbeiräte, die dem Ministerium des Aeußern attachiert sind, erweisen sich als ebenso nützlich für die türkischen Staatsmänner wie hemmend für die fremden Diplomaten. Es sind Spezialisten, meist sehr tüchtig und gründlich beschlagen in allem, was das angewandte Recht betrifft; und jede fremde Gesandtschaft sollte einen oder mehrere Rechtskundige unter ihrem Personal haben, um ihnen die Spitze bieten zu können. Der Minister liebt es, sich hinter ihre Gutachten zu verschanzen und sich unter dem Schutz ihrer Autorität zu bergen. Aus dieser Stellung kann man ihn dann oft genug nur dadurch hinausdrängen, daß man die juristischen Gründe aufgibt und an die politischen appelliert.

Den Posten des Rechtsbeirats der Hohen Pforte verließ Ismail Hakki-Bei, um als Botschafter nach Rom zu gehen, wo er, dank seiner Klugheit und seiner ganz westlichen Bildung, großen Erfolg hatte. Er wußte sich so beliebt zu machen, daß man in den italienischen Regierungskreisen fest darauf rechnete, er werde, wenn er es zum Großwesir bringe, sich als Freund Italiens bewähren. In Wirklichkeit hatte Hakki-Bei während seines Aufenthalts in Rom die Mittelmeerpläne des italienischen Nationalismus genau genug studiert, um sich darüber klar zu sein, daß diese Ambitionen nur auf Kosten seines Vaterlandes befriedigt werden könnten. Er dachte aber nicht daran, etwas aufzugeben, was der Türkei gehörte; das zeigt die Antwort, die er bei seiner Abreise gab, als er gefragt

Digitized by Google

wurde: „Ist es wahr, daß Euer Exzellenz an eine Liquidation der kretischen Frage denken?“ — „Ganz gewiß,“ erwiderte er, „ich bin bereit, Kreta ebenso teuer herzugeben, wie wir es erworben haben: als Preis eines zweihundertjährigen Kampfes.“ — Dieser kleine Zug verrät nicht nur die Schlagfertigkeit Hakkis, sondern auch seine völlige Abneigung, den Wünschen Italiens, sei es in Albanien, sei es in Tripolis, zu willfahren.

Die Tatsache, daß Talaat und Djavid-Bei Mitglieder des Komitees „Einheit und Fortschritt“ und dessen Sachwalter im Ministerium sind, gibt ihnen eine besondere Bedeutung. Sie sind beide noch jung, Djavid sogar sehr jung, als kaum Dreißigjähriger der jüngste Minister in Europa. Ihre Namen werden oft zusammen genannt; in allem gehen sie einig vor; man lädt sie zusammen ein. Aeußerlich ähneln sie sich wenig. Djavid ist klein, zierlich, von sprühender Lebhaftigkeit; Talaat größer, grobknochig, ziemlich schweigsam und nachdenklich, etwas schwerfällig im Aeußern. Djavid ist ein Mann von gründlichem Wissen, eine Autorität in Finanzsachen. Er ist der Spezialist des Kabinetts für alles, was den Staatshaushalt des Landes betrifft. Er verhandelt mit dem Freiherrn v. Marschall über die Bedingungen für die Konzession zum letzten Stück der Bagdadbahn, mit dem französischen Botschafter Bompard über eine neue Anleihe. Er geht nach Marienbad, um mit Herrn v. Kiderlen-Wächter über die gleiche Anleihe zu verhandeln, und reist in derselben Angelegenheit nach Paris, London und Berlin (1910). Man wirft ihm vor, er sei in der Behandlung öffentlicher Angelegenheiten doktrinär und schroff, in seinem Privatleben lax. Die Alttürken lieben ihn nicht, ja er ist für sie der Ausbund alles Bösen. Gegen ihn hegen vielleicht, neben Achmed Riza, die Reaktionäre vom 13. April den heftigsten Groll. In der Kammer spricht er mit Sachkenntnis und rednerischem Talent. Er demissionierte (am 9. Mai 1911) im Zusammenhang mit der Komiteekrisis und infolge von Meinungsverschiedenheiten mit dem Kriegsminister. Nach seinem Rücktritt vom Finanzministerium hat er die Richtung des „Djenin“ eingeschlagen, des Blattes, das von einem Tag zum andern an die Stelle des vom Kriegsgericht unterdrückten „Tanin“ trat. Sein Nachfolger im Kabinett ist ein Türke von hoher Ehrenhaftigkeit, Naïl-Bei.

Sein Freund Talaat ist nicht so feingebildet und soll von der Verwaltungspraxis wenig verstehen; aber in den Verschwörungen hat er sich als ein starkes organisatorisches Talent bewährt. Er gilt für einen der Hauptführer des Komitees, dessen Hilfsquellen, Verzweigungen und inneres Getriebe er bis ins letzte kennt. Als Minister des Innern (1910) steht er in Beziehung mit den Walis und Mutessarifs; als eines der sieben Mitglieder des Zentralkomitees der Union unterhält er Verbindungen mit den Wilajeträten, den Ausschüssen der Sandschaks, den Klubs der Kazas. Dies ist nämlich die Organisation des Komitees, das dreimalhunderttausend Anhänger zählt, die über das ganze Reich, bis in die entferntesten Gegenden verbreitet sind. Talaat hat aber noch ein andres Mittel, sich zu informieren und zu herrschen; er ist nämlich Großmeister (oder so etwas Aehnliches) der ottomanischen Freimaurer. Er ist arbeitsam, hart-

Digitized by Google

näckig, überzeugt; und das macht ihn stark. Er ist aber auch heftig; er verliert leicht die Besonnenheit, und wenn ihn der Zorn gepackt hat, hat er Worte und Gesten nicht mehr in seiner Gewalt.

Talaat tritt zurück, um Halil-Bei Platz zu machen. Dieser ist einer der besten Köpfe des Komitees und wahrscheinlich einer der Sieben des Zentralausschusses (man denkt an Auguste Comtes Sieben Weise), von dem sich Talaat jetzt offenbar auf einige Zeit zurückziehen wird. Jedermann weiß, daß dies chassez-croisez nichts an der innern Politik des Kabinetts Hakki ändern wird. Man ist ein wenig erstaunt über ein Rundschreiben, in dem Halil-Bei den Walis u. a. mit besonderer Beflissenheit die Respektierung der Kapitulationen ans Herz legt ... Wie! Das Komitee sollte zu der Einsicht gekommen sein, daß die Aufrechterhaltung der Kapitulationen für die Türkei von Wert sein könne? Daß ihre Abschaffung, die man vorzubereiten schien, indem man die Bestimmungen bei jeder möglichen Gelegenheit ignorierte, verfrüht sein würde? ... Aber bald erfährt man, daß ein zweites Rundschreiben — im Gegensatz zum ersten geheim gehalten — dieses abschwächt, wenn nicht ganz annulliert.

Eine der sympathischsten Persönlichkeiten des Kabinetts Hakki-Pascha ist Rifaat-Pascha, der Minister des Auswärtigen. Er war lange Gesandter in Athen und neuerdings Botschafter in London, wo er sich der besonderen Gunst Eduards VII. erfreute. In geistiger und moralischer Hinsicht erinnert er an Hakki-Pascha, mit dem er von den Kinderjahren her befreundet ist. Die Diplomaten pflegten früher bei ihren Visiten auf der Hohen Pforte erst den Minister des Auswärtigen, dann den Großwesir aufzusuchen. Dabei besprachen sie oft mit beiden dieselben Angelegenheiten, um gegebenenfalls die geringste Differenz in den Meinungen der beiden auszunutzen. Hakki-Pascha räumte mit dieser Gepflogenheit auf, die den Großwesir gleichsam zu einer höheren Instanz machte oder machen wollte, an die man appellierte, so oft — und das war recht oft — man mit der untern Instanz, dem Minister des Aeußern, nicht ganz zufrieden war. Dieser Rekurs ist jetzt auf wirklich wichtige Fälle beschränkt. Hakki-Pascha gab uns kund und zu wissen: „Alles, was Rifaat Ihnen sagt, ist so gut, als hätte ich es gesagt; betrachten Sie ihn als mein alter ego. Wir sind wie zwei Brüder." Ebenso gibt Hakki, obgleich er bei der Uebernahme des Großwesirats sich ausdrücklich die Oberleitung der auswärtigen Politik vorbehielt, sich den Anschein, als ob er sie Rifaat überlasse.

Haladjan-Efendi ist Minister der öffentlichen Arbeiten. Er ist jung, feurig, von den besten Absichten beseelt und reich, wie man sagt. Letzteres ist eine Garantie für das Land bei einem Ministerium, von dessen Mitgliedern man annimmt, daß sie leicht reich werden können. Wie sein Name verrät, ist Haladjan Armenier. Es ist feste Tradition, daß ein Armenier der Regierung angehört, da die Armenier allezeit, bis zum Ende des letzten Jahrhunderts, treue Untertanen der Sultane gewesen sind. Man meint, er gehöre dem Komitee an, in dem er aber zahlreiche Gegner hat. Diese Feindschaften werden wohl ihm und seiner Stellung nicht allzu förderlich sein. Er hat in Paris studiert, und es

Digitized by Google

haftet ihm noch heute etwas vom Quartier Latin an. Seine Position im Ministerium ist immer recht unsicher gewesen, und das Komitee wird ihm demnächst seinen Austritt nahelegen. Die Bedeutsamkeit der Konzessionen, die zur Diskussion stehen, verleiht dem Ministerium der öffentlichen Arbeiten in der Türkei eine ganz besondere Wichtigkeit, und der Großwesir selbst übernimmt deshalb seine interimistische Verwaltung.

*

(Aus meinen weiteren Aufzeichnungen über die einzelnen Mitglieder des Kabinetts Hakki-Pascha greife ich für heute nur noch die über Mahmud Schefket-Pascha heraus, der seiner Mission vor kurzem auf so tragische Weise entrissen wurde.)

Das wichtigste aller Mitglieder des Kabinetts Hakki-Pascha ist für uns der Kriegsminister Mahmud Schefket-Pascha. Im Aeußern ein wenig Eisenfresser, ist er ein einfacher und bescheidener Mensch. Seine ganze Pose — wenn man davon überhaupt reden kann — liegt in dem Schnitt seines Bartes und in den aufgesträubten Schnurrbartspitzen. Dadurch erinnert er an jene Männchen mit furchtbarem Bart, die zum Ergötzen oder Entsetzen der Kinder plötzlich, von einer Feder emporgeschnellt, aus einem Kasten aufspringen. Von diesem leicht komischen Zug abgesehen, hat er nichts Geziertes und Gesuchtes, nichts Effekthascherisches. Seine Züge sind fein und regelmäßig; das Gesicht, das gleich dem seines Landsmanns Ismael Hakki Baban Zadé, durch die Narbe einer Aleppobeule ein wenig entstellt ist, hat einen freundlichen, entgegenkommenden Ausdruck. Er ist die Vornehmheit und Höflichkeit selbst.

Mahmud Schefket ist arabischer Abkunft, 1857 geboren. Sein Vater, Kathuda Zadè, war Gouverneur von Bassorah. Er stammt aus einer reichen und vornehmen Familie. 1870 kam er nach Konstantinopel und studierte nacheinander an der Primärschule Atlama-Taschè, an der niederen Militärschule von Kuleli und (1878 bis 1882) an der höheren. Er verließ sie als der Erste seines Jahrgangs, mit dem Rang eines Hauptmanns. Kurz darauf ging er nach Kreta, um an der gegen Arabi-Pascha in Aegypten geplanten Expedition teilzunehmen. Nach einem Jahr, als die Idee dieses Zuges wieder aufgegeben war, kehrte er zurück. Dann wurde er nacheinander zum Generalstab kommandiert, Professor der Algebra an der höheren Militärschule und, nachdem General von der Goltz zu deren Inspektor ernannt worden war, Professor der Schießtheorie.

Von der Goltz zeichnet ihn aus und zählt ihn zu seinen Lieblingsschülern. Auf seine Empfehlung hin wird Mahmud Schefket nach Deutschland geschickt, um hier die Herstellung der für das türkische Heer bestimmten Mausergewehre zu studieren und zu überwachen. Er verbringt neun Jahre im Ausland, teils in Deutschland, teils in Frankreich, mit zahlreichen Aufträgen betraut, die mit dem Ankauf von Kanonen, Gewehren, Panzertürmen, rauchlosem Pulver zu-

Digitized by Google

sammenhängen; gleichzeitig beschäftigt er sich mit dem wissenschaftlichen Studium aller militärischen Fragen.

1896 kam er aus Deutschland zurück, infolge Ueberarbeitung an einer nervösen Depression leidend. Für einige Zeit wurde ihm jede Beschäftigung verboten, und er mußte so auch auf die Teilnahme am Griechisch-Türkischen Krieg verzichten. Er hatte unterdes schon den Rang als Brigadegeneral erreicht.

Im Jahre 1901 wurde er mit einer heikeln Mission betraut. Es handelte sich um die Fortführung der Telegraphenlinie zwischen den heiligen Städten Mekka und Medina, mitten in einer feindselig gesinnten Bevölkerung. Man hoffte, er würde dank seiner arabischen Abkunft eher Erfolg haben als irgendein andrer. Er begibt sich nach dem Hedschas auf dem Seeweg, an Bord des Staatsschiffes „Muriwet", das 500 bis 600 politische Gefangene dorthin brachte, wo sie in verschiedenen Festungen interniert werden sollten. Der Anblick dieser Unglücklichen, die Berührung mit ihnen, ihre Gespräche machen tiefen Eindruck auf ihn und wecken in ihm Haß gegen das despotische Regiment des Padischah. Er verbringt acht oder neun Monate im Hedschas, im Kampf mit all den Widerständen, Hemmnissen und Feindseligkeiten, die ihm der Scherif und der Gouverneur der Provinz, Natib-Pascha, zwei ungebildete fanatische Muselmänner, entgegenstellten. Er kehrte nach Konstantinopel zurück, ohne seine Mission haben erfüllen zu können, aber voll Verachtung für den Fanatismus, den er dort kennen gelernt hatte.

1906 wird er zum Gouverneur von Kossovo ernannt. Während er dieses Amt bekleidete, galt er als wohlgesinnter, aber wenig energischer Mann. Tatsächlich war er entmutigt und politisch ohne feste Ziele: er mißbilligte die Art, wie das Land regiert wurde, und sah doch keinen Weg und keine Möglichkeit zu Reformen. Im August 1908, nach dem Sieg der Revolution, wurde er von der jungtürkischen Regierung an die Spitze des III. Armeekorps in Saloniki gestellt. Als dann im November 1908 Hilmi-Pascha Saloniki verließ, um das Ministerium des Innern zu übernehmen, wurde er an Hilmis Stelle Generalinspekteur von Mazedonien, behielt aber seine Stellung im Heere bei.

Er erwarb sich so Kenntnisse in der Verwaltung, die ihn befähigen sollten, eines Tages Großwesir zu werden.

Am 14. April 1909 erfährt er, daß eine Militärrevolte in Stambul ausgebrochen ist. Sogleich schickt er, im Namen des III. Armeekorps, ein Protesttelegramm in die Hauptstadt; und entschlossen, dorthin zu marschieren, fordert er telegraphisch diejenigen Führer der detachierten Bataillone, auf die er zählen konnte, auf, sich bereitzuhalten. An die Offiziere, die am Abend im Militärischen Klub zu Saloniki versammelt waren, richtete er eine Ansprache, in der er ihnen klipp und klar sagte, falls sich die Nachricht von der Restauration der Autokratie bestätige, betrachte er die neue Regierung nicht als gesetzmäßig, sondern würde, wie er es den Behörden der Hauptstadt schon angekündigt habe, mit dem III. Armeekorps nach Konstantinopel marschieren, um den Makel, mit dem die Meuterei vom 13. April das ottomanische Heer befleckt, zu entfernen und die

Digitized by Google

Verfassung, koste es, was es wolle, wiederherzustellen. Er fügte hinzu, alle Maßregeln seien für diesen Zweck getroffen, und indem er selbst sich mit Leib und Seele dieser Aufgabe widme, fordere er die Offiziere auf, an dem Erfolg mitzuarbeiten, indem sie ihm Gehorsam leisteten. Und in einem wahren Begeisterungstaumel schworen die Offiziere, ihm folgen zu wollen.

Mahmud Schefkets Rede wurde sofort gedruckt und im ganzen Land verbreitet.

War dieser Aufruf ein Pronunziamiento? Ein Pronunziamiento will die Auflösung des gesetzlichen Zustands herbeiführen. Mahmud Schefket und seine Offiziere vom III. Armeekorps verfolgten, nach einem Manifest, das der Kommandeur der mazedonischen Vorhut, General Hussein Hasny-Pascha, an die Bevölkerung von Konstantinopel richtete, den Zweck, zu beweisen, daß es kein Gesetz und keine Macht gibt, die über der Verfassung ständen.

Die Maßnahmen, die Mahmud Schefket-Pascha ergriff, um sich den Rücken zu decken und einem Aufstand der unterworfenen Nationalitäten zuvorzukommen, der nach dem Abmarsch des III. Armeekorps leicht zu entflammen gewesen wäre, zeigten, daß er ein gewandter Heerführer und ein kluger Diplomat war.

Eine andre Gefahr drohte vom II. Armeekorps, das unter dem Oberbefehl Nazim-Paschas, eines Feindes des Komitees, im Wilajet Adrianopel stand. Welche Haltung würde es einnehmen? Würde es sich dem III. Korps bei dem Marsch auf die Hauptstadt in den Weg stellen? Und wenn es das täte, was konnte man dagegen tun? Denn das II. Korps war numerisch stärker als das III. und sein Führer einer der besten türkischen Generale. Glücklicherweise hatte die Ermordung jungtürkischer Offiziere in Konstantinopel die Offiziere des II. Korps gegen den Sultan erbittert, von dem sie wußten, daß er diese Tat angestiftet oder doch begünstigt hatte. Nazim widersetzte sich also dem Vormarsch des III. Armeekorps nicht; im Gegenteil, er schickte ihm eine gemischte Brigade Infanterie und Kavallerie und übernahm die Ueberwachung der Grenze gegen einen stets zu befürchtenden bulgarischen Einfall.

So schien es, als brauche Mahmud Schefket, da ihm Rücken und Flanken gedeckt waren, nur einfach vorwärts zu marschieren. Aber es gab noch eine weitere Gefahr: den Fanatismus in den Reihen des eignen Heeres, der durch ähnliche Bewegungen, wie sie wenige Tage vorher in der hauptstädtischen Garnison ausgebrochen waren, geweckt und jeden Augenblick entfesselt werden konnte. Mahmud Schefket bemühte sich denn auch, jede reaktionäre Propaganda zu verhindern und Erschütterungen der Disziplin unmöglich zu machen. Er verwandte zu diesem Zwecke die jungtürkischen Offiziere, die, dem Massaker des 13. April entronnen, sich dem III. Armeekorps angeschlossen hatten und die er nun als Freiwillige unter seine Soldaten verteilte. In einem Gendarmeriebataillon, das die Vorhut bildete, waren so an die fünfzig Offiziere heimlich untergebracht.

Am 22. April hatte Mahmud Schefket die Tschadaldschalinie erreicht und übernahm persönlich das Oberkommando. Die Vorhut besetzte schon San Stefano.

Was war nun von der Garnison von Konstantinopel zu erwarten? Würde

Digitized by Google

sie Widerstand leisten? Das war in der Tat zu fürchten, denn die Hodschas und andre Emissäre der Reaktion drängten darauf hin. Sie verbreiteten zu diesem Zweck die unsinnigsten aufreizenden Gerüchte unter den Soldaten, z. B. die heranziehenden Truppen seien gar keine Türken, sondern Bulgaren.

So kam es denn wirklich zum Kampf. Aber am 25. April war Konstantinopel genommen.

Mahmud Schefket triumphierte. Seine Armee erhielt den Beinamen „die Befreierin", er selbst war „der Befreier". Ein englischer Publizist nannte ihn den Oliver Cromwell der Türkei. Türken gaben ihm den Beinamen: „Fatih Said", den „zweiten Eroberer" — der erste war Mahomed II., der Byzanz von den Griechen erobert hatte. Aber Mahmud Schefket blieb bescheiden. Einem Schmeichler erwiderte er noch am 25. April: „Nein, nicht ich bin es, der die Verfassung gerettet hat. Diese Ehre gebührt der Armee."

Er war allmächtig. Er konnte Großwesir werden. Aber als man ihm diese Würde anbot, lehnte er sie ab. „Man würde von einer Diktatur sprechen," sagte er, „und ich will nicht Diktator sein. Ich bin Soldat, nichts andres. Meine einzige Aufgabe ist die Reorganisation der Armee. Mit der Politik habe ich nichts zu schaffen."

Als ihm der neue Sultan ein herrliches Araberpferd schenken wollte, weigerte er sich, es anzunehmen, mit der höflichen Begründung: „Ich habe keinen Stall, der eines so edeln Tieres würdig wäre."

1813

Blüchers Aufstieg

Von

Freiherrn von der Goltz, Generalfeldmarschall

Während des Waffenstillstandes änderte sich die Lage der Kriegführenden erheblich. Oesterreich trat dem Bündnis gegen Napoleon bei. Preußen benutzte die Zeit vortrefflich. Sein Volk war erwacht und zeigte sich zu jedem Opfer bereit. Die im Felde stehenden Truppen wurden auf den ursprünglichen Stand gebracht, die Reservebataillone, die freiwilligen Jägerdetachements und die Freikorps vermehrt, die Landwehrbataillone in allen Provinzen aufgestellt. Gneisenau kümmerte sich um diese besonders, und Blücher ermutigte ihn: „Landwehren Sie man immer drauf; ich höre viel Gutes davon!" Mangelhaft ausgerüstet, ausgebildet und geführt, anfangs zum Teil noch mit Piken bewaffnet, gar nicht oder nur ganz ungenügend im Schießen geübt, leisteten sie im Felde zunächst noch keine großen Dienste, waren aber schon brauchbar in und vor Festungen, zu Verteidigungs- und Sicherungszwecken. Der Krieg förderte ihre Tüchtigkeit. Man darf jedoch nicht an unsre heutigen Landwehrbataillone denken,

Digitized by Google

die nur aus gedienten Soldaten bestehen, während sie damals ein einfaches Aufgebot von Bewaffneten darstellten. Auch das Gewicht der Masse bedeutete etwas. Preußen brachte bis zum Ablauf des Waffenstillstandes 271 000 Mann verwendbarer Truppen auf — gegen 6 Prozent seiner Bevölkerung, für die damalige Zeit eine höchst bedeutende Leistung. Sie ist heute freilich überflügelt; denn Serbien hat im Balkankrieg 13 Prozent erreicht, Bulgarien wohl noch etwas mehr.

Auch die Russen verstärkten ihre, bei dem langen Verfolgungsmarsch von Moskau her und im Frühjahrsfeldzug arg zusammengeschmolzenen, Kräfte durch Ersatzleute. Einige frische Truppen rückten nach. In Polen stand eine Reservearmee. Alles in allem bot Rußland 296 000 Mann auf. Oesterreich brachte 221 000 neu hinzu, Schweden, die deutsch-englische Legion und Mecklenburg noch 42 000. Freilich standen diese Streitkräfte nicht alle in erster Linie. Immerhin waren in dieser an 500 000 Mann verfügbar.

Napoleon hatte die Größe der Gefahr, in der er schwebte, nicht verkannt, sondern die außerordentlichsten Anstrengungen gemacht. Bis zur Wiedereröffnung der Feindseligkeiten brachte er allein an Feldtruppen 443 000 Mann zusammen; 80 000 Mann standen im Rücken der Verbündeten in den festen Plätzen Ostdeutschlands und Polens. Eine zweite Linie von 43 000 Mann folgte durch Thüringen. Die Kräfte waren an Zahl also annähernd gleich, an Beschaffenheit allerdings recht verschieden. In den Reihen der Verbündeten fochten die kräftigeren und tüchtigeren, für ihren Beruf auch durchschnittlich besser vorbereiteten Soldaten von reiferem Lebensalter, bei den Franzosen sehr junge Mannschaft mit meist unerfahrenen Offizieren. Sie hatten das Genie ihres Kaisers und den Schrecken seines Namens auf ihrer Seite. Ihre Führer waren die schlachterprobten Marschälle und Generale aus der Glanzzeit der Grande armée. Schwer war vorauszusagen, wie der Riesenkampf enden würde. Alles hing von den in den höchsten Stellungen tätigen Persönlichkeiten ab. Männer sind das Entscheidende im Kriege.

Uns würde es heute als durch die Umstände gegeben erscheinen, daß die Verbündeten, ihrer Ueberlegenheit an Zahl und Eigenschaften sicher, auf die Hauptmasse des französischen Heeres losgingen, um sie zu vernichten. Aber so einfach dachte man damals nicht über Kriegführung. Ohne Aufwand an „Geist der Kombination" ging es nicht ab. Auch gab es im Lager der Verbündeten nur drei Generale, die einen Angriff auf den bisherigen Ueberwinder Europas nicht für eine Ungeheuerlichkeit hielten: Blücher, Gneisenau und Toll. Alle andern stimmten für Vorsicht, Lavieren, Abwarten und Ermüden des großen Gegners. Drei Armeen wurden bekanntlich gebildet: die Hauptarmee in Böhmen unter Schwarzenberg, zu der auch der größere Teil der Truppen aus Schlesien abrückte, die Nordarmee unter Bernadotte und die schlesische unter Blücher. Sie bestand aus den in dieser Provinz verbliebenen Truppen. Die Monarchen begaben sich nach Böhmen. Sie stellten schließlich als Grundsatz auf, daß die Hauptkräfte gegen die Flanken des kaiserlichen Heeres, gegen die Straßen in

Digitized by Google

dessen Rücken zur Unterbrechung seiner Verbindungen vorgehen, aber ausweichen sollten, wenn Napoleon dann mit der vereinigten Masse seiner Kräfte an einer Stelle herankam. Eine Schlacht sollte nur gewagt werden, falls die Ueberlegenheit sicher auf seiten der Verbündeten wäre. Die beiden nicht bedrohten Heere hätten aber jedesmal wieder lebhafter vorzugehen, um das dritte, gegen welches der Kaiser sich gewendet, vor dem Geschlagenwerden zu retten. So gedachte man seine Kräfte allmählich zu erschöpfen. Man ist versucht, das Bild des von den Bracken umstellten Ebers zu brauchen, der sich in vergeblichen Stößen zu Tode müht, während jene sich immer wieder an seinen Rücken und seine Seiten hängen. Sowenig ein solcher Plan, bei gleichen Umständen, unsrer heutigen Auffassung von der Kriegführung entspricht, stellte er doch zwei Umstände klug in Rechnung: des Kaisers große Ueberlegenheit in der Leitung der Schlacht wurde unwirksam gemacht, sein Heer aber bei der geringen inneren Festigkeit, die es besaß, durch Hinundhermärsche auf eine harte Probe gestellt.

Der Kaiser kannte die schwache Seite seiner Truppen vom Frühjahr her. Das war für ihn einer der Gründe, ganz gegen seine Gewohnheit an der Elbe einen Verteidigungskrieg zu führen, gestützt auf das schnell befestigte Dresden, auf Torgau, Wittenberg, Magdeburg und einen starken linken Flügel bei Hamburg. An der Elbe lagerten seine Vorräte; sie sollte seine starke Operationsbasis bilden, von der er sich nicht trennen wollte. Aber die Verteidigung sollte eine tätige, im großen Stile geführte werden, etwa wie sie Friedrich und alle Heerführer ersten Ranges da angewendet hatten, wo sie auf die Abwehr beschränkt waren. Die offensive Ergänzung durfte nicht fehlen, der linke Flügel war bestimmt, auf Berlin vorzugehen. Marschall Oudinot, von dem der Kaiser viel erwartete, war mit einem eignen Heere durch die Lausitz dorthin unterwegs. Davout hatte Auftrag, ihn von Hamburg her zu unterstützen. Ein Zwischenkorps ging von Magdeburg vor. Im stillen rechnete der Kaiser darauf, daß ihm Bernadotte das Spiel auf diesem Teile des Kriegsschauplatzes erleichtern werde.

*

Den ersten Angriff seiner Feinde erwartete der Kaiser von Schlesien her und wollte sich von Sachsen aus gegen sie wenden. Am 16. August lief der Waffenstillstand ab. Am 18. war er in Görlitz, erfuhr dort aber den Abmarsch seiner Gegner nach Böhmen. Das war eine erste Enttäuschung; denn er hatte gehofft, den Feldzug mit einem großen Schlage eröffnen zu können. In Schlesien war nur Blücher mit 87000 Mann vor ihm. Einen Augenblick dachte er daran, die durch Nordböhmen ziehenden Kolonnen auf dem Marsche zu überfallen. Auch das mißriet; sie waren zu weit entfernt — ein übler Anfang, den Blücher büßen sollte. Der Alte war schnell herangekommen; am 19. stand er schon am Bober, wohin er Ney zurückgescheucht hatte. Das war, was der Kaiser wünschte. Die schlesische Armee sollte am 21. früh von 150000 Mann überraschend bei Loewenberg in der Front, von Ney mit 50000 durch Bunzlau umfassend angegriffen und vernichtet werden. Dann war Napoleon einen seiner

Digitized by Google

Gegner los. Das wäre bei manchem der feindlichen Generale, die bisher gegen ihn fochten, sicherlich geglückt. In Blücher täuschte er sich zum erstenmal bitter. Am Auftauchen von Gardeuniformen in den französischen Linien, an dem vielstimmigen Vive l'Empereur, das zu ihm hinüberschallte, merkte jener schnell, was ihm bevorstand, und war ebenso schnell entschlossen. Unter lebhaften Nachhutgefechten wich er hinter die Schnelle Deichsel, am 22. hinter die Katzbach aus und setzte den Rückzug auch am 23. August fort. Unwillig sah der Korse, wie ihm die ersehnte Beute entschlüpfte. Da traf ihn noch dazu St. Cyrs Meldung, daß Dresden bedroht sei. Es blieb nichts andres übrig als die Umkehr. Die Verbündeten waren von Böhmen her im Anmarsche und überschritten schon die sächsische Grenze. Sein Hauptwaffenplatz durfte nicht verloren gehen, weil damit der ganze Aufbau seines Verteidigungssystems zusammenbrach.

Nach unerhörten Marschleistungen stand der Kaiser wieder an der Elbe. Sein erster Gedanke erinnert an seine besten Feldzüge. Er wollte die Verteidigung Dresdens St. Cyr überlassen, selbst aber in der Nacht vom 26. auf den 27. August weiter stromaufwärts beim Königstein die Elbe überschreiten, um am 27. mit 100 000 Mann im Rücken der Verbündeten zu stehen. Von dort aus sollten die weiteren Schläge geschehen. Er wollte vor ihnen in Böhmen sein; das versprach die größten Erfolge! Aber Napoleon war nicht mehr der Napoleon von Ulm, von Jena und Friedland. 1812 lag dazwischen. Er wurde schwankend, als St. Cyr sich wenig zuversichtlich über die Lage bei Dresden äußerte, und wendete sich dorthin. Vandamme allein sollte den Verbündeten in den Rücken — und damit in sein Verderben gehen.

Der umständlich eingeleitete, durch Regen und tief aufgeweichte Wege noch erschwerte Angriff der böhmischen Armee wurde nun freilich in der Schlacht von Dresden am 26. und 27. August unter großen Verlusten für sie abgewiesen, der erwartete entscheidende Erfolg aber auch hier nicht errungen. Das geschlagene Heer konnte sich über das Erzgebirge retten und bereitete dem im Vertrauen auf Napoleons Unterstützung vorgedrungenen Vandamme am 28. und 29. August die Katastrophe von Kulm. Des Kaisers Hauptarmee war nicht gefolgt; man hatte ihn seinem Schicksale überlassen. —

Größeres noch war inzwischen in Schlesien geschehen. Dort war Marschall Macdonald mit einem 100 000 Mann starken Heere — der Bober-Armee — zurückgeblieben, um Blücher weiter zu verfolgen und ihm vorzutäuschen, daß es noch immer der Kaiser sei, der ihm nachsetze. Irrtümer in den Marschbefehlen hemmten seine Bewegungen am 24. August. Blücher gewann Zeit, seine Truppen zum Wiedervorgehen zu ordnen. Die Veränderung beim Gegner war ihm abermals nicht entgangen.

Als er am 26. August gerade die Katzbach zwischen Liegnitz und Goldberg überschreiten wollte, erkannte er, daß die Franzosen ihm entgegenkämen. Sogleich machte er zu beiden Seiten der wütenden Neiße halt, die gerade dort in die Katzbach fällt. Stoßen zwei Heere an einem schwer zu überschreitenden

Digitized by Google

Flußtale aufeinander, so wird dasjenige im Vorteil sein, das den Gegner beim Uebergange anzufallen vermag. Diesen Vorteil beschloß er sich zu sichern.

Mühsam überwanden die Franzosen die Katzbach. Die schlesische Armee sah zu: das russische Korps Langeron links, die Korps Yorck und Sacken nebst starker Kavallerie rechts der wütenden Neiße. Langeron begnügte sich damit, den Feind abzuwehren. Blücher tat mit den andern Truppen, bei denen er sich selbst befand, mehr. Er ließ den Feind auch noch über die Neiße kommen, die hier im Unterlaufe fast parallel in demselben Tale mit der Katzbach fließt. Es dauerte lange, bis genug herüber war. Bei allem Temperament konnte er doch Geduld haben und seinen Augenblick abwarten. Als Sebastianis Kavallerie, das Korps Souham und Teile des Korps Gérard die Hochfläche zwischen dem rechten Neißeufer und der Katzbach erstiegen, brach der Sturm los.

Die Franzosen dachten an diesem Tage an keine Schlacht; sie wähnten Blücher weiter zurück bei Jauer. Um so überraschender kam ihnen der Stoß. Yorck und Sacken fielen auf Blüchers Geheiß über sie her, der erstere in der Front, der andre zugleich in der linken Flanke — und warfen sie über den Haufen. Ein Angriff der gesamten russischen Kavallerie, die bis in ihren Rücken vordrang, vervollständigte den Sieg. In wilder Auflösung stürzten sie den hinter ihnen liegenden Flußläufen zu.

Der Regen strömte seit dem Morgen des Schlachttages ununterbrochen und verwandelte selbst die kleinsten Wasserrinnen in reißende Wildbäche. Schon beim Vorrücken war der Uebergang der französischen Kolonnen höchst schwierig gewesen; der Rückzug wurde ihnen verhängnisvoll. Menschen und Pferde kamen in den Fluten um.

Die Niederlage auf dem Schlachtfelde hatte freilich nur einen Teil von Macdonalds Heer betroffen. Aber die Verfolgung verallgemeinerte sie. Blücher tat, was Napoleon bei Dresden unterließ. Noch am Abend des Schlachttages befahl er, dem Gegner über die Katzbach zu folgen und ihm unerbittlich auf den Fersen zu sein. Das geschieht freilich nach fast jedem siegreichen Kampfe; aber die Ausführung ist selten. Der vorangegangenen hohen Anspannung der Kräfte folgt nach getaner Arbeit die Erschöpfung und vorübergehende Tatenunlust. Hier geschah, was geschehen mußte. Blücher uud Gneisenau setzten sich selbst an die Spitze und trieben die Truppen unablässig an. „Es ist nicht genug, zu siegen, man muß auch den Sieg zu benutzen wissen. Gehen wir dem Feind nicht auf den Leib, so steht er natürlich wieder, und wir müssen durch eine neue Schlacht erreichen, was wir aus dieser erhalten können, wenn wir mit Energie verfahren." Nur hochgestellte Führer, am besten der Feldherr selbst, können eine tatsächlich wirksame Verfolgung in Bewegung bringen. Die den Franzosen durch die schlesische Armee nach der Katzbachschlacht bereitete ist mustergültig geworden. Sie wird gewöhnlich als Beispiel angeführt. Die angeschwollenen Gewässer wurden allerdings auch für sie hinderlich; für Macdonalds Rückzug aber waren sie geradezu verderblich. Alles, was die vielfach verstopften Brücken nicht rechtzeitig erreichen konnte, fiel dem Feinde in die Hände oder ertrank.

Digitized by Google

Erst am 1. September ließ die Verfolgung nach. Die Marschverluste waren zu groß, die schlesische Armee kaum noch kampffähig. Sie bedurfte eines Ruhetages.

Macdonalds Heer aber war in die traurigste Verfassung versetzt. Die Soldaten begannen die Reihen zu verlassen; sie scheuten die Gefangennahme nicht mehr. Die Mannszucht hörte auf. Eine Division war am 29. August bei Loewenberg vollkommen vernichtet worden. Die übrigen waren nicht mehr verwendungsfähig. Die Bober-Armee wich in Auflösung bis nach Bautzen zurück. Die große Schwierigkeit, mit einer neu aufgestellten, für den Krieg nicht vorbereiteten Heeresmasse unter solchen Umständen wie in den letzten Augusttagen 1813 zu fechten, machte sich deutlich fühlbar. Die Klagen der französischen Generale aus jener Zeit klingen ebenso, wie wir sie vor 42 Jahren an der Loire und bei Le Mans oder im Werderschen Winterfeldzuge in Ostfrankreich hörten.

Blüchers Siegesbeute bestand aus 103 Kanonen, 250 Munitionswagen, 18000 Gefangenen. Jubelnd hatte er gleich nach der Schlacht seiner Frau geschrieben: „Heute war der Tag, den ich so sehnlich gewünscht habe, wir haben den Feind völlig geschlagen, ville Canonen erobert und gefangene gemagt." Er hatte recht. Auf taktischem Gebiete hatte er sich zum ersten Male als Heerführer großen Stils gezeigt und der Welt mit 70 Jahren bewiesen, daß ein Größerer in ihm wohne, wie sie es bis dahin vermutet hatte. Zum zweiten Male war es ihm gelungen, dem Kaiser das Spiel zu verderben. —

Die Expedition gegen Berlin war inzwischen kläglich gescheitert. Napoleon hatte Oudinot einen schnellen entschlossenen Vorstoß ohne viel Manöver empfohlen, um die Nordarmee aus dem Felde zu scheuchen. Deren Wert schlug er nur gering an; er hielt sie für ein zahlreiches, aber locker gefügtes Aufgebot. Ueber Bernadotte äußerte er sich wegwerfend: „Il ne fera que piaffer!" Er wußte, daß in der Natur seines ehemaligen Marschalls die politische Seite stark überwog. Ohne das Feuer und die Entschlußkraft der preußischen Generale hätte sein Vorhaben auch glücken können.

Bernadotte vereinigte seine Armee, die hinter Havel und Spree gestanden hatte, nur zögernd südlich Berlin in weitem nach Süden offenen Halbkreise. In diesen hinein ging Oudinot mit seinem, drei Korps und eine Kavalleriedivision starken, Heere vor. Er hatte Zeit verloren und kam erst am 21. August an der, die Hauptstadt im Süden umgebenden Nuthe-Notte-Niederung an, wo Bernadottes Vortruppen standen. Unter lebhaften Gefechten öffnete er sich an diesem und dem folgenden Tage die Uebergänge. Am 23. August ging er weiter vor. Hätte er Napoleons Rat befolgt und wäre geradeswegs und geschlossen auf Berlin marschiert, so würde er einer Katastrophe nicht entgangen sein. Er hätte sich bald von drei Seiten umfaßt gesehen. Doch er war vorsichtiger. Er blieb im getrennten Vormarsche mit drei Kolonnen, die allerdings nicht gemeinsam handelten. Die rechte, Bertrand, ließ sich bei Blankenfelde durch Tauentzien aufhalten, die linke, Oudinots eignes Korps, traf verspätet ein; die mittlere,

Digitized by Google

Reynier, ging vereinzelt bis Groß-Beeren vor, wo sie, dem preußischen Korps nahe gegenüber, sich lagern wollte. Das war für Bülow die geeignete Gelegenheit zum selbständigen Zugreifen. Aus der Mitte der Schlachtlinie der Nordarmee heraus brach er zum Ausfall gegen Reynier vor. Im kurzen Anprall wurde dessen Korps überrannt, und dieser Unfall gab das Signal zum Rückzuge der ganzen französischen Armee. Langsam wich Oudinot erst auf Jüterbog, dann auf Wittenberg zurück, wo er am 3. September eintraf, an demselben Tage, als der geschlagene Macdonald Bautzen erreichte. Die Verluste waren nicht groß; der Tag von Groß-Beeren ist mehr durch seine Folgen als durch seinen Verlauf zu einer Schlacht geworden. Davout konnte nichts zu Oudinots Unterstützung tun. Die Verbindungskolonne Girards wurde beim Heranmarsche am 27. August von der preußischen Division Hirschfeld bei Hagelberg angetroffen und gesprengt.

Vielleicht hätte Napoleon jetzt am besten getan, die große Armee in Böhmen anzugreifen. Ihre Zusammensetzung aus Truppen dreier Staaten, die Anwesenheit der Monarchen, die eigentümliche Verfassung ihres Hauptquartiers machte sie zur verwundbarsten der Verbündeten. Hier konnte ein wirksamer Erfolg errungen werden. Ein Sieg über sie hätte vielleicht die auseinandergehenden politischen Interessen der drei Mächte berührt, jedenfalls Blücher nach Böhmen abberufen, wo er weniger gefährlich war wie in Schlesien.

Aber des Kaisers Gedanken wendeten sich trotzdem zu dem alten ursprünglichen Plane zurück. Er wollte jetzt mit den Hauptkräften nach Berlin vorgehen, um dort die Entscheidung zu suchen. Unzweifelhaft spielte der Haß gegen Preußen eine Rolle dabei. Nur Vandammes und Macdonalds Mißgeschick ließ ihn noch zögern. Als er aber am 2. September von Oudinots Rückzug hörte, traf er seine Anstalten. Er leitete den Vormarsch der Garden über Hoyerswerda ein; Ney übernahm Oudinots Heer und sollte sich ihm anschließen, um mit ihm nach der preußischen Hauptstadt zu ziehen. Die Nachricht: „Napoleon wieder in Berlin!" hätte unzweifelhaft auf alle Kriegführenden einen großen Eindruck gemacht.

Da traf die Kunde von Macdonalds herben Verlusten und Blüchers schnellem Vordringen ein. Wie, wenn dieser sich während des Berliner Zuges im Rücken des kaiserlichen Heeres Dresdens bemächtigte? das durfte nicht geschehen. Wider Willen wendete sich der Kaiser nochmals gegen die Schlesische Armee. Garden, Marmonts Korps und Latours Kavallerie erhielten Marschbefehl nach Bautzen. Dort war die Unterstützung am dringendsten erforderlich. Der Kaiser selbst folgte. Jetzt sollte Blücher die volle Schwere seines Zorns empfinden.

Am 4. September näherte sich dieser Bautzen. Bei Hochkirch traf seine Vorhut auf entschlossenen Widerstand, und die veränderte Haltung der französischen Truppen ließ den Alten treffend auf Napoleons Anwesenheit bei ihnen schließen. Sein Scharfblick hatte ihn nicht getäuscht. Sogleich wich er vor dem sich immer mehr verstärkenden Gegner zurück. Unwillig sah der Kaiser die Aussicht auf einen wirksamen Schlag wiederum schwinden. Am 6. September abends traf er mißmutig in Dresden ein; der Marsch nach Schlesien war noch einmal erfolglos gewesen!

Digitized by Google

Wie gut hatte Blücher daran getan, sich einem Rufe Schwarzenbergs nach Böhmen zu versagen. Er war dadurch Herr seiner Entschlüsse und Handlungen geblieben — zugleich auch Herr der Lage auf dem schlesischen Kriegstheater. Kein einziges Mal hatte er sich geirrt, keinmal auch nur einen Augenblick beim Entschlusse verloren. Sein Stern begann am kriegerischen Horizont emporzusteigen, der seines großen Gegners sich langsam, aber fortschreitend zu neigen.

Der Sandschak Novibazar

Von

Dr. Freiherr v. Zettel

Im österreichischen Herrenhause fand unlängst eine Debatte über die auswärtige Politik Oesterreich-Ungarns während der letzten Ereignisse statt, die sich zu einer scharfen Kritik zuspitzte. Von mehreren Rednern, wie schon vorher in Zeitungsartikeln, wurde bei dieser Gelegenheit das Bedauern darüber ausgesprochen, daß Graf Aehrenthal seinerzeit auf die Oesterreich-Ungarn im Berliner Vertrage eingeräumten Rechte bezüglich des Sandschak Novibazar verzichtet habe; hätte er dies nicht getan, so meinte man, wäre Oesterreich-Ungarn viel eher in der Lage gewesen, in den Gang der Ereignisse einzugreifen und seine Interessen erfolgreich zu wahren. So bestechend diese Argumentation auf den ersten Blick klingen mag, so hält sie doch einer eingehenderen Prüfung nicht Stich.

Der Sandschak Novibazar stellt sich als ein langgestreckter Streifen Landes dar, der in einer durchschnittlichen Breite von 60 Kilometern und einer Länge von etwa 110 Kilometern zwischen Montenegro und Serbien hinläuft. Durch einen Blick auf die Landkarte kann man sich von der militärischen Bedeutung dieses Gebietes leicht überzeugen. Es bildete seinerzeit die einzige Verbindung zu Lande (die Häfen von Klek und Sutorina kamen nicht in Betracht) zwischen Bosnien und der übrigen Türkei; gelang es, diesen Zugang zu sperren, so war Bosnien für die Türkei kaum zu halten. Als nun im Sommer 1875 in der Herzegowina und bald darauf in Bosnien ein zweifellos von außen geschürter Aufstand ausbrach, war man bemüht, auch den Sandschak zu insurgieren, was tatsächlich gelang. Von da an bis zum Abschlusse des Berliner Vertrages bildete das Schicksal Novibazars den Gegenstand lebhafter Kontroversen zwischen Oesterreich-Ungarn, das dessen Neutralisierung verlangte, und Rußland, dem daran gelegen war, den Sandschak Serbien und Montenegro zu sichern. Ungeachtet die beiden Regierungen in der am 18. März 1877 in Wien unterzeichneten geheimen Konvention sich eine spätere Verständigung über Novibazar vorbehalten hatten, verfügte der Präliminarfrieden von San Stefano über den größten Teil dieses Gebietes zugunsten der beiden Nachbarländer, und auf den Einspruch Oesterreich-

Digitized by Google

Ungarns verwies es Fürst Gortschakoff in einem Promemoria vom 8. Mai 1878 auf eine direkte Verständigung mit Serbien und Montenegro. Unter den Bestimmungen des Friedens von San Stefano, welche auf dem Berliner Kongresse einer Korrektur unterzogen wurden, befanden sich auch jene über Bosnien und die Herzegowina, sowie über den Sandschak Novibazar. Während die beiden erstgenannten Länder Oesterreich-Ungarn zur Verwaltung zugewiesen wurden, fand bezüglich Novibazars ein Vorschlag des Grafen Andrássy die Zustimmung des Kongresses, wonach der Monarchie das Recht eingeräumt wurde, „um die Aufrechterhaltung des neuen politischen Zustandes und die Freiheit und Sicherheit der Kommunikationswege zu verbürgen, im ganzen Umfange dieses Teiles des ehemaligen Wilajets von Bosnien Garnisonen zu halten und militärische sowie Handelsstraßen zu besitzen".

Ueber die Ziele, die Graf Andrássy dabei im Auge hatte, gibt ein erst unlängst an die Oeffentlichkeit gelangtes Aktenstück nähere Aufschlüsse, nämlich jene ausführlichen Instruktionen, welche er unterm 6. August 1879 an den damaligen Chef der bosnischen Landesregierung, den Herzog von Württemberg, gelangen ließ (v. Wertheimer, Graf Andrássy, III, 210, 271 ff.). Die österreichischen Garnisonen in Sandschak sollten, so heißt es in dieser Weisung, ein militärisches Vorwerk zur Sicherung des Besitzes von Bosnien gegen jeden Angriff bilden, etwa wie der Bosporus es für das Schwarze Meer ist, und zugleich ein Ausfallstor nach dem Orient, um beim Zusammenbruche der Türkei in unmittelbarster Nähe des Schauplatzes zu sein und für ihre Erhaltung eintreten zu können, jedenfalls aber die Schaffung der Monarchie feindlicher großslawischer Formationen zu verhindern.

In dem Rechte, im Sandschak Garnisonen zu halten und Handelsstraßen zu schaffen, erblickte aber Graf Andrássy vor allem ein geeignetes Mittel zum Schutze der wirtschaftlichen und verkehrspolitischen Interessen Oesterreich-Ungarns, welche durch eine vollständige Slawisierung des westlichen Teiles der Balkanhalbinsel ernstlich gefährdet werden könnten.

Dies waren die weitschauenden, aus einer richtigen Erfassung dessen, was der Donaumonarchie nottut, geschöpften Ansichten und Pläne Andrássys. Was aber wurde daraus?

Nach dem Schlußsatze des Art. XXV des Berliner Vertrages sollten die Regierungen von Oesterreich-Ungarn und der Türkei über die Details der hinsichtlich Novibazars getroffenen Vereinbarungen sich miteinander verständigen. Die zu diesem Zwecke in Konstantinopel eingeleiteten Verhandlungen zogen sich aber in die Länge; teils aus Mißtrauen gegen die Absichten Oesterreich-Ungarns, teils in ihrer gewohnten Verschleppungstaktik legten die Türken dem Fortgange derselben alle möglichen Hindernisse in den Weg. Graf Andrássy wollte jedoch zu einem Abschlusse kommen. Zunächst mit Rücksicht auf die großen finanziellen und militärischen Opfer, welche für den Fall eines Widerstandes der Türkei mit einer bewaffneten Expedition, die unter allen Umständen vermieden werden sollte, verbunden gewesen wären, dann aber aus Besorgnis vor dem Eintritt

Digitized by Google

irgendwelcher auswärtigen Komplikationen, und schließlich wohl auch, weil er schon damals sich mit ernsten Demissionsabsichten trug. So verzichtete er denn auf das im Berliner Vertrage vorgesehene Recht, „im ganzen Umfange“ des Sandschaks Novibazar Garnisonen zu halten und begnügte sich mit der Einräumung des gemeinsamen Besatzungsrechtes an drei im äußersten nördlichen Winkel gelegenen Punkten, nämlich Priboj, Priepolje und Bielopolje, an dessen Stelle später Plevlje trat. Keiner dieser drei Orte lag mehr als 30 Kilometer von der bosnischen Grenze entfernt. An eine Ausdehnung unsrer Rechte „au delà de Mitrovitza“ dachte man also selbst damals nicht.

Wenn man bedenkt, daß erst seit dem Jahre 1906 eine direkte und noch dazu schmalspurige Bahnverbindung zwischen der Monarchie und dem Sandschak besteht, wenn man weiter in Betracht zieht, daß das Limgebiet vermöge seines geringen Flächeninhaltes und der Terrainverhältnisse sich zur Ansammlung bedeutender militärischer Kräfte nicht eignet, schwache Truppenkörper aber in steter Gefahr wären, von ihrer Basis abgeschnitten zu werden, so wird man zugeben müssen, daß der Wert der dortigen Garnisonen für die Geltendmachung von Oesterreich-Ungarns politischen Interessen, ja auch nur für die Verteidigung seines Besitzstandes ein sehr zweifelhafter war.

Nicht besser steht es mit der Sicherung der Verkehrsinteressen. Dem Grafen Andrássy schwebte, als er die Zulassung österreichisch-ungarischer Garnisonen und die Schaffung von Handelsstraßen im Sandschak anstrebte, ein verlockendes Zukunftsbild vor Augen, das aber bis heute auf seine Verwirklichung wartet. Wie sah es damals und wie sieht es heute mit dem Verkehr im Sandschak Novibazar aus? Im Jahre 1868 hatte die türkische Regierung mit dem Brüsseler Bankier Baron Hirsch einen Vertrag wegen Herstellung eines umfangreichen Netzes von Eisenbahnen abgeschlossen, die die Türkei mit den kontinentalen Bahnen verbinden und deren Baukosten durch eine Prämienanleihe, die Türkenlose, gedeckt werden sollten. Allein das Projekt erfuhr bald eine wesentliche Reduktion. Der Beschützer des Unternehmens, Ali-Pascha, starb im Jahre 1871, und sein russenfreundlicher Nachfolger, Mahmud, tat alles, um die Verwirklichung dieser Pläne zu verhindern. Der Bau der Bosnien durchziehenden Strecken, die allerdings die größten technischen Schwierigkeiten aufwiesen, war noch nicht in Angriff genommen und in dem 1872 unterzeichneten neuen Vertrage fanden sie sich nicht mehr vor. Auch mit der Inangriffnahme der andern darin vorgesehenen Linien übereilte man sich keineswegs. Schließlich kam noch der Krieg mit Rußland dazu, in dessen Folge ein großer Teil der in Betracht kommenden Gebiete der unmittelbaren Herrschaft der Türkei entzogen wurde. An ihrer Stelle auferlegte nun der Berliner Vertrag dem neugeschaffenen Bulgarien und dem als unabhängig erklärten Serbien die Verpflichtung zum Ausbaue der ihre Länder durchziehenden Linien. Die Regelung aller dieser Fragen wurde einem unmittelbar nach Abschluß des Friedens zu treffenden Uebereinkommen zwischen Oesterreich-Ungarn, der Pforte, Serbien und Bulgarien vorbehalten. Allein erst nach mühevollen Verhandlungen traten die

Digitized by Google

Delegierten der interessierten Mächte im Jahre 1882 zur sog. Conférence à quatre zusammen. In dem am 9. Mai 1883 unterzeichneten Vertrage war aber von der Bahn durch den Sandschak überhaupt nicht mehr die Rede. Oesterreich-Ungarn glaubte wohl in Anbetracht des guten Einvernehmens, das damals mit Serbien bestand, seine Interessen durch den Anschluß des orientalischen Bahnnetzes an das österreichisch-ungarische in Semlin genügend gewahrt zu haben.

Drei Jahrzehnte vergingen so unbenutzt. Erst dem Grafen Aehrenthal blieb es vorbehalten, im Sinne Andrássys auf den Plan einer Bahnverbindung durch den Sandschak zurückzukommen und bei der Pforte die Konzessionierung dieser Strecke anzuregen. Der Sturm der Entrüstung, den dieses unerhörte Verlangen in Petersburg, dann aber auch bei den andern Mächten der Tripelentente hervorrief und der erkennen ließ, daß Rußland den Gedanken noch keineswegs aufgegeben hatte, dieses Gebiet seinen Schoßkindern zuzuwenden, ist noch in frischer Erinnerung. Die Pforte gestattete wohl die Vornahme technischer Vorarbeiten, aber die Revolution, die bald darauf in der Türkei ausbrach, und die Ereignisse, die ihr folgten, rissen nebst manchem andern nicht nur die mazedonische Reformaktion, sondern auch das Projekt der Sandschakbahn mit sich fort.

Was blieb also von den großen Plänen Andrássys übrig? Die österreichisch-ungarischen Garnisonen im Sandschak waren zu schwach und entbehrten einer Verbindung mit der Operationsbasis, um eine erfolgreiche Aktion unternehmen zu können; ein Handelsverkehr aber, zu dessen Schutz sie dienen sollten, bestand damals nicht und hat sich bis auf den heutigen Tag nicht entwickelt. Nach den von der bosnischen Landesregierung seit 1898 veröffentlichten Ausweisen des auswärtigen Warenverkehres Bosniens betrug der gesamte Import und Export dieses Landes über die Zollgrenze, wobei zunächst die benachbarten Bezirke von Serbien und Montenegro in Betracht kommen, in den letzten Jahren und zwar

1906:	34298	Meterzentner
1907:	43979	„
1908:	31904	„
1909:	25561	„
1910:	27117	„
1911:	31439	„

also kaum 1 Prozent des gesamten Warenverkehrs Bosniens und der Herzegowina. Wie sich zeigt, hat auch die Bahnverbindung bis zur Landesgrenze in Uvac-Vardiste keine Besserung im Handelsverkehre herbeigeführt.

Das war es also, worauf Graf Aehrenthal verzichtete. Man kann einwenden, es sei weder unvermeidlich noch ratsam gewesen, selbst so zweifelhafte Vorrechte ohne Not aufzugeben. Hören wir, wie Graf Aehrenthal selbst diesen Entschluß rechtfertigte. In seinem Exposé vom 8. Oktober 1908 heißt es: „Wir haben unsre Garnisons- und sonstigen Rechte im Sandschak fallen lassen, indem wir uns der Ueberzeugung hingaben, daß das verjüngte ottomanische Reich die Sicherung von Ruhe und Ordnung im Sandschak nunmehr aus eigner Kraft

Digitized by Google

zu verbürgen imstande ist." Diese Voraussetzung hat sich allerdings bald als eine allzu optimistische erwiesen. Ob Graf Aehrenthal selbst daran glaubte, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls war sein Vertrauen in die Zukunft der Türkei nicht das einzige Argument für seinen Entschluß, denn er führt dafür weiter an, der Verzicht auf Novibazar solle sich mit der formellen Annexion der zwei Provinzen kompensieren und dadurch Klarheit in dem Verhältnisse zur Türkei geschaffen werden. Ueberdies würde, heißt es weiter, „die Beibehaltung unsrer Garnisonen im Sandschak nur dazu dienen, der Legende von unserm Vormarsch nach dem Aegäischen Meere immer wieder neue Nahrung zuzuführen". Daß selbst dem Grafen Andrássy, der ja in der Okkupation Bosniens nur ein notwendiges Uebel sah, derartige expansive Tendenzen gänzlich ferne lagen, hat er nicht bloß in diplomatischen Aktenstücken, sondern auch in intimen Gesprächen wiederholt betont, und es ist bekannt, daß er dem auf eine Ausdehnung der Aktion abzielenden Drängen gewisser militärischer Kreise den entschiedensten Widerstand entgegensetzte. Graf Aehrenthal dachte nicht anders. Er betonte in dem erwähnten Exposé ausdrücklich, „daß die österreichisch-ungarische Monarchie über das, was sie besitzt, hinaus keinen Territorialerwerb anstrebe". Er blickte aber noch weiter. Am Schlusse seiner Ausführungen erklärte er: „die Annexion Bosniens und der Herzegowina verfolgt zwei Ziele, den Schutz unsrer Interessen und die Abwendung der Gefahr, in die türkischen Angelegenheiten hineingezogen und von unsrer Politik des freundlichen Wohlwollens und der Beobachtung strikteſter Nichtintervention abgedrängt zu werden." Er war sich also der Bedenken, die gegen jedes Kondominium sprechen, wohl bewußt, und wollte sich die Freiheit der Entschließung vorbehalten. In der Tat, hätten die Ereignisse des vorigen Herbstes die Dinge in Novibazar noch so gefunden, wie sie Graf Andrássy hinterlassen hatte, wäre Oesterreich-Ungarn nur die Wahl geblieben, entweder unter viel schwierigeren Verhältnissen als vor vier Jahren seine Garnisonen schleunigst zurückzuziehen oder als die natürlichen Verbündeten der Türkei in den Kampf hineingerissen zu werden und dadurch Komplikationen hervorzurufen, deren Ende unabsehbar gewesen wäre. Beabsichtigte aber Oesterreich-Ungarn eine Einmischung in den Krieg der Balkanstaaten gegen die Türkei, so hätte seine geographische Lage ihm gewiß tauglichere Mittel an die Hand gegeben, seine Interessen geltend zu machen, als es die ärmlichen Garnisonen im Sandschak gewesen sind. Und was die Freiheit des Weges nach Saloniki anbelangt, so geht er seit dreißig Jahren unbehindert über serbisches Gebiet, und es wird nur nötig sein, für seine Sicherung und Ausgestaltung Garantien zu schaffen. Die Verhandlungen über alle einschlägigen Fragen sollen ihren Anfang nehmen, sobald auf dem Balkan der Friede eingekehrt sein wird. Möge dieser Augenblick nicht zu lange auf sich warten lassen!

Wien, im Juli 1913.

Digitized by Google

Die ältesten außerchristlichen Berichte über Jesus

Von

Prof. D. Paul W. Schmiedel (Zürich)

In der seit dem Auftreten von Professor Drews so oft erörterten Frage, ob Jesus gelebt habe, würde nichts ausschlaggebender sein als ein Bericht von einem nichtchristlichen Zeitgenossen. Allein einen solchen gibt es nicht. Man muß bis zum Ende des ersten und zum Anfang des zweiten Jahrhunderts hinabgehen, um in den Werken nichtchristlicher Schriftsteller die ersten Angaben über Jesus zu finden; und auch sie unterliegen teils in ihrer Echtheit, teils in ihrer Tragweite mannigfachen Bedenken.

In der Geschichte seines Volkes, die der Jude Flavius Josephus im Jahre 93 oder 94 unter dem nicht sehr zutreffenden Titel „Jüdische Altertümer" verfaßt hat, findet sich (18, 3, 3) folgender Abschnitt:

Zu dieser Zeit trat Jesus auf, ein weiser Mann, wenn anders man ihn einen Mann nennen soll. Er war nämlich ein Täter wunderbarer Werke, ein Lehrer von Menschen, die mit Freuden die Wahrheit annahmen; und viele Juden, aber auch viele aus der griechischen Welt zog er zu sich heran. Der Gesalbte war dieser. Und als ihn auf Anzeige der ersten Männer bei uns Pilatus mit dem Kreuzestode bestraft hatte, ließen die nicht ab, die ihn zuerst geliebt hatten; denn er erschien ihnen am dritten Tage wieder lebendig, nachdem die göttlichen Propheten dies und unzählige andre wunderbare Dinge über ihn gesagt hatten. Und noch bis jetzt hat das Geschlecht derer nicht aufgehört, die nach ihm Christen genannt sind.

Daß ein Jude das nicht alles geschrieben hat, ist so gut wie allgemein anerkannt. Aber nicht alles ist ausgesprochen christlich. Josephus vergab sich nichts, wenn er etwa schrieb:

Zu jener Zeit trat Jesus auf, ein weiser Mann, und viele Juden, aber auch viele aus der griechischen Welt zog er zu sich heran. Und als ihn auf Anzeige der ersten Männer bei uns Pilatus mit dem Kreuzestode bestraft hatte, ließen die nicht ab, die ihn zuerst geliebt hatten.

Sogar den obigen Schlußsatz über das Fortbestehen der Christen konnte Josephus ohne Bedenken noch anfügen; nur müßte dann vermutet werden, daß bei der Einfügung der christlichen Zusätze eine Aussage seines Textes gestrichen worden wäre, die besagte, man habe Jesus mit Unrecht den Gesalbten (griechisch: Christus, hebräisch: Messias) genannt. Dieser Satz würde eine Begründung der Anzeige bei Pilatus bilden und zugleich einer andern Stelle bei Josephus (20, 9, 1) entsprechen, wonach der Hohepriester Ananus im Jahre 62 „den Bruder Jesu, des sog. Gesalbten, mit Namen Jakobus, und einige andre" vor ein Gericht gestellt hat, das sie zur Steinigung verurteilte.

Man sagt allerdings, Josephus, der während des jüdischen Aufstandes der Jahre 66 bis 70 im rechten Augenblick zu den Römern übergegangen war und sich seitdem hoher Protektion erfreute, habe es durchaus vermeiden müssen, die Idee eines solchen jüdischen Messias, die ja stets den Aufruhr gegen die römische

Digitized by Google

Herrschaft einschloß, überhaupt zu berühren, und man hält deshalb auch in der zweiten Stelle die betreffenden Worte für eingeschoben. Allein Josephus erwähnt genug Volksführer, deren Aufstände durch das Eingreifen der römischen Macht niedergeschlagen worden sind. Uebrigens kann man die Bezeichnung Jesu als Messias an beiden Stellen für Einschub und doch die oben ausgesonderten Sätze der ersten für echt halten. Daß sie, wenn sie nur noch einen Grund für die Anzeige bei Pilatus nannten, zu wenig enthielten, als daß Josephus sie geschrieben haben sollte, wird man nicht sagen dürfen. Er berichtet über viele Personen ebenso kurz.

Der wichtigste Grund, ihm jede Erwähnung Jesu abzusprechen, liegt anderswo. Celsus, der schneidige Gegner der Christen (um 180), hatte den Bericht der Evangelien über die Taufe Jesu angezweifelt. Origenes macht in seiner Schrift gegen ihn (1, 47, um 247) geltend, daß Josephus mindestens das Auftreten des Täufers Johannes gewährleiste, und fügt hinzu, derselbe Josephus bezeichne als Ursache des Falles Jerusalems vom Jahr 70 — zwar nicht die ungerechte Verurteilung Jesu, wohl aber — die oben erwähnte seines Bruders Jakobus. Von einem solchen ursächlichen Zusammenhang steht im heutigen Text des Josephus nichts. Origenes muß also hier wohl einen Einschub vor sich gehabt haben, der nicht in alle Abschriften übergegangen ist. Das Wichtigste ist aber, daß er, wenn er von der Taufe Jesu nun einmal bis zum Tode des Jakobus abschweift, nicht auch die Hauptstelle des Josephus über Jesus erwähnt. Sein Ausspruch, Josephus sei kein gläubiger Anhänger Jesu, beweist natürlich nur so viel, daß er deren vollen Wortlaut nicht gekannt hat. Aber man kann geltend machen, daß auch unsre obige Verkürzung desselben ihm hätte dienen können. Daß sie ihm jedoch in den Sinn kommen mußte, als er von der Taufe Jesu sprach, dürfte schwer zu beweisen sein.

Nach allem wird man sich auf das Zeugnis des Josephus nicht stützen dürfen. Aber die bestimmte Behauptung, er habe über Jesus gar nichts gesagt, geht ebenfalls zu weit. Allein auch wenn man sich für sie entscheiden zu dürfen glaubt, ist es doch ganz unerlaubt, aus dem Schweigen des Josephus zu schließen, daß Jesus nicht gelebt habe. Nicht bloß über ihn schweigt ja dann Josephus, sondern zugleich über die Christen, die doch zu seinen Zeiten auch den Bestreitern der Geschichtlichkeit Jesu als sehr verbreitet gelten. Also für sein Schweigen über die Christen will dann ein Grund gesucht sein; das Schweigen über Jesus ist nachher einfache Konsequenz und beweist gegen dessen geschichtliche Existenz gar nichts.

Wenden wir uns nun zu den römischen Schriftstellern. Als Statthalter von Bithynien erbittet sich um 112 der jüngere Plinius (in seinen Briefen: 10, 96) vom Kaiser Trajan Anweisung, wie er mit den bei ihm in großer Anzahl angeklagten Christen verfahren solle. Dabei berichtet er, sie hätten angegeben, sie pflegten an einem bestimmten Tage vor Sonnenaufgang zusammenzukommen und im Wechsel miteinander einen Hymnus auf Christus als auf einen Gott zu sprechen. Von andern der Angeschuldigten erwähnt er, sie hätten dem Bild des Kaisers

Digitized by Google

und denen der Götter Verehrung erwiesen und Christus verflucht, wozu nach seinen Informationen kein wahrer Christ zu bringen sei.

Ueber das Leben Jesu findet sich bei ihm keine Notiz. Es wäre aber ganz unerlaubt, hieraus zu schließen, daß für die von ihm verhörten Christen Jesus von jeher ein Gott gewesen sei. Aus den Schriften des Neuen Testaments ist bekannt, daß man denselben Jesus, von dessen irdischem Leben man zu berichten wußte, für ein göttliches, im Himmel befindliches Wesen hielt, seit man an seine Auferstehung glaubte. Und im Verhör handelte es sich natürlich nur um die Frage, warum die Christen die Verehrung der Staatsgötter verweigerten und welche Gottheit sie statt deren verehrten. Uebrigens würde zu beachten sein, daß Plinius gleich den noch zu besprechenden Schriftstellern nicht den Namen Jesus kennt — dieſen soll nach der soeben berührten Ansicht ein schon vor unsrer Zeitrechnung verehrter und erst nachträglich für einen Menschen ausgegebener Gott getragen haben —, sondern nur den Namen Christus. Auf der andern Seite darf daraus aber auch nicht etwa gefolgert werden, es werde dadurch ein geschichtlicher Jesus fraglich. Christus war der Ehrenname für diesen; beide Namen brauchte man, wie das Neue Testament lehrt, längst nebeneinander, und Plinius hielt sich naturgemäß um so mehr an den Namen Christus, weil die Angeklagten ja von ihm ihren Namen Christen hatten.

Ob Sueton den Namen Christus und damit die Person Jesu erwähnt hat, ist durchaus fraglich. Er sagt um 120 in der Biographie des Kaisers Claudius (Kap. 25): „Die Juden, die auf Anstiften von Chrestus andauernd Unruhen verursachten, trieb er aus Rom aus.“ Chrestus kann derselbe Name sein wie Christus, da das griechische Wort chrestos (= gut, gütig) damals wie christus gesprochen wurde. Aber sollten hier Unruhen gemeint sein, die der Streit um Jesus und seine Anerkennung als Christus in der römischen Judenschaft verursacht hätte, so würde doch Sueton schwerlich von dem Vorwurf freizusprechen sein, daß er sich Jesus selbst als in Rom anwesend gedacht habe. Er kann aber leicht einen sonst unbekannten römischen Juden namens Chrestus meinen.

In der Biographie des Kaisers Nero (Kap. 16) sagt Sueton: „Mit dem Tode bestraft wurden die Christen, eine Art Menschen von einem neuen und verbrecherischen Aberglauben.“ Dieser Satz bildet ein Glied in einer Aufzählung verschiedener Maßnahmen Neros, die dem Gemeinwohl dienten. Bemerkenswert ist, daß er in keine Verbindung mit dem großen Brande Roms gebracht wird. Diesen erwähnt Sueton vielmehr erst im 38. Kapitel und sagt mit sichtlichem Abscheu ganz ausdrücklich, Nero habe ihn anlegen lassen.

Es ist Tacitus, der anerkanntermaßen größte Geschichtschreiber Roms, der jene Verbindung vollzieht; und gerade dadurch wird das Verständnis seiner Worte so sehr erschwert. Ob der Brand durch Zufall oder auf Befehl Neros entstanden war, läßt er (in seinen „Annalen“ 15, 44) unentschieden, betont aber nachdrücklich, der Verdacht gegen Nero habe nicht weichen wollen, und fährt dann fort:

Digitized by Google

Um daher das Gerücht zu beseitigen, schob er Angeklagte unter und belegte sie mit den ausgesuchtesten Strafen, die bei ihrem Verhaßtsein wegen Schandtaten das Volk Christen nannte. Der Urheber dieses Namens, Christus, war unter der Regierung des Tiberius durch den Statthalter Pontius Pilatus mit dem Tode bestraft worden. Und der für den Augenblick unterdrückte verderbliche Aberglaube brach wieder aus, nicht nur in Judäa, der Geburtsstätte dieses Uebels, sondern auch in Rom, wo von überallher alles Schreckliche und Schändliche zusammenströmt und Beifall findet. So wurden denn zuerst solche ergriffen, die eingestanden; dann wurde auf deren Anzeige hin eine ungeheure Menge nicht so sehr im Anklagepunkte der Brandstiftung als wegen Hasses gegen das Menschengeschlecht überführt (das Wort „überführt" ist auf Grund einer fast allerseits gebilligten Vermutung eingesetzt; im Text steht: „verbunden", was aber keinen Sinn gibt).

Klarheit ist gewiß nicht das, wodurch sich dieser Bericht auszeichnet. Was gestanden die zuerst Ergriffenen ein? Daß sie Christen waren? So meint man meist. Tacitus hat ja soeben gesagt, sie seien Christen gewesen. Allein was bewies ihr Christentum für die Brandstiftung? Und Nero mußte doch Brandstifter aufweisen; ja, noch die später vor Gericht gestellte Menge stand unter der Anklage der Brandstiftung, nur daß beim Richter (der übrigens der Kaiser selbst oder ein von ihm direkt Beauftragter gewesen sein kann) nicht so sehr die Beweise für diese den Ausschlag zur Verurteilung gaben als die menschenfeindliche Gesamthaltung der Angeklagten. Außerdem: soll man wirklich annehmen, daß Christen eine ungeheure Menge ihrer Glaubensgenossen der Brandstiftung angeschuldigt haben?

Aber man kann Tacitus ja auch noch anders verstehen. Wir dürfen jedoch nur noch eine Auffassung vorbringen. Wie, wenn die zuerst Ergriffenen eingestanden, sich an der Brandstiftung beteiligt zu haben? Freilich: hatten Christen das getan? Und denunzierten Christen eine Menge ihrer Glaubensgenossen des gleichen Verbrechens? Nun könnten sie zu jenem Eingeständnis und zu dieser Anzeige durch die Folter gebracht worden sein, die ja gegen Sklaven anwendbar war; und unter den Christen befanden sich viele Sklaven. Allein es läßt sich auch ohne diese Annahme auskommen, wenn nämlich die zuerst Ergriffenen gar keine Christen waren. Ohnehin wäre es merkwürdig, wenn man auf der Suche nach Brandstiftern nur Christen gepackt hätte. Tacitus hat nach dieser Auffassung das Hauptresultat, die Verurteilung einer großen Menge von Christen, summarisch vorausgenommen und fährt nach Angabe ihrer Herkunft fort: so wurden denn (um genauer zu berichten) zuerst solche (Nichtchristen) ergriffen, die (die Brandstiftung) eingestanden; dann usw. Hierbei kommt wirklich heraus, daß, wie Tacitus angibt, nur bei den später Ergriffenen Haß gegen das Menschengeschlecht sich fand und der eigentliche Anlaß wurde, sie als Brandstifter zu verurteilen.

Vorzüglich aber wird man auf diesen Ausweg durch einen Umstand gedrängt, den wir noch nicht erwähnt haben. Noch im Jahre 95 hat der Kaiser Domitian nach allem, was die Berichte uns an die Hand geben, zwischen Juden und Christen keinen Unterschied gekannt. In der Erinnerung der Christen gilt er schon im zweiten Jahrhundert als ihr heftiger Verfolger. Hätte er sie unangetastet

Digitized by Google

gelassen, so wäre diese Meinung nie aufgekommen. Und doch lauten die Anschuldigungen gegen die Personen, die er verurteilt hat, nur auf Gottlosigkeit, d. h. auf Verweigerung des heidnischen Kultus, und auf jüdische Sitten.

Und das stimmt, so seltsam es an sich ist, gut dazu, daß der Name „Christen" auffallend spät aufgekommen ist. Die Angabe der Apostelgeschichte (11, 26), dies sei schon vor dem Jahre 44 zu Antiochien in Syrien geschehen, ist ein starker Anachronismus. Er fehlt gänzlich bis gegen Ende des ersten Jahrhunderts. Der erste Petrusbrief (4, 16) gebraucht ihn genau zu derselben Zeit wie Plinius (s. o.), und die Apostelgeschichte, wo er außer 11, 26 noch 26, 28 genannt wird, sowie das ihr vorhergegangene Lukasevangelium, wo er 6, 22 vorausgesetzt ist, dürfen wir nicht früher ansetzen als die „Altertümer" des Josephus, wo wir ihn, falls die Worte echt sind, gefunden haben. Ihn aber etwa abzulehnen, wenn Heiden oder Juden ihn aufbrachten, hatten die Christen gar keinen Grund; denn er ist ja dem höchsten Namen entlehnt, den sie ihrem Herrn und Meister beilegten, und daß sie „Christo angehörten", sagten sie mit Stolz schon laut Briefen aus der Mitte des ersten Jahrhunderts (1. Kor. 3, 22; 2. Kor. 10, 7). Die Fabel endlich, daß an einem Hause des schon im Jahre 79 verschütteten Pompeji angeschrieben gewesen sei: hristiani, sollte wirklich einmal verschwinden. Die Schrift ist längst nicht mehr lesbar; vorhanden ist aber noch die Originalaufzeichnung, daß sie ceristirae lautete. Was das heißt, weiß man nicht; man darf aber wohl an eine Weinsorte denken, da den Anfang die Worte bildeten: „Weine des Nervius", und das Haus eine Kneipe war.

Wenn nun aber Domitian, so war erst recht Nero noch nicht in der Lage, Christen und Juden zu unterscheiden. Ein derartiger Einblick wäre in der juristischen Welt Roms sicher nie wieder verloren gegangen. Daß es Christen waren, die beide Kaiser durch ihre Verurteilungen getroffen hatten, muß dann der Obrigkeit, so merkwürdig dies scheint, erst nachträglich bekannt geworden sein. Die Christen wußten es natürlich nur zu gut, und höchstwahrscheinlich fällt unmittelbar nach Domitians Eingreifen der sog. erste Brief des Clemens von Rom, aus dem wir es entnehmen können. Die römische Christengemeinde berichtet hier (1, 1; 5, 1 bis 6, 2; 7, 1) der korinthischen, sie sei soeben von schweren Schicksalsschlägen betroffen gewesen oder noch betroffen, und in einer früheren Zeit habe „eine große Menge von Auserwählten" die schlimmsten Martern erduldet. Gemeint sind ganz offenbar dieselben, die nach Tacitus Nero ersonnen hat, um in seinen Gärten dem Volke ein Schauspiel zu bereiten. Daß der Brief sagt, die Märtyrer hätten dadurch ihren Glauben bewährt, spricht keineswegs gegen unsre Annahme, nominell seien sie wegen Brandstiftung verurteilt worden. Die Christen durchschauten begreiflicherweise die eigentlichen Motive des Richters und hielten sich natürlich an diese.

Wurde nun die römische Staatsgewalt zu Anfang des zweiten Jahrhunderts mit den Christen bekannt (Prozesse gegen sie vor 112 erwähnt Plinius tatsächlich), so fiel von da aus auch ein Licht auf das Ereignis unter Nero, und dies ermöglichte es dem Tacitus wie dem Sueton, zutreffend die Christen als die

Digitized by Google

damals Betroffenen zu nennen. Eine Ungenauigkeit ist bei Tacitus dadurch allerdings entstanden: das Volk habe sie bei ihrem Verhaßtsein wegen Schandtaten Christen genannt. Diese Angabe kann er, wenn alles Vorhergehende richtig ist, in Quellen aus Neros Zeit nicht gefunden haben. Aber man sieht es den Worten ja auch ohne dies an, daß sie unzutreffend sind. Ja, wenn es etwa hieße: Schandbuben habe sie das Volk bei ihrem Verhaßtsein wegen Schandtaten genannt! Aber zu der Benennung Christen konnte doch der Haß wegen Schandtaten nicht führen. Daß es sich um Christen handelte, ist trotzdem richtig, wenn es Tacitus auch erst seinerseits zu den Worten seiner Quelle hinzugefügt hat. Je weniger aber seine beiden Aussagen zusammenpassen, desto eher darf man annehmen, daß die zweite, das Verhaßtsein der Angeklagten wegen Schandtaten, in seiner Quelle berichtet war.

Im ganzen muß nämlich betont werden, daß Tacitus genau nach Vorgängern arbeitete, die er auch öfters nennt; und deren Werke wieder gründeten sich nach dem Nachweise Mommsens auf die Protokolle des römischen Senats. Nun weicht allerdings Sueton, dem als Geheimsekretär des Kaisers Hadrian das kaiserliche Archiv zur Verfügung stand, von Tacitus darin ab, daß er die Verurteilung der Christen mit dem Brande Roms nicht in Verbindung bringt. Allein das erklärt sich genügend aus der verschiedenen Methode beider Schriftsteller: Sueton ordnet die Ereignisse nach sachlichen Gesichtspunkten zusammen, z. B. hier Maßregeln zur allgemeinen Wohlfahrt; Tacitus verfährt chronologisch.

Es liegt also in dieser Differenz wie auch sonst durchaus kein Grund vor, die Stelle bei Tacitus für eingeschoben zu erklären. Hochart in Bordeaux hat dies 1885 getan; zur richtigen Einschätzung seiner Urteilsfähigkeit muß man aber wissen, daß er wenige Jahre nachher die beiden Hauptwerke des Tacitus en bloc für Erzeugnisse der Humanistenzeit erklärt hat. Was unser Kapitel betrifft, so zeigt es den unnachahmlich prägnanten Stil des Tacitus in einer Vollendung, die einem Fälscher zuzutrauen doch zu kühn ist. Und soll dieser, der doch ein Christ gewesen sein müßte, wirklich geschrieben haben, seine Glaubensgenossen seien wegen Schandtaten verhaßt gewesen und repräsentierten in hervorragendem Maße das Schreckliche und Schändliche, das in Rom zusammenströme? Man hat in der Nachfolge Hocharts denn auch behauptet, die Einschaltung sei der Chronik des Kirchenschriftstellers Sulpicius Severus (um 400) entnommen, der sonst den Tacitus sehr genau ausschreibt. Allein die Tacitusstelle bietet weit mehr Detail als Sulpicius; der Einschalter müßte also doch aus seiner eignen Phantasie geschöpft haben, eine Annahme, die man aus guten Gründen durch den Hinweis auf Sulpicius als Quelle gerade überflüssig machen möchte.

Das wichtigste für uns ist nun aber die Angabe des Tacitus über den Stifter des Christentums. Woher stammt sie? In Quellen aus Neros Zeit stand sie nicht, wenn wir mit unsern obigen Ausführungen recht haben. Daß Tacitus, um sie einfügen zu können, sich bei den Christen in Rom eigens erkundigt habe, dürfte den Gepflogenheiten eines so vornehmen Mannes schwerlich entsprechen. Nach der Art seiner Schriftstellerei muß durchaus damit gerechnet

Digitized by Google

werden, daß er auch die Notiz über Jesu Tod in einer seiner schriftlichen Quellen gefunden hat. Eine der wichtigsten von diesen hat Cluvius Rufus verfaßt, der ein Zeitgenosse Jesu war. Es ist also sehr leicht möglich, daß die Notiz auf einem offiziellen Berichte des Pilatus beruht.

Beweisen freilich läßt sich dies nicht. Und wenn Tacitus weder direkt noch indirekt aus einer offiziellen Quelle geschöpft hat, dann wird er sein Wissen über Jesus doch aus Angaben der Christen haben, die vor nicht zu langer Zeit gemacht waren, vielleicht in einem der Prozesse, die sich ausdrücklich gegen sie als Christen richteten. Wer nun aus anderweiten Gründen annehmen zu dürfen glaubt, Jesus habe nie gelebt, und daß er gelebt habe, sei eine Sage, die sich bei seinen Anhängern im ersten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung gebildet habe und gegen Ende desselben von ihnen als Tatsache geglaubt worden sei, der hat hier die Möglichkeit, zu behaupten: diesem Irrtum sei naturgemäß auch Tacitus preisgegeben gewesen.

Wir dürfen nicht daran denken, die hiermit berührte Frage jetzt aufzurollen. Der Zweck unsrer ohnehin etwas mühsamen und umständlichen Untersuchung kann nur der sein, festzustellen, was außerchristliche und deshalb von vornherein einwandfreie Berichte zu ihrer Lösung beitragen. Und da müssen wir nun abschließend sagen, daß es weniger ist, als man vielleicht erwartet hat. Ein absolutes Hindernis für die Annahme, daß Jesus nicht gelebt habe, bilden sie nicht.

Anderseits muß aber hinzugefügt werden, daß weder sie noch das Schweigen andrer nichtchristlicher Schriftsteller über Jesus zugunsten dieser Annahme geltend gemacht werden dürfen. Nicht nur, daß Josephus und Tacitus über Jesu Leben vielleicht wirklich aus bester Quelle berichten; auch wenn dies nicht der Fall ist, wird dadurch die Geschichtlichkeit Jesu in keiner Weise in Frage gestellt. Das Schweigen der außerchristlichen Quellen des ersten Jahrhunderts erklärt sich dann völlig ausreichend dadurch, daß das Auftreten Jesu viel zu wenig Aufsehen erregte, um die Federn ihrer Verfasser in Bewegung zu setzen. Was ist denn eigentlich in seinem Leben Auffallendes geschehen? Sogar in Jerusalem hat er, abgesehen von der Vertreibung der Händler und Wechsler aus dem Vorhofe des Tempels, gegen die aber nicht einmal die Tempelpolizei einschritt, mit seinen Gegnern nur Redeschlachten geschlagen, und zwischen seiner Verhaftung und seinem Begräbnis liegen keine vierundzwanzig Stunden. Wie sollte da ein römischer Schriftsteller Notiz von ihm nehmen, außer wenn er, wie Cluvius Rufus, die Protokolle des Senats auszog? Solche Geschichtswerke besitzen wir aber eben nicht mehr.

Es war aber auch sehr unrichtig, die Verwunderung des Patriarchen Photius von Konstantinopel (im neunten Jahrhundert) zu teilen, daß der Jude Justus aus Tiberias am Galiläischen See, der Zeit- und Parteigenosse des Josephus, in seinem uns verlorenen Werke von Jesu Auftreten, Lebensumständen und Wundertaten gar nichts erwähnt habe. Photius selbst führt dies ja auf seinen Unglauben gegenüber Jesus zurück und gibt weiter an, er sei in der Darstellungsweise sehr kurz und übergehe die meisten von den wichtigsten Dingen. Obendrein

Digitized by Google

verspricht der Titel des Werkes weiter nichts als eine Chronik „der in den Stammtafeln verzeichneten jüdischen Könige“. Fast noch unrichtiger jedoch war es, bei dem jüdischen Philosophen Philo eine Erwähnung Jesu zu erwarten, der zwanzig bis dreißig Jahre älter als dieser war und sich in seinen Schriften damit beschäftigt, zu beweisen, daß das Alte Testament, wenn tiefsinnig gedeutet, alle wertvollen Gedanken der griechischen Philosophie bereits enthalte.

Auch die ersten Jahrzehnte nach Jesu Tod brachten nichts, was die öffentliche Aufmerksamkeit auf seine Anhänger und dadurch rückwärts auf sein Leben gelenkt hätte. Das Christentum bedurfte eine lange Zeit stiller Entwicklung, bis zum Beispiel in Bithynien eintrat, was Plinius beschreibt, daß die Tempel der Götter beinahe verödeten und Opfertiere nur ganz selten einen Käufer fanden. Damals gingen der römischen Staatsgewalt die Augen auf; früher nicht.

Der Talmud endlich beschäftigt sich in seinen älteren Teilen, die übrigens erst um 200 n. Chr. zu Papier gebracht worden sind, mit der Frage, wie man sich in jeder Lage des täglichen Lebens zu verhalten habe, um das mosaische Gesetz und die von den Schriftgelehrten hinzugefügten Gebote nicht zu verletzen. Eine Erwähnung Jesu wäre hier nur dann zu erwarten, wenn er ein anerkannter Gesetzesausleger gewesen wäre. Mit einem Ketzer aber sich auch nur einzulassen galt den Rabbinen als Sünde. Die ungünstigen Aussprüche über Jesus in den späteren Teilen des Talmuds kommen für unsre Aufgabe schon der Zeit ihrer Aufzeichnung wegen nicht in Betracht. Ja, auch der oben erwähnte Celsus (um 180), der sie bereits erwähnt, lebte zu spät, als daß es für uns einen Wert hätte, uns mit ihm zu beschäftigen.

Marschall Canrobert

Von

C. v. Goßler, General der Infanterie

Germain Bapst hat den sechsten Band seines Werkes über Canrobert herausgegeben. Der Marschall hat schriftliche Erinnerungen nicht hinterlassen, sie sind nach seinen Erzählungen niedergeschrieben. Germain Bapst hat diese Erzählungen zu einer geistreichen Darstellung des Verhaltens der höheren Führer in der Schlacht bei St. Privat und des Benehmens der Truppen erweitert. Mit unendlichem Fleiß sind Berichte noch lebender Mitkämpfer gesammelt und verwendet worden, ohne daß das Gesamtbild verschoben und unklar wurde. Tatsächlich Neues konnte, nachdem der französische Generalstab die Schlacht beschrieben hat, nicht viel gebracht werden, aber die Beweggründe der höheren Führer werden gewissenhaft anschaulich gemacht. Ueber Bazaines Verhalten in der Schlacht hat Germain Bapst schon früher in der „Deutschen Revue“ einen längeren Aufsatz geschrieben, worin der Verfasser mit Recht Bazaine gegen den

Digitized by Google

Vorwurf des Ungehorsams und der Hinterlist in Schutz nimmt, jedoch sein Urteil dahin abgibt, daß Bazaine infolge seiner Unfähigkeit als Feldherr nicht allein zu tadeln, sondern im höchsten Grade zu bemitleiden sei, da ihm zu seiner hohen Stellung so ziemlich alles gefehlt hätte.

In dem Vorwort zum sechsten Bande spricht sich Germain Bapst mit Lebhaftigkeit für eine energische Vorbereitung zum Kriege aus. Er wirft Napoleon III. vor, daß er sich durch den Widerstand der Kammern habe abhalten lassen, die Armee auf die erforderliche Höhe zu bringen; er habe dadurch seinen Thron verloren, und dazu hätten noch diejenigen, welche vor dem Kriege die Mittel verweigerten, ihn später „verunglimpft, beschimpft, verleumdet und lächerlich gemacht". Germain Bapst ist der Meinung, daß sich heutzutage Frankreich in einer besonders schwierigen Lage bei einer Kriegserklärung befinde, da hierzu nach der Verfassung die Uebereinstimmung der Regierung und der Kammern gehöre. — Militärisch verwahrt er sich ganz besonders gegen die Einstellung älterer Reservisten; man habe bei Rézonville und St. Privat mit diesen Mannschaften zu schlechte Erfahrungen gemacht. Neuerdings hätten bulgarische Generale ausgesprochen, daß Reserveformationen fünfzehn bis zwanzig Tage brauchten, um in allen Fällen, auch in der Nacht, verwendungsfähig zu sein. — Die höheren Offiziere waren, nach Germain Bapsts Meinung, im Jahre 1870 sämtlich an Lebensjahren zu alt; auch hätten sie die Bewegung großer Truppenmassen nicht verstanden. Aber „seit zweiundvierzig Jahren hat die französische Armee enorm gearbeitet, die höhere Kommandoführung ist in neue Bahnen gelenkt, ein hochgebildeter und pflichttreuer Generalstab ist neu erstanden und hat eine veränderte Kriegslehre angenommen". „Ich glaube," sagt der Verfasser, „unser Generalstab, unsre Offiziere und unsre Soldaten sind denen jedes andern Landes überlegen." Indessen muß der Wille in der Armee erzogen werden, „sich nicht etwa nur zu verteidigen, sondern zu siegen".

Was die Beschreibung der Schlacht bei St. Privat betrifft, so war Bazaine von der Gefahr, in welcher die Armee schwebte, genügend unterrichtet. Marschall Leboeuf hatte ihm des Morgens früh gemeldet, daß die Deutschen sich vor seiner Front verstärkten, und daß sich König Wilhelm bei seiner Armee befände. Trotzdem blieb Bazaine bis 4 Uhr nachmittags in seinem Quartier im Dorfe Plappeville, gab auch keinen Befehl — als Canrobert auf dem rechten Flügel mehrfach dringend um Hilfe bat —, daß die Reserve, die Garde, dorthin abrücken solle. Germain Bapst sagt: „Bei einer solchen Gleichgültigkeit und einer solchen Unfähigkeit des Feldherrn war es gar nicht anders möglich, als daß wir besiegt wurden. Der Feldherr war als solcher nicht vorhanden, er war nur ein Kadaver und die französische Armee ein Körper ohne Kopf." Die öffentliche Meinung hatte sich über Bazaines Begabung vollständig getäuscht, „er gleicht einem faulen Schüler, dessen ganzes Streben dahin geht, so wenig als möglich zu tun". — Seit dem 17. früh war der Marschall entschlossen, am 19. die Armee hinter die Forts zu führen. Es erscheint unerklärlich, warum er trotzdem noch am 18. die blutige Schlacht schlug. Seine Ansicht äußerte er abends einem Adjutanten

Digitized by Google

Leboeufs gegenüber, als dieser um den Rückzugsbefehl bat: „Was geschehen ist, stimmt mit meinem Plane überein. Ich habe die Armee eine Zwischenstellung zwischen dem Schlachtfelde vom 18. und Metz nehmen lassen. Nach Metz wollte ich mich immer zurückziehen. Ich habe den Feind gezwungen, die Mosel zu überschreiten und uns anzugreifen; er hat große Verluste erlitten und wird uns für einige Zeit in Ruhe lassen."

Vor dem Kriegsgericht führte Bazaine später aus, daß er geglaubt habe, die Deutschen würden ihn nicht mehr beachten, sondern weitermarschieren. Das Gefühl, welches die französische Armee beseelte, sprach abends gegenüber Bazaine ein Generalstabsoffizier Canroberts aus:

„Wenn Sie, Herr Marschall, unter allen Umständen nach Metz zurückgehen wollten, so war es nicht nötig, eine Menge tapferer Soldaten töten zu lassen und einem Teil Ihrer Armee eine Niederlage zu bereiten." Bazaine antwortete gegen seine Gewohnheit in lautem Befehlstone nur:

„Sie nehmen sich viel heraus ... Gehen Sie zum Geschäftszimmer des Generalstabes, Sie werden dort die Befehle erhalten."

Canrobert hat sich am 18. August als Führer eines Armeekorps bewährt. Seine persönliche Tapferkeit verführte ihn, sich mehr als nötig der Gefahr auszusetzen, er wollte dadurch die Unfähigkeit einzelner Divisionskommandeure ersetzen. „Er nahm auf seine Person zu wenig Rücksicht, man kann ihm den Vorwurf machen, daß er mehr die Rolle eines Truppenoffiziers als eines kommandierenden Generals übernahm." Indessen am 18. behielt er das Kommando des VI. Korps fest in der Hand. Als nach 4 Uhr nachmittags eine schlecht ausgeführte Attacke seiner Kavalleriedivision gescheitert war, und der Marschall damit die Hoffnung verloren hatte, die preußische Garde durch eine Offensive zurückzuwerfen, blieb er in St. Privat in der Erwartung, daß die versprochene Unterstützung des französischen Gardekorps endlich käme. Als diese nicht kam, und Canrobert nach $6^1/_2$ Uhr nachmittags erfuhr, daß Roncourt von den Sachsen besetzt sei, entschloß er sich, unter Festhaltung von St. Privat bis zum Aeußersten, zum Rückzug; „er hatte außerdem den Brief des Marschalls Bazaine in der Tasche, datiert von $10^1/_2$ Uhr vormittags, wonach er sich auf Metz zurückziehen sollte, sobald der Feind einen ernsten Angriff machte." Um $7^1/_2$ Uhr abends gab Canrobert den Befehl zur Räumung von St. Privat, einen Befehl, der aber nur teilweise ausgeführt werden konnte, da die Verteidiger schon zu nahe den Feind vor sich hatten.

Im Gegensatz zu Canrobert ließ die Führung der Korps durch andre Generale mehrfach zu wünschen übrig. General Ladmirault vom IV. Korps wußte 11 Uhr morgens nicht, daß das französische VI. Korps nicht mehr vor ihm stand, und wurde durch das preußische IX. Korps überfallen; nur infolge der vorzüglichen Stellung gelang es seiner Infanterie, unter Stehenlassen der Zelte und Liegenlassen des Gepäcks, eine Verteidigungslinie zu bilden. Um 7 Uhr abends verließ Ladmirault mit seiner Umgebung das Schlachtfeld, nachdem er von Canrobert eine Mitteilung der Räumung von St. Privat erhalten

Digitized by Google

und den Beginn des eiligen Rückzuges eines Teiles des VI. Korps mitangesehen hatte; er gab die Sache vor der Zeit vollständig auf, obgleich eine seiner Brigaden die ganze Nacht unbehelligt auf dem Schlachtfelde zurückblieb. — Auch Bourbaki vom Gardekorps versagte gänzlich. Zwar hatte ihm Bazaine gleich zu Anfang der Schlacht die Voltigeurdivision ohne Grund fortgenommen, auch erhielt er für die übrigen Teile seines Korps als Armeereserve keine Befehle, aber er hätte doch selbst vorreiten und aus eigner Initiative das VI. Korps unterstützen müssen. Erst lange nach 3 Uhr nachmittags entschließt sich Bourbaki, die Grenadierdivision zum IV. Korps hin in Bewegung zu setzen, wo sie gar nicht nötig war. Wenige Kilometer von der Schlachtlinie entfernt, glaubte er in der Richtung nach Diedenhofen zu starken Staub und Gestalten zu entdecken; schon seit einigen Tagen ging das Gerücht, der General Vogel v. Falkenstein marschiere mit 80000 Mann auf diese Festung; Bourbaki ließ sich bis zum Abend von diesem Gedanken nicht abbringen und blieb halten. Als er endlich nach dem VI. Korps hin aufbrach, kam ihm dieses zum Teil fluchtartig entgegen; höchst aufgebracht ließ er wiederum haltmachen; man hätte ihm ein siegreiches Eingreifen versprochen, und jetzt sähe er sich in eine Niederlage verwickelt. Das Gardekorps fiel am 18. völlig aus. — Der einzige höhere Führer, welcher die Sachlage einigermaßen übersah, war der Kommandeur der Voltigeurdivision der Garde, General Deligny. Er hatte schon am Abend des 16. seiner Entrüstung über die Art der Armeeführung Ausdruck gegeben; seine Division war in kleine Teile zerrissen worden und er selbst ohne Verwendung geblieben. „Man hat mir mein Kommando entziehen wollen, ich bin entehrt und verhindert worden, den entscheidenden Schlag auf die Preußen auszuführen." Er war wirklich ein Führer, „er hatte selbständige Gedanken, drückte sie klar aus, führte sie bis ans Ende durch und verschaffte seinem Willen Geltung. Er war in dieser Armee vielleicht der einzige, welcher sie kommandieren und aus ihrer Lage retten konnte; er wollte über die Mosel zurückgehen, dort die Brücken zerstören, die auf dem rechten Ufer zurückgebliebene Nachhut der Deutschen schlagen und sie von dem Gros der Armee abschneiden". — In der Umgebung des Marschalls Bazaine war der General der Artillerie Soleille körperlich und geistig unfähig. Schon im Jahre 1859 fiel ihm das Reiten schwer, 1870 war er „ein kraftloser Greis, hager, gebückt, mit Augengläsern wenig sehend; er benutzte statt des Reitpferdes stets einen Wagen". Seine Arbeitskraft erschöpfte sich in endlosen Schreibereien; vom 16. nachmittags bis 18. früh lag er, weil er vom Pferde gefallen war, im Bette; ohne sich selbst von der Zahl der Munition überzeugt zu haben, meldete er Bazaine, daß dieselbe fast verschossen sei; er übte hierdurch einen unheilvollen Einfluß aus.

Abgesehen von seinen eignen minderwertigen Eigenschaften, war Bazaine durch die Kavallerie höchst ungenügend mit Nachrichten versorgt. Dieselbe war zur Aufklärung nicht ausgebildet. Als Canrobert am 17. vormittags einzelne Reiter seiner Stabseskadron zur Erkundung aussenden wollte, kehrten die Pferde, sobald sie die Eskadron aus dem Gesicht verloren hatten, zu dieser trotz aller

Digitized by Google

Einwirkung der Reiter zurück. Am 18. früh schickte Marschall Leboeuf seine Kavallerie zur Aufklärung vor, sie erreichte nach Zurücklegung von vier Kilometern nur das Gehölz von Tronville und meldete nichts. Ebenso kehrten die afrikanischen Jäger von einer Erkundung vor der Front des VI. Korps um $9^1/_2$ Uhr morgens zurück, ohne vom Feinde das geringste entdeckt zu haben. Nur die zweiten Jäger zu Pferde meldeten, später abgesandt, starke feindliche Kavallerie bei Auboué und St. Marie. Somit war es erklärlich, daß sich die französischen kommandierenden Generale mehr auf die Meldungen von Einwohnern verließen. Canrobert sandte am 17. abends sechs solcher Leute ab; sie kamen am folgenden Tage in der Frühe zurück und hatten außer einigen feindlichen Reitern nichts bemerkt. Daher wurden das IV. und das VI. französische Korps erst durch feindliches Geschützfeuer auf die Nähe des Feindes aufmerksam gemacht.

Die französische Artillerie war, wie bekannt, der deutschen erheblich unterlegen. Infolge dieser Wahrnehmung glaubte sich ein Teil der französischen Artillerie berechtigt, sich vorzeitig zurückzuziehen. Beim VI. Korps ging am 18. August 2 Uhr nachmittags der größte Teil der Artillerie unter Führung des Oberstleutnants Montluisant in eine Aufnahmestellung zurück und ließ die 4. Infanteriedivision allein, so daß diese, durch die feindliche Artillerie erschüttert, den Angriff der preußischen 4. Garde-Infanteriebrigade nicht aushielt.

Der moralische Zustand der französischen Infanterie war am 18. gut, sie hatte mit Unwillen das Schlachtfeld am 16. geräumt, aber es fehlte ihr der Wille zum Angreifen, die Unterführer besaßen keine Initiative und fragten vor jeder Entschließung an, ob sie ihren Entschluß ausführen dürften.

Germain Bapst spricht sich in wärmster Weise für die Zukunft für den Angriff aus: „Den Feind aufsuchen, über ihn herfallen, ihn soviel wie möglich schädigen, ihm bis zu seiner Ergebung die schrecklichsten Schläge versetzen; niemals vor der Ueberzahl zurückschrecken noch vor Verlusten; dreimal zurückgeworfen, doch wieder angreifen, überzeugt, daß die Beständigkeit den Sieg verbürgt; immer zur Unterstützung des gefährdeten Kameraden herbeieilen und gemeinsam mit ihm den Feind vernichten. Das sind die sicheren Wege zum Siege, diese Wahrheiten müssen unaufhörlich in den Regimentern, in unsern Schulen, müssen den Generalen, den Offizieren, den Soldaten, den Lehrern der Jugend wiederholt werden."

In der Darstellung der Begebenheiten des 18. August sucht Germain Bapst entschieden die Wahrheit, er schenkt dem Selbstgefühl der Franzosen nichts. Der mehrfach fluchtartige Rückzug wird nicht verschleiert. Der Verfassert führt dreimal solche Vorgänge an. Zuerst entwickelte sich beim VI. Korps gegen 6 Uhr nachmittags eine Panik. „Allmählich mischten sich Flüchtlinge, fast nur Reservisten, unter die Verwundeten, und ihre Zahl vermehrte sich von Stunde zu Stunde. Leere Patronenwagen, Fahrzeuge von Landleuten nahmen die Straße ein, das Gedränge wurde immer größer, und gegen 6 Uhr zog ein Strom von Flüchtlingen dahin. Einige Fußsoldaten marschierten gedankenlos, mit gesenktem Kopf, still-

Digitized by Google

schweigend, mit ihren Waffen dahin; andre hatten ihre Gewehre fortgeworfen, desgleichen Tornister und Patronentaschen, um besser laufen zu können; eine kleine Anzahl, die ganz fassungslos war, schrie, daß sie keine Patronen mehr hätten, seit achtundvierzig Stunden nichts gegessen und ihre Vorgesetzten sie verraten hätten." Afrikanische Jäger wurden von einem Lazarettgehilfen und einem Verwaltungssoldaten für Preußen gehalten, als solche laut bezeichnet und vermehrten die Verwirrung. — Eine zweite Panik entstand gegen 7 Uhr abends im Rücken des IV. Korps. In Reserve gehaltene Batterien und Trains gingen im Galopp zurück. „In dieser nicht zu beschreibenden Unordnung hörte man die Rufe: ‚Alles ist verloren! Die Preußen sind da!'" — Eine dritte Panik verursachten hinter dem II. Korps Zuschauer aus Metz, über welche einige Geschosse hinflogen; „sie retteten sich unter lautem Geschrei, daß die Preußen kämen. In einem Augenblick befanden sie sich auf der großen Chaussee, auf welcher sie wie Narren dahinrannten". Die große Bagage und die Feldlazarette der Kavalleriedivisionen wurden mit hineingerissen und bis an die Tore von Metz geführt.

Mit großer Unparteilichkeit schildert Germain Bapst den Angriff der preußischen Garde. „Das Vorgehen der Garde-Infanteriebrigade südlich St. Privat hatte vollen Erfolg. So schlecht vorbereitet der Angriff war, so bewirkte er doch das Zurückweichen zweier französischer Divisionen. Dieser Erfolg, wiederholen wir es, war dem Offensivgeist und der innigen Verbindung zwischen Infanterie und Artillerie zu danken. Die Kühnheit der Deutschen ließ sie zehnmal stärker erscheinen, als sie es in Wirklichkeit waren. Das Erscheinen ihrer Artillerie in der Schützenlinie rief die Meinung hervor, daß dort siebzig Geschütze ständen; tatsächlich waren es zuerst sechs und später achtzehn." Diesen Sieg hatte die 4. Garde-Infanteriebrigade mit Unterstützung eines Teiles des Garde-Feldartillerieregiments errungen.

„Hinter ihr und unter ihrem Schutze hatte sich die 1. Infanteriebrigade der preußischen Garde in Bewegung gesetzt und ging etwas mehr von Norden her gegen St. Privat vor ... Unter der Wirkung der Chassepots lichtet sich die Schützenlinie, hält und fängt an zu schwanken; sie wird durch Unterstützungen verstärkt, welche die Schützenlinie vorwärts reißen. Die ganze Ebene ist mit Soldaten der Garde bedeckt, man glaubt Ameisen kriechen zu sehen. Das höllische Feuer hält das Vorgehen der Anstürmenden plötzlich auf, als wenn sie ein elektrischer Schlag getroffen hätte. An einzelnen Stellen löst sich die Schützenlinie auf, einzelne Abteilungen gehen zurück, dann wieder vor, vereinigen sich, lösen sich wieder auf, halten und weichen von neuem. Man sieht, wie der Feind schwankt, seine Verluste sind enorm. Nur eine Elitetruppe konnte das aushalten, ohne zu fliehen ... Bis auf drei- und vierhundert Meter kommen die Deutschen heran, dann bleiben sie liegen. Mehrmals versuchen sie noch, vorwärts zu kommen, aber es ist unmöglich." Dies war der Moment, als Canrobert die Garde trotz der fürchterlichen Verluste vor St. Privat liegenbleiben und den Angriff seiner Kavallerie scheitern sah — daß er den Entschluß faßte, wenn er

Digitized by Google

nicht bald Unterstützung bekäme, seine Stellung zu räumen; den Entschluß begann er auszuführen, sobald die Sachsen Roncourt besetzt hatten.

Der sechste Band der Erinnerungen Canroberts schließt sich würdig den andern an, er gestattet einen tiefen Blick in den Zustand der damaligen französischen Armee, klärt manche Unklarheit auf und macht mit Recht den Anspruch auf volle Wahrhaftigkeit.

Aus dem Leben des Oberpräsidenten Carl v. Horn

1863 bis 1869

(Fortsetzung)

Dankbar erkannte Horn an, daß die preußische Staatsregierung, besonders seit der Gründung eines eignen Unterrichtsministeriums im Jahre 1817, Außerordentliches auf dem Gebiet des Schulwesens in der Provinz Posen geleistet und sich auch hierdurch große Verdienste um diesen Landesteil erworben hat. Wenn Posen, verglichen mit andern Provinzen, auf dem Gebiet des Schulwesens noch zurücksteht, so fehlte es doch auch zu seiner Zeit nicht an eifriger Arbeit. Insbesondere mühte der Dirigent der Schulabteilung der Regierung in Posen, Oberregierungsrat v. Bünting, den er in diesem Amt vorfand und verlassen hat, mit tüchtigen Schulräten und andern Regierungsmitgliedern sich ab, bessere Zustände herbeizuführen. Bünting war ein wohlmeinender, ernster und religiöser Mann, in der Provinz geboren, also nicht unkundig der Verhältnisse, und auf Empfehlung des Oberpräsidenten v. Puttkamer in die Stelle des Abteilungsdirigenten gebracht.

Wie für die Verbesserung des Unterrichts, so haben beide Regierungen auch für die äußere Entwicklung des Schulwesens, den Bau neuer Schulhäuser und die höhere Ausstattung der Lehrerstellen, redlich gearbeitet, aber mit oft vergeblicher Mühe, weil die Fonds knapp und kärglich zugemessen waren und den armen Schulgemeinden nicht zuviel zugemutet werden durfte. Die Beträge, die in den sechziger Jahren aus Staatsfonds für das Elementarschulwesen flüssig gemacht werden konnten, sind geradezu verschwindend gering im Vergleich zu den jetzt hierfür bereitgestellten reichen Mitteln, und wenn selbst diese dem Bedürfnisse bei weitem nicht genügen, so bedarf es keiner weiteren Erläuterung, wie sehr die Entwicklung des Volksschulwesens in der Provinz vor fünfzig Jahren unter dem Mangel ausreichender finanzieller Unterstützung leiden mußte. Vor allem waren damals die Bemühungen wegen Beseitigung der außerordentlichen Ueberfüllung zahlreicher Klassen von vornherein aussichtslos. Solange diese Ueberfüllung aber anhält, können die Lehrer sich nicht in so eingehender Weise mit jedem einzelnen Schüler beschäftigen, wie es nötig ist, wenn die polnischen Kinder nicht nur eine gewisse äußere Fertigkeit in der deutschen Sprache erlangen, son-

Digitized by Google

dern auch in deren Geist eindringen und damit lernen sollen, deutsch zu denken und zu fühlen.

Die Hauptschuld an den schlechten Leistungen der Volksschule trug aber die mangelhafte Schulaufsicht. Das wurde Horn bald klar, als er sich mit Schulsachen in der Provinz beschäftigte. Er schreibt darüber:

„Die Regierungs- und Schulräte der Regierungen sollen neben ihrer Tätigkeit im Kollegium und der schriftlichen Bearbeitung der internen Schulsachen die einzelnen Schulen ihres Bezirks fleißig besuchen und einer gründlichen Revision unterziehen. Diese Art der Aufsichtsführung ist natürlich die beste, aber de facto kommt sie nur in äußerst geringem Maße in Anwendung. Denn da jedem Regierungs- und Schulrate eine große Zahl von Schulen, einige oder mehrere Hundert unterstellt sind, so ereignet es sich, daß ein Schulrat auch nach langjähriger Amtsführung manche Schule gar nicht, andre einmal und nicht wieder gesehen hat.

Das Schwergewicht liegt also, was die Aufsicht betrifft, auf den Lokal- und Kreisschulinspektoren, das sind die Pfarrer und für den Kreis die Erzpriester bezw. Superintendenten.

Mit dieser Schulaufsicht war es nun in der Provinz Posen äußerst mangelhaft bestellt. Den evangelischen Geistlichen fehlte in der Regel weder die Neigung noch das Geschick, wohl aber die Zeit, neben dem über viele Meilen und Tausende von Parochianen ausgedehnten Pfarrdienst ihre Pflicht als Schulaufseher genügend zu erfüllen; der Konsistorialrat und Superintendent Taube zu Bromberg legte einmal in einem an das Konsistorium gerichteten Berichte in Zahlen dar, daß, wenn er alles das leisten sollte, was die Regierung in Bromberg von ihm als Schulinspektor fordere, er mindestens ein Drittel seiner Zeit dem Schuldienst opfern müsse. Ganz anders verhält es sich mit den katholischen Geistlichen. Mit einzelnen rühmlichen Ausnahmen stehen sie der Schule gleichgültig oder widerwillig gegenüber. Ich habe auf meinen Reisen festgestellt, daß einzelne katholische Geistliche die in ihrem Orte, vielleicht wenige Schritte von ihrer Wohnung, befindliche Schule niemals oder in Jahren einmal betreten, die Erzpriester mehrere der zu ihrem Kreise gehörigen Schulen nie besucht hatten. Noch viel schlimmer aber ist es, daß katholische Geistliche nicht nur indolent und gleichgültig der Schule gegenüber sich verhalten, sondern direkt den Tendenzen der Regierung entgegentreten, indem sie das Deutsche nicht aufkommen lassen, womöglich zu unterdrücken suchen, ergangene Weisungen ignorieren oder geradezu übertreten. So machte ich beim Besuch von Schulen die Wahrnehmung, daß eine allgemeine Verfügung wegen des Gebrauches der deutschen Sprache in Schulen mit polnischer oder gemischter Bevölkerung auf das Mangelhafteste zur Anwendung gebracht, in einzelnen Schulen den Lehrern gar nicht mitgeteilt worden war! Also geradezu unerhörte, unerträgliche Zustände! In einer polnischen Schule ließ ich in der obersten Stufe das deutsche Lesebuch vornehmen und den Satz lesen: „Das Meer ist tief". Sämtliche Kinder der ersten Bank lasen: „Das Meer ist sief". Man kann sich denken, wie es in solcher

Digitized by Google

Schule mit dem Geschichtsunterricht aussah, und was alles in der Religionsstunde gelehrt worden sein mag.

Ein paar katholische Geistliche wurden auf meinen Antrag, weil sie sich geradezu illoyal benommen hatten, ihrer Funktion als Schulaufseher enthoben. Es machte aber große Mühe, das bei dem Minister Mühler durchzusetzen.

Dem schädlichen Einflusse der katholischen Geistlichkeit, gelegentlich auch der Konnivenz katholischer Schulräte und der Unachtsamkeit oder Schwäche der Regierungen ist es zu danken, daß das Deutsche in den polnischen Schulen so wenig Fortschritte gemacht, ja daß deutsche Schulen allmählich zu polnischen umgewandelt und daß mit Hilfe dieses Mittels ursprünglich deutsche Ortschaften allmählich polonisiert worden sind.

Ich konnte es mir nicht verhehlen, daß, wenn es mit dem Schulwesen besser werden solle, die Schulaufsicht geändert werden müsse und zwar in der Weise, daß mit derselben besondere Beamte beauftragt werden müßten. Ich machte es mir zur Aufgabe, dieses Ziel zu erreichen, und trug meine Ansichten und Anträge dem Ministerium in wiederholten Vorstellungen mündlich und schriftlich vor. Ich verfolgte die Sache dann weiter von Königsberg aus und darf wohl annehmen, daß ich der erste Oberpräsident gewesen bin, der die Sache in Angriff genommen, beharrlich verfolgt und zu dem Gesetze vom Jahre 1872 das meiste beigetragen hat."

Der Erfolg hängt seines Erachtens von einer glücklichen Wahl der zu Schulaufsehern zu ernennenden Persönlichkeiten ab, und hier böten sich allerdings Schwierigkeiten dar; sie könnten und müßten aber überwunden werden, da es die unabweisliche Pflicht der Staatsregierung sei, in der Provinz Posen nicht nur für eine weitere Verbesserung des Unterrichts zu sorgen, sondern vor allem die Schulen gegen polonisierende Bestrebungen zu sichern. Diese fänden in der Jugend den wichtigsten Angriffspunkt, den geringsten Widerstand und zugleich die beste Stütze. Die Schule dürfe nicht mehr den polnischen Kindern Feindseligkeit gegen die Deutschen einflößen und auf Polonisierung deutscher Kinder hinwirken.

Seine amtlichen Beziehungen zu den Gymnasien und Realschulen der Provinz gewährten ihm große Befriedigung. Er besuchte sie alle nacheinander persönlich, wohnte häufig den Unterrichtsstunden bei und stand mit den Direktoren der Anstalten in einem auf gegenseitigem Vertrauen beruhenden angenehmen Verkehr. Die Anstalten gaben seines Erachtens denen in andern Provinzen nichts nach; einige erfreuten sich eines ausgezeichneten Rufes, so das in Bromberg unter dem würdigen originellen Dr. Deinhardt, der deutsche Literatur und Geschichte lehrte, und das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium in Posen.

Von großer Bedeutung für die Klärung vieler Fragen auf dem Gebiete des höheren Unterrichtswesens schienen ihm die alle drei Jahre stattfindenden Zusammenkünfte der Direktoren zu sein. Deshalb wohnte er auch der Direktorenkonferenz bei, die in den Tagen vom 12. bis 14. Juni 1867 in Posen stattfand. Es war die erste Versammlung dieser Art, die in der Provinz abgehalten

Digitized by Google

wurde. Er eröffnete sie nicht nur mit einer längeren Ansprache, sondern beteiligte sich auch rege an den Debatten.

Wenn er auf dem Gebiet des Volksschulwesens keinen zwingenden Anlaß hatte, hinsichtlich der Einrichtung der Schulen als konfessionelle oder paritätische einzugreifen, sich vielmehr darauf beschränken konnte, in einzelnen Fällen seine Ansicht geltend zu machen, so bot sich ihm als Vorsitzenden des Provinzialschulkollegiums hierzu reiche Gelegenheit in bezug auf die Gymnasien. Er hat zwar an dem katholischen Charakter des Mariengymnasiums in Posen und des Gymnasiums in Ostrowo nicht gerüttelt, bei einigen evangelischen Anstalten, deren konfessioneller Charakter nicht zweifellos feststand, nur dahin gewirkt, daß gelegentlich auch ein katholischer Lehrer bei ihnen angestellt wurde, seine Mitwirkung zur Gründung eines katholischen Gymnasiums in Wongrowitz aber versagt und bei mehreren zu seiner Zeit neugegründeten oder zu wirklichen Gymnasien umgebildeten Anstalten — Gnesen, Inowrazlaw, Rogasen, Schneidemühl und Schrimm — und zwar auf den eignen Antrag der Magistrate dahin gewirkt, daß sie als Simultananstalten eingerichtet wurden. Er blickte darauf mit um so größerer Genugtuung, als katholische Unterrichtsanstalten in der Provinz Posen nach den dortigen Verhältnissen einen überwiegend polnischen Charakter an sich trugen und den Polonismus stärkten, was die Magistrate sehr wohl einsahen und verhindern wollten.

Seine Auffassung wurde zwar nicht von dem Minister Mühler, aber von andren hohen Persönlichkeiten in Berlin geteilt, z. B. von Bismarck, dem Minister des Innern Grafen Eulenburg und dem Direktor im Kultusministerium Lehnert. Nach Besprechungen mit Mühler und Bismarck schrieb der Landtagsmarschall Freiherr Hiller v. Gärtringen am 17. März 1866 an Horn: „Herr von Mühler wollte von Simultanschulen und Gymnasien nichts wissen, wohingegen Graf Bismarck die Wichtigkeit derselben gerade für unsre Provinz richtig würdigt"; und Lehnert bemerkte in einem Briefe an Horn vom 1. Januar 1868: „Die Eigentümlichkeit Ihrer Provinz, mein hochverehrter Freund, rechtfertigt vollkommen die Einrichtung von Simultangymnasien."

„Die Ueberzeugung, daß katholische Gymnasien in der Provinz nicht mehr gegründet werden dürfen, teilen hier" — so schrieb Horn einmal in Posen — „alle unbefangenen, preußisch gesinnten Männer, gleichviel welches sonst ihre politischen Ansichten sind. Niemand wird hier in dem Beschlusse, daß in dieser Provinz fernerhin nur Simultangymnasien gegründet werden sollen, einen Akt sehen, der nur im Entferntesten als eine Feindseligkeit gegen den Katholizismus gedeutet werden könnte. Was mich selbst betrifft, so brauche ich kaum zu versichern, daß ich religiöser Gleichgültigkeit ebenso fern stehe als religiöser Unduldsamkeit. Ich bin davon durchdrungen, daß der Katholizismus in seiner Reinheit wahre und tiefe Religiosität zu erzeugen geeignet, also Schutz und Pflege des Staates zu fordern berechtigt ist. Allein hier haben die Dinge eine andre Gestalt. Man vergesse nicht, daß der polnisch-katholische Klerus dieser Provinz, der hohe und der niedere, natürlich mit gewissen Ausnahmen, nicht

Digitized by Google

sowohl wahre Frömmigkeit zu befördern sucht, als vielmehr, befangen in krassem politischem Fanatismus, darauf ausgeht, die Religion als Vorwand und Deckmantel für politische Agitation zu mißbrauchen, Unwissenheit und Aberglauben zu erhalten, die Leidenschaften zu erregen. Wenn es aber so hier steht, wäre es ebenso verfehlt, als den Zielen einer verständigen Politik entgegen, Unterrichtsanstalten zu gründen und zu unterhalten, in denen ganz sicher das Gegenteil von dem gelehrt und gepflegt werden würde, was man erstreben will, nämlich eine endliche Verschmelzung dieser Provinz mit der Gesamtmonarchie."

Große Erregung verursachte seinerzeit die Schließung der von einem gewissen Kozmian unterhaltenen Erziehungsanstalt für polnische Knaben. „Kozmian war 1831 Soldat im polnischen Insurrektionsheere gewesen und hatte später eine Tochter des Generals Chlapowski geheiratet. Die Ehe war unglücklich; die junge Frau ertränkte sich; der Mann wurde Jesuit und gründete in einem Hause ganz in der Nähe des Regierungsgebäudes die gedachte Anstalt. Sie fand bei dem polnischen Adel vielen Beifall und war sehr besucht. Im Jahre 1865 wurden Klagen bei mir eingebracht, daß sie in einem ganz jesuitischen und polnischen, dem Deutschtum feindlichen Sinne geleitet werde. Ich wandte der Sache meine Aufmerksamkeit zu und stellte fest, daß die Regierung von dem Bestehen der Anstalt kaum Kenntnis, um dieselbe sich gar nicht bekümmert und zu ihrer Errichtung keine Genehmigung erteilt hatte. Dies war der Kabinettsorder von 1834 und dem dieselbe ergänzenden Staatsministerialbeschlusse von 1839 entgegen. Durch diese Bestimmungen ist die durch die Gesetzgebung von 1811 geschaffene sog. Unterrichtsfreiheit wieder beseitigt und der durch das allgemeine Landrecht geschaffene Zustand, wonach Unterrichts- und Erziehungsanstalten der Genehmigung des Staates bedürfen, wiederhergestellt worden. Ich veranlaßte also eine Erörterung der Frage, ob der Kozmianschen Anstalt nachträglich die Genehmigung zu erteilen sei. Es gelang mir, einen verneinenden Beschluß der Regierung herbeizuführen, und die Anstalt mußte daher aufgelöst werden, was jedoch in möglichst schonender Form und in gewisser geräumiger Frist geschah. Die Sache machte natürlich viel Aufsehen und zog mir viel Widersacher zu. Selbst aus dem Kabinett der Königin bekam ich ein, für das Fortbestehen der Anstalt sich verwendendes Schreiben; die Familie Radziwill und verschiedene Edelleute bestürmten mich, von meinem Vorhaben abzulassen. Ich blieb aber fest, weil ich von der Schädlichkeit des Instituts überzeugt war und die beteiligten Familien keine Schwierigkeit hatten, die Pensionäre bei Professoren usw. anderweitig unterzubringen, denn den Unterricht empfingen sie im Mariengymnasium. Hätte Graf Ledochowski schon im Jahre 1865 auf dem erzbischöflichen Stuhle gesessen, so wäre mir die Sache bei seinem großen Einflusse schwerlich gelungen. Daß mein Verfahren in dieser Angelegenheit mich bei ihm nicht empfohlen hat und für ihn auch ein Anlaß gewesen ist, mich wegzuwünschen, glaube ich allerdings. Meine äußere Stellung zu dem polnischen Adel und Klerus wurde dadurch nicht geändert. Ich empfing nach wie vor

Digitized by Google

und unausgesetzt in verschiedenen Anlässen zahlreiche Besuche von Edelleuten und katholischen Geistlichen."

Auch mit der jetzt viel erörterten Frage der Gründung einer Universität in der Stadt Posen hat Horn sich bereits beschäftigt. Der Gedanke hatte für ihn viel Anziehendes. Eine Hochschule in der Hauptstadt der Provinz würde seines Erachtens auf die wissenschaftlichen Neigungen und Bestrebungen in der Stadt und der Provinz einen günstigen Einfluß ausüben. Er glaubte aber nicht, daß man der Staatsregierung das kostspielige Unternehmen anraten dürfe. Für die Monarchie im ganzen bestehe ein Bedürfnis nach einer weiteren Universität nicht, und auch für die Provinz sei ein solches nicht anzuerkennen. Die jungen Leute aus der Provinz, die sich einem wissenschaftlichen Studium widmeten, gingen nach Breslau, Berlin und Greifswald, zum kleinen Teil auch nach Königsberg und Halle. Klagen hierüber höre man nicht. Anderseits seien Universitäten nach deutschem Muster mit den zahlreichen Anstalten für die medizinische Fakultät und einzelne Zweige der philosophischen sehr teure Einrichtungen.

Wenn man aber auch über diese Bedenken hinweggehe, so frage es sich doch, ob in nationalpolitischer Hinsicht die Erwartungen, die sich an die Gründung einer Universität in Posen knüpften, in Erfüllung gehen würden. Sie würde eine große Zugkraft ausüben, wenn sie einen polnischen Charakter erhielte. Damit wäre aber auch ihr Zweck verfehlt. Wäre und bliebe sie überwiegend deutsch, so würde ihr Besuch wahrscheinlich gering und auch ihr Einfluß in nationalpolitischer Hinsicht nicht hoch zu veranschlagen sein.

Freudig nahm er sich der Sache der evangelischen Kirche in der Provinz an. „Kurze Zeit nach meiner Ernennung zum Oberpräsidenten von Posen wurde ich auf Antrag des evangelischen Oberkirchenrats und des Kultusministers im Jahre 1863 auch zum Präsidenten des dortigen Konsistoriums ernannt. Es gewährte mir das eine große Genugtuung, da ich den evangelischen Kirchenangelegenheiten immer eine lebhafte Teilnahme zugewendet hatte. Seit dem Jahre 1845 sind die Oberpräsidenten nicht mehr eo ipso Vorsitzende der evangelischen Konsistorien; aber in den Provinzen Posen und Preußen war es zur Bestellung besonderer Konsistorialpräsidenten noch nicht gekommen. Ich übernahm also und behielt bis zu meinem Abgange von Posen die Leitung des dortigen Konsistoriums.

Seine Geschäfte sind lange nicht so umfangreich, als die mehrerer andrer Konsistorien in größeren Provinzen, aber deshalb so interessant, wichtig und schwierig, weil die Evangelischen in der Provinz Posen in der Diaspora leben. Bekanntlich hatte die Reformation im Königreich Polen die größte Verbreitung gefunden; mit dem Eintritt der Jesuiten aber in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts war der Protestantismus in Polen fast überall unterdrückt worden. Nur einige wenige polnische Edelleute waren dem evangelischen Glaubensbekenntnisse treu geblieben, z. B. die Potworowskis und die Kurnatowskis und einige polnische Landgemeinden.

Digitized by Google

Das Kontingent der evangelischen Kirche bildeten also wesentlich Deutsche, in früherer oder späterer Zeit eingewandert. Die evangelischen Gemeinden hatten in polnischer Zeit unter mehr oder weniger großem Druck gelebt. Meistens arm, hatten sie nicht die Mittel, sich Gotteshäuser in entsprechender Zahl zu erbauen. Elende Schulstuben oder noch jämmerlichere Gebäude mußten zu gottesdienstlichen Versammlungen benutzt werden, und zu diesen hatten manche Gemeinden oft meilenweite Wege. Erst unter preußischer Herrschaft, insbesondere seit der Wiedererwerbung des Landes im Jahre 1815, wurde der Zustand der evangelischen Kirche in Posen ein besserer. Aber es ging doch sehr langsam damit. Ein großes Verdienst um die Bildung neuer evangelischer Parochien und die Erbauung von evangelischen Kirchen in Posen hat sich der Gustav-Adolf-Verein erworben, dessen Wirksamkeit überhaupt nicht hoch genug veranschlagt werden kann. Von seiten des Staates wurde pekuniär nur wenig geleistet. Wo der Staat nicht Patron einer Kirche war, konnte eine Geldbeihilfe nur im Wege der Gnade aus dem Allerhöchsten Dispositionsfonds bei der Generalstaatskasse vom Könige erbeten werden. Dieser Fonds, der unter der Verwaltung des Finanzministeriums stand, diente zu Gnadenbewilligungen aller Art, u. a. zur Unterstützung von Kunst und Wissenschaft, sowie zu Kirchen- und Schulbauten in armen Gemeinden. Eine sehr wohltätige und dankenswerte Einrichtung traf Friedrich Wilhelm IV., indem er alljährlich 12000 Taler aus dem Dispositionsfonds zur Unterstützung armer evangelischer Pfarrgemeinden bestimmte, wovon denn auch einiges nach der Provinz Posen kam. Im wesentlichen fiel die Last bei Gründung neuer Parochien, bei Erbauung von Kirchen und Pfarrhäusern, soweit nicht der evangelische Oberkirchenrat aus seinen Kollektenfonds eine Beisteuer gewährte, auf die Schultern der Gemeindemitglieder und war meistens sehr drückend. Dabei zeigte sich oft, namentlich in ganz armen Gemeinden, eine rührende Opferwilligkeit, hier und da auch eine anerkennenswerte Freigebigkeit bemittelter Gutsbesitzer — ich erwähne beispielsweise den Rittergutsbesitzer Kennemann auf Klenka —, hin und wieder aber auch große Widerwilligkeit, namentlich in den mehr deutschen Gegenden, z. B. bei der evangelischen Pfarrei Bromberg. Zu ihr gehörten etwa 50000 Seelen oder mehr; sie sollte deshalb geteilt werden. Darüber wurde viele Jahre verhandelt. Endlich war ein Projekt festgestellt, wonach zunächst zwei neue Landpfarreien ausgesondert wurden. Es stieß dies aber auf den größten Widerspruch. Die neuen Parochianen drohten mit Abfall von der Kirche, und als ich die Provinz verließ, war das Projekt noch in der Schwebe.

Die Tätigkeit des Posener Konsistoriums war auf diesem Gebiet der Neugründung von Pfarreien während meiner Amtszeit sehr rege. Der Justitiarius Rödenbeck, ein durch Kenntnisse und Fähigkeiten hervorragender Mann, war von großem Eifer für die Sache beseelt und förderte sie mit vielem Geschick. Sein Nachfolger, Graf Unruh, stand ihm darin nur wenig nach. Vielleicht wurde etwas zu viel geleistet, den armen Gemeinden etwas zuviel zugemutet. Ich bedaure hier in Ermangelung von Notizen nicht Einzelheiten angeben zu können,

Digitized by Google

erinnere mich aber mit Freude, daß ich der Einweihung einer ganz ansehnlichen Zahl neuer evangelischer Kirchen in verschiedenen Teilen der Provinz beigewohnt habe. Das waren immer herzerhebende Feste, und man sah es den einfachen Leuten in der kleinen Stadt oder auf dem Dorfe an, mit welcher innigen, rührenden Teilnahme sie das Ereignis begleiteten.

Auch auf geistlichem Gebiet entfaltete das Konsistorium zu Posen zu meiner Zeit eine rege Tätigkeit. Eines der ersten Erzeugnisse nach meinem Amtsantritte war die Herausgabe eines neuen Gesangbuches, welches aber fast fertiggestellt war, als ich mein Amt übernahm. Das Hauptverdienst um dasselbe hatte der Konsistorialrat, spätere Generalsuperintendent von Ost- und Westpreußen Carus.

Er wurde im Jahre 1864 nach Stettin versetzt, und da wegen seines Ersatzes nicht sofort Verfügung getroffen wurde, benutzte ich eine gelegentliche Anwesenheit in Berlin, mich ins Mittel zu legen. Auf Empfehlung des von mir hochverehrten Predigers Müllensiefen in Berlin, dem ich unbedingtes Vertrauen schenken konnte, brachte ich dem Kultusminister den Pfarrer Leopold Schulze in Barmen zum Nachfolger von Carus in Vorschlag. Der Minister gab dem Folge, und Schulze wurde Konsistorialrat in Posen, in welcher Stellung er segensreich gewirkt und allen Erwartungen entsprochen hat. Ich habe wenig Geistliche von so reicher Begabung, von so herzgewinnendem Wesen, als er besaß, kennen gelernt. Vermöge des ihm eignen Schwunges, großer Innigkeit, Beredsamkeit und Herzlichkeit übte er einen sehr wohltätigen Einfluß in Posen aus. Er wußte alle zu gewinnen und sowohl bei Geistlichen als Laien Vertrauen und Liebe zu erringen. Seine Predigten waren geist- und gemütvoll, sein Verkehr mit Geistlichen, Gemeindekirchenräten usw. geschickt und taktvoll; die von ihm verfaßten Visitationsbescheide nach Form und Inhalt ausgezeichnet. Am Krankenbett, in der Strafanstalt zu Rawitsch wirkte er erhebend, so daß man dort stets die Wiederholung seines Besuches wünschte.

Eine ausgeprägte Konfessionalität u. dgl. habe ich damals bei Schulze nicht wahrgenommen. Sonst wäre meine Stellung im Konsistorium noch schwieriger geworden, als sie es in der Tat in bezug auf die in demselben herrschende, wesentlich von dem Generalsuperintendenten Cranz gegebene Richtung war. Da der Oberpräsident v. Bonin, ein aufgeweckter Kopf, aber ziemlich gleichgültig in den Geschäften, sich wenig um die kirchlichen Angelegenheiten gekümmert hatte, v. Puttkamer aber, obwohl über vieles sehr freidenkend, sich einer strengen Richtung angeschlossen hatte, so war es Cranz möglich geworden, ziemlich selbständig zu herrschen. Diese seine Herrschaft aber benutzte er, um eine streng konfessionelle Richtung zu fördern, was dann unter den Geistlichen der Provinz eine beklagenswerte Spaltung zur Folge hatte." Horns Bestreben war es, in dieser Hinsicht versöhnend zu wirken und die Union zu fördern. In seiner Eigenschaft als Präsident des Konsistoriums wohnte er auch verschiedenen Pastoralkonferenzen, der Provinzialsynode und Versammlungen des Gustav-Adolf-Vereins bei und fand an den Verhandlungen dieser Körperschaften großes Interesse. Er

Digitized by Google

trat dadurch auch mit einer großen Zahl evangelischer Geistlicher in Berührung und lernte manchen tüchtigen Mann näher kennen.

In den evangelischen Elementen der Provinz fand seines Erachtens die Staatsregierung ihren wichtigsten Stützpunkt. Er war deshalb der Ansicht, daß die Regierung sich im Interesse des Deutschtums in stärkerem Maße der evangelischen Kirche in der Provinz annehmen sollte. „Denn viele Kirchspiele sind noch viel zu ausgedehnt, es müssen viele neue Kirchen und Pfarrhäuser gebaut, die Pfarrstellen besser dotiert werden. Werden hierauf Staatsmittel mehr als bisher verwendet, so kann dies der katholischen Kirche keinen Grund zu Klagen über Imparität geben, vielmehr würde damit erst dem Verlangen nach Parität seitens der Evangelischen genügt. Denn nicht nur sind die beiden Bistümer der Provinz in ihrer oberen Behörde, und was dazu gehört, reichlich ausgestattet, sondern es gibt auch eine genügende Zahl gut oder ausreichend dotierter Pfarreien und Kaplaneien."

Bei allem Wohlwollen für die Polen und bei vollem Verständnis für ihre nationalen Empfindungen sah Horn seine Hauptaufgabe in einer zielbewußten, kräftigen Förderung des Deutschtums. Er hielt sich immer vor Augen, daß die Statthalterschaft des an sich vortrefflichen, der allgemeinen Anerkennung werten Fürsten Anton Radziwill den Polen ein Uebergewicht gegeben und zu peinlicher Zurücksetzung der Deutschen geführt hatte. Die den Deutschen damals und in späterer Zeit zugefügten Kränkungen verletzten sein Gefühl auf das tiefste und bestärkten ihn in dem Bestreben, die Deutschen vor ähnlichen Erfahrungen zu bewahren.

In der Ueberzeugung, daß dem Polentum gegenüber vor allem Einigkeit unter den Deutschen not tue, beklagte er, daß hin und wieder der Gedanke auftauchte und von Berlin unterstützt wurde, es sei besser, einen Polen als einen Liberalen zu wählen. Er ließ dies nicht gelten und blickte später mit großer Genugtuung auf die Tatsache zurück, daß in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre in mehreren Fällen bei Wahlen zum Abgeordnetenhause und zum Reichstage mehr Deutsche als früher gewählt worden waren und die deutschen Abgeordneten die Mehrheit gebildet hatten. Denn wie immer er auch mit den Polen sympathisierte und wie sehr er manche Persönlichkeiten unter ihnen schätzte, sein Streben als Staatsmann ging doch dahin, sie politisch nicht zur Herrschaft gelangen zu lassen und die polnische Fraktion in den Parlamenten nicht zu vergrößern. Nachher sind zu seinem Bedauern andre Ansichten geltend geworden.

Aber auch sonst suchte er Frieden und Eintracht in der deutschen Bevölkerung zu fördern und zu allen Teilen derselben gute Beziehungen anzuknüpfen. In diesem Streben war er bemüht, weitgehende gesellige Verbindungen zu unterhalten und sein Haus zum Mittelpunkt eines zwanglosen Verkehrs unter Deutschen der verschiedensten Berufskreise zu machen. Hierin wurde er durch seine liebenswürdige, geistig ungemein rege Gattin unterstützt. Als er nach Königsberg übersiedelte, schrieb eine Posener Zeitung: „Die Provinz sieht ungern Herrn v. Horn

Digitized by Google

scheiden; sie scheidet — wir glauben, unbefangen zur Sache zu stehen — ebenso ungern von seinem Hause. Dank einem edlen, echt deutschen, von Gemeinsinn und der schönen Neigung des Wohltuns getragenen Frauenwalten hat sich allmählich ein gemütliches, verwandtschaftliches Band zwischen seinem Hause und der ihm anvertrauten Provinz geknüpft, welches seine amtlichen Beziehungen zu ihr überdauern wird."

Weit über den Kreis seiner persönlichen Beziehungen hinaus wirkte sein deutscher Stolz, seine nationale Zuversicht und Selbstsicherheit günstig auf die Stimmung der deutschen Bevölkerung. Mutlosigkeit und Verärgerung, die jetzt weite, und nicht die schlechtesten, Kreise ergriffen haben, traten zu seiner Zeit nicht hervor. —

Wie er alles begünstigte, was das Deutschtum zu fördern geeignet war, wie er in der alten Einrichtung der Schützengilden in den Städten ein der Berücksichtigung wertes Element des Deutschtums erblickte, so suchte er sich auch mit den Juden in der Provinz auf guten Fuß zu stellen. Wo sie nicht zurückgestoßen wurden, hielten sie es mit den Deutschen. Sie leisteten nicht allein viel für ihre Kultusbedürfnisse und für die Unterstützung ihrer Armen, sondern waren auch für allgemeine Zwecke opferwillig. Niemals wurden sie vergeblich von ihm in Anspruch genommen. Besonders einige reiche und geistig hochstehende Juden in der Stadt Posen zeichneten sich durch großen Wohltätigkeitssinn und Freigebigkeit in Notfällen aus. Mit ihren großen Geldmitteln waren damals die Juden in der Provinz fast die einzigen Bankiers und Kreditgeber für die Gutsbesitzer und Bauern auf dem Lande und für die Handwerker in den Städten. Aber auch wegen ihrer großen Zahl und Regsamkeit spielten sie in der Provinz eine Rolle, namentlich bei politischen Wahlen.

Seiner Stellung zu den Polen ist schon oben gedacht. Hier seien noch einige dies betreffende Aeußerungen von ihm nachgetragen. „Mag der polnischen Nation im ganzen ein gewisser Leichtsinn nachzusagen sein, so nimmt doch die Gutmütigkeit und Freundlichkeit des niederen Volkes, die gesellschaftliche Bildung, das ritterliche Wesen, ein gewisser Schwung und große Freigebigkeit der gebildeten Klassen für sie ein. Innerhalb der letzteren habe ich auch manchen sehr ernsthaften und gewissenhaften Mann kennen gelernt. Nur mit einzelnen, ganz verbissenen Naturen, die ich aber mehr in der Mittelklasse als beim Adel gefunden habe, war nicht zu verkehren. Mit der Mehrzahl der vornehmen und gebildeten Polen dagegen, mit welchen ich in Berührung gekommen, habe ich in angenehmen Beziehungen gestanden, während ein geselliger Umgang allerdings nur mit wenigen Familien möglich war, weil die Frauen, neben den Priestern das treibende Element, sich nicht entschließen konnten, die bisherige Zurückhaltung aufzugeben."

Wenn Horn aber auch glaubte, daß die Mehrheit der Polen sich mit den bestehenden politischen Verhältnissen abgefunden habe, so hielt er doch stetige Wachsamkeit für geboten. „Es hat unter den verschiedenen Oberpräsidenten der Provinz einen gegeben, der in dem feindlichen Verhalten der Polen gegen die

Digitized by Google

preußische Regierung und das Deutschtum keine Gefahr sah. Das ist falsch. Solange die Polen in ihrer bisherigen Haltung und Tendenz beharren, muß die Regierung unausgesetzt wachsam und beflissen bleiben, nicht nur jeder Gewalttat vorzubeugen, sondern auch allen polnischen Umtrieben mit allen gesetzlichen Mitteln entgegenzutreten, das deutsche Element soviel als möglich zu kräftigen und den endlichen Frieden beider Nationalitäten herbeizuführen. Mit der Zeit, d. h. in einer langen Zeit, wird dies gelingen und das geschehen, was man direkt nicht erreichen kann und mit Gewalt nicht erstreben soll: die Provinz wird germanisiert werden in dem Sinne, daß sie überwiegend deutsch geworden ist und die sie bewohnenden Polen, wenn sie auch ihre Nationalität und Sprache bewahren, gerade wie es den Litauern und Masuren in Ostpreußen gestattet ist, doch an Auflehnung und Lostrennung nicht weiter denken. Es heißt also Geduld üben und das Talleyrandsche Wort beherzigen: Surtout pas de zèle."

Große Vorsicht empfiehlt er bei Anstellung von Polen in der Provinz. „Es ist der Staatsregierung verdacht worden, daß sie Polen, welche sich der richterlichen Laufbahn, dem Gymnasial- oder sonstigen Staatsdienst widmen, nicht gern in der Provinz anstellt, ihnen vielmehr einen Wirkungskreis in andern Provinzen anweist. Man kann der Regierung nur dringend anraten, bei dieser Tendenz zu beharren. Es mag das für den einzelnen Härten herbeiführen, ist aber zur Bekämpfung des nach Herrschaft strebenden Polonismus unerläßlich. Es hat kein Aspirant des Staatsdienstes ein Recht darauf, in seiner Heimatprovinz angestellt zu werden. Dem öffentlichen Wesen ist es nur nützlich, wenn in dieser Beziehung jeder Partikularismus gebannt, die Monarchie als ein einheitliches Ganzes betrachtet wird. Bezüglich der Provinz Posen ist es aber geradezu Pflicht der Regierung, von amtlichen Stellen Leute fernzuhalten, von denen man nicht ganz sicher ist, daß sie polnische Tendenzen nicht fördern. Es ist im allgemeinen Interesse gewiß zu bedauern, daß gebildete Polen des Adels und des Mittelstandes jetzt so wenig dem Verwaltungsdienst sich widmen. Denn es gibt unter ihnen überaus tüchtige Kräfte. Aber in ihrer heimatlichen Provinz dürfte man sie allerdings nicht anstellen; wenigstens solange nicht, als sie nicht ihren feindlichen Tendenzen offen, entschieden und ehrlich absagen. Das Gegenteil von der preußischen Regierung verlangen, heißt, bei ihr eine wirklich zu große Naivität voraussetzen. Selbst in untergeordneten Stellen dürfen Polen nicht angestellt werden. Man hat in dieser Beziehung 1863 traurige Erfahrungen gemacht, als einzelne Polizeibeamte, Distriktskommissare, sonst sehr tüchtig, ihres Postens enthoben werden mußten, weil sie sich der polnischen Insurrektion gegenüber konnivent oder geradezu untreu bewiesen. Wird einst die polnische Frage in dem Sinne einer immer drohenden Gefahr ganz abgetan sein, dann wird man sich freuen, tüchtige Männer polnischer Nationalität in den Verwaltungsdienst, in die Armee, in die Diplomatie eintreten zu sehen und an ihnen einen erfreulichen Gewinn machen."

Waren seine Beziehungen zu der polnischen Bevölkerung im allgemeinen

Digitized by Google

freundlich, so stieß er, wie nicht anders zu erwarten war, bei einem großen Teil des polnischen Klerus von vornherein auf eine dem Deutschtum und der preußischen Regierung entschieden feindselige Stimmung. Sie trat besonders bei der Insurrektion des Jahres 1863 hervor.

„Auf dem erzbischöflichen Stuhle von Gnesen und Posen saß damals Przyluski. In seiner Jugend ein munterer Student von mäßigen Gaben und Kenntnissen, aber nicht aszetisch und zu heiterem Lebensgenuß geneigt, hatte er, nachdem die Nationalideen die Herrschaft gewonnen, schon längst den Polen herausgekehrt und von den immer sanguinischen Landsleuten sich die Meinung beibringen lassen, daß der für alle Einsichtigen aussichtslose polnische Aufstand Erfolg haben und auch die Lage des Großherzogtums verändern könne. Er nahm daher mir gegenüber eine durchaus zurückhaltende Stellung ein, erwiderte zwar alsbald meinen ihm beim Antritt meines Amtes gemachten Besuch, war dann aber für mich verschwunden. Als ich ihn im Laufe des Sommers eines Abends $7\frac{1}{2}$ Uhr in Geschäften sprechen wollte, wurde mir gesagt, daß er bereits zu Bett gegangen sei. Ich habe ihn erst auf der Totenbahre wiedergesehen; denn im Jahre 1865 starb er nach kurzem Krankenlager infolge einer Indigestion nach Einnahme eines kopiösen Abendessens.

... Auf seinem Sterbelager soll er, von Angst gequält, wiederholt die Aeußerung getan haben: „Es kommt auf den Glauben an!"

Gleich dem Erzbischofe waren auch die meisten Prälaten und die Pfarrgeistlichkeit in der Stadt Posen fanatisch polnisch gesinnt.

Zu dem Domkapitel in Posen stand das zu Gnesen in einem gewissen Gegensatz. Gnesen ist älteren Datums und höheren Ranges. Der Erzbischof hatte in Gnesen ein Palais, hielt sich aber meistens in Posen auf. Dies verstärkte die Spannung zwischen den beiden Domkapiteln. Obwohl kleiner als das in Posen und fast nur aus Polen bestehend, neigte das Domkapitel in Gnesen mehr zur Regierung. Der an der Spitze desselben stehende Dompropst Zienkiewicz kam Horn von Anfang an freundlich entgegen, blieb ihm stets wohlgesinnt und sandte ihm später nach Königsberg als Geschenk einige Flaschen Ungarwein aus seinem berühmten Weinkeller mit einem niedlichen Gedicht in deutscher Sprache. Ein andres polnisches Mitglied des Gnesener Domkapitels, Dulinski, ein Mann von würdiger Haltung und großem Ernste, brachte Horn ebenfalls freundliche Gesinnung entgegen und bewahrte sie ihm auch nach seiner Versetzung von Posen, indem er sich ihm von Zeit zu Zeit mit Grüßen in Erinnerung bringen ließ. Die würdigste Persönlichkeit unter den Domgeistlichen in Gnesen war ein durch seine Frömmigkeit ausgezeichneter Greis in den Achtzigern, der, aller Politik fremd, nur den Studien und der Wohltätigkeit lebte. Als Horn ihn bei seiner ersten Anwesenheit in Gnesen unangemeldet an einem heißen Sommernachmittage aufsuchte, fand er ihn in einen großen Folianten, einen Kirchenvater, vertieft.

Auch sonst waren von der polnischen Geistlichkeit mehrere der preußischen Regierung aufrichtig zugetan und bemüht, sich dem Oberpräsidenten zu nähern.

Digitized by Google

„Als ich eines Tages im Jahre 1863" — so schreibt Horn — „auf einer Dienstreise die Chaussee entlang fuhr und eben eine Art Triumphbogen mit der Aufschrift ‚Willkommen' passiert hatte, kam ein alter geistlicher Herr von dem zur Seite gelegenen Dorf mir atemlos nachgelaufen. Er hatte mich zum Mittagessen erwartet, dasselbe, da ich mich verspätet, allein verzehrt und nötigte mich nun, bei ihm Kaffee zu trinken. Ich glaube, er hieß Gorski. Ein andrer alter polnischer Geistlicher hatte in seiner Jugend den Insurrektionskrieg 1831 in Polen mitgemacht, war zu einer schweren Freiheitsstrafe verurteilt, demnächst aber von Friedrich Wilhelm IV. begnadigt worden. Dies hatte ihn dermaßen mit Dankbarkeit erfüllt, daß er dem Könige von Preußen und seiner Regierung von Herzen zugetan war. Sein politisches Glaubensbekenntnis war, Südpreußen und Neuostpreußen hätten mit der preußischen Monarchie vereinigt bleiben müssen; dann wäre alles gut. Er machte mir eines Tages unaufgefordert in Posen seinen Besuch, den ich später an seinem Wohnort erwidert habe."

Der Einfluß des Oberpräsidenten bei der Besetzung von Domherrnstellen und die ihm zustehende Ausübung des Patronats über verschiedene katholische Pfarreien sicherte ihm ein gewisses Obsequium bei polnischen Priestern. Allerdings war durch einen von dem Direktor der katholischen Abteilung im Kultusministerium Aulicke der erzbischöflichen Kurie gegenüber ausgesprochenen Verzicht das Patronat über verschiedene katholische Pfarreien, weil es angeblich streitig gewesen, preisgegeben worden, und Herr v. Puttkamer hatte, als er von dem Abkommen Kenntnis erhielt, vergeblich dagegen protestiert; aber es waren doch noch viele Kirchenpatronate dem Oberpräsidenten verblieben.

Von den deutschen Geistlichen hielten eine große Zahl zum Oberpräsidenten, u. a. Rudal, Amman I und II und vor allem der Domherr Richter. Von gelehrter Bildung, umfassenden Kenntnissen und großer Klugheit, früher eine Zeitlang Direktor des katholischen Gymnasiums in Culm und eine hervorragende Persönlichkeit im Abgeordnetenhause, war er geraume Zeit hindurch persona gratissima bei dem Erzbischof Przyluski, sein Vertrauensmann und seine rechte Hand für schwierige und wichtige Arbeiten, später aber, besonders nach dem Ausbruch der polnischen Insurrektion, beiseite gedrängt."

Daß deutsche katholische Geistliche auch in unruhiger Zeit offen für die Regierung eingetreten sind, ergibt der nachstehende Auszug aus einem Schreiben des Regierungspräsidenten in Bromberg, v. Schleinitz, an Horn vom 27. September 1863:

„Der Propst Kalisch in Gniewkowo war im Jahre 1848 Pfarrer in P. und hat schon damals offen für die Regierung Partei genommen. Er wurde mit dem Roten Adlerorden dekoriert, seit dieser Zeit aber unausgesetzt von dem Erzbischof verfolgt. Dessen ungeachtet blieb er seiner Gesinnung treu und erhielt zur Belohnung die sehr gute Pfarrstelle zu Gniewkowo, welche königlichen Patronates ist. Auch in Gniewkowo ist er vom Erzbischof in jeder Weise beunruhigt und erst in neuerer Zeit sind die Verfolgungen eingestellt. Der Kalisch ist ein würdiger, ruhiger und besonnener Mann, der in all-

Digitized by Google

gemeiner Achtung steht und bis zur neuesten Zeit ein Anhänger der Regierung geblieben ist.

Der zweite Geistliche ist der Dekan und Ehrendomherr Gebel zu Uszcz, welcher, soviel mir bekannt, aus Schlesien gebürtig ist. Derselbe war früher ein ganz entschiedener Anhänger der Regierung und hatte hauptsächlich Umgang mit Deutschen. Nachdem der Erzbischof ihm dies verboten und er sah, wie andre Geistliche seiner Gesinnung unausgesetzt verfolgt wurden, trat er viel vorsichtiger auf, hat jedoch niemals das geringste gegen die Regierung unternommen. In seinem Dekanat herrscht noch heute die vollkommenste Ruhe, und die Polizeibeamten erkennen rühmend an, daß die in seiner Parochie lebenden Polen sich bis auf den heutigen Tag fast ohne Ausnahme als gute Preußen gezeigt und sich vollkommen ruhig verhalten haben. Die betreffenden Gendarmen, die ich befragte, sagten mir, daß, wie sie sich ausdrückten, die Leute in den Dorfschaften, die zur Parochie Uszcz gehören, stets sehr artig gewesen seien und auch bei ihnen keine Spur von Aufregung vorhanden sei."

Horns Stellung dem Erzbischof gegenüber war dadurch gefestigt, daß er damals des Vertrauens und des Einverständnisses des Königs und des Staatsministeriums mit seiner Haltung sicher war. Selbst der Kultusminister v. Mühler zeigte sich sehr geneigt, auf alle seine Wünsche einzugehen. Danach sollte u. a. in der Dotationsfrage der erzbischöflichen Behörden das bisherige Verfahren beibehalten werden: keine Nörgelei in Kleinigkeiten, aber keinenfalls eine Nachgiebigkeit gegen den erzbischöflichen Stuhl in solchen Punkten, in denen die Regierung ein Interesse hatte, ihre Wünsche berücksichtigt zu finden, also keine Remunerationen an solche Beamte, die dem Oberpräsidium als personae ingratae erschienen; ein definitives Abkommen auch hier in suspenso zu erhalten.

Der Minister wünschte alles und jedes zu erfahren, was auf die Depravation der Zustände in der Diözesanverwaltung hindeutete, um es in Rom benützen zu können, damit auf diesem Wege erlangt werde, daß der Heilige Stuhl sich damit einverstanden erkläre, die Zustände der Diözese einer kommissarischen Untersuchung zu unterwerfen, um dann das weitere darauf zu bauen.

In einem persönlichen Schreiben vom 2. August 1863 nahm dann Minister v. Mühler Veranlassung, die Haltung des Oberpräsidenten ausdrücklich zu billigen.

„Ich bin mit Ihnen ganz darin einverstanden, daß im Wege der Verhandlung weder in dieser noch in irgendeiner andern Sache von dem zeitigen Erzbischof etwas zu erreichen ist und daß die Regierung, wo sie in ihrem guten Rechte ist, auch von den ihr zuständigen Exekutivmitteln ernstlichen Gebrauch machen muß. Ich lasse die Sachlage noch einmal nach der rechtlichen Seite hin genau prüfen, und werde ich, falls in dieser Hinsicht nicht noch ein andres, bisher nicht ersichtlich gewordenes Moment sich ergeben sollte, die von Ihnen vorgeschlagenen Wege betreten ... Ich habe aber geglaubt, daß es Ihnen angenehm sein werde, einmal auf diesem Wege vertraulicher Mitteilung von meinen Ansichten in betreff der katholisch-kirchlichen und Schulangelegenheiten in der Provinz unterrichtet zu werden, und kann ich nur wünschen, daß

Digitized by Google

Sie in der ernsten, aber vorsichtigen Behandlung dieser Angelegenheiten, welche wir bisher wahrzunehmen die Freude gehabt haben, unbeirrt beharren mögen.

Mit der ausgezeichnetsten Hochachtung

Ew. Hochwohlgeboren ganz ergebener

v. Mühler."

(Schluß folgt)

Berichte aus allen Wissenschaften

Kolonialwesen

Ueber den Wert von Französisch-Kongo

Ueber den Wert unsres neuesten kolonialen Zuwachses in Afrika, der aus Teilen des französischen Kongo besteht, sind die Meinungen in Deutschland sehr geteilt; da ich die Verhältnisse im Kongobecken in fast allen seinen Teilen aus eigner Erfahrung kenne, ist es mir vielleicht erlaubt, meine Anschauung hierüber weiteren Kreisen bekanntzumachen.

Schon vor acht Jahren, als die erste Marokkokrise eintrat, äußerte ich meine Ansicht dahin, daß wir auf alle Ansprüche in Marokko verzichten, die Franzosen sich dort verbeißen lassen und ihnen dafür den französischen Kongo abhandeln sollten; wir bekämen damit im Anschluß an unser Kamerun eine schöne und wertvolle Kolonie, die wir wohl gebrauchen könnten, und hätten auf Jahrzehnte hinaus vor den Franzosen Ruhe. Allerdings dachte ich dabei nicht an ein paar Lappen des französischen Kongo, sondern an die ganze Kolonie und im Anschluß daran an die Uebernahme der Strompolizei durch Deutschland. Die vorläufig projektierten Grenzen halte ich überhaupt für unhaltbar und glaube, daß deren Beibehaltung die Reibungsflächen nicht nur nicht vermindern, sondern in hohem Grade vermehren würden. Wir müssen unbedingt eine größere Uferstrecke am Kongo selbst oder doch wenigstens am unteren Ubangi haben, wo man einen Hafen, Werfte und Werkstätten anlegen kann. Am geeignetsten dazu wäre freilich das rechte Ufer des Stanleypool, das wir aber jetzt kaum bekommen werden.

Ueber die Fruchtbarkeit im Kongolande wird ja viel gestritten; Tatsache ist, daß der vielfach vorhandene Lateritboden dem Ackerbau nicht besonders günstig ist; aber ohne Zweifel gibt es auch Gegenden von hervorragender Fruchtbarkeit, namentlich im Alluvialgebiet des mittleren Kongo, und eine Quelle reicher Ausbeute liegt in den Urwäldern des mittleren Kongobeckens. Freilich kann an eine Verwertung der vorhandenen Reichtümer erst dann gedacht werden, wenn ausreichend große Verkehrswege geschaffen sind. Gute Wege oder Landstraßen existieren im Kongolande überhaupt nicht; die physischen Verhältnisse des Landes, dessen sämtliche Flußläufe durch Fälle und Schnellen durchschnitten sind, der rohe Zustand der seit undenklichen Zeiten benützten Karawanenwege, der gänzliche Mangel an Last- oder Zugtieren sind Umstände, die dazu zwingen, auf den Menschen als Transportmittel zurückzugreifen. Darin liegt auch das größte Uebel, aus dem dann noch die andern Unzuträglichkeiten entstehen, und darin müßte auch vor allem Abhilfe geschaffen werden. Man könnte sich da an der belgischen Nachbarkolonie ein Beispiel nehmen; man ist dort von dem Trägerdienst fast vollständig abgekommen, indem man die zahlreich vorhandenen Wasserstraßen dem Verkehrsdienste nutzbar gemacht hat. Es stehen dort heute über 15 000 Kilometer der Schiffahrt zur Verfügung; man hat außerdem Eisenbahnen gebaut und verschiedene Trägerpfade in Automobilstraßen umgewandelt. Das alles hat Geld, viel Geld gekostet, hat sich aber

Digitized by Google

glänzend bezahlt gemacht; es konnte jedoch nur durchgeführt werden, weil damals der Kongostaat noch Privateigentum des Königs war und die Regierung bei ihren gesetzgeberischen und Verwaltungsmaßregeln keinerlei Rücksicht auf ein Parlament und die in ihm herrschenden politischen Strömungen zu nehmen brauchte. Gewiß kann auch ein weitsichtiges Parlament einen fördernden Einfluß auf koloniale Verhältnisse ausüben, wenn in seinem Schoße sich Männer finden, die das richtige Verständnis für koloniale Dinge haben, und wenn das Parlament in seiner Mehrheit — namentlich bei Bahnbauten — von der Ueberzeugung durchdrungen ist, daß von den Kolonien erst nach längerer Zeit und nach entsprechenden Aufwendungen Vorteile zu erwarten sind, und daß man der Regierung in Verwaltung der Kolonien möglichst freie Hand lassen muß. Die Zeiten sind vorbei und kehren nicht wieder, wo man wie die Engländer in Indien mühelos Reichtümer zusammenscharren kann.

Unter den einheimischen oder im Kongolande heimisch gewordenen Pflanzen müssen die Kautschukbäume an erster Stelle angeführt werden; sie sind in vielen Gegenden im Ueberfluß vorhanden, werden regelmäßig ausgebeutet und im belgischen Kongo zugleich in intensiver Weise kultiviert, indem der Staat schon seit 1900 die Wiederanpflanzungen im großen angeordnet hat. Für jede geerntete Tonne Kautschuks müssen 500 neue Pflanzen eingesetzt werden, und auf die Ausführung wird von der Verwaltung streng gesehen. Die bis heute teils vom Staat, teils von Privaten vorgenommenen Neuanpflanzungen beziffern sich auf rund 15 Millionen Pflanzen, die vortrefflich gedeihen. Die Kautschukerzeugung hat in den letzten Jahren eine hohe Ziffer erreicht. Die Ausfuhr aus dem belgischen Kongo allein beträgt heute jährlich etwa 5 Millionen Kilo im Werte von 45 Millionen Franken.

Außer diesen Pflanzungen hat der Staat die Errichtung von drei großen Kautschukkulturzentren angeordnet, auf denen je 100000 Hektar Bäume und Pflanzen kultiviert werden können — 800 Bäume oder 660 Lianen auf einen Hektar. Wenn die angeordneten Pflanzungen durchgeführt sein werden, so werden diese allein nach sechs Jahren etwa 10 Millionen Kilo Kautschuk produzieren, also ungefähr das Doppelte der heutigen Ausfuhr.

Die bedeutende Menge Kautschuk, die aus dem Kongo auf den Antwerpener Markt kommt, hat diesen zu einem der ersten Kautschukmärkte der Welt gemacht. Der Kautschuk ist somit ein Hauptausfuhrartikel und berechtigt vollauf die Bemühungen des Staates, diese reiche Wohlfahrtsquelle zu schützen und auf dem ganzen Gebiete möglichst zu verbreiten. Was im belgischen Kongo möglich ist, kann auch im deutschen Gebiet durchgeführt werden; die französischen Konzessionsgesellschaften, die bisher nur Raubbau getrieben haben, können wohl auf dem Verordnungsweg zu Wiederanpflanzungen gezwungen werden.

Von Baumwollbäumen existieren mehrere einheimische Arten, die gutes Produkt liefern; die Kongoregierung hat aber schon seit 1893 mit der Einführung ägyptischer Arten die ersten Versuche gemacht, die sich am untern Kongo sehr gut bewährt haben; dagegen ist die Aequatorgegend als ungeeignet für alle Arten befunden worden, weil die Feuchtigkeit der Luft und der anhaltende Regen die Reife sehr erschweren. Später hat die Regierung einen fachkundigen amerikanischen Baumwollpflanzer in ihre Dienste genommen, der die Eingebornen zum Baumwollbau anspornen soll, wozu die Regierung mit Rat und Tat beisteuert, indem sie die Sämereien unentgeltlich liefert und im voraus den Ankauf der Ernte zu lohnendem Preise zusagt.

Der Kopalbaum wächst wild und liefert ein von der Industrie sehr beliebtes Harz. Der weiße und der rote Kopalgummi, der aus alten Ablagerungen gewonnen wird, ist seit etwa zehn Jahren Ausfuhrartikel und beträgt etwa eine Million Kilo jährlich; der Preis schwankt zwischen 110 bis 300 Franken für den Doppelzentner.

Die Oelpalme (Elaïs guineensis) gedeiht in der ganzen Ausdehnung des Kongobeckens in außerordentlichen Mengen. Die Früchte liefern ein vorzügliches Speiseöl, das auch eine der Grundlagen zur Ernährung der Eingebornen bildet; es wird an Ort und Stelle auch zu Brenn- und Schmierzwecken benutzt. Die Nüsse und das Oel sind Ausfuhrartikel.

Digitized by Google

Die Kokospalme gedeiht nur am Meeresrande und in den Gegenden des untern Kongolandes.

Der Kola trägt eine Nuß, deren tonische Eigenschaften bekannt sind.

Die Orseille liefert Farbstoffe.

Tabak und Kaffee wachsen wild auf dem ganzen Gebiet. Die staatlichen Kaffeepflanzungen im belgischen Kongo bestehen ausschließlich aus der Gattung „Coffea liberica", gedeihen vortrefflich und liefern jährlich eine Ernte von etwa 500 000 Kilo. Für die Kultur des Kaffees ist die Aequatorgegend am geeignetsten befunden worden.

Die sumpfigen Niederungen, mit denen ja unser neues Gebiet reichlich gesegnet ist, würden sich vorzugsweise zum Anbau von Reis im großen eignen. Reis ist für die Ernährung der Schwarzen das praktischste, beste, bequemste und ergiebigste Produkt; eine Aufbesserung der Ernährungsweise ist unbedingt erforderlich zur Bekämpfung der Schlafkrankheit und sonstiger Mißstände. Solange der Neger sonst nichts zu tun hat, als seine Faulheit zu pflegen, von einem Palawer zum andern zu laufen und Malafu (Palmwein) zu saufen, mögen Maniok und Bananen zu seiner Nahrung genügen; wenn man aber Arbeit von ihm verlangt, so muß seine Lebensweise entschieden verbessert werden, sonst klappt er in ganz kurzer Zeit zusammen.

Der Handel hat sich im ganzen Kongobecken bedeutend entwickelt und ist immer noch einer weitern Ausdehnung fähig. Während im Jahre 1891 nur sechs belgische Gesellschaften am Kongo tätig waren, sind es heute deren siebenundfünfzig mit einem Kapital von zusammen 150 Millionen Franken. Außerdem bestehen noch achtundzwanzig fremde Gesellschaften mit einem Kapital von 40 Millionen Franken.

Was vom belgischen Kongo gesagt ist, trifft auf das ganze Kongobecken zu; klimatische, Terrain- und Nahrungsverhältnisse sind ganz die gleichen.

Vom geologischen Standpunkt aus kann man sich das ganze Kongobecken als einen riesigen Teller vorstellen, dessen mittlerer Teil von Gestein in horizontaler Lage gebildet wird, das aus verschiedenen Tonarten besteht, die man auf die permotriasische Periode zurückführt, der auch die Kohlenlager Transvaals angehören. Dieses Gestein lehnt sich im gesamten Umkreis gegen stark eingeschnittene Lagerungen, deren Richtung bestimmt wird durch das Vorhandensein auf dem ganzen Tellerrande von Granitfelsen und archäischen Formationen, die von Eruptivgestein unterbrochen sind. Auf diese Lagerungen an der Peripherie des Kongobeckens müßten vor allem die Nachforschungen nach mineralischen und metallischen Lagern gerichtet worden; denn dort sind bisher die Entdeckungen von Minen einander gefolgt. Für Deutschland kämen da die an Majumbe angrenzenden Gebiete und der obere Ubangi in Betracht. Das Eisen zeigt sich dort in fabelhaften Mengen, die man mit den riesigsten Lagern der Welt vergleichen kann; auch Zinn ist reichlich vorhanden. Kupfer muß ebenfalls gefunden werden können, da die Eingebornen es besitzen.

Es sieht also gar nicht so schlimm aus mit unserm neuesten Erwerb, besonders in Anbetracht dessen, daß wir das Gebiet im Austausch von Ländereien bekommen haben, die wir selbst ja gar nicht besaßen, und daß wir mit den Eingebornen leichter und besser fertig werden können als die Franzosen mit Marokko, das ihnen wohl noch Jahrzehnte zu schaffen machen wird, bis sie einen Nutzen daraus ziehen werden, und die schwarze Armee werden sie wohl gegen sich selbst ausbilden. Oberst z. D. August Boshart.

Digitized by Google

Literarische Berichte

Aus meinem Leben. Erinnerungen und Fragmente. Von Géza Graf Zichy. Zweiter Band. Geh. M. 5.—, in Leinen geb. M. 6.50. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Man ist gewohnt, Autobiographien von Musikern und Schauspielern mit einem gewissen Vorurteil in die Hand zu nehmen, weil sie oft mehr von den äußeren Erfolgen als von dem inneren Werden und Erleben der Verfasser berichten und manchmal auch in der literarischen Form einiges zu wünschen übrig lassen. Hier aber hat ein geborener Erzähler die Feder ergriffen, um seinen Landsleuten und seinen vielen Verehrern außerhalb seines engeren Vaterlandes von seiner Kindheit und Jugend, von all den guten, oft auch wunderlichen Menschen, die ihm nahestanden, von dem schweren Unglück, das ihm den rechten Arm raubte, ohne seine Lebenskraft und -frische brechen zu können, von seinem Hinübertreten und Festwurzeln im Gebiet der Kunst etwas vorzuplaudern. Und er plaudert mit derselben Verve, derselben spielenden Meisterschaft, wie seine linke Hand das Klavier beherrscht. Das Buch, dessen zweiter Band soeben erschienen ist — sehnsüchtig erwartet von allen, die den ersten schon kannten —, unterhält und fesselt wie ein spannend geschriebener Roman; wenn wir uns eben an seinem anspruchslosen und vielleicht eben darum unwiderstehlichen Humor ergötzt haben, so ergreift es uns durch die schlichte, aus tiefem Herzen hervorbrechende Empfindung, mit der auch die meisten, zum Teil tragischen Episoden berichtet werden. Der „Liszt der linken Hand" ist, wie sein von ihm über alles verehrter Meister, nicht nur ein großer Künstler, sondern auch ein edler, hinreißend liebenswürdiger Mensch. Ihn als solchen kennen zu lernen, bedeutet einen besonderen Gewinn, den wir der Lektüre seiner Selbstbiographie verdanken. Nur den einen Fehler hat sie: sie bricht für das teilnahmsvolle Interesse des Lesers zu früh ab. Aber erscheint dieser Fehler nicht als ein Vorzug, wenn wir der vielen Bücher denken, die viel zu spät aufhören?

—y—

Le Réalisme du Romantisme. Par Georges Pellissier. Paris, Hachette et Cie. 313 Seiten. Fr. 3.50.

Daß dies Buch einen so klaren und übersichtlichen Eindruck macht, verdankt es nicht nur stilistischen Vorzügen im allgemeinen, sondern ganz besonders auch dem Umstand, daß es von einem großen Gedanken beherrscht wird. Der Verfasser will den Satz beweisen: Die Romantik — d. h. die französische Romantik — enthält einen sehr kräftigen realistischen Bestandteil; sie ist, verglichen mit der klassischen Dichtung Frankreichs, realistische Kunst. Gewiß, sie ist nicht nur dies; und es wäre zu wünschen, daß Pellissier auch andre Seiten der Romantik zu ihrem Rechte kommen ließe; aber trotzdem ist es gut und nützlich, auch einmal die von ihm gewählte, nicht immer voll gewürdigte Seite so vollständig zu durchforschen und so scharf zu beleuchten, wie es hier geschieht. Er betrachtet, indem er zahlreiche Beispiele anführt, immer unter dem Gesichtspunkt des Realismus die Sprache, den Versbau und die einzelnen Gattungen des romantischen Schrifttums; er untersucht endlich die wesentlichen Züge der realistischen und der naturalistischen Schule in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts und weist nach, daß sie alle im Grunde schon durch die Romantik gegeben sind. Br.

Die Entstehung der Speisesakramente. Von Edgar Reuterskiöld. Heidelberg 1912, C. Winter (VIII, 141). M. 3,80.

Der Ausdruck „Totemismus" fängt allmählich an, ein guter Bekannter der Gebildeten zu werden. Man weiß im allgemeinen, daß er nach einem indianischen Worte Totem „Familie, Stamm" die religiöse Anschauung bezeichnet, wonach eine Klasse von Tieren oder auch Pflanzen als die Verwandtschaft und daher das Kultusobjekt eines Stammes angesehen wird. Ist dieser Totemismus schon an sich überaus interessant, so noch spezieller die Fragen, ob er bei den ältesten Hebräern geherrscht hat, und ob auch die sog. Exogamie eine Konsequenz desselben ist, was neuestens angezweifelt wird. Das wichtigste Problem aber ist, ob zum Beispiel das Verzehren des Stieres im Dionysoskult als das sakramentale Verspeisen dieses Gottes aufzufassen ist. Dies würde dann schließlich als eine Vorstufe zum katholisch aufgefaßten Abendmahl angesehen werden können. Wer sich über diese Dinge gründlich unterrichten will, greife zu dem klar geschriebenen Buch von Reuterskiöld über die Frage der Speisesakramente.

Ed. König.

Franz von Assisi. Schauspiel in fünf Akten von Johannes Lepsius. Potsdam, Tempelverlag. Brosch. M. 3.—.

Das vorliegende Drama ruht zwar auf historischem Grund, doch hat der Dichter sich erlaubt, in einzelnem davon abzuweichen; freilich nicht immer ganz glücklich. Zur Kenntnis des Stifters des Franziskanerordens

Digitized by Google

trägt das Schauspiel entschieden bei; darum dürfte es wohl auch in katholischen Theaterkreisen besonders freundliche Aufnahme finden. Das eigentlich dramatische Leben vermißt man öfters darin, was ja bekanntlich bei solchen Sujets häufig der Fall ist. Doch fehlt es auch nicht an einzelnen wohlgelungenen dramatischen Szenen. Druck und Ausstattung sind sehr zu loben. E. M.

Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. Bearbeitet und eingeleitet von Hans Landsberg. Berlin, L. Simion Nachf. 244 Seiten. Geb. M. 4.50.

Rahel. Eine biographische Skizze von Ellen Key. Einzig autorisierte Uebertragung aus dem schwedischen Manuskript von Marie Franzos. Zweite, durchgesehene Auflage. Halle, E. Thamm. 171 Seiten.

Diese beiden Bücher ergänzen sich in glücklicher Weise. Das eine bietet eine gute Auswahl aus Rahel Varnhagens Briefen und Tagebüchern, das andre eine knappe, zuverlässige Lebensbeschreibung und eine umfassende liebevolle Würdigung ihrer Persönlichkeit. Landsberg hat aus dem dreibändigen Werke Varnhagens, das denselben Titel wie diese Auswahl führte, mit sicherem Griff eine Sammlung besonders schöner oder bezeichnender Aeußerungen zusammengestellt, die weiteren Kreisen ein ausreichendes Bild der merkwürdigen, geist- und gemütvollen Frau geben werden. Zu bedauern ist nur, daß der Herausgeber nicht in Rücksicht auf einen größeren Leserkreis mehr Erläuterungen hinzugefügt hat.

Ellen Key hat wie kaum jemand vor ihr den Schlüssel zu Rahels Wesen gefunden. Alles, was sie in wohlgegliederten und inhaltsreichen Kapiteln über die verschiedenen Seiten ihrer Persönlichkeit sagt, über ihr Liebesleben, ihre Religion, ihr Gemeingefühl, ihren Geselligkeits- und Schönheitssinn, beruht zugleich auf gründlichem Studium und mitfühlendem Erleben. Auch die allgemeineren Bemerkungen, die mehr nur aus Anlaß der Beschäftigung mit Rahel geschrieben sind, sind zwar nicht einwandfrei, doch immer lesenswert und zeigen wie das ganze Buch die Aehnlichkeit der Verfasserin und ihrer Heldin in den Grundzügen ihrer Anschauung, nur daß Rahel mehr kindliche Gefühlstiefe, Ellen Key mehr Verstandesklugheit besitzt. Br.

Wilhelm v. Hartel. Sein Leben und Wirken. Von S. Frankfurter. Wien und Leipzig. Carl Fromme.

S. Frankfurters ansprechende Biographie des österreichischen Philologen Wilhelm v. Hartel, in pietätvoller Wärme, aber ohne jede panegyrische Note geschrieben, ist ein vielfach erweiterter und verbesserter Abdruck des Nekrologs, den der Verfasser in Bettelheims „Biographischem Jahrbuch“ über Hartel veröffentlicht hat. Sie ist wertvoll, weil Frankfurter außer eignen Erinnerungen alle wichtigen Originalquellen benutzen konnte, Mitteilungen des Sohnes von Hartel u. a., die Akten des Ministeriums usw. Mit besonderem Dank zu begrüßen sind die im zweiten Teil des vorzüglich gedruckten, mit einem Jugendbildnis und einer Wiedergabe des Hartelreliefs in der Wiener Universität ausgestatteten Werkes veröffentlichten Jugendbriefe und Dokumente. Solche unmittelbare Einblicke in das wirkliche Erleben und Sichaussprechen bedeutender Männer werden stets einen besonderen Reiz der Gelehrtengeschichte bilden.

Leipzig. Dr. Hans Zimmer.

Anselm Feuerbach. Des Meister Gemälde in 200 Abbildungen. Herausgegeben von Dr. Hermann Uhde-Bernays. In Leinen gebunden M. 8.—. (Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben, Bd. 23, Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt).

Feuerbachs berühmtes Wort, daß in fünfzig Jahren seine Bilder Zungen bekommen und aussprechen würden, was er war und wollte, ist in Erfüllung gegangen, noch ehe die fünfzig Jahre herum waren. Schon zwei Jahrzehnte nach seinem Tod — das „schon“ hat hier freilich einen tragisch bittern Klang — ist er als einer unsrer großen Meister allgemein anerkannt worden. Wenn einer der deutschen Maler des neunzehnten Jahrhunderts, hat er das Anrecht auf den Namen „Klassiker“, und sein Werk verdiente die Zusammenfassung zur Gesamtausgabe, wie sie jetzt in dem neuesten Band der „Klassiker der Kunst“ vorliegt. Erstaunlich ist immer wieder die Geschlossenheit, Vornehmheit und statuarische Ruhe dieser menschlich doch so leidenschaftlich bewegten Künstlerpersönlichkeit, wie sie uns auch in dieser Gesamtausgabe entgegentritt; aber kaum minder fesselnd und anregend ist es, an der chronologischen Reihenfolge der Bilder und aus Hermann Uhde-Bernays', eines unsrer ersten Feuerbach-Kenner, Einleitung das Werden und die historischen Zusammenhänge der einzigartigen Erscheinung sich klarmachen zu können. Nach dem Inhalt und der Gesamtwirkung gehört so dieser Feuerbach-Band der „Klassiker der Kunst“ zu den schönsten, eindrucksvollsten der ganzen Serie; er wird nicht wenig dazu beitragen, dem lange verkannten Genius neue Verehrer zu werben, die alten in ihrer Bewunderung zu festigen. r.

Digitized by Google

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Anthes, Otto, Heinz Hauser. Ein Schulmeisterleben. Leipzig, R. Voigtländer's Verlag. Geb. M. 4.—.

Böthlingk, Dr. Arthur, England und Deutschland oder der europäische Friede. Historisch-politische Abhandlung. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. 80 Pf.

Brentano, Clemens, Nachtwachen von Bonaventura. Herausgegeben von Erich Frank. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. M. 3.70.

Christensen, A., Politik und Massenmoral. Zum Verständnis psychologisch-historischer Grundfragen der modernen Politik. Leipzig, B. G. Teubner. M. 3.60.

Dove, Prof. Dr. K., Die Deutschen Kolonien. III. Ostafrika (Sammlung Göschen). Leipzig, Göschen'sche Verlagsbuchh. Geb. 80 Pf.

Ehrencron-Kidde, A., Mieze Monbergs große Tage. Erzählung. Leipzig, Georg Merseburger. Geb. M. 3.—.

Fischer, W. A., Herzog Liudolf. Historischer Roman. Wolfenbüttel, Julius Zwißler. Geb. M. 6.50.

Flake, Otto, Der französische Roman und die Novelle. Ihre Geschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart. Leipzig, B. G. Teubner. Geb. M. 1.25.

Gottschalk, Wilhelm, Der Polizei- und Grenzbeamtenhund. Neudamm, J. Neumann. M. 3.—.

Grabowsky, Dr. Norbert, Die Bestimmung und Vorbereitung des Menschen für das Leben nach dem Tode. Leipzig, Max Spohr. M. 2.50.

Greiner, Leo, Arbaces und Panthea oder Die Geschwister. Schauspiel nach Francis Beaumont. Berlin, Erich Reiß. M. 3.—.

Haake, August, Die Freundschaft als sittliches Problem. Eine Sammlung von Maximen. Leipzig, Fritz Eckardt Verlag. Geb. M. 3.50.

Hambruch, Dr. Paul, Landeskunde von Schleswig-Holstein, Helgoland und der Freien und Hansestadt Hamburg (Sammlung Göschen). Leipzig, Göschen'sche Verlagsbuchh. Gebunden 80 Pf.

Jacob, Heinrich Eduard, Das Leichenbegängnis der Gemma Ebria. Novellen. Berlin, Erich Reiß. M. 3.—.

Kapp, Dr. Julius, Arthur Schnitzler. Leipzig, Xenien-Verlag. M. 2.50.

Kaskel, Dr. Walter, und **Dr. Fritz Sitzler**, Grundriß des sozialen Versicherungsrechts. Berlin, Julius Springer. M. 9.—.

Kaus Otto, Der Fall Gogol. München, Ernst Reinhardt. M. 2.—.

Legband, Dr. Hans, Deutsche Literaturdenkmäler des 17. und 18. Jahrhunderts bis Klopstock. Leipzig, G. J. Göschen. 80 Pf.

Lie, Jonas, Maisa Jons. Roman. Leipzig, Georg Merseburger. Geb. M. 3.50.

Mollwo, Prof. Dr Carl, Einige Grundfragen der heutigen deutschen Politik und Wirtschaftspolitik. Berlin, J. Guttentag. M. 2.—.

Moriggl, Dr. Josef, Von Hütte zu Hütte. Führer zu den Schutzhütten der deutschen und österreichischen Alpen. 2. Bändchen. Leipzig, S. Hirzel. Geb. M. 3.—.

Most, Dr. Otto, Die deutsche Stadt und ihre Verwaltung (Sammlung Göschen). Leipzig, Göschen'sche Verlagsbuchh. Geb. 80 Pf.

Scheerbart, Paul, Das große Licht. Ein Münchhausen-Brevier. Leipzig, Dr. Sally Rabinowitz.

Scherer, Valentin, Deutsche Museen. Entstehung und kulturgeschichtliche Bedeutung unserer öffentlichen Kunstsammlungen. Jena, Eugen Diederichs. M. 10.—.

Verein für Geschichte und Altertumskunde, dem Verein für das historische Museum und der Numismatischen Gesellschaft. „Alt-Frankfurt." Vierteljahrsschrift für seine Geschichte und Kunst. Frankfurt a. M., Hermann Minjon. Einzelheft M. 1.20.

Voß, Otto, Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden. Gedichte und Uebersetzungen. Berlin, Wilhelm Süsserott. M. 2.—.

Wanderer, Robert, Glück. Eine Begleiterscheinung des Wachsens. Fünf philosophische Gespräche. München, Ernst Reinhardt. M. 1.80.

Weber, Leo, Im Banne Homers. Eindrücke und Erlebnisse einer Hellasfahrt. Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchh. Theodor Weicher. Geb. M. 7.—.

Wehberg, Dr. Hans, Das Problem eines internationalen Staatengerichtshofes. (Das Werk vom Haag. 2. Band.) München und Leipzig, Duncker & Humblot. M. 6.50.

Wiegershaus, Friedrich, Segel im Winde. Gedichte. Leipzig, Xenien-Verlag. M. 2.—.

Wunder, E., Drahtlose Telegraphie. Leipzig, Theod. Thomas Verlag. 20 Pf.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Das europäische Konzert

Von

Arthur Ponsonby, M. P.

Der in Bukarest von den Balkanstaaten getroffene Ausgleich hat, wenigstens für den Augenblick, den Erfolg gehabt, den beklagenswerten Feindseligkeiten zwischen Ländern, die vorher gegen einen gemeinsamen Feind verbündet waren, ein Ende zu setzen. Obwohl sich Bulgarien bei diesen soeben abgeschlossenen Verhandlungen zu beträchtlichen Zugeständnissen gezwungen sah, so wäre es doch schnell bereit gewesen, diese Beilegung als endgültig zu erklären.

Die ständige Aenderung der Lage macht es tatsächlich unmöglich, sich mit einiger Zuversicht über die künftigen Entwicklungen auf der Balkanhalbinsel zu äußern. Die öffentliche Sympathie in Westeuropa hat ebenfalls manchen Wechsel erfahren, und der gewöhnliche Bürger, der die verschiedenen Verwicklungen der damit verbundenen Probleme nicht aus nächster Nähe verfolgen kann, befindet sich in einiger Verlegenheit, wenn er zu einem gerechten Urteil über die verschiedenen von den kriegführenden Staaten vorgebrachten Ansprüche gelangen will. Die Völker Westeuropas sind allerdings nicht sehr stark daran interessiert; sie wissen, daß internationale Erwägungen von vielleicht weitreichendem, aber nicht sehr augenfälligem Charakter hereinspielen, und sie sind bereit, sich auf ihre Regierungen zu verlassen. Sie sind gewissermaßen in der Lage von Leuten, die in großen Häusern in dem einen Viertel einer Stadt wohnen und kleinere Häuser eines andern Viertels in Flammen stehen sehen. Sie möchten natürlich gern, daß das Feuer gelöscht würde, und haben ihre Feuerwehr hingeschickt. Nun ist die Feuerwehr, mit andern Worten das europäische Konzert, nicht sehr erfolgreich im Löschen gewesen. Allerdings ist es nicht sicher, ob ihre Bemühungen, dem Feuer in einer Richtung Einhalt zu tun, nicht die Wirkung hatte, es in einer andern Richtung in demselben Bezirk aufflammen zu lassen. Es ist daher eine Neigung vorhanden, die Regierungen zu tadeln. Man sollte aber bedenken, daß ein Feuer an einem Punkt auszulöschen, wo sich eine solche Anhäufung von feuergefährlichem Material befand, praktisch ein aussichtsloses Bemühen war. Es war auch nicht ihre einzige Aufgabe. Es war ihre Pflicht, zu verhüten, daß das Feuer sich ausbreitete und zu einer allgemeinen Feuersbrunst wurde, durch die die größeren Häuser in den andern Bezirken ebenso in Gefahr kommen mußten. Das war wiederum keine

Digitized by Google

leichte Aufgabe, aber es ist ihnen vollkommen gelungen. Daher gebührt dem europäischen Konzert große Anerkennung dafür, daß es einen europäischen Krieg verhindert hat, der in seiner Ausdehnung und in seinen Folgen für die Zivilisation und die Menschheit weit verhängnisvoller und verheerender gewesen wäre als der Kampf, der das Land und die Bevölkerung der Balkanstaaten so schwer geschädigt hat.

Vor weniger als zwei Jahren existierte das europäische Konzert, d. h. die kooperative Vereinigung der sechs europäischen Großmächte, noch nicht. Europa war in zwei Lager geteilt, bestehend aus dem Dreibund und der Tripelentente. Der Dreibund hatte schon viele Jahre vorher bestanden und war ohne jede aggressive Pläne begründet worden. Die Tripelentente bildete sich in der mißverstandenen Absicht, das Gleichgewicht der Kräfte zu erhalten. Diese Gleichgewichtsidee ist rein theoretisch und ungeeignet zu jeder praktischen Definition. Wir können jetzt sehen, daß dies eine verderbliche und gefährliche Politik war. Sie bedingte die scharfe Scheidung Europas in zwei Teile, von denen jeder nach und nach den andern mit Argwohn zu betrachten begann, und dieser Argwohn war immer auf dem Punkt, in wirkliche Feindseligkeit umzuschlagen. Eine Bewegung auf einer Seite wurde mit einer Gegenbewegung auf der andern beantwortet. Eine Aktion einer Macht von derselben Gruppe wurde geduldet und entschuldigt, die einer Macht von der gegnerischen Gruppe wurde denunziert und verurteilt. Es herrschte eine fortwährende Spannung. Die Zustände wurden kritisch, als die führenden Mächte in beiden Gruppen, Deutschland auf der einen, England auf der andern Seite, sich in ihren Beziehungen zueinander so entfremdeten, daß jeden Augenblick der kleinste Anlaß zu einem Krieg hätte führen können. Es war dem gesunden Verstand des Volkes in den beiden Ländern zu verdanken, daß die Regierungen davon zurückgehalten wurden, den verhängnisvollen Schritt zu tun. Aber die Fortdauer einer solchen Politik hätte leicht zu einer Situation von solchem Ernst führen können, daß es über die Kraft der Staatsmänner gegangen wäre, eine Katastrophe zu vermeiden. Selbst als die Wirren auf der Balkanhalbinsel das europäische Konzert zustande brachten, hätten sich die sechs Mächte, die erst vor kurzem in Eifersucht und Mißtrauen einander gegenübergestanden hatten, auch nicht auf kurze Zeit einigen lassen, wenn nicht eine sehr bemerkenswerte Tatsache gewesen wäre. Diese Tatsache war die große Besserung in den Beziehungen zwischen Deutschland und England. Diese machte das Konzert erst möglich und hielt es zusammen. Der zurückhaltende und mäßigende Einfluß dieser beiden im Einklang miteinander wirkenden Mächte kann nicht überschätzt werden. Er bildet tatsächlich die beste Garantie für den europäischen Frieden. Es sollte deshalb das erste Ziel unsrer Staatsmänner sein, die gute Stimmung, die gegenwärtig besteht, zu erhalten und zu stärken. Die große Masse des Volkes auf beiden Seiten, ganz besonders die Arbeiterklasse, hat keine Ursache zu einem Zwist und wird niemals darauf ausgehen, einen Streit vom Zaun zu brechen. Sie ist mehr denn je überzeugt, daß ein Krieg, mag er auch von einem beschränkten nationalen Standpunkt aus noch so erfolgreich sein, vom wirtschaft-

Digitized by Google

lichen Gesichtspunkt aus eine vernichtende Katastrophe sein muß. Auch die leitenden Staatsmänner verschließen sich in keiner Weise der Notwendigkeit, die internationale Politik in versöhnendem Geist zu führen und die kleineren Differenzen durch taktvolles diplomatisches Vorgehen zu regeln. Dennoch besteht in beiden Ländern immer eine latente Gefahr, zum Teil infolge der aggressiven Anmaßung der unwissenden Chauvinisten, denen ein gewisser Teil der Presse zu Gebote steht, zum Teil wegen materielle Interessen. Hier ist der wahre Feind für uns beide und ebenso für andre Nationen. Je besser wir die Tatsachen kennen, um so besser werden die Völker imstande sein, sich ein eignes Urteil zu bilden, schlimmen Einflüssen entgegenzuwirken und zu betonen, daß die brüderliche Sympathie der Massen die leitende Kraft sein muß und nicht künstlich hervorgebrachte Feindseligkeit. Das ist eine Frage nicht für England und Deutschland allein, sondern für alle Großmächte, die gegen ihre besseren Neigungen in diesen ungesunden Rüstungswettbewerb hineingetrieben werden, der in allen Fällen eine Hintansetzung der Wohlfahrt der eignen Nation bedeutet.

Doch trotz aller schlechten Einflüsse, trotz des Krieges im nahen Osten und trotz der Gefahr, die die Interessen einiger Großmächte bedroht, ist in dem europäischen Konzert kein Anzeichen internationaler Uneinigkeit zu bemerken. Das ist sicherlich ein Triumph für einen vernünftigen Pazifismus. Diejenigen, die das Konzert wegen seiner Untätigkeit und Unfähigkeit tadeln, sollten einmal einen Augenblick innehalten und sich klarzumachen versuchen, was es heißt, sechs Regierungen in völliger Uebereinstimmung zusammenzuhalten. Jeder Schritt, jede Anregung, jeder Plan zum Handeln muß von jedem Botschafter an seine Regierung zurückberichtet werden. Die Lage wechselt täglich, beinahe stündlich. Neue unvorhergesehene Umstände und neue Schwierigkeiten entstehen in einer Lage, die in ihrer Kompliziertheit ohnehin schon verwirrend wirkt. Niemand kann erwarten, daß eine so gewaltige und schwerfällige Macht wie die vereinigte Meinung von sechs Regierungen schnell oder mit raschem Entschluß handelt. Es muß ständig beraten und es muß vertagt werden. Aber trotzdem bleibt die Verantwortung für den künftigen Zustand der Balkanhalbinsel auf ihnen ruhen. Sie haben in der Vergangenheit Fehler gemacht, und sie können mit Recht getadelt werden, daß sie durch den Berliner Vertrag eine Situation geschaffen haben, die die direkte Ursache des Blutvergießens der letzten Monate war. Kein außerhalb stehender Beobachter würde es wagen, auch nur vorzuschlagen, wie die Grenzen der verschiedenen Staaten gezogen werden, ob autonome Provinzen geschaffen oder wie die verwickelten Rassenprobleme behandelt werden sollen. Doch Europa muß sehen, daß die Verhältnisse eine endgültige Regelung erfahren. Keine Bevölkerungsgruppe sollte einer Regierung unterstellt werden, die ihr verhaßt ist und gegen die sie sich gegebenenfalls empören wird, andernfalls wird die Zukunft wieder neue Unruhen bringen. In dem gegenwärtigen Chaos bietet sich eine Gelegenheit, eine Abgrenzung zu schaffen, die mehr oder weniger lang bestehen wird; anderseits kann ein Druck von vielen Seiten zu einer interimistischen Regelung führen, die nicht vorhalten kann. Man braucht

Digitized by Google

keine Zeit zu verlieren mit dem Versuch, dem einen oder dem andern Staat Tadel zuzumessen. Es ist allerseits überreichliches Material vorhanden für jeden, der die Politik oder die Methoden irgendeines beteiligten Landes verdammen möchte. In England ist man stark geneigt, den von dem verstorbenen Lord Salisbury aufgestellten Grundsatz aufrechtzuerhalten, daß kein den Türken abgenommenes Gebiet den Türken wiedergegeben werden sollte. Man findet, daß die Mächte in den letzten zwanzig Jahren übergeduldig mit der ottomanischen Regierung waren. Während dieser Zeit hat sich die Türkei so unfähig wie je gezeigt, die Christenvölker in ihrem Reich zu regieren. Während man mit vollem Recht sich in jeder Weise bemühen kann, ihr bei der Konsolidierung ihrer asiatischen Besitzungen zu helfen, wäre es ein verhängnisvoller Fehler, wenn man ihr gestatten wollte, ihre Grenze wieder weit nach Europa hinein auszudehnen. Auch die armenische Frage ist in den Vordergrund getreten, und auch hier haben die Mächte eine unmittelbare Verantwortung. Ein vernünftiger Plan zu einer Verwaltungsreform für diese entfernten Provinzen, deren Christen in der Vergangenheit unaussprechliche Grausamkeiten zu erdulden gehabt haben, ist eine dringende Notwendigkeit. Die Forderungen der Armenier selbst sind in keiner Weise extrem. Sie verlangen keine Autonomie; sie wünschen aber auch nicht das Versprechen von Reformen auf dem Papier, sondern die Ausführung eines von den europäischen Mächten sanktionierten und durchgesetzten Planes.

Der Zusammenbruch des Türkischen Reiches mag vielleicht unvermeidlich sein, aber die Zeit dazu ist noch nicht da, und die Pläne ehrgeiziger Staatsmänner, die von einer Aufteilung träumen, müssen beiseite geschoben werden. Rußland hat eine armenische und eine rumänische Grenze, und ein besonderes Interesse an der Durchfahrt seiner Schiffe durch die Dardanellen. Oesterreich hat eine serbische Grenze und überwacht scharf die Westküste des Adriatischen Meeres. Italien, das unlängst mit der Türkei Krieg geführt und sie eines Gebietes beraubt hat, ist ebenfalls an der Adriatischen Küste interessiert. Frankreich ist eine Mittelmeermacht mit Einfluß in Syrien. Deutschland hat in letzter Zeit seine Handelsinteressen in Kleinasien entwickelt und ist das Hauptagens bei der Förderung der Bagdadbahn. Großbritannien, das sich in Aegypten festgesetzt hat, das eine Flotte im Mittelmeer und viele Interessen in der Türkei hat, spielte bei den jüngsten Verhandlungen über den Abschluß des Friedens eine führende Rolle.

Doch in allen diesen Fällen, selbst in denen Rußlands und Oesterreichs, steht kein großes Prinzip auf dem Spiel, keine Rücksicht von vitaler Bedeutung für eine Nation und ihre nationale Ehre; deshalb sind die Probleme, so schwierig sie auch sein mögen, Material für diplomatische Unterhandlung, ob sie erfolgreich oder erfolglos sein mag, und in keinem Falle sollten die Regierungen eine nationale Animosität aufkommen lassen. Wenn auch die Regierungen dem alten Aberglauben huldigen mögen, daß die Gewalt ein entscheidender Faktor in internationalen Streitigkeiten bleibt, so hat doch der besonnenere und rationalistischere Glaube an friedliche Methoden zur Einigung zwischen zivilisierten Nationen im zwanzigsten Jahrhundert genug Boden gewonnen, um uns Vertrauen einzuflößen

Digitized by Google

zu den aufrichtigen Bemühungen unsrer modernen Staatsmänner und ihrem uneigennützigen Wunsch, alle Streitigkeiten friedlich zu schlichten und ihre Länder vor dem entsetzlichen Unheil und Gemetzel des Krieges zu bewahren.

Ueber die Zukunft der Türkei und die Beziehungen der Großmächte zu diesem Staate

Von

Karl Freiherr v. Richthofen

Der Marquis René Louis d'Argenson (1694—1757), Minister des Auswärtigen unter dem Könige Ludwig XV., sagt in seinen Memoiren: „Die erste große Umwälzung, die wahrscheinlich in Europa sich ereignen wird, wird die Eroberung der Türkei sein. Dieses Reich wird zu schwach und zu kraftlos durch seine schlechte Regierung, durch die Unmöglichkeit, daß sie besser werde, durch die Gewißheit, daß sie noch schlimmer sich gestalten wird. Alles lehnt sich auf in dem Ottomanischen Reiche. Jeden Tag wird ihm eine Feder aus dem Flügel genommen."

Wie viele andre seit Argenson haben das gleiche prophezeit! Ich will nur zwei eminente Persönlichkeiten erwähnen: der Zar Nikolaus I. von Rußland im Jahre 1853 wollte nicht, daß die Türkei ferner fortbestehe, und hätte, da ihr Verfall wie ihre Unterwerfung notwendigerweise einen europäischen Krieg herbeiführen mußte, am liebsten in Verständigung mit den Briten die Türkei friedlich geteilt, die orientalischen Verhältnisse in Frieden geordnet, dies war sein Steckenpferd, wie der Botschafter Freiherr Peter v. Meyendorf gesagt hat. Nach Nikolaus I. Meinung war die Türkei ein „schwerkranker Mann", man mußte sie anders behandeln wie andre Mächte, mußte sie einschüchtern, um sie gefügig zu machen. Er besprach sich mit dem britischen Gesandten Sir George Hamilton Seymour und glaubte fest, der Sultan werde sich seinen autokratischen Wünschen fügen. Alle Kabinette aber waren voll Neid auf Nikolaus Macht, die Briten wollten dieselbe schwächen, Napoleon III. wollte Frankreichs Ueberlegenheit wieder zu Ehren bringen, Oesterreich vergaß die Dankbarkeit für die Rettung von 1849 und schürte an den Westmächten, nur die leitenden Kreise in Preußen erklärten in erhabenster Tonart: „Wir können nicht anders, wir müssen mit Rußland gehen," um dann später nichts zu tun. Wir wissen, daß der Irrtum über das Befinden des kranken Mannes dem stolzen Besiegten schon 1855 das Leben kostete. Der Marquis Robert Arthur von Salisbury hat während der armenischen Krisis 1895 den schnellen Untergang der Türkei verkündet. Alle sind schlechte Propheten gewesen, und doch beinahe bei jedem entscheidenden, gefahrvollen Augenblick „wurde der Türkei eine Feder aus dem

Digitized by Google

Flügel genommen", so daß man jetzt fragen könnte, wenn man das Bild beibehalten will, bei welcher Feder sind wir heute angelangt.

Die gegenwärtige Krise, in der die Großmächte und die Balkanstaaten der Türkei in Europa nur knapp 38000 qkm und mit einschließlich Konstantinopel kaum 1,6 Millionen Einwohner belassen wollen, ist ein Entscheidungs- und Wendepunkt, der sich auf das ganze Ottomanische Reich erstreckt und dessen Folgen in ganz Europa sich fühlbar machen werden. Man muß zuerst die allgemeine Entwicklung der türkischen Politik der letzten Jahre und dann die Maßnahmen der Großmächte in bezug auf diese türkische Politik in Betracht ziehen. Dies ist in Wahrheit keine leichte Aufgabe, denn die natürlichen und bleibenden Zustände und Beschaffenheiten, die die Bedeutung der türkischen Angelegenheiten in der Weltpolitik ausmachen, ergeben gleichzeitig ihre außerordentliche Zusammengesetztheit und Verwicklung. Die Lösungen sind im Orient niemals einfach, wenn sie auch manchmal noch so leicht erscheinen könnten und diejenigen, welche einfache Lösungen zu entdecken glauben, wiegen sich in Trugbilder der Phantasie ein. Von London nach Bombay befindet man sich in dem Bereich der türkischen Angelegenheiten, und man kann sagen, daß es keine politischen Kombinationen, keine große Bündnispläne gibt, die Europa seit einem Jahrhundert beschlossen hat, in denen die türkischen Angelegenheiten nicht als hauptsächlicher Faktor eingetreten wären. Ueber diese in Uebereinstimmung zu sein, über die auf der Balkanhalbinsel zu befolgende Politik oder wenigstens über diesen Punkt einen Modus vivendi zu finden, ist stets die notwendige, unerläßliche Bedingung zu jedem festen und dauerhaften Bündnis oder zu jedem aufrichtigen Einverständnis gewesen.

Die weitausschauende Politik des Sultans Abd ul Hamid II. hat seit 1876 bis zu seiner Absetzung 1909 niemals auf die Anwendung der Maxime „Divide et impera" verzichtet und es niemals als ein erfreuliches Ereignis hinnehmen können, wenn sich die Reibungsflächen zwischen andern Staaten verminderten. Mit dieser Politik, zu der sich Freundschaftsbezeigungen, Gefälligkeiten, Höflichkeiten, große Gastfreundschaft und wertvolle Geschenke gesellten, hat er zwar nicht den unglücklichen, ihm zu Anfang seiner Regierung aufgebürdeten Krieg mit Rußland und den glücklichen Krieg mit Griechenland, wohl aber z. B. einen Krieg mit Italien und die Einmischung andrer Mächte in türkische Verhältnisse vermeiden können.

Als im April 1909 der Sultan Abd ul Hamid die Nationalversammlung ob ihrer wohl erklärlichen, gänzlich negativen Arbeit im Einverständnis der Würdenträger und der Truppen in Konstantinopel auflösen, aber keineswegs die Verfassung abschaffen wollte, unternahm es der General Mahmud Schefket Pascha, die Offiziere und Soldaten seines Armeekorps unter dem Vorwande, die Verfassung sei in Gefahr, gegen ihren Sultan und Kalifen und ihre Kameraden in der Hauptstadt aufzuhetzen, und dorthin zu marschieren. Am 25. April wurde Konstantinopel genommen. Der Sultan Abd ul Hamid, der bis dahin den General Schefket mit Gnadenbeweisen überhäuft hatte, geriet in Gefangen-

Digitized by Google

schaft, an seine Stelle wurde ein Werkzeug der nunmehrigen Machthaber, der jüngere Bruder Abd ul Hamids, auf den Thron erhoben. Welches waren die Beweggründe zum endlichen Sturze Abd ul Hamids? Die sogenannten Jungtürken hatten in jahrelanger Arbeit den Thron unterminiert, um zur Macht und an die Krippe des Staates zu gelangen und die gutbesoldeten Staatsämter zu erhalten. Vaterlandsliebe, wie vorgegaukelt wird, hat mit der ganzen Sache nichts zu tun. Ich habe als türkischer Diplomat in der Schweiz auf Befehl des Sultans Abd ul Hamid Jahre hindurch mit vielen Jungtürken verhandeln müssen. Ich bin der einzige Deutsche, dem somit Gelegenheit gegeben worden ist, diese gründlich kennen zu lernen. Und wenn ich den schweren Vorwurf erhebe, daß Patriotismus nicht die Triebfeder ihrer Handlungen war und noch heute nicht ist, so habe ich dafür zahlreiche, nicht wegzuleugnende Beweise. Ich habe aus dieser leider gewonnenen Ansicht nie ein Hehl gemacht. Bereits im Jahre 1901 in einem meiner Berichte an Seine Majestät den Sultan findet sich der Satz: „Wenn es das Unglück wollte, daß diese Leute, die die in der Schweiz und Frankreich üblichen hohlen Phrasen über Freiheit, Brüderlichkeit und Gleichheit eingesogen haben und die nur die Gier nach dem Gelde treibt, je in ihrem Vaterlande zur Macht gelangen, so werden sie in kurzer Zeit den Staat an den Rand des Abgrundes bringen." Ich bedaure sehr, daß ich mich nicht getäuscht habe. Schon nach der Revolution vom Juli 1908 und noch viel mehr nach der von 1909 ist das jungtürkische Komitee „Einheit und Fortschritt" die maßgebende politische Macht in der Türkei, es überwacht, leitet, beherrscht den Sultan, die Regierung und sämtliche Militär- und Zivilbehörden und ist somit die allmächtige, unverantwortliche Nebenregierung. Zunächst möchte ich einer Meinung entgegentreten, als ob der jetzige Sultan den Umtrieben der Jungtürken gegen seinen erlauchten Bruder vollkommen fern gestanden habe. Im Jahre 1900 hat bereits der damalige Mehmed Reschid-Bei den in Genf weilenden Jungtürken ein in verschiedenen Artikeln ausgearbeitetes Programm übermittelt, das wohldurchdachte Anleitungen zur Herbeiführung des Sturzes des Sultans Abd ul Hamid enthält. Die Jungtürken an die Herrschaft gelangt, unternahmen nun ganze Arbeit. Von den vielen Fehlern, die sie bis heute begangen haben, will ich nur einige charakterisieren. Die Armee wurde vollständig zerrüttet. Die Regimenter, die ihren Herrscher und Kalifen gegen die Rebellen Mahmud Schefket Paschas treu verteidigt hatten, wurden aufgelöst, ein Teil der Mannschaften gehängt, ein andrer in Ketten gelegt und zum Wegebau verwendet. Die dem Sultan Abd ul Hamid treugebliebenen Offiziere teils gehenkt, teils in die Verbannung mit keiner oder geradezu kläglicher Pension meist nach Kleinasien gesendet. Die jungtürkischen Offiziere konnten daher außergewöhnlich schnell zu den höheren Posten befördert werden. Bis zur Bekanntmachung der Verfassung, von der seit langer Zeit kein Mensch mehr spricht, waren Christen und Juden vom Militärdienst befreit. Nun wurden auch diese gemäß dem Gleichheitsgrundsatze in die Armee eingereiht. Ein großer Fehler. In den Schlachten bei Kirkilisse und auf der Linie Bunar Hissar-Lüle Burgas Ende

Digitized by Google

Oktober 1912 waren es die christlichen und jüdischen Soldaten im türkischen Heere, die die Unordnung, die plötzliche Bestürzung und Panik veranlaßten. Für Ausbildung der Artillerie, dann für Verpflegung und Ausrüstung der Truppe während des Krieges ist von den Jungtürken so gut wie nichts geschehen.

Und ihre äußere Politik! Der Krieg mit Italien und der Verlust von Tripolis kommt ganz allein auf das Konto der Jungtürken. Sie ließen sich betören, daß Italien keinen Handstreich auf Tripolitanien wagen und weder ein Schiff noch ein Bataillon nach Tripolis senden werde, sie zogen 4000 Mann Truppen aus Tripolis zurück und vernachlässigten die Senussi gänzlich, jene mohammedanischen Fanatiker, deren Einfluß sich von der Siwah Oase bis zum Senegal und nach Jemen erstreckt. Der deutsche Reisende Gerhard Rohlfs hat im Jahre 1880 Italien energisch angeraten nach Tripolis zu gehen. Ihm wurde, wie er berichtet, von den maßgebenden Persönlichkeiten in Rom geantwortet: „Italien werde sich hüten, zu einer militärischen Besetzung von Tripolis zu schreiten, solange der Sultan Abd ul Hamid regiere." Die Italiener wußten sehr wohl, daß Abd ul Hamid bei den Araberstämmen in Tripolitanien, namentlich bei den mächtigen Senussi, die alljährlich mit reichlichen Geschenken und Waffensendungen bedacht wurden, großes Ansehen und unbedingten Gehorsam genoß. Nach der Absetzung Abd ul Hamids erfuhr Rom, daß die Senussi den Sultan Mehmed V. für einen Thronräuber und die Jungtürken für verabscheuungswürdige Rebellen halten, und so glaubte es den richtigen Moment gekommen, um diese alte Provinz Afrikas, die ehemals ebenso wie Sizilien seine „Kornkammer" war, wieder zu erobern. Die Jungtürken begriffen nicht, daß dieser nordafrikanische Zankapfel für die Türkei Lebens-, Einfluß- und Ansehensfrage, und eine Niederlage gleichbedeutend mit der Vogelfreierklärung türkischen Besitzrechts war, begriffen nicht, daß der Verlust der letzten afrikanischen Besitzung geradezu ein tödlicher Schlag für den Nimbus des türkischen Kalifats von Stambul in der ganzen arabisch-islamitischen Welt werden mußte.

Der größte Fehler der jungtürkischen Regierung ist und bleibt ihre Abkehr von der bereits erwähnten, meisterhaft geübten Politik Abd ul Hamids, einen Staat gegen den andern auszuspielen und so ein Bündnis der Staaten gegen die Türkei zu verhindern. Bei den Balkanstaaten hätte diese Taktik Abd ul Hamids infolge des glühenden Hasses, den diese christlichen Staaten untereinander hegen, noch lange Jahre erfolgreich betrieben werden können. Statt einem Balkanbunde mit allen erdenklichen Mitteln entgegenzuarbeiten, beförderte die neue ottomanische Regierung ein Einverständnis unter den Balkanmächten, weil sie glaubte in dem Bunde mit aufgenommen und dadurch aller Angriffe und Belästigungen von dieser Seite enthoben zu werden. Dieser Fehler führte hauptsächlich den Verlust großer Länderstrecken in der europäischen Türkei herbei. Die Jungtürken haben ihrem Lande nichts Neues gegeben, als einen Wulst der in Genfer und Pariser Cafés gesammelten Phrasen. Sie haben dem türkischen Volke aber auch das letzte genommen: die religiösen Ueberzeugungen, die berufen waren, das Türkenreich noch einmal zu kräftigen.

Digitized by Google

Die Schlußworte des mexikanischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten Don Lucas Alaman in seiner berühmten „Historia de Mexiko“ (1852) lauten: „Mexiko wird jedenfalls ein glückliches Land werden, weil seine natürliche Beschaffenheit dies bedingt, aber niemals durch die Rassen, die heute es bewohnen.“ Don Lucas Alaman hat recht und ich desgleichen, wenn ich sage: „Die Türkei wird jedenfalls ein glückliches Land werden, weil seine natürliche Beschaffenheit dies bedingt, aber niemals durch die Leute, die heute es regieren.“ Die Hauptbedingung für eine glückliche Zukunft des Osmanischen Reiches, das noch eine große Lebenskraft besitzt, ist, die Regierung des Landes in die Hände ehrenwerter kluger Männer, an denen es nicht fehlt, zu bringen.

Wie waren seit Anfang dieses Jahrhunderts und wie sind jetzt die Beziehungen Deutschlands zu der Türkei? Der Sultan Abd ul Hamid war ein Freund und Verehrer des Deutschen Kaisers, und dadurch wurde es der deutschen Diplomatie nicht schwer, zwar keinen dominierenden Einfluß, aber doch ein sehr freundschaftliches Verhältnis mit dem Osmanischen Reiche aufrechtzuhalten. Merkwürdigerweise glaubten selbst solche, die als genaue Kenner der türkischen Verhältnisse galten, nicht an die von mir behaupteten Gefahren. So schrieb der bekannte, jetzige Generalfeldmarschall Freiherr C. von der Goltz noch am 20. Oktober 1906 in einem in der Nummer 42 der Zeitschrift „Die Woche“ erschienenen und „Sultan Abd ul Hamids Lebensarbeit“ betitelten Artikel in völliger Verkennung der wirklichen Verhältnisse wörtlich folgendes: „Es gibt kein revolutionsunfähigeres Volk als die Türken. Auch der fortgeschrittenste Türke ist immer noch weit davon entfernt, antimonarchisch zu denken. Die „jungtürkische Partei“, die umsturzlüstern sein soll, existiert überhaupt nur in den Köpfen europäischer Journalisten, nicht aber in Wirklichkeit.“

Anscheinend kam der Umschwung in der Türkei 1908 und 1909 dem Berliner Auswärtigen Amt unerwartet. Und nun geschah leider ein sofortiges Umsatteln. Fast in der ganzen deutschen Presse wurden die Jungtürken als Befreier ihres Vaterlandes von absolutistischem Joche, als glückverheißende Reformatoren, als Urheber und Organisatoren einer neuen, verjüngten, freien Türkei begeistert gefeiert. Persönlichkeiten, die in der Revolution und bei der Absetzung des Sultans eine hervorragende Rolle gespielt hatten und die tatsächlich nichts andres waren als egoistische Rebellen und Eidbrüchige gegen ihren Kaiser und obersten Kriegsherrn, wurden umschmeichelt. Es kann daher nicht wundernehmen, wenn unser Einfluß und unser Ansehen in der Türkei sehr gelitten hat. Eine Gelegenheit, etwas Vertrauen wieder herzustellen, ist jetzt gegeben, wenn unsre Regierung endlich etwas Selbständigkeit zeigt und sich jeglichen Druckes auf die Türkei zwecks Herausgabe der wiedereroberten zweiten Hauptstadt Adrianopel enthält. Das würde auch dem Willen des deutschen Volkes entsprechen, und bekanntlich ist der schlechteste Diplomat immer derjenige, der sich am weitesten von dem Willen des Volkes entfernt. Und wir Deutsche brauchen wahrlich dieses Vertrauen, denn unser politisches und noch weit mehr unser wirtschaftliches Interesse ist mit der Türkei verknüpft, das politische wegen des Mittelmeers und der Zu-

Digitized by Google

fahrtstraße nach Kleinasien, das wirtschaftliche wegen Kleinasien. Man kann diese wirtschaftlichen Interessen nach drei Geschäftskreisen einteilen, die natürlich in der Praxis eng miteinander verbunden sind: Erstens die Handelsinteressen, zweitens die Finanzinteressen, drittens die Unternehmungsinteressen. Bemerken will ich gleich, daß Frankreich der Hauptgläubiger der Türkei ist, wo die Kleinigkeit von 2 Milliarden 263 Millionen wohlgezählter französischer Franken liegen; Deutschland ist „nur" mit 1500 Millionen und England mit 900 Millionen interessiert. Der Handelsverkehr Deutschlands mit der Türkei hat in den letzten zwölf Jahren einen bedeutenden Aufschwung genommen, den die folgenden Ziffern zeigen:

	in Millionen Mark	
	1900	1912
Einfuhr aus der europäischen Türkei . . .	8,3	23,2
„ „ „ asiatischen „ . . .	22,1	46,3
Ausfuhr nach der europäischen „ . . .	23,1	74,8
„ „ „ asiatischen „ . . .	11,1	33,5

In der Einfuhr spielen Südfrüchte, Tabak, Rohseide, Baumwolle, Kaffee, Häute und Felle, Sämereien, Teppiche, in der Ausfuhr Eisenwaren, Eisenbahnmaterial, Maschinen, Waffen, Kurzwaren, Kleidungsstücke, Tuche, Papier die Hauptrolle. Den Schiffahrtsverkehr mit der Türkei vermittelt zum größten Teil die mit vieler Rührigkeit und Umsicht von dem Geheimen Legationsrat a. D. v. Jakobs geleitete Deutsche Levante-Linie.

An den türkischen Finanzen ist Deutschland, wie gesagt, durch eine starke Beteiligung an Anleihen interessiert. In bedeutendem Maße ist ferner deutsches Kapital an der Finanzierung türkischer Unternehmungen, besonders Bahnbauten, beteiligt. So ist die Anatolische Eisenbahn-Gesellschaft seitens deutscher Kapitalisten mit einem Aktienkapital von 108 Millionen Mark und ein Obligationenkapital von 124 Millionen Mark belehnt. Sowohl diese Anatolische wie die Bagdadbahn-Gesellschaft, die über ein Kapital von 12 Millionen Mark verfügt, und deren Bau vom ottomanischen Staate mit Geldbeihilfen unterstützt wird, ist unter Führung der Deutschen Bank zum großen Teil mit deutschem Kapital ausgerüstet worden. Zu dem Finanzierungs- und Beteiligungsbereich der Deutschen Bank gehören ferner die Mazedonische Bahn, die Betriebsgesellschaft der orientalischen Eisenbahnen, die Gesellschaft für elektrische Unternehmungen in der Türkei. Unter dem Einfluß der Deutschen Orientbank steht die Metropolitain-Tunnel-Gesellschaft in Konstantinopel. Durch die Fertigstellung der Bagdadbahn wird ein großes Getreideausfuhrgebiet erschlossen, während sich dagegen hier für die Einfuhr industrieller Artikel ein neues Absatzgebiet eröffnet. Für unsern deutschen Handel ist es daher von größter Wichtigkeit, daß die Tarifsätze der neuen türkischen Bahnen seine Interessen nicht verletzen.

Entsprechend der großen Beteiligung deutschen Kapitals werden auch die Bauten in der Türkei vorwiegend von deutschen Firmen ausgeführt.

Unsre Bankwelt, die gleichermaßen den Finanzinteressen, dem Handel und

Digitized by Google

den Unternehmerfirmen dient, ist in der Hauptsache durch drei Banken in der Türkei — sowohl in der Hauptstadt wie in einigen andern türkischen Städten — und zwar durch die Deutsche Bank, die Deutsche Orientbank und die Deutsche Palästina-Bank, letztere zu dem sog. Fürstenkonzern gehörend, vertreten.

Diese kurzgefaßte Darstellung zeigt zur Genüge, wie bedeutend die wirtschaftlichen Interessen sind, die für Deutschland in der Türkei auf dem Spiele stehen.

Trotz der Verkleinerung der europäischen Türkei muß die deutsche Diplomatie aus politischen und wirtschaftlichen Gründen die Freundschaft mit der Türkei wieder erobern; die christlichen Balkanstaaten werden Deutschland meist nur Ungelegenheiten und Unannehmlichkeiten und recht geringen Nutzen und Vorteil bringen.

Frankreich hat zunächst moralische Interessen in der Türkei, die aus der Zeit der Kapitulationen (völkerrechtliche Verträge, die in früheren Zeiten zwischen der Türkei und den fremden Mächten abgeschlossen wurden und zumeist die Stellung der dort lebenden sog. Franken betrafen) und des katholischen Protektorats herstammen. Dank der abgeschlossenen Verträge und der Gebräuche hat Frankreich im Orient seit dem sechzehnten Jahrhundert (die erste Kapitulation wurde 1535 vereinbart), man kann sogar sagen seit dem dreizehnten, eine Rolle gespielt, die die neuzeitigen Stellungen und Verpflichtungen der Politik neugestaltet und eingeschränkt haben, aber die für Frankreich ein Beistand kostbaren Einflusses bleibt. Infolge dieser Verträge und Gebräuche besitzt es im Ottomanischen Reiche nicht allein das Recht, selbst alle Franzosen, sondern auch den größten Teil der fremden Klosterbrüder zu beschützen, sowie die von ihnen geleiteten Unterrichts- und Versorgungsanstalten und auch verschiedene Kategorien türkischer Untertanen, wie Maroniten, Melchiten, Chaldäer, Armenier und Mirditen.

Die Bedeutung der unter dem Schutze Frankreichs stehenden Anstalten kann man aus einigen Zahlen entnehmen. Die von den Franzosen beschützten geistlichen Orden, die Jesuiten und Lazaristen in Syrien, die Brüder, die sich dem Elementarunterrichte in Smyrna und Konstantinopel widmen, die Kapuziner in Mesopotamien und Arabien, die Assumptionisten in Jerusalem — ich führe nur die bedeutendsten an — bestehen nach der jüngsten Statistik aus 110 000 Mann, die die französische Sprache erlernen und im Geiste französischer Ansichten sich heranbilden. Diesen Schülern der Klosterbrüder gesellen sich seit einigen Jahren bei diejenigen der weltlichen oder Laienwerke, der Alliance française, des israelitischen Weltbundes und des Laien-Missionshauses. Ueber den Elementarschulen, die natürlich in der Mehrzahl sind, stehen die Mittelschulen, nämlich die Gymnasiums von Konstantinopel und Port Said, die Lyzeums von Kairo, Saloniki, Galata-Serai und Alexandrien, die für das französische Bakkalaureat vorbereiten; dann kommen die höheren Bürger- oder Stadtschulen (die Seminarien von Beirut, Jerusalem, Konstantinopel, Mossul, die Schule Jules Ferry, die Schule des Israelitenbundes), die die Lehrer für die Elementarschulen ausbilden; endlich die

Digitized by Google

Hochschulen: die medizinische und orientalische Fakultät in Beirut, die Fakultät für biblische Studien in Jerusalem, die juristische Fakultät in Kairo. Diese Hochschulen sind mächtige Faktoren französischer Wirksamkeit. Neben allen diesen Schulen entfalten französische Versorgungsanstalten vornehmlich durch Frauen eine rührige Tätigkeit. Die Jungfrauen des St. Vinzenz von Paula, die Damen von Nazareth, die Schwestern des heiligen Joseph, die Kleinen Schwestern der Armen, Dominikanerinnen, Franziskanerinnen, Karmeliterinnen (auch hier kann man nicht alle nennen) leiten mehr als 300 Hospitale, Waisenhäuser und Kinderschulen.

Das ist das moralische Interesse, das Frankreich an die Türkei knüpft, das materielle Interesse ist nicht weniger schätzbar und nennenswert. Im Handel sind die Franzosen seit langer Zeit durch die Engländer und seit kurzem auch durch die Deutschen überflügelt. Aber die in der Türkei verwendeten französischen Kapitalien sind sehr bedeutend. Zu den Anleihen und Konvertierungen von 1855, 1868, 1890, 1891, 1893, 1894, 1896, 1905, 1906, die eine Gesamtsumme von 1204 Millionen ausmachen, hat Frankreich allein 846 Millionen Franken hergegeben. Dazu kommen die Hälfte des Kapitals der Ottomanbank mit 63 Millionen Franken, die Eisenbahnen Smyrna—Cassaba mit 71 Millionen, Jaffa—Jerusalem mit 18 Millionen, Damas—Hamah mit 121 Millionen, Saloniki—Junktion mit 127 Millionen, Bagdad mit 5 Millionen; dann die Minen von Heraklea 20 Millionen, von Selenitza 600000 Franken, die Kais von Smyrna 11 Millionen, von Beirut 14 Millionen, von Konstantinopel 37 Millionen, die Wasserleitung von Konstantinopel 17 Millionen, die Tabakregie 16 Millionen. Diese Aufzählung ist keineswegs vollständig, aber die Gesamtsumme erreicht zwei Milliarden zweihundertdreiundsechzig Millionen Franken. Man sieht, daß auch Frankreich an dem Bestande der Türkei das regste Interesse haben und eine Schwächung des Ottomanischen Reiches einen unermeßlichen Schaden Frankreichs herbeiführen muß.

Seit dem Raube von Tripolitanien sind die Beziehungen zwischen Italien und der Türkei zwar äußerlich korrekt, doch natürlich sehr getrübt. Doch ist das politische Interesse Italiens und Oesterreichs in noch verstärkterem Maße mit der Türkei verknüpft wie Deutschland und Frankreich, weil Italien eine fast ausschließliche Mittelmeermacht ist und weil Oesterreich nur vom Mittelmeer bespülte Küsten besitzt, dort also sein Zugang zur Welt liegt. Wir Deutsche haben kein Interesse daran, daß die ganze Osthälfte des Mittelländischen Meeres von rein slawischen Händen besetzt wird. Wir müssen verlangen, daß der uns verbündete halbdeutsche Staat Oesterreich an dem Mittelländischen Meere Fuß faßt, daß wir nicht durch eine Mauer von slawischen Staaten, die immer unsre Feinde bleiben werden, abgeschlossen werden vom Zugang zum Orient. Das soll der Grundgedanke unsrer Orientpolitik sein. Ein Mittel dazu ist, daß wir Deutsche gute Freunde der Türkei sein müssen, denn die Türkei ist der einzige Damm, der sich dem Ausdehnen der slawischen Länder entgegenstreckt.

Italien und Oesterreich sind in der Türkei mit verhältnismäßig geringen

Digitized by Google

Summen engagiert, Italien mit 56 Millionen, Oesterreich mit 72 Millionen Mark, doch haben beide eine große Anzahl ihrer Staatsangehörigen, die in der Türkei lohnende Beschäftigung gefunden haben. In der Gesamttürkei befinden sich nach Schätzung der türkischen Regierung über eine Million Italiener und eine halbe Million Oesterreicher. Dies allein müßte die beiden Staaten veranlassen, einer Schwächung der Türkei entgegenzuarbeiten. Die Oesterreicher sind durchweg in der Türkei beliebt; wer wollte leugnen, daß auch unter den in der Türkei weilenden Italienern viele davon anständige, ehrliche, brave Leute sind. Wenn aber die Zeitung „Tribuna" meint, daß die Italiener „christliche Kultur, Gesittung und Bildung" im Orient verbreiten, wenn man die Tausende von Italienern, die als Erdarbeiter und Maurer unersetzlich sind, und fünf Sechstel ihres Verdienstes in die Heimat senden, in den verschiedenen Orten der Türkei gesehen hat, so wird man wohl den Ausspruch der „Tribuna" kaum ernst nehmen können.

Großbritannien ist mit 720 Millionen Mark in der Türkei interessiert. Trotzdem hat es sich seit langer Zeit der Türkei gegenüber nicht freundlich gezeigt. Großbritannien will die Hohe Pforte möglichst dominieren, möchte, da die türkische Herrschaft in Arabien auf sehr schwachen Füßen steht, das türkische Arabien an Aegypten angliedern und somit der tatsächliche Herrscher über die heiligen Stätten von Mekka und Medina werden. Großbritannien weiß, daß der Sultan dort zwar seine nominelle Oberhoheit anerkannt sieht, er aber dies nur durch die Geschenke und hohen Gehalte erreicht, welche er dem Großscherif, seiner Familie und andern religiösen Beamten in Mekka und Medina gibt. Auf die vom Euphrat und Tigris durchflossene Gegend, den „Garten der Alten Welt", will Großbritannien seine mächtige Hand legen. Eine Schwächung der Türkei wird von Großbritannien nicht ungern gesehen, eine völlige Zertrümmerung der Türkei bietet dagegen eine außerordentliche Gefahr für das britische Weltreich. Eine aus fanatisch-religiösen Gründen in Britisch-Indien hervorgerufene Bewegung kann die Erhaltung dieses Besitzes in Frage stellen. Hindus und Mohammedaner treten auf das entschiedenste für eine Verständigung beider Gruppen ein und machen aus dem gemeinsamen Gegensatz gegen das britische Regiment kein Hehl. Dies hat auch seinen Grund unzweifelhaft in der stark antitürkischen Haltung der britischen Regierung während der letzten Monate. Was die letzten Ziele der britischen Vielgeschäftigkeit in der Türkei sind, das ist schwer zu verstehen. Das britische Staatswesen ist sehr verwickelter Natur, und die Interessen kreuzen sich vielfältig, auch ist die Bewunderung für den jetzigen Kurs in England keineswegs einstimmig. Britanniens Herrschaft erstreckt sich über die gesamte Erde, wo es nicht unmittelbar gebietet, da ist es mit seinem Kapital ansässig. Aus diesem unermeßlichen Besitz zieht es den Hauptteil seines Reichtums wohl mehr als aus seiner Industrie und selbst seinem Handel. Es hat zweifellos von allen Nationen das größte Interesse an der Aufrechthaltung des Weltfriedens. Von dem britischen Weltreich ist die britische Insel der wichtigste Teil, doch das Schwergewicht des bestimmenden Einflusses verschiebt sich mehr und mehr zugunsten der großen Kolonien.

Digitized by Google

Kanada, Südafrika und Australien verlangen ihren Anteil an der allgemeinen Führung der Reichsgeschäfte; sie sind bereit, für das Britische Reich einzustehen, doch die Politik kriegerischer Abenteuer weisen sie aus naheliegenden Gründen zurück. Es ergibt sich hieraus, daß die türkische Regierung die an ihre Adresse seitens des britischen Staatssekretärs Grey von Zeit zu Zeit gerichtete Drohungen, so namentlich die, Adrianopel zu räumen, ruhig unberücksichtigt lassen kann. Eine militärische Aktion Großbritanniens gegen die Türkei ist nicht zu erwarten.

Anders liegen die Dinge in den Beziehungen Rußlands zur Türkei. Ganz wie Nikolaus I. im Jahre 1853 denkt auch jetzt Nikolaus II., man müsse die Türkei anders behandeln wie andre Mächte, man müsse sie einschüchtern, um sie gefügig zu machen. Wie Nikolaus I. schiebt er sein angemaßtes Schutzrecht über die orthodoxen Untertanen des Sultans vor und „montiert" — wie Edwin v. Manteuffel 1853 sagte — sein Volk für diese religiöse Frage. Zu einer bewaffneten Intervention wegen Adrianopel könnte Nikolaus II. — ganz wie 1853 Nikolaus I. — durch den Wunsch bewogen werden, seine deutsche Abstammung vergessen zu machen. Bei der 300jährigen Jubelfeier der Romanows sind trotz allen Schaugepränges, trotz allen Festlichkeiten viele Stimmen in Rußland laut geworden, daß ihr Zar tatsächlich kein Romanow sei. Mit der Kaiserin Elisabeth erloschen am 5. Januar 1762 die Romanow, worauf die deutsche Linie Holstein-Gottorp auf den russischen Thron gelangte. Und dann möchte man in Rußland nach der Niederlage gegen Japan das militärische Prestige durch eine glückliche, kriegerische Aktion in den Augen Rußlands und der Welt heben. Vielleicht auch, daß man in Rußland die Gelegenheit für günstig hält, die Dardanellenfrage aufzurollen. Da aber der Bundesgenosse Frankreich sich zu diesen russischen Anwandlungen sehr reserviert, ja abwehrend verhält, da ferner alle andern Mächte eine russische bewaffnete Intervention und namentlich England das Aufrollen der Dardanellenfrage keineswegs gern sehen, gutheißen oder unterstützen würden, so braucht auch hier die Türkei sich nicht zu beeilen, den Wünschen Rußlands nachzugeben und kann abwarten, wie sich die Dinge entwickeln.

Um die Zukunft der Türkei glücklich und dauernd zu gestalten, muß die türkische Regierung zunächst auf die Verteidigung ihrer Hauptstadt, der Dardanellen und des Landteils bedacht sein, der ihr in Europa verbleibt. Hoffentlich erweist sich der traditionelle Drang nach Konstantinopel bei den gänzlich veränderten Machtverhältnissen und Interessengruppierungen als veraltet. Aber nicht allein aus politischen Gründen wäre die Vernichtung dieses letzten Teils der europäischen Türkei, der hoffentlich auch Adrianopel in sich schließen wird, ein großer Fehler. Konstantinopel muß ein reserviertes Terrain, ein allgemeiner Stapelplatz des Handels, ein allen Flaggen geöffneter Hafen, soll des Sultans bleiben. Jede andre Macht würde hier, wo sich der vernünftige Ungläubige wohler als in irgendeinem geeichten Kulturzentrum fühlt, Reformen einführen und den Reiz der einzigen Stadt vernichten. Den Reiz, der im veilchenblauen

Digitized by Google

Aether Allahs, in den sonnenbestrahlten Straßen, in der Fülle der Buntheit der Erscheinungen und dem aufgeregt geschäftigen Müßiggang der Menschen liegt. Fällt Stambul in die Hand der Ungläubigen, dann ist Europa entgöttert, weil dann die heilige Ordnung offiziell überall gesiegt hat.

Deutschlands Interesse in der Türkei muß offenbar verhüten, daß dieses Reich der Raub und die Beute andrer großen Staaten wird und dadurch ein oder mehrere europäische Reiche einen Zuwachs an Macht erhalten, welcher die Statik der Kräfte und das nötige Gleichgewicht stören würde. Dieses Interesse muß uns veranlassen, eine Politik zu verfolgen, die zwei Dinge betreibt: einerseits die Türkei in seinem jetzigen Besitzstande und seinen gegenwärtigen Grenzen aufrechtzuerhalten und für die Einführung unentbehrlicher Reformen Sorge zu tragen.

Ich weiß wohl, daß die Reform, die verbessernde Umgestaltung der Türkei, in Politik, die Quadratur des Kreises ist. Generationen von Staatsmännern haben sich damit hartnäckig abgemüht, haben sich abgenutzt als unbewußte oder manchmal freiwillige Phantasten. Trotzdem gibt das Beispiel von wirklich erzielten guten Resultaten den Mut, die nachstehenden Reformen anzustreben. Bei diesem Werke kann Deutschland eine um so ersprießlichere Mitwirkung ausüben, als man sich überzeugen wird, daß sie unparteiisch und uneigennützig ist. Es wäre zu wünschen, daß unsre Diplomatie ihre Mithilfe hierzu mit möglichster Sicherheit und Festigkeit und großem Verständnis bringen möchte.

Diese wichtigen Reformen sind:

Die Türkei muß von den europäischen Nationen, gemäß der Spezialität jedes derselben, die Einrichtungen entnehmen, die sich am besten eignen, um die verschiedenen Zweige der türkischen Verwaltung zu reorganisieren.

Jede Einmischung in die Politik muß jedem Beamten und jedem Offizier streng untersagt sein.

Die Befugnisse der Behörden der türkischen Provinzen müssen erweitert werden.

Der Schulunterricht, Bildung und Wissen müssen auf die praktischste Art verbreitet werden.

Die kommerziellen und industriellen Unternehmungen müssen erleichtert und begünstigt und der Landwirtschaft ein Aufschwung und rasche Entwicklung dadurch gegeben werden, daß man ihr durch besondere und finanzielle Gesetze Beistand gewährt und landwirtschaftliche Kassen und Hauptmagazine und Speicher in allen Teilen des Reiches einrichtet. Man muß von den durch diese Mittel geschaffenen neuen Quellen Vorteil ziehen, um die Lage von Tausenden Familien zu verbessern, deren Häupter oder Stützen nach dem Siege der Jungtürken entlassen und fortgejagt worden sind, und um auch vielen Beamten und Offizieren zu Hilfe zu kommen, die heute durch die Machenschaften der Jungtürken tatsächlich brotlos sind.

Wer die Türkei kennt, wird zugestehen müssen, daß die Bureaukratie dort eine soziale Frage ist, die man keineswegs leicht behandeln dürfte.

Digitized by Google

Der Staatshaushalt muß in seinen Einnahmen und Ausgaben unbedingt ins Gleichgewicht gebracht werden, nicht durch neue Steuern, sondern durch kluge Ausnutzung der natürlichen Schätze des Landes.

Alle Zöpfe, alle Kleinigkeitskrämereien, die einer veralteten, kurzsichtigen, engherzigen Beamtenwirtschaft anhaften, welcher namentlich in der Türkei das Verständnis für die praktischen Bedürfnisse des Volkes gebricht, müssen ausgerottet und das Räderwerk der Verwaltung muß in jeder Hinsicht vereinfacht werden. Folglich müssen die Gesetze abgeändert oder aufgehoben werden, die der Verwirklichung der Fortschritte in der Verwaltung hemmend entgegenstehen.

Auf gerechte Weise soll die Beförderung aller Beamten und Angestellten geregelt und gehandhabt werden.

Die Regierung, die es sich angelegen sein läßt, dieses Programm gebührend auszuführen, indem sie die Grenzen desselben bei sich ergebender Notwendigkeit erweitert, müßte als Devise „Gleichheit und Gesetzmäßigkeit" haben und in ihrer Mitte einige Personen in sich schließen, die eine genaue Kenntnis europäischer Verhältnisse besitzen und imstande sind, mit fortschrittlichem und methodischem europäischen Verständnis zu arbeiten.

Um die Ausführung eines solchen Programms zu erleichtern, müßten die Großmächte gewisse wirtschaftliche Beschränkungen der Kapitulationen, so die fremden Postämter, abschaffen, welche ernsthafte Hindernisse zur finanziellen Verbesserung und zur Verwirklichung des Programms bilden. Deutschland muß rührig bestrebt sein, gleichzeitig mit seinen materiellen und wirtschaftlichen Interessen in der Türkei, jenes Unwägbare und doch so Reelle, so Lichtvolle und Glänzende zu schützen und zu bewahren, was der Sultan Abd ul Hamid II. so richtig die „Größe Deutschlands im Orient" genannt hat.

Ueber ritterliche Kriegführung

Nach den Greueltaten in den Balkankriegen beabsichtigen wir einige Aeußerungen hervorragender Generale über obiges Thema zu veröffentlichen. Wir beginnen mit nachstehendem Schreiben eines österreichischen Generals und früheren Ministers.

Redaktion der „Deutschen Revue".

*

Bad Gastein, 8. August 1913.

Ich hatte mein Leben dem Kriegerstande gewidmet, indem dieser an alle geistigen, moralischen und physischen Kräfte die höchsten Anforderungen stellt. Gewiß soll ein General ritterlich denken und handeln, soweit es auf ihn ankommt, aber auch nüchtern mit den Dingen rechnen, wie sie eben sind.

Im jüngsten Kriege haben die Türken zurückbekommen, was sie bei ihrem

Digitized by Google

Vordringen vor Jahrhunderten den ansässigen Bevölkerungen angetan — und was sie unter ihrer Herrschaft aus ihnen gemacht haben.

Unter allen jenen eine besonders „ritterliche" Kriegführung zu erwarten, wäre wohl zuviel. Ich weiß nicht, ob selbst zur Ritterzeit unsre bepanzerten Vorfahren allseits so „ritterlich" verfahren sind, als wir jetzt unter dieser Bezeichnung verstehen, seit keine wirklichen Ritter mehr hausen. Anderseits brauchte man nur aus dem nächsten Zeitungsblatte die Nachrichten aus den verschiedenen Parteilagern abzuwägen, um sowohl die geschilderten Helden- als die Greueltaten der diversen Gegner nicht allzu wörtlich aufzufassen.

Es wäre zu wünschen, daß nicht noch andre Greuel vorkämen in Kämpfen von Nationen, die sich gerne an die Spitze der Zivilisation setzen, gegen „zu zivilisierende" Bevölkerungen!

In den Kriegen zivilisierter Staaten gegeneinander haben die Greuel allerdings weitaus abgenommen; gesprochen und geschrieben wird über dieses Thema noch viel mehr. Allgemein wird jetzt Humanität, in allen zivilisierten Heeren Zucht und Ordnung betrieben. Wir haben schon internationale Konventionen und arbeiten fortschrittlich weiter.

Aber selbst wenn all das auch immer eingehalten würde, so bleibt doch vom ethischen Standpunkte der Krieg an und für sich etwas, an dessen *Vermeidung* mehr noch als an dessen „Zivilisierung" weiter zu arbeiten wäre. Einstweilen sichern die Staaten Europas den Frieden, indem sie sich im Wetteifer der Bewaffnung bis an die Zähne erschöpfen. Heutzutage sind es übrigens selten die Regierenden, sondern weit öfter die Regierten, die zu Kriegen treiben, indem sie dem Auswuchse unsrer Zeit: der Nationalitätenhetze folgen, die Grundlehre des Christentums verkehrend: du sollst dich selbst lieben über alles, und den Nächsten hassen wie er dich — in einer Zeit, wo die ungeheuren Fortschritte der Verkehrsmittel die Erdbewohner zur *Verständigung* führen sollten über höhere und lohnendere Ziele, als solche gegenseitiger Bekämpfung!

Allein die Natur hat nicht umsonst dem menschlichen Gebisse Raubtierzähne beigemengt. Ganz ohne Gewalttätigkeiten wird es unter Menschen kaum je abgehen, und wenn Völkerschaften keine Ruhe geben wollen, wird immer nur durch Gewalt — je aufreibender, desto nachhaltiger — Ruhe geschaffen.

Z. G. W.

Digitized by Google

Fürst Bismarck und Nikolaus Kretzulesku

Das Lebenswerk eines rumänischen Patrioten

Von

A. D. Xenopol

I

Die Größe eines Menschen ist nicht durch diejenige seines Vaterlandes oder durch die Seelenzahl des Volkes, dem er angehört, bedingt, und es können bedeutende Persönlichkeiten auch in kleineren Nationen auftreten. Solch eine Persönlichkeit war sicherlich Nikolaus Kretzulesku, der sein langes Leben ganz dem Wohl und dem Fortschritte Rumäniens widmete in einer Zeit, da das Land, im Aufschwunge begriffen, das Mitwirken aller seiner besseren Kräfte in Anspruch nahm.

Kretzulesku stammte aus einer alten, adligen Bojarenfamilie, aus einer Klasse also, die damals mit Vorrechten überhäuft war und sich mit nichts anderm als mit der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten zu befassen pflegte. Die geistigen Berufe, wie Rechtsanwaltschaft, Medizin, Ingenieurberuf oder Architektur, ganz zu schweigen von den rein künstlerischen Tätigkeiten, wie Malerei, Musik, Bildhauerei oder Schauspielkunst, waren von den Bojaren vollständig mißachtet, und der ganze Stand fühlte sich ziemlich unangenehm berührt, als Kretzulesku im Jahre 1834 sich nach Paris begab, um daselbst Medizin zu studieren.

Als er im Jahre 1839 nach Bukarest zurückkam, suchten alle seine Bekannten und selbst der Fürst der Walachei, Alexander Ghyka, den jungen Arzt seinem Beruf zu entfremden und ihn zu überreden, daß er die einzige Laufbahn, die für einen Adligen zustehe, den Staatsdienst, verbunden mit politischer Tätigkeit, ergriffe. Kretzulesku dachte aber ganz anders. Er erkannte den Umschwung im Zeitgeist und sah die Zukunft seines Landes nicht in dem Fortbestehen der Privilegien, sondern in der Pflege der Wissenschaften und Künste. Er bat den Fürsten, ihm den Posten eines Bezirksarztes anzuvertrauen, was ihm sofort bewilligt wurde.

Zu jener Zeit, 1839, gab es in der Walachei und in deren Hauptstadt Bukarest gar keine medizinische Lehranstalt, sondern nur eine Barbierschule, wo außer der Rasierkunst auch noch das Herausreißen der Zähne, das Ansetzen der Blutegel und der Schröpfköpfe nebst einigen leichten chirurgischen Operationen gelehrt wurde. Alle Aerzte ohne Ausnahme waren Ausländer, besonders Deutsche und Griechen, einige auch Italiener und Franzosen. Kretzulesku war der erste Arzt rumänischer Herkunft in der Walachei. Tief entrüstet über die Mißachtung einer so wichtigen und notwendigen Wissenschaft, wie es die Medizin ist, schlug er dem Fürsten vor, ihm die Eröffnung einer kleinen medizinischen Schule zu gestatten. Er war hier der einzige Professor und trug die Anatomie nach einem

Digitized by Google

eigens in rumänischer Sprache verfaßten Lehrbuch (das erste medizinische Werk in dieser Sprache) vor (1840 bis 1842).

Obgleich Kretzulesku viel Wert auf seine wissenschaftliche Laufbahn legte und sie nie vollständig aufgab, wie dies die zweite, auf drei Bände angewachsene Ausgabe seines Lehrbuchs (erschienen 1878) zur Genüge beweist, so konnte er doch dem überwältigenden Drucke der sozialen Verhältnisse nicht widerstehen und mußte mit der Zeit auch ins politische Leben eingreifen.

Sein wissenschaftliches Streben hatte nur die Folge, daß es als Beispiel für andre wirkte, und die Pflege der Wissenschaften und Künste beim rumänischen Volke in Ehre brachte. Kretzuleskus bedeutende Tätigkeit bewegt sich nicht nur auf dem medizinischen, sondern vielmehr auf dem den adligen Familien von altersher vorbehaltenen Gebiete, auf dem des Staatsdienstes. Hierin hat er Tüchtiges geleistet, und er lebt in der Geschichte Rumäniens nicht als bedeutender Arzt, sondern als namhafter Staatsmann fort.

Wir wollen uns aber von der wissenschaftlichen Tätigkeit Kretzuleskus nicht abwenden, ohne ihrer Wirkung auch auf andre Lebensgebiete des rumänischen Volkes zu gedenken. Er hat die Gründung der rumänischen Akademie und des Bukarester Athenäums veranlaßt. Er eröffnete die erste Ausstellung von Werken rumänischer Künstler; gründete in Bukarest die Naturforschergesellschaft und unterstützte als Minister des Innern mit aller Kraft den Arzt Charles Davila bei der Einrichtung einer vollständigen medizinischen Schule, deren Anfänge, wie wir gesehen haben, auf ihn zurückreichen.

II

Kretzulesku begann seine politische Tätigkeit während der Revolution von 1848. Auch die rumänischen Fürstentümer wurden in den allgemeinen europäischen Wirbel hineingerissen, und zwar war ihre Bewegung gegen Rußland und gegen das von diesem Reich 1832 der Moldau und Walachei aufgedrungene Gesetz, das organische Reglement, gerichtet, welches eine für das neunzehnte Jahrhundert gänzlich unpassende Verfassung mit Klassenprivilegien, Steuervorrechten des Adels, Frondienst des niedern Volks, Zigeunersklaverei, Preß- und Buchzensur u. dgl. mehr eingeführt hatte.

Kretzulesku schloß sich der liberalen, revolutionären Partei an, die allerdings etwas in Angriff genommen hatte, was ihre Kräfte weit überschritt. So wurde denn Kretzulesku samt allen seinen Genossen nach der völligen Unterdrückung der Revolution genötigt, die Walachei zu verlassen und zuerst nach Paris, dann nach Konstantinopel zu fliehen. Hier wurde er von der türkischen Regierung, die die Revolutionäre als Gegner der Russen sympathisch aufgenommen hatte, zum Leiter des Militärspitals von Kulili auf der asiatischen Küste ernannt. Er verblieb aber nur sehr kurze Zeit in dieser Anstellung, da die Wiederherstellung der Ordnung in den Fürstentümern die Rückkehr der Ausgewanderten ermöglichte. Der neue Fürst der Walachei, Barbu Stirbey, gab Kretzulesku zuerst einen medizinischen Posten; er machte ihn zum leitenden Arzt des Kranken-

Digitized by Google

hauses von Coltza, wo er drei Jahre lang verblieb, 1851 bis 1854. Dann wurde er zum Sekretär des Ministeriums des Innern ernannt, wo er, nach dem Tode des Ministers, als Ministerstellvertreter weiter fungierte. Da aber der Fürst seinen Antrag, mehrere unehrliche Beamte auszuweisen, nicht bewilligte, so reichte Kretzulesku, der als einen seiner Hauptzwecke in der Leitung der Geschäfte die Einführung der Ehrenhaftigkeit an Stelle der bis dahin grassierenden Unredlichkeit ansah, seine Entlassung ein. Der Fürst, der durch den Druck der Gesellschaft genötigt wurde, das Entlassungsgesuch Kretzuleskus nicht anzunehmen, wollte ihn zur Entschädigung zum Mitglied des Appellations- und dann des Kassationshofes ernennen. Kretzulesku lehnte aber diese beiden Aemter ab mit der Bemerkung, daß er nicht wisse, ob er nicht dieselben Fehler begehen werde, deren er sich in der Leitung des Ministeriums schuldig gemacht hatte.

Nach dem Rücktritte des Fürsten Stirbey wurde Kretzulesku unter der provisorischen Regierung, die der Wiedereinrichtung der beiden Fürstentümer durch den Pariser Traktat von 1856 voranging, im Jahre 1857 zum Finanzminister ernannt.

Als Alexander Joan I. Cuza, der alleinige Fürst der beiden rumänischen Länder, den Thron bestieg, gab Kretzulesku seine wissenschaftliche Laufbahn vollständig auf, um sich ganz der Politik zu widmen, und erreichte den Höhepunkt seiner Wirksamkeit unter der Regierung des genannten Fürsten.

III

Ehe wir an diese bedeutsamste Periode seines Lebens herantreten, müssen wir auf die Ideen, die sich bis dahin im Geiste Kretzuleskus gebildet hatten, einen Blick werfen.

Kretzulesku war immer ein Anhänger der Prinzipien der Freiheit und Gleichheit gewesen, und seine Teilnahme an der Revolution von 1848 ist nicht auf eine Aufwallung seiner Jugendjahre zurückzuführen; finden wir doch Kretzulesku im Jahre 1896, als er das vierundachtzigste Lebensjahr erreicht hatte, als Lobredner der vor fünfzig Jahren ausgebrochenen Revolution wieder. Allein von jenen beiden Ideen war doch die der Gleichheit diejenige, die ihm am meisten zusagte, während er immer die Uebertreibungen des Freiheitsprinzips und seine Entartung in Gesetzlosigkeit und Anarchie mißbilligte. Deswegen war er immer der entschiedenste Gegner der radikal liberalen Partei, die unter der Leitung Bratianus und Rosettis stand. In dieser Beziehung stimmte er mit der Gesinnung und Haltung des Fürsten Cuza völlig überein. Er war trotzdem ein überzeugter Anhänger der konstitutionellen Verfassung, und zwar nach englischem Muster, in der der König herrscht, aber nicht regiert. Anderseits war Kretzulesku ein ausgesprochener Gegner der Ausschreitungen der Presse, so daß man in seiner ganzen Haltung einen gewissen Widerspruch nicht leugnen kann, da Gleichheit ohne Freiheit nicht zu erlangen und zu verteidigen ist, Freiheit aber ohne ihre natürlichen Auswüchse nicht gedacht werden kann. Aber so war eben der Mann, und sein ganzes politisches Wirken ist von diesen beiden Tendenzen durchdrungen.

Digitized by Google

Die eine aber wie die andre sind nur der Ausfluß seiner begeisterten Liebe für Volk und Vaterland, in der sich alle Widersprüche auflösten.

Während der kurzen, nur siebenjährigen Regierung des Fürsten Cuza bekleidete Kretzulesku viermal das Ministerium, sowohl als Fachminister wie in der Eigenschaft eines Ministerpräsidenten. Zum erstenmal finden wir ihn als Minister des Innern, gleich im Anfangsjahre der Regierung Cuzos, 1859, kurz nachher aber als Ministerpräsidenten in demselben Ministerium.

In dieser Periode hatte Kretzulesku viel mit der Konsularjurisdiktion zu kämpfen. Die rumänischen Fürstentümer, obgleich christlicher Religion, wurden damals infolge einer falschen Auffassung der suzeränen Rechte der Pforte als integrierende Teile des Osmanischen Reichs angesehen und denselben Vorschriften über die Gerichtsbarkeit der fremden christlichen Untertanen unterworfen.

Mehrere Maßregeln wurden von Kretzulesku getroffen, welche diese Gerichtsbarkeit, besonders was die Hoheitsrechte des Staates anbelangt, einschränkten. Ebenso gibt sich Kretzulesku viel Mühe, um den österreichischen Postdienst durch einen rumänischen zu ersetzen. Er schreitet während der ganzen Zeit mit der größten Energie gegen die Verderbtheit der Beamten ein, von denen er mehrere ausweist und in Anklagezustand versetzt.

Die bedeutsamste Tätigkeit entfaltete Kretzulesku aber während seiner zweiten Ministerpräsidentschaft, 1862 bis 1863, als er die Säkularisierung der von den Griechen gegen alle Gerechtigkeit in Rumänien besessenen Klöster vornimmt, wodurch er dem rumänischen, im Jahre 1862 vereinigten Staate eine Einkunft von 20 Millionen Franken sicherte, was samt den Wäldern der Klostergüter einem Kapital von beinahe einer Milliarde entspricht.

Die griechischen Mönche hatten sich seit alten Zeiten in den rumänischen Ländern eingenistet infolge der Religionseinheit dieser beiden Völker. Ja, die Griechen beanspruchten eine höhere Heiligkeit, als der Zeit und dem Orte nach dem Grabe Christi näher gelegen. Sie hatten allmählich die größten und reichsten Klöster der rumänischen Länder an sich gerissen; hatten die heiligen Anstalten und die Kirchen ganz ausgeplündert und veröden lassen, und sich nur um die reichen Einkünfte, die aus den Gütern dieser Klöster flossen, gekümmert. Sie suchten nur sämtliche Reichtümer aus den Ländern herauszuziehen und damit die in Griechenland und in der Türkei befindlichen griechischen Klöster, denen die rumänischen unterstellt waren, zu versorgen.

Obgleich die von den Gründern der rumänischen Klöster hinterlassenen Vermächtnisse den Hauptteil der Einkünfte für wohltätige Zwecke bestimmten, setzten sich die Griechen über diese Bestimmungen hinweg und plünderten und raubten ohne alle Zurückhaltung die Klostereinkünfte, die sie nur zu ihrem eignen Vorteil verwendeten. Umsonst verlangten die Regierungen der beiden Fürstentümer wenigstens einen Teil dieser Einkünfte. Die griechischen Mönche, frech und unbeugsam gegenüber Staaten von so geringem Maß von Unabhängigkeit, wollten davon nichts hören und verwarfen mit der größten Anmaßung alle Forderungen der rumänischen Regierungen. So vergingen volle vierzig Jahre (1821 bis 1862)

Digitized by Google

ohne daß die rumänischen Länder den geringsten Schritt in der Angelegenheit der griechischen Klostergüter getan hätten.

Mit der Vereinigung der Moldau und der Walachei und mit der Erhebung eines energischen Mannes, des Fürsten Cuza, zum Lenker des neuen Staates sollte diese Angelegenheit einen andern Gang nehmen, und der Minister, der den Gedanken des Fürsten durchführte, war Nikolaus Kretzulesku. Er packte den Stier an den Hörnern und fing an, gegen die Griechen aufs energischste vorzugehen. Er verordnete zuerst die Beschlagnahme sämtlicher Klostereinkünfte aus Anlaß einer Klage des Patriarchen von Konstantinopel gegen einige räuberische Mönche. Dann verwies er die griechische Sprache aus dem Gottesdienst aller in Rumänien befindlichen Kirchen, und als sich ein griechischer Abt dieser Maßregel widersetzte, wurde er über die Grenze geschafft. Die Vertreter der griechischen Klöster durften nicht mehr vor Gericht erscheinen ohne den Beistand rumänischer Staatsanwälte. Allein den Hauptschlag, neben der Konfiskation der Einkünfte, erhielten die Griechen durch die Verordnung, daß jedes Kloster ein Budget seiner Ausgaben aufzustellen habe, damit das Ministerium wisse, welche Summen es aus den vom Staate in Beschlag genommenen Einkünften jedem Kloster auszufolgen habe.

Diese zwei Maßregeln, die Beschlagnahme der Einkünfte und die Ueberwachung der Ausgaben seitens des Staates, waren mit einer Säkularisierung beinahe gleichbedeutend, so daß man sagen kann, daß Kretzulesku die Säkularisierung faktisch durchgeführt hatte, und daß, als Kogalnischanu das Säkularisierungsgesetz Ende 1867 einbrachte, er nur den durch Kretzulesku herbeigeführten Tatbestand rechtlich besiegelte.

Allein die griechischen Mönche hatten nicht nur die rumänischen Länder ausgesogen, sie hatten auch lange Jahre den Staat verhöhnt, sich wie ein griechischer Staat im Schoße des rumänischen gebärdet, und es galt jetzt, ihnen Spott und Mißachtung zu vergelten. Das verstand Kretzulesku wohl, und er ließ keine Gelegenheit vorbeigehen, ohne die griechischen Mönche die erneuerte Kraft des rumänischen Staates fühlen zu lassen. Er suchte allerlei mehr oder minder gerechtfertigte Vorwände, um sie aus ihren Stellungen auszuweisen, und bei der geringsten Widersetzlichkeit gegen die Regierungsverordnungen entfernte er sie mit Gewalt aus dem Lande, so daß, als Kretzulesku vom Ministerium zurücktrat, fast kein rumänisches Kloster mehr im griechischen Besitze geblieben war.

Cuza hatte aber nicht nur gegen diese Ueberbleibsel der Phanariotenwirtschaft zu kämpfen. Einen noch härteren Kampf mußte er gegen den größten Teil der privilegierten Bojarenklasse bestehen. Alle Vorrechte waren zwar durch die Pariser Konvention vom Jahre 1858 abgeschafft, aber nur auf dem Papier; und es handelte sich nun darum, das Gleichheitsprinzip in Fleisch und Blut des Volkes übergehen zu lassen. Die Aufgabe war um so schwieriger, als der Pariser Kongreß den argen Fehler begangen hatte, die Volksvertretung der Fürstentümer in den Händen der Großgrundbesitzer, also der privilegierten Klasse, zu lassen, so daß die Abschaffung der Privilegien durch diejenigen Personen, die an ihrem

Digitized by Google

Fortbestand das größte Interesse hatten, erfolgen sollte. Man versteht wohl, daß sich ein solches Parlament gar nicht beeilte, den faktischen Zustand des Landes zum Nachteil der von ihm repräsentierten Klasse zu ändern. Der Fürst, der Schwierigkeiten wohl bewußt, wollte das Wahlrecht erweitern, damit auch unvermögende gebildete Elemente in die Volksvertretung eintreten könnten. Davon wollten die Privilegierten nichts hören. Die Sache war um so heikler, da Fürst Cuza das Bauernrobot aufheben und den Bauern einen Teil der Grundstücke ihrer Herren unter Entschädigung der letzteren übergeben wollte. Da aber der betreffende Gesetzentwurf von der Kammer verworfen wurde und diese nachher auch die Abänderung des Wahlgesetzes nicht annahm, so entschloß sich Fürst Cuza, durch einen Staatsstreich den gordischen Knoten zu zerhauen. Der Politiker, der den Fürsten zu dieser Gewaltmaßregel aufmunterte, war Nikolaus Kretzulesku, der auch bei dieser Gelegenheit bewies, daß ihm die Gleichheit viel mehr als die Freiheit am Herzen lag.

IV

Nach der unfreiwilligen Abdankung des Begründers des neuen rumänischen Staates, 1866, kämpfte Kretzulesku zuerst mit der Feder, um das gefallene Regime, in dem er eine so bedeutende Rolle gespielt hatte, zu verteidigen, was ihm um so leichter wurde, als die Männer der Verschwörung, die an das Ruder kamen, genötigt wurden, die Ergebnisse der Regierung Cuzas im allgemeinen und die des Staatsstreiches insbesondere zu verwerten und darauf weiter zu bauen. So behielten sie das neue Wahlgesetz, das das Wahlrecht so sehr erweitert und das politische Leben des Landes demokratisiert hatte — das Zweikammersystem, statt der früheren alleinigen Kammer; und was noch viel mehr bedeutete, sie gebrauchten für die Wahl des fremden Fürsten das von Cuza für die Durchführung des Staatsstreichs angewendete und von ihnen so verlästerte Plebiszit.

Die provisorische Regierung verfolgte Kretzulesku ziemlich scharf, obgleich er sich auf sein Gut zurückgezogen und mit dem neuen Stand der Dinge alle Beziehungen abgebrochen hatte.

Nachdem Fürst Karl von Hohenzollern zum Haupt des rumänischen Staates gewählt worden war, hatte Kretzulesku, der immer ein Anhänger der Einführung einer europäischen Dynastie in Rumänien gewesen war, keinen Grund mehr, dem Wechsel der Dinge zu zürnen, und knüpfte bald mit dem neuen Hofe freundliche Beziehungen an.

Fürst Carol I. überzeugte sich bald, daß er in Kretzulesku einen ebenso angesehenen wie treuen Gehilfen haben werde, und nahm seine Dienste in Anspruch; dies um so mehr, als er den bedeutenden Mann bei einer sehr ernsten Gelegenheit näher kennen gelernt hatte.

Die deutsche Kolonie zu Bukarest, die sehr zahlreich ist (jetzt ungefähr 30000 Seelen) wollte im Jahre 1871 den Einzug der deutschen Truppen in Paris und die Proklamierung des Königs von Preußen zum Deutschen Kaiser durch ein Gastmahl feiern, an dem auch der damalige preußische Konsul in

Digitized by Google

Bukarest teilnehmen sollte. Dies sollte üble Folgen haben, da der bis dahin sehr starke französische Einfluß in Rumänien die Niederlage Frankreichs vielen wie ein nationales Unglück der Rumänen erscheinen ließ. Das deutsche Fest wurde gewaltsam gestört, die Fenster eingebrochen, und der deutsche Konsul mußte von dem Polizeipräfekten in seinem Wagen gerettet werden. Dieser Ausbruch des Hasses gegen die Deutschen war aber auch gegen den fremden Fürsten deutscher Herkunft gerichtet, da eben damals die Eisenbahnfrage in Rumänien eine schlimme Wendung genommen hatte. Der Bau der Eisenbahnnetze, den der junge Fürst als eine der Hauptaufgaben seiner Regierung ansah, wurde einem preußischen Untertanen, dem bekannten Strousberg, konzessioniert, der aber infolge des Deutsch-Französischen Krieges seine Zahlungen einstellen mußte. Man gab dem Fürsten die Schuld an dem Verlust, der in dieser mißlichen Lage dem rumänischen Staat drohte. Fürst Carol, tief erregt durch jene feindselige Kundgebung, die besonders gegen das deutsche Volk, dem er angehörte, gerichtet war, entschloß sich, Land und Regierung zu verlassen und in seine Heimat zurückzukehren. Er berief daher die Mitglieder der gewesenen provisorischen Regierung, die ihm den Thron angeboten hatte, um die Zügel der Regierung wieder in ihre Hände zu legen.

Durch diesen Schritt des Fürsten Carol sah sich Rumänien vor eine große Gefahr gestellt, denn Fürst Bismarck, tief entrüstet über die bekannte antideutsche Kundgebung, konnte Rumänien schweren Schaden zufügen, um so mehr, als Bismarck ein großes Interesse daran hatte, sich mit Rußland und Oesterreich auf guten Fuß zu stellen. Eine Teilung Rumäniens oder wenigstens die Auflösung der Vereinigung der beiden Fürstentümer hätte leicht erfolgen können.

Die politische Welt in Rumänien fühlte sofort, welche Gefahr die Abdankung des Fürsten Carol bedeutete, der dem in dem eben beendigten Weltkrieg siegreich gebliebenen Volke angehörte, und eine große Bewegung entstand im ganzen Lande, um den Fürsten von seinem Entschluß abzubringen. Die Männer, die sich an die Spitze dieser Bewegung stellten und das Wort ergriffen, um Fürst Carol zurückzuhalten, waren Laskar Katargin, der frühere Leiter der provisorischen Regierung, und Nikolaus Kretzulesku. Es gelang den beiden, Fürst Carol von seinem Vorhaben abzubringen, indem sie ihm die Erhaltung der Ordnung im Lande verbürgten. Die Folge war, daß der Fürst ein Ministerium Katargin ans Ruder rief, in welches auch Kretzulesku als Minister der öffentlichen Arbeiten eintrat.

Katargin war das Haupt der konservativen Partei, und es könnte auffallend erscheinen, daß Kretzulesku, der mit seinen Ideen eher zur liberalen Partei neigte, ein konservatives Ministerium mit seinem Namen und seinen Fähigkeiten unterstützte. Allein wir haben gesehen, daß Kretzulesku ein sehr gemäßigter Liberaler war. Man könnte ihn eher einen Mann des Landes als den einer Partei nennen. Er liebte sein Volk und sein Vaterland innig, und ließ sich nie bitten, wenn es galt, sie aus einer Gefahr zu retten, trat aber sobald wie möglich zurück ins Privatleben, sobald die Gefahr vorüber war. Fürst Carol sagt von ihm: „Ein

Digitized by Google

sehr ehrenwerter Mann ist unser jetziger Minister der Justiz und ad interim der öffentlichen Arbeiten, N. Kretzulesku, der als Ministerpräsident Cuzas in der Nacht vom 11. Februar 1866 festgenommen wurde; seit jener Zeit hat er sich ganz vom politischen Leben zurückgezogen. Als er jedoch sah, daß es mit meiner Abdankung ernst werden könnte, eilte er zu mir, um mich zu beschwören, diesen Gedanken aufzugeben, und stellte sich vollständig zu meiner Disposition. Ein Portefeuille hat er nur für so lange angenommen, als Gefahr vorhanden wäre, und er überreichte mir seine Demission, sowie dieselbe beseitigt war; auf mein Zureden ist er aber vorläufig im Ministerium geblieben." [1])

Als Minister der öffentlichen Arbeiten hatte Kretzulesku eine ebenso wichtige wie schwierige Frage zu lösen, diejenige des Eisenbahnbaues. Die Konzession Strousberg war aufgelöst worden und die Inhaber der Eisenbahnobligationen wurden aufgefordert, sich in eine Baugesellschaft zum Zweck der Herstellung der Eisenbahnen zu vereinigen. Die Gesellschaft mußte eine große Anleihe aufnehmen, welche die Kosten des Unternehmens sehr belastete. Preußen-Deutschland fing an, sich für die Eisenbahnfrage zu interessieren, und so wuchs sie sich bald zu einer politischen Angelegenheit aus, die mit vielen Gefahren für das Land verbunden war. Eine dieser Gefahren, und nicht die geringste, war, daß Fürst Bismarck mit der türkischen Intervention drohte, wenn die Erledigung dieser Frage durch die rumänische Regierung nicht erfolgen sollte. Kretzulesku hatte während der ganzen Krise sein möglichstes getan, um der Sache eine gute Wendung zu geben. Er bestand ganz besonders darauf, daß die von der Gesellschaft geforderte Anleihe von 80 000 000 Franken bewilligt und zugleich hypothekarisch auf die schon gebauten Linien eingeschrieben werde. Bevor aber diese Frage gelöst wurde, trat Kretzulesku, infolge einer in der Kammer gegen ihn in der Frage des Tabakmonopols erhobenen Anklage, vom Ministerium zurück. Der Fürst, der die ausgezeichneten Dienste seines treuen Ministers nicht entbehren konnte, beauftragte ihn mit einer andern, ebenso schwierigen Aufgabe, nämlich mit der Umwandlung der bis jetzt rein offiziösen Vertretung Rumäniens am Berliner Hofe in eine diplomatisch anerkannte Agentur. Zu diesem Zweck wurde Kretzulesku Ende Dezember 1873 nach Berlin entsendet.

Die Schwierigkeit lag darin, daß Rumänien zu dieser Zeit noch ein Vasallenstaat des türkischen Reiches war und folglich auf keine politisch-diplomatische Vertretung Anspruch erheben konnte. Die politischen und internationalen Interessen des Vasallenstaates wurden als türkische Interessen angesehen. Historisch verhielt sich die Sache ganz anders; allein wer kümmert sich in Machtfragen um die historische Wahrheit? Die gefährlichere Seite dieser Frage war aber, daß Rumänien nicht einmal Handelskonventionen zu schließen befugt war, was für

[1]) „Aus dem Leben König Karls von Rumänien" von einem Augenzeugen, II, S. 199, vgl. S. 195: In einem Briefe Kretzuleskus an Fürst Carol, worin er ihn um seine Entlassung bittet, sagt er: „L'idée de l'abdication de votre Altesse avait rempli d'effroi le cœur de tous les hommes de bien; j'y vis l'abîme dans lequel mon pays allait être précipité."

Digitized by Google

seine ökonomischen Interessen, die doch von denjenigen des Osmanischen Reiches gänzlich abwichen, höchst nachteilig war. Was bedeutete unter diesen Umständen die Autonomie Rumäniens, die doch im Pariser Traktat anerkannt worden war; denn die Handelskonventionen bezogen sich doch auf rein innere Interessen. Rumänien zielte allerdings höher als es seine Ansprüche bekundete. Es handelte sich im ganzen darum für das Land, eine politische Stellung zu gewinnen, trotz des Abhängigkeitsverhältnisses, in dem es zur Türkei stand, und dies machte die Aufgabe, die Kretzulesku zu lösen hatte, so heikel.

Der Fürst hatte Kretzulesku einen Brief an Fürst Bismarck mitgegeben, in dem es u. a. hieß: „Was mich bei der Besetzung des Postens in Berlin auf die Person meines bisherigen Ministers der öffentlichen Arbeiten gelenkt hat, ist vor allem der Eifer und das Verständnis, mit dem dieser die Eisenbahnangelegenheit geregelt hat. Ich darf wohl annehmen, daß er sich dadurch auch in Deutschland Zutrauen erworben hat. Herr Kretzulesku gehört einer der ältesten Familien des Landes an, hat schon oft hohe Stellungen ehrenvoll bekleidet und kennt die orientalischen Verhältnisse seit langem sehr genau. Wenn Euer Durchlaucht inmitten des Arbeitsstromes, durch den Sie steuern, ihm gütigst einen freien Moment schenken wollten, so wird er imstande sein, klaren Aufschluß zu geben über die Schwierigkeiten, die uns hier umringen. Auch wird er bestätigen können, daß sich in der letzten Zeit eine ganz wunderbare Rückkehr zu gesunden Anschauungen vollzieht." [1])

Kretzulesku, der Ende Dezember 1873 in Berlin angekommen war, berichtet dem auswärtigen Minister Rumäniens, Basil Boeresku, am 4. Januar 1874, daß er bald nach seinem Eintreffen in der preußischen Hauptstadt Herrn v. Radowitz und den Minister des Aeußern v. Bülow gesehen habe; letzterer die zweitwichtigste Persönlichkeit nach dem Reichskanzler Fürst Bismarck. „Ich benutzte," sagt Kretzulesku, „die Frage des Ministers nach der Gesundheit des Fürsten Carol, um sofort das Gespräch auf das politische Gebiet zu lenken; indem ich ihm antwortete, daß der Fürst sich wohl befinde, allein viele Unannehmlichkeiten von seiten der Türken auszustehen hätte, da diese unsre heiligsten Rechte in einem fort verletzten. Unter anderm berührte ich die Frage der Handelskonventionen, an deren Abschluß mit den verschiedensten Staaten die Pforte Rumänien verhindert; diejenige der Schiffahrt auf der Donau; die Behauptung der Pforte, daß unser Land keine eignen Interessen zu vertreten hätte und folglich keiner diplomatischen Agenten bedürfte. Dies alles erniedrigt unser Land, welches sich in einer ganz andern Lage befindet als die Türkei, da ihm die ganze Zukunft offen steht, während die uns als Suzeränin übergeordnete Türkei nur ein morscher Bau ist. Bülow gab zu, daß die Türkei sich im Zersetzungsprozeß befinde und daß ihre Ansprüche, was die Donauschiffahrt betrifft, ungerechtfertigt seien. Ueber die diplomatische Vertretung sprach sich der Minister nicht deutlich aus. Er versprach mir nur, sein möglichstes zu tun, um meine Situation zu erleichtern. Von

[1]) „Aus dem Leben König Karls von Rumänien", II, S. 349.

Digitized by Google

den Handelskonventionen sagte er kein Wort. Um uns gewissermaßen zu trösten, gab der Minister zu, daß unser Land viel unter der gegenwärtigen Regierung gewonnen habe u. a. mehr. Ich erhielt das Versprechen, vom Fürsten Bismarck empfangen zu werden." [1])

In einem andern Brief unterrichtet Kretzulesku Boeresku über die Betrachtungen, zu denen ihn das Gespräch mit Bülow angeregt hatte, und macht Boeresku auf die Schwierigkeiten aufmerksam, die ihm seine Sendung in Berlin bereiten würde, insofern, als er bemerkt hatte, daß jedesmal, so oft er die politische Frage berühren wollte, der preußische Minister ihr auszuweichen suchte.

Noch größer wurden die Besorgnisse Kretzuleskus nach seiner Unterredung mit dem Reichskanzler. Seinen Brief vom 7. Januar, in dem er über seine interessante Audienz Bericht erstattet, wollen wir ganz wiedergeben, denn er kann zur Kenntnis des großen Mannes einiges beitragen. „Gestern," erzählt Kretzulesku, „um 5 Uhr bekam ich eine Einladung vom Fürsten Bismarck, der die verlangte Audienz für denselben Tag um 9 Uhr ansetzte. Der Fürst empfing mich mit der größten Freundlichkeit; allein den Brief, den ich ihm von seiten Fürsten Carols übergab, legte er auf den Tisch, ohne ihn zu eröffnen. Er begann das Gespräch mit der Bemerkung, daß man sich in Rumänien im allgemeinen zuviel mit der auswärtigen Politik befasse; daß er für die Armee, wenn er Minister des Fürsten Carol wäre, nur soviel ausgeben würde, als nötig für den Unterhalt der zur inneren Ordnung notwendigen Truppen; daß alle Einkünfte des Staates zum Unterricht und zur Erziehung des Volkes sowie zur Entwicklung der Reichtümer des Landes verwertet werden sollten; daß nur durch diese zwei kräftigen Mittel wir uns erheben und unser Ziel erreichen könnten. Indem er die politische Frage berührte, sagte Fürst Bismarck, daß er die ununterbrochene feindliche Gesinnung, die wir den Türken gegenüber an den Tag legen, nicht für eine gesunde Politik ansehe; so daß wir ihre Empfindlichkeit schonen müßten, um durch freundliche Haltung von ihnen alles zu erwirken, was unsern Wünschen entspräche; daß ihre Suzeränität uns noch nützlich wäre, etwa — setzte er lächelnd hinzu — wie die Auster zum Schutz einer Schale bedürfte; daß unsre geographische Lage zwischen zwei Großmächten, Oesterreich-Ungarn und Rußland, uns Gefahren aussetze, denen wir Rechnung tragen sollten, wenn wir vorzeitig die Oberlehnsherrlichkeit der Türkei loswerden wollten; daß wir Geduld haben und die Begebenheiten nicht beschleunigen müßten, die sich sonst leicht gegen uns wenden könnten. Ich antwortete auf alle diese Aeußerungen, indem ich dem Fürsten darlegte, wie schwer es dem Fürsten Carol fallen müßte, das Land zu regieren, da die türkischen Bestrebungen unsre Rechte fortwährend verkennten, die doch vertragsmäßig geschützt wären. Dann brachte ich das Gespräch auf die Vertretung Rumäniens an den verschiedenen Höfen und besonders beim

---

[1]) Die Korrespondenz Kretzuleskus wird in der Originalsprache, der französischen, in den Beilagen zu meiner vollständigen Biographie Kretzuleskus, die demnächst in rumänischer Sprache erscheinen wird, enthalten sein.

Digitized by Google

Deutschen Reiche; denn — setzt Kretzulesku hinzu — ich wollte die Frage ins klare bringen, indem ich mich nicht entschließen konnte, mich mit einer sozusagen heimlichen Stellung zu begnügen, denn wie anders könnte man jetzt die Stellung eines rumänischen Agenten bezeichnen? Fürst Bismarck antwortete mir, daß er in dieser Beziehung ganz offenherzig und ohne jedwede Zurückhaltung sich erklären wollte. Er sagte nun, daß die Stellung eines diplomatisch anerkannten Agenten gewisse Folgen nach sich zöge in bezug auf Festlichkeiten, offizielle Empfänge, Mitteilungen, die er nicht zulassen könnte, da er das Recht dazu nicht hätte. Denn wenn man auch die Türkei dabei außer acht ließe, so könnten Einsprüche von seiten Englands, ja auch andrer Mächte erfolgen, auf die schwer zu antworten wäre; „ja sogar Deutschland gegenüber", sagte der Fürst, „sehe ich nicht, wie ich solchen Schritt rechtfertigen könnte, da es mehr als bekannt ist, daß Deutschland sich nicht der rumänischen Sympathien erfreut" (Anspielung auf den Bukarester Krawall). „Ich suchte sofort," schreibt Kretzulesku, „diese Beschuldigung zu parieren, indem ich entgegnete, daß dieser Mißgriff nicht dem Lande zuzuschreiben sei, sondern nur der demagogischen Partei, die seit einiger Zeit viel von ihrem Ansehen eingebüßt habe. Ohne meine Antwort weiter zu beachten, fuhr Fürst Bismarck fort mit der Bemerkung, daß, wenn Frankreich zurzeit den Rumänen viel Gutes erwiesen habe, dies nur geschehen sei infolge der Sympathien, die die Rumänen diesem Lande entgegengebracht hätten. Er setzte hinzu, daß, da ihm meine Stellung im Lande bekannt sei, ihn meine Sendung nach Berlin nicht wenig verwundere, da es bei der Stellung, die der Agent Rumäniens in Berlin einnehmen müsse, bisher angezeigt gewesen sei, eine Persönlichkeit zu schicken, die mit der Position, die man ihr geben müsse und die nun einmal zurzeit nicht zu ändern sei, einverstanden wäre. Fürst Bismarck wollte mir den Kreditbrief des Fürsten Carol zurückgeben. Er besann sich jedoch eines andern, erklärte aber, daß er das Schreiben behalte als ein bloßes Papier, ohne alle Bedeutung."

Dies der Bericht über die Unterredung mit Fürst Bismarck. Kretzulesku erkennt weiter die Richtigkeit der Bemerkungen Bismarcks über die innere Politik an, setzt aber hinzu, daß er unter solchen Bedingungen, wie sie ihm der Fürst auseinandergesetzt hatte, unmöglich länger als Agent am Berliner Hofe fungieren könne, da seine Stellung demütigend wäre.

Nach der Audienz bei Bismarck sprach Kretzulesku nochmals bei Bülow vor, der ihm sagte, daß er ihn eben habe besuchen wollen und daß sein Zuvorkommen ihn sehr erfreue. „Er sagte mir," fährt Kretzulesku fort, „der Generalkonsul zu Bukarest, Pfuel, habe ihn davon unterrichtet, daß die Sachen in Rumänien jetzt gut gingen." Kretzulesku benutzte sofort die Gelegenheit zu der Erwiderung, daß sie noch viel besser gehen würden, wenn eine Großmacht wie Deutschland Rumänien Beistand gegen die unsinnigen Anmaßungen der Türkei geben wollte. Der Staatssekretär entgegnete, daß das Deutsche Reich allezeit bereit sei, Rumänien in allen Dingen, die nicht gegen die Verträge verstießen, zu unterstützen. Kretzulesku erwiderte, daß sein Land nie versucht

Digitized by Google

hätte, den Verträgen zuwiderzuhandeln und daß wir stets nur von den Türken die Respektierung der Verträge verlangten.

Im weiteren Verlauf der Dinge besuchte Herr v. Radowitz den rumänischen Agenten und bat ihn, den Minister v. Bülow aufzusuchen, der ihm etwas mitzuteilen habe. Bülow sagte Kretzulesku, daß Fürst Bismarck für ihn eine Audienz beim Kaiser verlangt habe, welche ihm bewilligt worden sei und deren Tag ihm bekannt gemacht sein würde. Kretzulesku kam noch einmal auf die Handelskonventionsfrage zurück. Diesmal antwortete ihm der Minister, daß er die Ansprüche der Pforte in dieser Beziehung als unbegründet ansehe und daß, wenn die Gelegenheit sich darbieten sollte, Deutschland sich nicht sträuben werde, mit Rumänien eine solche Konvention zu schließen. Kretzulesku wollte aber diese wohlwollendere Gesinnung des Ministers benutzen und bat um eine Notiz im offiziellen Regierungsorgan über die Aufnahme des rumänischen Agenten in Berlin. Diese Bitte brachte Bülow in Verlegenheit und er suchte der Antwort auszuweichen, indem er Kretzulesku erwiderte, daß solche Mitteilungen in Preußen nicht üblich seien; übrigens werde er sich die Sache noch überlegen.

Von Bülow ging der rumänische Agent zu Radowitz, mit dem er dasselbe Gespräch führte. Radowitz gab ihm den Rat, ein Rundschreiben an die Mitglieder des Diplomatischen Korps zu richten, in dem er ihnen seine Ernennung zum diplomatischen Agenten Rumäniens mitteile und von ihnen Audienz verlange, um ihre Bekanntschaft zu machen und mit ihnen in Verbindung zu treten.

Boeresku schreibt am 16. Januar 1874 an Kretzulesku, um ihn zum Weiterführen des Kampfes aufzumuntern; er solle über die zweideutige Stellung, die er in Berlin einnehmen mußte, hinwegsehen, denn der Triumph Kretzuleskus werde um so größer sein, je gewaltiger die zu überwindenden Hindernisse wären; Fürst Carol habe ihm (Boeresku) gesagt, daß Herr Kretzulesku selbst seine Position erringen müsse; dies wäre sein schönster Erfolg. Nur ein Mann von seiner Bedeutung und Ausdauer könne das durchsetzen. Nach ihm würden wir den ersten besten dahin schicken können, der dann eine schön geregelte Situation finden werde. Boeresku fügte zu diesen Worten des Fürsten hinzu, daß sie den Tatsachen entsprächen, und daß man gerade ihn mit der Aufgabe betraut habe, weil sie so schwierig sei. „Nicht als Agent können Sie große Dienste leisten, sondern vielmehr als Persönlichkeit, die Ihr Gewicht und Ihre Bedeutung besitzt. Wir suchen ganz besonders uns Deutschland zu nähern, damit wir auf seinen Beistand rechnen können, und nur ein Mann Ihres Schlages kann ein so großes Ziel erreichen. Die so reservierten Worte des Fürsten Bismarck dürfen Sie nicht entmutigen; denn die Verwandtschaft des deutschen Hofes mit unserm Fürsten erklärt bis zu einem gewissen Punkt diese Zurückhaltung. Man sucht durch Vorsicht alles zu entfernen, was wie eine Ermunterung zu einem Friedensbruche im Orient wirken könnte. Es war nicht richtig von Ihnen, von Ihren Visitenkarten den Titel eines diplomatischen Agenten zu entfernen, Sie müssen ihn beibehalten; diese Herrschaften können nach Belieben Gesichter schneiden. Sie werden allmählich diese Ihre Eigenschaft Ihrer Umgebung aufdringen. Schon

Digitized by Google

jetzt haben wir mehr Terrain gewonnen als wir glaubten. Sie werden sofort vom Fürsten Bismarck empfangen, während Ihr Vorgänger (Th. Rosetti) sich dieser Gunst nicht erfreut hat. Sie werden eine Audienz beim Kaiser erhalten, und Herr v. Radowitz hat Ihnen angegeben, was Sie tun sollen, um in Verbindung mit dem Diplomatischen Korps zu treten. Dadurch hat er Sie im voraus als dessen Mitglied anerkannt. Es versteht sich, daß Sie den Herren in Berlin recht unbequem sind; ich wußte es, bevor Sie sich dahin begeben hatten. Sie sind in Berlin genau so unbequem, wie Costaforu es in Wien ist. Die Diplomaten dieser zwei Hauptstädte hätten es vorgezogen, daß wir durch Personen vertreten wären, deren geringere Bedeutung weniger Schonung erforderte. In Wien hat man schon unserm Agenten diese Eigenschaft zuerkannt, nur mit einem kleinen Vorbehalt. Man gibt nun den Papieren, die man ihm zuschickt, keine Nummer; ein gar zu klägliches Mittel! Wenn Sie nur Geduld und viel Takt haben, werden Sie es noch weiter bringen als Costaforu. Boerescu informiert Kretzulesku auch über die Eisenbahnfrage, die noch nicht erledigt war.

Die größte Schwierigkeit sah Kretzulesku darin, wie sich seine Beziehungen zum türkischen Minister gestalten würden. Die Vertreter Belgiens und Portugals hatten ihm mitgeteilt, daß der Gesandte der Pforte ihn als ein Mitglied der türkischen Legation betrachte. Kretzulesku versicherte den beiden Diplomaten, er werde trotzdem den türkischen Gesandten aufsuchen, um ihm genau und klar den rumänischen Gesichtspunkt darzulegen. Alle Botschafter, die Kretzulesku besuchten, erkundigten sich über den Eindruck, den Fürst Bismarck auf ihn gemacht habe. „Ich sah," bemerkt Kretzulesku, „daß der große Staatsmann ihnen allen gewaltig imponierte, um so mehr, als er sich fast vor niemand sehen ließ."

Entgegen seinen Befürchtungen empfing der türkische Resident, Aristarchi-Bei, Kretzulesku mit dem größten Wohlwollen. Dies hatte sich schon dadurch angekündigt, daß auf dem Einladungsbrief dem Namen Kretzuleskus der Titel eines rumänischen diplomatischen Vertreters beigefügt war. Aristarchi-Bei erklärte Kretzulesku, daß er die im vorigen Jahre eingetretene Spannung zwischen der Türkei und Rumänien sehr bedauert habe, daß sie aber nur aus einem Mißverständnis hervorgegangen sei; daß die türkische Oberlehnsherrlichkeit mehr eine Sache der Form und daß Rumänien im Grunde beinahe völlig unabhängig sei; daß man mit etwas Geduld von der Pforte alles erlangen könnte; daß sie nie daran gedacht hätte, Rumänien am Abschluß von Handelskonventionen zu hindern, sondern nur politische Konventionen nicht zulassen könne. Kretzulesku entnahm aus dem ganzen Betragen des türkischen Ministers ihm gegenüber den Wunsch, mit ihm in ein freundlicheres Verhältnis zu treten. Obgleich er sich über diese Haltung nicht genaue Rechenschaft geben konnte, so entschloß er sich doch, sie zugunsten seiner Heimat auszunutzen.

Wie man aus allen diesen Aeußerungen ersehen kann, war Kretzulesku infolge seiner hohen Stellung und seines persönlichen Ansehens überall ehrenhaft aufgenommen worden; allein was seinen diplomatischen Charakter betrifft, so konnten die Botschafter und vor allem die Berliner Regierung ihn nicht aner-

Digitized by Google

kennen, da Rumänien kein selbständiger politischer Organismus war. Charakteristisch für seine Sachlage ist folgender Vorfall. Kretzulesku wurde zu einer Galavorstellung eingeladen; aus Versehen hatte ihm die Kanzlei den Einladungsbrief mit der Aufschrift „diplomatischer Vertreter Rumäniens" zugeschickt. Als der Fehler bemerkt wurde, kam zu Kretzulesku ein Beamter des Auswärtigen Ministeriums, verlangte den Einladungsbrief zurück und ersetzte ihn durch einen andern, auf welchem sich der Titel nicht mehr vorfand. Kretzulesku fühlte sich zuerst durch das Verfahren gekränkt und wollte der Einladung nicht Folge leisten; allein mehrere Politiker rieten ihm, dies nicht zu tun, sondern der Vorstellung beizuwohnen. Im Theater wies man ihm seinen Platz unter den hohen Staatswürdenträgern, aber nicht beim Diplomatischen Korps an.

Zur Entschädigung für die diplomatische Zurücksetzung wurde Kretzulesku von seiten des Hofes mit Ehrenbezeugungen überhäuft. Die Kaiserin ganz besonders hatte für Kretzulesku unaufhörliche Aufmerksamkeiten, die er aufs höchste pries. So z. B. als er einmal für einige Zeit aus Berlin sich entfernen wollte, bat ihn die Kaiserin Augusta, seine Abreise zu verschieben, bis er die unter höchste Protektion gestellte Mädchenschule in Charlottenburg unter Führung der Hofdame Hacke besucht habe, bei welcher Gelegenheit ihm die Kaiserin empfahl, seine Tochter Anna daselbst unterzubringen.[1]) Ein andermal bei einer Vorstellung im Opernhause, als die hohen Herrschaften sich im Foyer im Zwischenakt befanden, kam Kaiserin Augusta auf Kretzulesku zu, nahm ihn bei der Hand und führte ihn durch mehrere Reihen von Personen, um ihn der Gräfin von Flandern vorzustellen. Kretzulesku war gewissermaßen ein Stammgast bei allen Gastmählern und Abendgesellschaften, die am Hof stattfanden. In den „Erinnerungen König Karls von Rumänien" lesen wir unterm Datum 25. März 1874: „Kretzulesku wird vom Berliner Hof und namentlich von der Kaiserin verwöhnt; man ist sehr liebenswürdig und aufmerksam gegen ihn. Die Diplomaten dagegen sind sehr zurückhaltend; Radowitz vermeidet meinen Agenten oder begegnet ihm mit Kälte, was ich wenig freundlich von ihm finde." Der Fürst bemerkt ein andermal, daß Kretzulesku in Berlin nur als „Étranger de distinction" behandelt werde.[2])

Bei einer Abendgesellschaft hatte Kretzulesku eine längere Unterredung mit dem Fürsten Gortschakow gehabt, der ihm mitteilte, daß der türkische Botschafter in Petersburg das Mißfallen des Zaren erregt habe durch seine Kritisierung der guten Aufnahme, die Philippesku, der rumänische Agent am russischen Hofe, gefunden hatte. Außerdem sprach Fürst Gortschakow die Ansicht aus, daß in den Verträgen die Sicherheit Rumäniens liege und daß an sie das Land sich strikt zu halten habe.[3])

---

[1]) Gegenwärtige Frau Alexander Lahovary, Gemahlin des rumänischen Vertreters in Paris.

[2]) „Aus dem Leben", II, S. 361 und 415.

[3]) Ibidem, II, S. 374.

Digitized by Google

Mit dem englischen Botschafter ging es Kretzulesku schlechter als selbst mit dem türkischen, denn er erklärte ihm, daß die englische Regierung auch vor der geringsten Aenderung in der Stellung Rumäniens gegenüber der Türkei zurückschrecke. Dennoch konnte keine so scharfe Demarkationslinie gezogen werden zwischen dem „Étranger de distinction", als welcher Kretzulesku von der politischen Welt Berlins betrachtet wurde, und dem Vertreter Rumäniens, der er wirklich war, und der außerdem noch mit der für Deutschland so wichtigen Angelegenheit des Rückkaufs der Eisenbahnlinien Rumäniens beauftragt war. „Fehler", wie sie die Kanzlei zu jener Galavorstellung begangen hatte, wurden auch von andern sehr hochgestellten Persönlichkeiten gemacht. So z. B. als der Kronprinz dem Herzog von Edinburg die Mitglieder des Diplomatischen Korps Berlins vorstellte, wurde der rumänische Agent in denselben mit inbegriffen. Außerdem stellte ihn auch der belgische Resident in derselben Eigenschaft dem Herzog von Flandern vor.

So bahnte sich allmählich die Anerkennung Rumäniens als eines selbständigen Organismus an. So konnten die Handelskonventionen 1875 mit Oesterreich, 1876 mit Rußland und Deutschland geschlossen werden. Als der Berliner Traktat 1878 die Unabhängigkeit Rumäniens aussprach, war dieser Staat faktisch als solcher schon von früher her anerkannt, so daß nur ein schon tatsächlich feststehendes Faktum proklamiert wurde. An diesem für Rumänien so großen und wichtigen Erfolg hat auch Kretzulesku seinen Anteil, und wahrlich nicht den wenigst bedeutenden.

Kretzulesku wurde 1875 mit der bedeutsamen Frage des Rückkaufs der rumänischen Eisenbahnen von der Berliner Aktiengesellschaft beauftragt, eine Angelegenheit, die ihm viel Kopfzerbrechen verursachte und die er zwar nicht zu Ende führen konnte, aber doch ins rechte Geleise brachte, so daß der Rückkauf später tatsächlich erfolgte. Kretzulesku gab seine Entlassung von dem Berliner Posten wegen eines scharfen Angriffes, der in der rumänischen Kammer gegen ihn unternommen wurde. Er trat aber wieder in das politische Leben bei Gelegenheit des Russisch-Türkischen Krieges vom Jahre 1877.

V

Dieser Krieg endete für Rumänien mit dem Verlust eines bedeutenden Landstriches; die drei Bezirke Südbessarabiens, die der Moldau durch den Pariser Vertrag zurückgegeben worden waren, und die von Rußland jetzt wieder genommen wurden. Die Geschichte dieser Abtretung ist ein neuer Beweis, daß zwischen den Völkern Macht vor Recht geht, denn die Einverleibung der drei Bezirke Bessarabiens durch Rußland ist eine der größten Ungerechtigkeiten, die von einem großen Reiche einem kleinen Lande zugefügt werden können.

Rumänien hatte Rußland einen bedeutenden Dienst erwiesen durch seinen bewaffneten Beistand in einem sehr kritischen Moment der Feindseligkeiten, als der Großfürst Nikolaus dem Fürsten Carol telegraphierte: „Les Turcs, ayant amassé les plus grandes masses à Plewna, nous abîment. Prie de faire fusion, démonstration et, si possible, passage du Danube que tu désires

Digitized by Google

faire."[1]) Fürst Carol leistete diesem Rufe Folge und eilte den Russen zur Hilfe; er wurde zum obersten Anführer der russisch-rumänischen Truppen vor Plewna ernannt und wirkte in dieser Eigenschaft in der erfolgreichsten Weise bei der Einnahme der Festung Plewna, die als das größte Hindernis auf dem Wege der Russen stand.

Es ist nicht zu leugnen, daß Rumänien und besonders sein Regent, Fürst Carol von Hohenzollern, viel zum raschen Siege der Russen über die Türken beitrug und den Russen viel Blut ersparte, das noch hätte fließen müssen, um den hartnäckigen Widerstand der Türken zu brechen.

Als es aber zum Friedensschlusse kam, da zeigte sich, daß Rußland Rumänien ein Stück Land entreißen wollte, indem es ihm als Entschädigung eine von der Türkei an Rußland abgetretene Provinz, die Dobrudscha, anbot. Für Rumänien bedeutete dieses Verfahren Rußlands eine bittere Ungerechtigkeit, indem sich der starke Verbündete auf Kosten des schwächeren bereicherte. Die allgemeine Entrüstung, die im Lande aufbrauste, versteht sich zur Genüge. Die gegen Rußland gerichtete Bewegung wuchs um so mehr, als das Spiel der Parteien das Feuer noch ärger schürte. Die Konservativen, die in der Opposition waren, beschuldigten die Liberalen, die sich am Ruder befanden, sie hätten Bessarabien an Rußland verräterisch abgetreten. Die Liberalen, die eine solche Beschuldigung nicht auf sich sitzen lassen wollten, machten gleichfalls Front gegen Rußland und protestierten mit der größten Energie in der Kammer und im Senat gegen diese Beraubung des Landes von seiten einer verbündeten Macht, der Rumänien so wertvollen Beistand geleistet hatte. Fürst Carol selbst suchte auf alle erdenkliche Weise das Unglück vom Land abzuwenden, so daß ganz Rumänien wie ein einziger Mann dastand, um der Abtretung zu widerstehen. Fürst Carol sagt in seinen Erinnerungen: „Die feindliche Stimmung gegen Rußland nimmt derart zu, daß eine akute Gefahr daraus entstehen kann; selbst erfahrene Staatsmänner raten der Regierung zum energischen Widerstande."[2]) Trotz allen diesen Bemühungen war Bessarabien so gut wie verloren. Die Russen hatten noch vor dem Ausbruch der Feindseligkeiten ihre Absicht kundgegeben, so daß, als die Rumänen mit ihrem gewaltigen Nachbarn die Konvention über den Durchgang der russischen Truppen durch Rumänien schlossen, sie die Bedingung einfügten, die Russen sollten die Integrität des rumänischen Gebietes gewährleisten.

Den Russen fiel es nicht leicht, diese Bedingung zu übertreten, um so mehr, als sie ja selbst die Rumänen gegen die Türken zur Hilfe gerufen hatten. Sie hatten das größte Interesse, Rumänien zu einer freiwilligen Abtretung Bessarabiens zu bewegen, um nicht genötigt zu sein, zu Gewaltmaßregeln zu greifen, denn die Besitznahme Bessarabiens wurde nun einmal von den Russen als eine Ehrensache angesehen. Es handelte sich nämlich darum, den sichtbaren Rest des für

[1]) „Aus dem Leben", III, S. 212.
[2]) Ibidem III, S. 465.

Digitized by Google

Rußland so unrühmlichen Pariser Vertrags des Jahres 1856 zu vertilgen. Deswegen boten die Russen Rumänien nicht nur die Dobrudscha, sondern eine Gebietserweiterung bis Warna, und außerdem einige hundert Millionen Geldentschädigung. Das überreizte patriotische Gefühl, noch durch das oben angedeutete Parteispiel aufgehetzt, verwarf aber jede gutwillige Abtretung, um so mehr, als die Rumänen von der leeren Hoffnung sich täuschen ließen, daß der große Kongreß, der in Berlin zusammentreten sollte, ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen werde. Dennoch war es schon ziemlich bekannt, wie Fürst Karl Anton von Hohenzollern in einem Brief an seinen Sohn, Fürsten Carol von Rumänien, schrieb, daß, „wie die politischen Verhältnisse jetzt liegen, für Rumänien nirgends Aussicht auf Unterstützung vorhanden sei.“ [1])

Ratsam und vernünftig wäre es gewesen, Bessarabien freiwillig an Rußland abzutreten, da die Sache doch von den Mächten gutgeheißen werden sollte und Rumänien durch seinen Widerstand zu einem Uebel nur noch ein andres, die Feindschaft Rußlands, hinzufügen konnte. Die russische Regierung hatte ausdrücklich dem rumänischen Bevollmächtigten in Petersburg erklärt: „Jeder Widerstand gegen die Abtretung Bessarabiens sei ein gefährliches Spiel, weil es den Rumänen die Sympathien des Kaisers entfremde.“ [2])

Es fand sich in Rumänien ein Mann — ein einziger —, der es wagte, diese vernünftige Ansicht auszusprechen und zu verteidigen. Dies war Nikolaus Kretzulesku. Es gehörte dazu viel Mut und Selbstverleugnung; denn derjenige, der sich so äußerte, war sicher, als russenfreundlicher Verräter angesehen zu werden, und für Kretzulesku war dies um so schwerer, als er, im sechsundsechzigsten Jahre seines Lebens stehend, seine ganze politische Vergangenheit aufs Spiel setzte und jetzt, vielleicht am Rande des Grabes, seinen ganzen Ruf und seine patriotische Laufbahn verscherzte.

Nikolaus Kretzulesku veröffentlichte im März 1878 eine Broschüre: „Reflexions sur la rétrocession des trois districts de la Bessarabie“, worin er sich für die freiwillige Abtretung Bessarabiens an Rußland unumwunden aussprach. Die Gründe, die er anführte, waren folgende: daß die im Lande geschürte Aufregung gegen Rußland keine andern Folgen haben werde, als diese Macht, der wir doch auch etwas Dankbarkeit schuldeten, gegen uns aufzureizen. Dann, daß Rumänien von einem nationalen Interesse nur in dem Falle hätte sprechen können, wenn es sich um ganz Bessarabien gehandelt hätte, keineswegs aber wegen eines Gebietswinkels, der als ökonomischer Wert weit unter der im Tausch angebotenen Dobrudscha stände. Außerdem wäre es zu erwägen, daß, wenn wir die Russen für uns gehabt hätten, wir in der jüdischen Frage viel leichter davongekommen wären, und daß wir daran denken müssen, daß es nicht ratsam sei, Rußland zu kränken, das doch auch seine eignen Interessen zu verteidigen hätte. Endlich führt Kretzulesku an, daß die bessarabische

[1]) „Aus dem Leben“, III, S. 485.
[2]) Ibidem III, S. 454.

Digitized by Google

Frage, trotz unsern Protesten, von Europa zugunsten Rußlands entschieden werde und unser ganzes Betragen nur dahin führen würde, uns die Entschädigung zu vermindern und Rußland gegen uns zu erbittern.

Die Broschüre Kretzuleskus wurde in Rumänien mit großer Entrüstung aufgenommen. Alle Welt sah in ihrem Verfasser einen Russenfreund und Landesverräter, während sie im Auslande einen guten Eindruck machte und besonders in Berlin, wo die zusammengetroffenen Diplomaten sich quälten, den Frieden herzustellen, was allerdings eine schwere Arbeit war, angesichts der Ansprüche, die die verschiedenen Mächte um die Wette erhoben. Es versteht sich, daß die bessarabische Frage in den Hintergrund treten mußte; allein die diplomatische Welt sah doch mit Vergnügen, daß auch in Rumänien eine gesunde Auffassung der Dinge sich Bahn gebrochen hatte. Fürst Anton von Hohenzollern schreibt dem rumänischen Herrscher am 22. April 1878: „Kretzuleskus Broschüre macht hier einen guten Eindruck, weil sie nur reelle Verhältnisse ins Auge faßt; Steigerung des nationalen Fanatismus würde nur zu einem Ridikül ausarten. Protestieren und zulassen, das dürfte die einzige vernünftige Parole sein." [1])

Kretzulesku hatte allerdings die Notwendigkeit der politischen Verhältnisse sehr richtig erfaßt. Was er vorhergesehen hatte, traf völlig zu. Der Berliner Kongreß bestätigte die Einverleibung Südbessarabiens durch Rußland, trotz dem Protest, den die rumänischen Minister Bratianu und Kogalniceanu, welche die Depesche des Großfürsten Nikolaus, welche die Rumänen zur Hilfe herbeirief, wie auch die Konvention über den Durchzug der russischen Truppen durch Rumänien, in der die Integrität des Landes durch die russische Regierung verbürgt worden war, dem Kongresse unterbreiteten.

Der Berliner Kongreß zeigte, daß Kretzulesku die einzige vernünftige Ansicht vertreten hatte. Rußland blieb lange Zeit in einem sehr zurückhaltenden Verhältnis zu Rumänien. Nachdem die Unabhängigkeit Rumäniens von den Mächten anerkannt war, übernahm Kretzulesku als Persona grata die Vertretung des Landes in Petersburg, und mit der Zeit gelang es ihm, freundlichere Verhältnisse zwischen den beiden ehemaligen Verbündeten herzustellen.

Kretzulesku vertrat Rumänien auch noch in Rom, und endlich in seinem achtzigsten Lebensjahre in Paris, wo er seine politische Laufbahn beschloß. In die Heimat zurückgekommen, lebte er noch einige Jahre auf seinem Gut Leurdeni, bis ihn 1900 der Tod erreichte.

*

Aus den von uns geschilderten Tatsachen hebt sich die Persönlichkeit Kretzuleskus klar und deutlich hervor. Er war einer der Hauptmitwirkenden bei dem Aufschwung seines Vaterlandes, in dem er zuerst die Wissenschaft vertrat und sie zu einer den Fortschritt bewirkenden Kraft zu erheben suchte. Gegen

[1]) „Aus dem Leben", IV, S. 32.

Digitized by Google

seinen Willen in die politische Laufbahn übergetreten, trachtete er immer die Ehrenhaftigkeit und die Wahrheit zu verteidigen. Von einer glühenden Liebe für Volk und Land beseelt, bemühte er sich, alle seine Fähigkeiten zu ihrem Wohl zu gebrauchen. Er hatte das Glück, in mehreren Fällen Rumänien bedeutende Dienste zu leisten, so in der Säkularisierung und in der Eisenbahnfrage und außerdem in der Anbahnung der diplomatischen Vertretung Rumäniens, zu einer Zeit, wo das Land der Unabhängigkeit zusteuerte, ohne noch den richtigen Weg dazu gefunden zu haben. In der großen Krisis von 1878 opferte er gern seine ganze Vergangenheit, um dem Lande künftige Gefahren fernzuhalten.

Ein so langes und ein so gut ausgefülltes Leben findet man selten vereinigt.

1813

Napoleons Bedrängnis und Unschlüssigkeit

Von

Freiherr von der Goltz, Generalfeldmarschall

Im Volksbewußtsein spielt Großbeeren eine weit bedeutendere Rolle als Dennewitz. Das erklärt sich leicht. Groß-Beeren war die erste Schlacht nach dem langen Waffenstillstande. Der Frühjahrsfeldzug war nur ein Vorspiel gewesen; jetzt sollte die Entscheidung kommen. Die Verbündeten hatten alle verfügbaren Kräfte aufgestellt, Napoleon die neue „große Armee" herangebracht, die den Untergang der alten rächen sollte. Mit begreiflicher Spannung sah man dem nächsten größeren Zusammentreffen entgegen. Nun kam Berlin sogleich durch Oudinots Vorstoß in Gefahr. Napoleons Haß gegen Preußen war bekannt; man wußte wohl, daß er alles daransetzen werde, zunächst diesen Gegner zu vernichten. Solche Umstände erhöhten das Dramatische der Kriegslage. Es folgte der 23. August und die glückliche Abwehr, die viel leichter ausfiel, als irgend jemand es erwartet hatte. In der Landeshauptstadt atmete man auf: Berlin war befreit, der erfochtene Sieg außerdem von guter Vorbedeutung für das Kommende. „Es war ein Tag der Freude und der Hoffnung auf wiederkehrendes Glück, wie wir noch keinen erlebt hatten." Der geschichtliche Ruf von Personen und Ereignissen hängt oft von Zufälligkeiten ab, die sich dem Auge der Menge besonders deutlich machen.

Der Kampf war nur unbedeutend gewesen, die Zahl der Toten und Verwundeten gering, das ganze Unternehmen, zumal das Eingreifen Girards und Davouts von Magdeburg und Hamburg her, so wenig geregelt und vorbereitet, daß man nur annehmen kann, Napoleon habe den Gegner — die Nordarmee — völlig unterschätzt, oder von ihr gar eine zweideutige Haltung erwartet. Freilich

Digitized by Google

sind auffallende Fehler in der Technik der Truppenführung zu jener Zeit keine Seltenheit. Eine Probe davon werden wir sogleich kennen lernen. Auch diese Technik hat wie jede andre seither große Fortschritte gemacht.

Am Abend nach Großbeeren hatte Oudinot noch gar nicht das Gefühl der Niederlage. Er wollte seinen Angriff mit besserer Uebereinstimmung der getrennten Kolonnen wiederholen und suchte Reynier in Wietstock auf, um mit ihm Abrede zu treffen. Erst als er von diesem erfuhr, daß dessen Korps nicht imstande sei, sofort an einer Erneuerung teilzunehmen, begriff er, daß der erlittene Unfall doch ernstere Bedeutung gehabt habe, als er glaubte, und verzichtete.

König Friedrich Wilhelm III. hatte also recht, wenn er später aus dem Sieger einen Bülow von Dennewitz, nicht einen Bülow von Großbeeren machte.

Dennewitz nimmt in der Periode zwischen Dresden und Leipzig einen besonderen Platz ein. Selten aber wird beachtet, in welchem Zusammenhange dies wichtige Ereignis mit Blüchers Auftreten in Schlesien und Sachsen steht. Ja, es ist sogar nur wenig bekannt, daß dieser Zusammenhang überhaupt existiert.

Wir wissen, daß Napoleon sich auf die Nachricht von Oudinots Zurückweichen entschlossen hatte, selbst gegen Berlin vorzustoßen. Ney reiste am 2. September zu Oudinots Heer nach Wittenberg ab und war am 5. bereit, zur Straße von Baruth hinüber abzumarschieren, wo er sich dem auf Luckau vorrückenden Kaiser anschließen sollte.

An den Flankenmarsch, den er dazu machen mußte, dachten die ihm gegenüberstehenden Verbündeten — die Nordarmee — nicht. Sie erwarteten wohl den neuen Vormarsch, aber auf den direkten Wegen von Wittenberg nach der Hauptstadt, sei es über Belzig, über Treuenbrietzen oder über Jüterbog. Bernadotte hatte seine Kräfte so verteilt, daß er diese drei Straßen sicherte, und außerdem eine starke Vorhut gegen Wittenberg bis nach Zahna vorgeschoben.

Als Ney sich nun am 5. September gegen Jüterbog in Bewegung setzte, begab er sich in eine Gefahr, von der er selbst sich keine Vorstellung machte. Er ging schräg auf den äußersten linken Flügel der Nordarmee los, die unterdes ganz nahe in seiner linken Flanke stand. Ohne den Kaiser war er ihr mit seinen 60 000 Mann, die er von Oudinots Heer noch beisammen hatte, nicht gewachsen. Den Kaiser aber hatte Blüchers unerbittliche Verfolgung hinter Macdonald her inzwischen schon nach Bautzen abberufen. Auf sein Kommen war nicht zu rechnen und dieser Umstand Ney völlig unbekannt — ein Mangel in der Handhabung des Nachrichten- und Verbindungsdienstes innerhalb der eignen Armee, den wir heute kaum zu begreifen vermögen. Er erklärt sich durch Napoleons Unschlüssigkeit. Am 6. September, dem Schlachttage von Dennewitz, saß dieser mißgestimmt im Dresdener Schloß. Noch hatte er den Berliner Zug nicht aufgegeben, noch wollte er sich gegen Norden in Bewegung setzen — nur nicht gleich, sondern erst in einigen Tagen. Ney gab er deshalb keine Nachricht, und der Generalstab füllte diese Lücke in der Führerarbeit nicht aus.

Digitized by Google

Man hat Ney getadelt, daß er die ihm zugewiesene Marschstraße nach Berlin nicht auf einem Umwege über Herzberg zu erreichen suchte, um die Berührung mit dem überlegenen Gegner zu vermeiden. Aber das heißt für ihn und seine Zeit zu viel verlangen. Er dachte sich ja auch den Kaiser im Vormarsch und die Verbündeten im Begriff, vor diesem auszuweichen, bis die Bedrohung Berlins sie zwang, haltzumachen und sich zur Schlacht zu stellen. Er besaß nicht den nötigen Ueberblick über die großen Verhältnisse des Krieges, um den Fall des Nichterscheinens seines Kaisers als eine Möglichkeit in Betracht zu ziehen.

Freilich hätte den erfahrenen Soldaten der Umstand warnen sollen, daß er bereits am 5. unfern von Wittenberg bei Zahna auf starke feindliche Kräfte stieß. Allein er blieb Sieger, drängte die Vorhut der Verbündeten auf der Straße nach Jüterbog zurück und war nicht der Mann, ein Unternehmen schon beim ersten Zusammentreffen mit dem Gegner aufzugeben. Der Marsch ging also am 6. September weiter.

Er besaß jedoch wachsame Feinde. Die ausweichenden Truppen gehörten zum preußischen Korps Tauentzien, das bei Jüterbog den linken Flügel der Verbündeten bildete; neben ihm zur Rechten stand Bülow an der Treuenbrietzener Straße, weiter westlich noch an der nach Belzig der Kronprinz Bernadotte mit Schweden und Russen.

Der Kanonendonner von Zahna hatte am 5. September Bülow herbeigelockt; dieser erkannte die Lage schnell, sah die zurückgehende Tauentziensche Vorhut und die nachfolgenden starken französischen Truppenmassen. Sofort ordnete er die Vereinigung seiner Kräfte nach links an, um Tauentzien beispringen zu können, wenn er am andern Morgen angegriffen würde, und benachrichtigte auch den Kronprinzen. Geräuschlos marschierte das Korps nach Eckmannsdorf; kein Lagerfeuer durfte in der folgenden Nacht angezündet werden. Die ganze Bewegung blieb verborgen.

Tauentzien war am Tage vor der Schlacht in das Hauptquartier der Armee zu einer Besprechung gefahren, wäre bei der Rückkehr am Abend fast in Feindeshand gefallen, da er im Dunkeln unter sächsische Reiter geriet, und fand zu seiner Ueberraschung die Franzosen bei Jüterbog nahe gegenüber.

Sogleich war er entschlossen, den Kampf aufzunehmen, sich aber vorher Bülow etwas zu nähern. Gerade als er am 6. September vormittags im Begriff war, dies auszuführen, erfolgte bereits der Angriff. Er mußte einschwenken, die Front nach Süden gegen das eben beim Dorfe Dennewitz angekommene französische Korps Bertrand nehmen, und bald stand er im heftigsten Kampfe. Mit Bülow hatte er sich in Verbindung gesetzt. Dieser war bereit, die Franzosen in der linken Flanke anzufallen. Es war also auf baldige und kräftige Unterstützung zu rechnen. Die beginnende Schlacht kann einem großartigen Theaterstücke ähnlich gewesen sein; denn die Gegend ist wellig, kahl und übersichtlich. Es muß zu Ende August dort weniger geregnet haben, als in der Gegend weiter südlich. Dicke Staubwolken verrieten die heranziehenden Marsch-

Digitized by Google

kolonnen dem Blicke der Späher. Alle Bewegungen ließen sich von weit her verfolgen.

Ney war auf dem Schlachtfelde eingetroffen und zuerst unzufrieden mit Bertrands Engagement, das ihn in dem vermeintlichen Marsche zu seinem Kaiser aufhielt. Bald aber ließ er sich durch die Erregung des Kampfes fortreißen und blieb, während er allenfalls noch hätte östlich ausweichen können. Damit war sein Verderben besiegelt.

Während er sich abmühte, Tauentziens Truppen über den Haufen zu werfen und das Ringen um Dennewitz noch hin und her wogte, traf Bülow mit seinen vordersten Truppen bei dem nur zwei Kilometer westlich davon gelegenen Nieder-Görsdorf ein. Er war mit dem ersten Gegner noch lange nicht fertig, als schon der zweite auf dem Plane erschien.

Hinter Bertrand folgte Reynier mit seinem Korps. Er mußte bereits nach links aufmarschieren, um Bülows sich von Minute zu Minute mehrende Kräfte abzuwehren. Aber er war bald gegen die Uebermacht in Bedrängnis. Da erschien das dritte Korps der „Berliner Armee", Oudinot, auf dem Kampfplatze. Dringend ließ er diesen bitten, sich gleichfalls nach links gegen Bülow zu wenden. Der erfahrene Reynier erkannte richtig, wo die größte Gefahr lag. Sein Unglück aber wollte, daß in demselben Augenblicke ein Befehl Neys bei Oudinot eintraf und diesen nach dem anderen Schlachtflügel zu Bertrands Unterstützung heranrief. Ney, der sich bei diesem befand, wollte noch immer vorwärts nach Jüterbog durchdringen, wozu es längst zu spät war. Oudinot gehorchte wörtlich und marschierte nach rechts ab. Bei Bertrand kam er zu spät; von Reynier war er zu früh fortgezogen. Beide Flanken der Armee wurden umfaßt und eingedrückt. Es glückt in der modernen Schlacht selten, ein einmal auf irgendeinem Punkte der Schlachtlinie wirksam gewordenes Korps dort heraus- und nach einem andern zu ziehen, um ihm eine zweite Aufgabe zu übertragen. Besser tut man meist, dort, wo man am Feinde ist, zu bleiben und nur durch kräftigeres Zugreifen sein Gewicht mittelbar auch da fühlbar werden zu lassen, wo die Hilfe gewünscht wird. Der Hin- und Hermarsch des Korps Erlon zwischen Ligny und Quatrebras ist das klassische warnende Beispiel, das uns der große Kriegsmeister Napoleon wider Willen selbst gegeben hat.

Nach und nach kam das ganze Bülowsche Korps zum Eingreifen; selbst eine schwedische Batterie als äußerste Spitze der übrigen Nordarmee eilte herbei. Neys Heer ballte sich zum wirren Knäuel zusammen und flutete über die sandigen Felder auf Oehna zurück. Um 5 Uhr nachmittags war das Schicksal des in doppeltem Sinne glühendheißen Tages entschieden. Dennewitz war eine der entscheidendsten Schlachten des Feldzuges. Ney hatte eine totale Niederlage erlitten. Er selbst versuchte noch mit einem Teil der Truppen weiter östlich „dem Kaiser entgegen" zu entkommen. Aber die Masse folgte ihm nicht. So mußte er sich in sein Geschick ergeben und sich, wie sie, nach Torgau retten. In den drei verhängnisvollen Tagen des 5., 6. und 7. September hatte er nicht weniger als 22000 Mann, 53 Geschütze, 420 Fahrzeuge und 4 Fahnen verloren.

Digitized by Google

Als er an der Elbe wieder Fuß faßte, zählte seine ganze Macht, die Berlin hatte erobern sollen, nur noch 36000 Mann — sie war keine Armee mehr. „Ich bin gänzlich geschlagen und weiß noch nicht, ob mein Heer sich wieder gesammelt hat," meldet er ehrlich an den Kaiser und riet ihm, die Elbe zu verlassen, um den Widerstand an die Saale zu verlegen. Seine Katastrophe war erschütternder als die Macdonalds an der Katzbach. Der linke Flügel der großen Armee war eingedrückt, an die Offensive gegen Berlin nicht mehr zu denken, die eigne Sicherheit nach Norden hin gefährdet. Wäre Bernadotte energisch gefolgt, so würde die Veränderung der Kriegslage sich den Franzosen schon jetzt empfindlich fühlbar gemacht haben. Aber noch einmal rettete sie der Name ihres Kaisers. In einem der aufgefangenen Befehle Neys standen die Worte: „Die Armee marschiert nach Luckau, dem Kaiser entgegen." Das genügte, um Bernadotte zur äußersten Vorsicht zu veranlassen. Wie alle Generale — außer Blücher — scheute er die Begegnung mit dem Gewaltigen. Erst um die Mitte des Monats, als sich herausgestellt hatte, daß Napoleon sich nicht nordwärts gewendet, erschien er mit seinem Heere an der Elbe. Dort fand er die Verteidigung jetzt schon wieder festen Fußes vor. Ney, der bereits an die Mulde zurückgewichen war, hatte auf einen kaiserlichen Befehl hin von neuem vorrücken müssen.

Die preußischen Verluste bei Dennewitz waren zehnfach so groß, wie bei Großbeeren gewesen. Man hatte mit besonderer Erbitterung gefochten, aber auch mit Begeisterung und Zuversicht. Alle Gemüter waren durch die eben eingetroffene Nachricht von Blüchers glänzendem Siege an der Katzbach besonders entflammt gewesen. Leider wendete sich ihr Kriegerzorn meist gegen Deutsche. Sachsen und Württemberger hatten auf französischer Seite die Hauptlast des Kampfes getragen.

Napoleons unerschütterlicher Wille sträubte sich noch dagegen, den Rat seines geschlagenen Unterfeldherrn zu befolgen. Er blieb an der Elbe, der so sorgfältig vorbereiteten Basis für alle seine Operationen in Deutschland. An ihrer Behauptung hielt er so fest, daß er die Möglichkeit eines österreichischen Vormarsches nach Westen, um ihn vom Rheine zu trennen, mit der Bemerkung abfertigte, er sei entschlossen, ihnen in diesem Falle glückliche Reise zu wünschen. Alles, worauf es ihm jetzt ankäme, sei, daß man ihn nicht von der Elbe trenne. Dort lagen im Augenblick die Quellen seiner Kraft. Auch jetzt noch dachte er ebenso.

Seine Lage aber hatte sich bereits erheblich verschlimmert.

Blücher regte sich von neuem. Am 8. September war er wieder gegen Görlitz vorgegangen, hatte Macdonald, der mit dem Alten keinen Waffengang mehr wagte, von dort gegen die Elbe zurückgetrieben, machte aber wieder Halt, als er erfuhr, daß der Kaiser bedeutende Streitkräfte bei Großenhayn versammelt habe, und stellte sich bei Bautzen auf.

Schwarzenberg hatte — nach Dresden und Kulm — am Südfuße des Erzgebirges im Bielatale stehen bleiben wollen, bis Bennigsen mit der Reservearmee

Digitized by Google

der Verbündeten aus Polen herankam. Als er aber erfuhr, daß der Kaiser sich nach Schlesien gewendet — es war, als dieser zu Macdonalds Aufnahme nach der Katzbachschlacht dorthin marschierte —, beschloß er jedoch, sich zu regen. Mit einem Teil der österreichischen Truppen überschritt er die Elbe nach Osten, während Barclay in seiner Abwesenheit Dresden bedrohen sollte, um die dortigen französischen Kräfte zu fesseln.

Das geschah; die Avantgarden der böhmischen Armee gingen vor, wurden aber abgewiesen; denn schon war der Kaiser wieder in Dresden. Er ordnete sogar den allgemeinen Vormarsch an. Schwarzenberg drehte wieder um und stellte sich auf den Höhen von Aussig in Schlachtordnung zum Empfange bereit. Drohend erschien der Kaiser auf der Höhe des Erzgebirges bei Nollendorf. Durch sein Glas vermochte er die Stellung der Oesterreicher zu erkennen. Aber er entschloß sich nicht zum Angriff; Neys Niederlage machte es bedenklich, sich nach Böhmen hineinziehen zu lassen. Am 12. war er wieder in Dresden.

Aber auch die Verbündeten waren jetzt über Dennewitz unterrichtet; die Russen gingen über Nollendorf vor, um zu erfahren, ob Napoleon vielleicht schon auf dem Wege zur Saale sei. Als der Kaiser am 15. September schnell wieder umkehrte und sie nach Kulm hinabtrieb, begriffen sie ihren Irrtum. Schwarzenberg zog dort sofort sein Heer zusammen. Am 18. standen die beiden Gegner sich Auge in Auge gegenüber. Der Kaiser erkundete aufmerksam. Längere Zeit beobachtete er die böhmische Armee, sah, daß sie sich noch verstärke und nahm abermals vom Angriffe Abstand. Das Mißgeschick seiner Unterfeldherrn lähmte augenscheinlich seine Entschlußkraft. Abends schlug er sein Hauptquartier in Pirna auf und zog die Armee nach Dresden zurück.

So wogten seine Truppen unter kleineren Gefechten und großen Anstrengungen hin und her, ohne daß es zur Entscheidung mit allen Kräften, zu einem der gewaltigen Schläge kam, wie er sie früher geführt. „Mein Schachspiel kommt in Verwirrung," schrieb er zu Ende des Monats an Marmont.

Seine schwankende Haltung hatte tiefliegende Ursachen. Die Armee begann den Dienst zu versagen. Auch er, der große Verächter der Masse und des Stoffs, den er für seine Zwecke gebrauchte, konnte sich das nicht länger verhehlen. Auch er begann zu begreifen, daß es Imponderabilien gäbe, mit denen selbst der stärkste Wille rechnen müsse. Ein Heer, das des Krieges überdrüssig wird, hat die Aussicht auf den Sieg verloren. Wohl steigerte er noch seine Anforderungen; seine Paladine, reich an Titeln, Ehren, Gold und Erfolgen, hatten genug der Taten und sehnten sich nach Ruhe und Genuß. „Generale und Offiziere, vom Kriege ermüdet, haben nicht mehr den Schwung, der sie große Dinge vollbringen ließe" — so gebot er seinem Kriegsminister zu schreiben. — „Der Kaiser ist überall dort Sieger, wo er anwesend ist; aber er kann nicht überall sein, und die Führer, die selbständig kommandiren, entsprechen selten seinen Erwartungen." Die locker zusammengefügten Truppen begannen sich aufzulösen. Ganz Mittel- und Westdeutschland bedeckte sich mit französischen Marodeuren.

Digitized by Google

Auf den rückwärtigen Verbindungslinien der großen Armee trieben die Parteigänger der Verbündeten immer verwegener und erfolgreicher ihr Wesen. Kein Transport kam mehr ungefährdet durch. Das sächsische Kriegstheater aber gab nichts mehr her. Es war völlig erschöpft. Seit dem Beginn des Frühlings hatte es unausgesetzt starke Heere beherbergt. Auch das reichste Land hält das auf die Dauer nicht aus. Die Armeeverwaltung vermochte nichts mehr zu beschaffen. „Die Armee ist nicht mehr ernährt. Es wäre eine Täuschung, die Dinge anders sehen zu wollen," klagte er. Lange genug hatte er selbst die Blicke dem kommenden Unheil verschlossen.

Ganz anders sah es bei den Verbündeten, zumal im preußischen Lager, aus. Mit jedem Tage steigerten sich dort Kraft und Zuversicht. Die jungen Truppen, von denen manche, ohne hinreichende soldatische Schulung, anfänglich bei jedem Zusammenstoß mit dem Feinde der Auflösung nahe gewesen waren, gewannen im kriegerischen Leben an innerem Halt und mit den Erfolgen an Zuversicht. Ihre Führer aber, die, soweit sie die höheren Stellen einnahmen, alle die brennende Schmach der Unglückszeit erlebt und zu tilgen hatten, waren in frischer Spannkraft, beseelt von dem glühenden Wunsche, den alten Ruhm des preußischen Heeres und deutscher Waffentüchtigkeit wieder aufzurichten. Die theoretische Vorbildung, welche sie aus der Aufklärungsperiode in die neue Zeit der eisernen Praxis mit hinübergebracht hatten, kam ihnen reichlich zugute. Sie zeigten sich jetzt den meist nur aus eigner Erfahrung schöpfenden französischen Befehlshabern überlegen.

Dennoch hätte der Krieg sich noch lange entscheidungslos hinziehen können, wenn nicht Blüchers urwüchsige Tatkraft die Entscheidung herbeiführte. Ihm kam ein gut Teil Verdienst am Glückstage von Dennewitz zu; denn er war es gewesen, der Napoleon gehindert hatte, Ney sein Wort zu halten. Bald stand er im Begriff, Größeres zu vollbringen. Noch war Napoleons Ansehen so bedeutend, daß keiner der andern verbündeten Feldherren sich an den verwundeten Löwen heranwagte. Auch das Große Hauptquartier der Monarchen fand diesen Entschluß nicht. Dort wünschte man die schlesische Armee zur böhmischen heranzuziehen. Mancherlei militärische Gründe sprachen für die Vereinigung. Aber im Kriege spielen, selbst in den ernstesten Augenblicken, persönliche Beweggründe ihre Rolle; sie sind berechtigt, wenn sie sich nicht auf den eignen Vorteil, sondern auf den großen gemeinsamen Zweck richten. Blücher kannte genau die endlosen Rücksichten und Bedenken, von denen jede Entscheidung abhängen würde, wenn er sich einmal dem großen Haufen angeschlossen habe. Geradezu leidenschaftlich bat er, ihm seine Freiheit und Selbständigkeit zu lassen. „Um des allgemeinen wohl und Besten bewahren sie mich vor einer Vereinigung mit der großen armeh!" schrieb er an Knesebeck, den Vertrauten des Königs.

Und er setzte sein Stück durch. So konnte er zunächst Napoleon noch einmal zu vergeblicher Kraftanstrengung zwingen. Am 21. September abends war der Kaiser wieder in Dresden; er wollte seinen Truppen dort und bei Meißen die dringend erforderliche längere Ruhe gewähren. Aber Blücher stand schon

Digitized by Google

wieder zu nahe, als daß dies möglich gewesen wäre. Seine Vortruppen hatten Bischofswerda besetzt. Er mußte vorerst abermals zurückgescheucht werden. Noch in der Nacht ergingen die Befehle dazu. Am 22. und 23. September wich Blücher bis hinter die Spree bei Bautzen aus. Dort stellte er sich am 24. auf. Diesmal war er entschlossen, die Schlacht auch gegen Napoleon zu wagen, der sie vordem ersehnt hatte, jetzt aber die ihm dargebotene Gelegenheit nicht mehr ergriff. Er war unsicher geworden. Schon dachte er daran, das rechte Elbufer aufzugeben und sich am linken auf die Lauer zu legen.

Daher kehrte er nach Dresden um, und Blücher gewann die Freiheit der Bewegung, deren er zur Ausführung der großen Entschlüsse bedurfte, welche sein Herz bewegten. Der Kaiser fand sich mehr und mehr in die Rolle des abwartenden Verteidigers hinein, dem der Feind das Gesetz des Handelns gibt.

Graf Alois Karolyi

Ein Beitrag zur Geschichte der österreichisch-ungarischen Diplomatie

Von

Freiherr v. Hengelmüller

(Fortsetzung)

Die kurhessische Frage war seit 1860 nicht mehr zur Ruhe gekommen. Der damalige Bundesbeschluß vom März[1]) hatte zu keinerlei Beruhigung geführt, denn die auf Grund desselben zwei Monate später von der kurfürstlichen Regierung ausgearbeitete Verfassung war von den Ständen des Landes nie akzeptiert worden. Ueber die Herstellung des Friedens im Fürstentum fanden zwischen Wien und Berlin während der nächsten zwei Jahre fortwährende Verhandlungen statt, die von dem Bestreben des Ausgleiches der beiderseitigen Gegensätze geleitet waren. Die preußische Regierung hatte sich bekanntlich schon 1860 auf den Standpunkt des rechtlichen Fortbestehens der Verfassung vom Jahre 1831 gestellt, während die österreichische zuerst auf dem der Gültigkeit der Bundesbeschlüsse von 1852 beharrt war.[2]) Unter dem Einfluß der Teplitzer Zusammenkunft und der Allianzbestrebungen wie auch im Hinblick auf die Stimmung in Deutschland hatte sich die kaiserliche Regierung der preußischen Anschauung genähert und dem Kurfürsten zur Einberufung einer Ständeversammlung auf Grund des Wahlgesetzes von 1831 geraten, welche in den neu zu beratenden Verfassungsentwurf alle nicht bundeswidrigen Bestimmungen der 1831er Verfassung aufnehmen sollte. Prinzipiell bestand somit zwischen den beiden Vormächten kein Gegensatz mehr, aber die Uebereinstimmung war doch nur eine äußerliche, denn in Wirk-

---

[1]) Siehe Mai-Heft, S. 164

[2]) Ebendort.

Digitized by Google

lichkeit wünschte die kaiserliche Regierung die Wahrung des Ansehens des Kurfürsten und der Macht des Bundes, die preußische die Geltendmachung ihres Einflusses. Hinter dem Verfassungsstreit stand die Frage, ob Kurhessen im österreichischen Lager verbleiben oder in das preußische hinübergezogen werden solle.

Im Januar 1862 wurde die Krise neuerdings akut, nachdem der Kurfürst einen neuen Landtag auf Grund der 1860er Verfassung einberufen und dieser sich wie die frühern für ungesetzlich erklärt hatte. Die badische Regierung hatte mittlerweile am Bundestag einen Antrag auf Wiederherstellung der alten Verfassung eingebracht, und die Abstimmung über denselben mußte zum offenen Zwiespalt zwischen Oesterreich und Preußen führen, falls es nicht gelang, vorher eine Verständigung zuwege zu bringen. Ungeachtet der eben damals herrschenden Spannung einigten sich die beiden Regierungen, die Sache am Bunde gemeinsam in die Hand zu nehmen, und stellten am 8. März ihrerseits einen im wesentlichen mit dem badischen übereinstimmenden Antrag. Rechberg schrieb aus diesem Anlasse, wie die kaiserliche Regierung ihre erheblichen Bedenken gegen diesen Schritt nur darum unterdrückt habe, um die Gefahren ungünstiger Einwirkungen der hessischen Frage auf ihre Beziehungen zu Preußen ein für allemal zu beseitigen, nun aber hoffe, daß Preußen auch seinerseits der schwierigen Lage des Kurfürsten Rechnung tragen und auf die Bewegung in dessen Lande mäßigend einwirken werde.

Bernstorff erklärte sich Karolyi gegenüber von der erzielten Einigung sehr befriedigt, sprach ihm aber zugleich von der Notwendigkeit weiterer Schritte in der eingeschlagenen Richtung, namentlich der Herbeiführung eines Ministerwechsels in Kassel. Es bestehe die Absicht, einen preußischen General mit einem königlichen Handschreiben an den Kurfürsten zu entsenden, um diesen auf die Opportunität eines solchen Schrittes hinzuweisen und zur gänzlichen Umkehr zu bewegen. Auch diesfalls wäre ein gemeinschaftliches Vorgehen mit uns sehr erwünscht, speziell auch eine Verständigung über die Auswahl der neuen Minister.

Mit einem hessischen Ministerwechsel wie auch mit der vorgeschlagenen gemeinsamen Sendung von Generälen wäre man in Wien einverstanden gewesen, aber über Ziel und Art des weitern Vorgehens bestanden erhebliche Differenzen. In Wirklichkeit war der verabredete gemeinsame Bundesantrag eines jener Kompromisse, welche auf das Umgehen nicht ausgleichbarer Meinungsverschiedenheiten berechnet sind. Ueber die Fragen, ob die Verfassung von 1831 sofort oder erst nach vorhergegangener Epuration in Wirksamkeit treten, die Aufhebung des Wahlgesetzes vom Jahre 1849 in den Bundesbeschluß aufgenommen oder dem Fürstentum überlassen werden solle, endlich ob der Ministerwechsel vom Kurfürsten verlangt oder ihm nur angeraten werden könne, entspannen sich Diskussionen, welche durch die ganzen Monate März und April dauerten.

Bekanntlich brachte der Kurfürst selbst die Sache zum Klappen, indem er mit seinen Verordnungen vom 26. April und 3. Mai die neuen Wahlen auf Grund der Verfassung von 1860 ausschrieb. Die Folge war von österreichischer

Digitized by Google

Seite die Beantragung und Erwirkung des Bundesinhibitoriums, von preußischer die Sendung des Generalleutnants von Willisen nach Kassel.

Verlauf und Effekt dieser Sendung sind bekannt.[1]) Was hier hervorgehoben werden muß, ist die durch sie bewirkte neue Gereiztheit zwischen Wien und Berlin. Soweit die Sistierung der arbiträren Verordnungen des Kurfürsten in Betracht kam, hatte die kaiserliche Regierung die Sendung des preußischen Generals für überflüssig gefunden, weil das Bundesinhibitorium bevorstand und mit Sicherheit zu erwarten war, daß der Kurfürst demselben Folge leisten werde. Das Mißtrauen stieg, als dann infolge des beleidigenden Empfanges des Generals und der Satisfaktionsbegehren die preußischen Militärmaßnahmen erfolgten. Wie Sybel erzählt, erklärte auch Herr v. Bismarck den Umstand, daß der Kurfürst den königlichen Brief auf den Tisch geworfen, für einen wenig geschickten Casus belli. In Wien fand man damals die preußische Selbsthilfe bundeswidrig, sah in der Gewaltdrohung eine bisher noch nicht vorgekommene Verletzung des Bundesfriedens, war überhaupt der Meinung, daß Preußen sich in der kurhessischen Frage nicht zufrieden geben wolle, und verlangte die Einstellung der ergriffenen militärischen Maßnahmen, sobald die Ernennung des neuen hessischen Ministeriums auf Grundlage des Bundesbeschlusses erfolgt sein werde. Graf Bernstorff erklärte wieder — den Inzidenzpunkt betreffend —, daß Preußen der alleinige Richter seiner Ehre sei, und ließ in Wien Klage führen, daß in Kassel gegen die Bildung eines für die Verhältnisse geeigneten Ministeriums schädliche Einflüsse sich geltend machten. Die Diskussion über diese Punkte nahm während der Monate Mai und Juni den Charakter bedenklicher Spannung an.

Als Karolyi am 27. Juni nach Berlin zurückkehrte, hatte die Krisis soeben ihre Beendigung gefunden. Der Kurfürst hatte die Verfassung von 1831 wie auch das Wahlgesetz von 1849 wiederhergestellt, ein neues Ministerium ernannt, die entschuldigende Sendung des Herrn v. Bardeleben nach Berlin verfügt. Wie Karolyi hervorhob, hatte Preußen in allen sachlichen Forderungen voll gesiegt, in den persönlichen aber nicht, denn die neuen hessischen Minister waren nicht die Männer, die man in Berlin gewünscht hatte. In der Umgebung des Königs hatten sich auch Einflüsse geltend zu machen versucht, welche auf weiteres Vorgehen und einen kühnen Coup drängten, Bernstorff aber hatte sich für das Zufriedengeben ausgesprochen.

*

Im Mai war die Ernennung Herrn v. Bismarcks zum Botschafter in Paris erfolgt. In Wien erregte dieselbe weiteres Mißtrauen und Besorgnis. Dort galt zu jener Zeit Bismarck für den gefährlichsten Feind, und — wie die späteren Ereignisse bewiesen haben — mit Recht, soweit die damalige Stellung der Monarchie in Deutschland in Betracht kam. An dieser hing man aber in Oesterreich wie an dem Apfel seines Auges und war entschlossen, sie zu be-

[1]) Siehe diesfalls Sybel, Bd. II, S. 431—438.

Digitized by Google

haupten, friedlich wenn man konnte, mit den Waffen, wenn man mußte. Als preußischer Minister konnte uns Bismarck zu deren freiwilliger Aufgabe raten, ob er es getan hätte, wenn er statt im Rate König Wilhelms in dem des Kaiser Franz Josefs gesessen wäre, ist eine andre Frage.

Die kaiserliche Regierung hatte auch die Nachricht erhalten, daß Bismarck den Pariser Posten nur unter der Bedingung angenommen habe, dort für das Zustandebringen eines franko-russisch-preußischen Bündnisses wirken zu dürfen. Auf sicherer Grundlage beruhte diese Information nicht, aber sie stand im Einklang mit der Ansicht des Kaiserlichen Kabinettes über Bismarcks bisherige Tätigkeit in St. Petersburg, und die dadurch erregte Beunruhigung erhielt weitere Nahrung durch den damals viel bemerkten Umstand, daß gleichzeitig mit ihm der russische Gesandte in Berlin, Baron Budberg, in Paris eingetroffen war.

*

Unter dem Eindruck der so erzeugten Besorgnisse schrieb Graf Rechberg dem Fürsten Metternich,[1]) um ihm die Notwendigkeit größter Wachsamkeit ans Herz zu legen. Er begann mit dem Hinweis auf alle seit dem Amtsantritt des Grafen Bernstorff zwischen den beiden deutschen Mächten entstandenen Schwierigkeiten — das Aufwerfen des engeren Bundes in der Dezembernote, den Abschluß des preußisch-französischen Handelsvertrages, den Konflikt mit Kurhessen —, bezeichnete die Ernennung Herrn v. Bismarcks nach Paris als ein Symptom für die Fortsetzung dieser übergreifenden Politik, eventuell für das Signal einer in Frankreich gegen uns einzuleitenden Aktion, erklärte aber, jetzt keine positiven Instruktionen erteilen zu können, weil wir nichts Sicheres wüßten und es sich darum handle, solches zu erfahren und den eventuell gesponnenen Intrigen entgegenzuwirken. Diese Aufgabe werde dem Takt und der Geschicklichkeit des Fürsten anvertraut. Rechberg schloß mit den Worten: „Sobald Sie die Ueberzeugung erlangt haben werden, daß man in Paris zu unserm Schaden Komplikationen hervorrufen will, werden Sie alle Energie anwenden, um solche Absichten zu vereiteln und sich hierbei nur von dem Wunsche leiten lassen, die Verwirklichung einer gegen uns gerichteten Allianz zu verhindern ... Es versteht sich von selbst, daß sobald wir die Gewißheit hätten, daß das Berliner Kabinett eine intime Allianz mit Frankreich zum Zwecke der Herabminderung unsers legitimen Einflusses verhandle, auch wir uns von keiner Erwägung zurückhalten und uns allein von der Wahrung unsers guten Rechtes leiten lassen würden."

Metternichs Antworten waren beruhigend. Für ein Zusammenwirken Bismarcks und Budbergs im Sinne einer gegen uns gerichteten Allianz mit Frankreich hatte er gar keinen positiven Anhaltspunkt gefunden. Mit Napoleon III. hatte er eine lange Unterredung gehabt, und dieser hatte ihm allerdings gesagt, daß Bismarck nicht unser Freund sei, zugleich aber die Beruhigung gegeben, wie die Umstände nicht danach seien, um nach irgendeiner Seite Verbindungen

[1]) 30. Mai 1862.

Digitized by Google

einzugehen. Aus dem persönlichen Verkehr mit Bismarck habe er den Eindruck empfangen, daß er jetzt keine aktive Politik machen, höchstens sich bei Napoleon für seine eventuelle Mission in der innern Politik Preußens den Rücken zu decken suchen werde. Was Budberg betrifft, so aspiriere derselbe auf den Pariser Posten.[1]) Bismarcks Kommen sei von Herrn de Thouvenel sehr gewunschen worden, da er in ihm einen Mithelfer in seiner italienischen, Oesterreich feindlichen Politik sah. Alles in allem resümierte Metternich seine Eindrücke damals[2]) dahin: „Tout me porte à croire que nous n'avons pour le moment rien à craindre directement ou indirectement de la presence des deux personnages dont l'arrivée préoccupe si vivement la diplomatie."

In eben demselben Sinne sprach sich der Fürst einen Monat später aus, nachdem er Ende Juni und anfangs Juli zehn Tage hindurch bei Napoleon III. in Fontainebleau zu Gast gewesen war. Er wiederholte seine Ansicht, daß Bismark jetzt in Paris keine aggressive Aktion entwickeln werde. Er sei mit Bernstorffs Politik nicht einverstanden, erwarte eine Wendung in der innern Krise, die entweder zu einer Art von Staatsstreich oder zur Ernennung eines progressiven Ministeriums führen, in beiden Fällen mit seiner Berufung enden werde. In diesem Sinne habe sich auch Kaiser Napoleon ausgesprochen. Im übrigen hatte die italienische Frage das Hauptthema der Konversationen Metternichs mit dem Kaiser gebildet.

Im Lichte dieser Tatsachen erscheinen Napoleons III. gleichzeitige Mitteilungen an Bismarck in Fontainebleau über österreichische Anerbietungen ersichtlich gefärbt. Wie Bismarck erzählt,[3]) hatte ihm der französische Kaiser gesagt, daß er soeben von Oesterreich die seltsamsten Anerbietungen (ouvertures singulières) erhalten habe. In Wien habe Bismarcks Ernennung und Budbergs Besuch panischen Schrecken erzeugt und infolgedessen Metternich unbegrenzte Vollmachten zur Herbeiführung einer Verständigung um jeden Preis bekommen. Tatsache ist, daß die erwähnten beiden Fakta — Ernennung und Besuch — in Wien, wenn auch nicht panischen Schrecken, so doch Besorgnis hervorgerufen und Metternich die eben geschilderten Weisungen erhalten hatte. Dieselben enthielten aber keinen Auftrag zu Allianzanerbietungen, sondern nur die Ermächtigung, im Falle erlangter Gewißheit über preußische Stellung von solchen nach eignem Ermessen auf dieser Linie vorzugehen. Gerade diese Gewißheit hatte aber Metternich nicht erhalten, war vielmehr zur gegenteiligen Ansicht geführt worden. Seine Eröffnungen hatten daher nur den Charakter einer Sondierung, wie übrigens Napoleons Mitteilungen an Bismarck wohl der gleichen Intention entsprungen waren, da er sie anknüpfend an seine Anfühlung wegen einer diplomatischen Allianz mit Preußen gemacht hatte.

---

[1]) Bekanntlich hat er denselben einige Monate später auch tatsächlich erhalten. Budberg hat sich während seines Pariser Besuches im Mai auch für die Erwirkung der Anerkennung Italiens seitens seiner Regierung bemüht.

[2]) 9. Juni.

[3]) Gedanken und Erinnerungen, Bd. I, S. 256 bis 258.

Digitized by Google

Ganz ähnliche Anfühlungen hatte Kaiser Napoleon schon früher an uns gemacht und mit dem Fürsten Metternich die Idee einer „franche et intime entente avec l'Autriche" im Januar erörtert. Rechberg, der Napoleons Gesinnungen gegen Oesterreich persönlich nicht traute,[1]) antwortete hierauf, daß eine Allianz mit Frankreich die Komplikationen der europäischen Politik zwar nicht verhindern, deren Lösung aber erleichtern würde. Die Voraussetzung für eine Verständigung wäre aber die Gemeinsamkeit der Interessen, und die erste Bedingung für eine solche Napoleons Bruch mit dem revolutionären Geiste. Immerhin werde es sich empfehlen, den Gedankenaustausch mit dem Kaiser fortzuspinnen, schon um Herrn von Thouvenels wenig freundlichen Dispositionen ein Gegengewicht entgegenzusetzen.

Im März sagte dann Kaiser Napoleon Metternich anläßlich einer ähnlichen akademischen Konversation, daß in Deutschland etwas Gutes im friedlichen Wege nur durch ein Einvernehmen zwischen Oesterreich und Preußen geschaffen werden könne, was doch wohl wieder eine Sondierung war.

In Wahrheit war es Napoleon III. und seinen Ministern darum zu tun, aus dem Zwiespalt der beiden deutschen Vormächte für die eigne Stellung Vorteil zu ziehen und eventuell für Frankreich die „Grenzberichtigung" am linken Rheinufer zu gewinnen. Die beiden Mächte wieder beargwöhnten eine die andre, daß sie sich diesfalls zu Konzessionen bereit finden lassen könnten.

Den Grundgedanken unsrer Politik hat Rechberg Metternich gegenüber im Herbste, nach Bismarcks Ernennung zum Ministerpräsidenten, nochmals erörtert und ihm geschrieben,[2]) daß das, was wir wirklich wollen, die Allianz mit Preußen sei, aber nicht auf Kosten unsrer deutschen Stellung, die für uns eine Lebensfrage wäre. Wir wollten kein Weitergreifen französischer Uebermacht, aber vor die Wahl gestellt, zu töten oder getötet zu werden, werden wir das erstere vorziehen. Wir wollen Deutschlands Größe, aber freiwillig werden wir uns aus demselben nicht hinauswerfen lassen. Diese Gesichtspunkte seien allein dafür maßgebend, daß wir die Fäden mit Frankreich nicht ganz reißen zu lassen wünschten.

Inzwischen mehrten sich die Reibungen zwischen Wien und Berlin. Am 29. März waren die Punktationen über den preußisch-französischen Handelsvertrag fertiggestellt worden. Die dadurch in Deutschland hervorgerufene Bewegung, welche zur Sprengung des Zollvereins zu führen drohte, ist bekannt.[3]) Oesterreich sah in dem neuen Vertrage die Vereitlung seiner Bestrebungen auf Zolleinigung mit Deutschland, die durch den Vertrag von 1853 in Aussicht gestellt worden war.

Am 10. Juli erhielt Karolyi den Auftrag, der preußischen Regierung Oester-

[1]) Siehe diesfalls Rechbergs Mitteilungen an Friedjung, „Kampf um die Vorherrschaft, Bd. 55, S. 525, 526.

[2]) 15. November 1862.

[3]) Siehe diesfalls Sybel, Bd. II S. 438 bis 445, und Beust, „Aus drei Viertel Jahrhunderten", Bd. I, S. 303 bis 306.

Digitized by Google

reichs Wunsch nach Eintritt in den Zollverein und der Gründung eines gemeinsamen Handels- und Zollbündnisses auszusprechen. Dies würde die Aufhebung oder Modifizierung der bereits mit Frankreich getroffenen Vereinbarungen impliziert haben, da Oesterreichs Eintritt in den Zollverein auf Grund des bestehenden Tarifes erfolgen und die Verhandlungen dann mit Frankreich gemeinsam aufgenommen werden sollten. Bernstorff lehnte ab, bezeichnete unsern Vorschlag als für die beiderseitigen Beziehungen bedauerlich, erklärte aber auch bei dieser Gelegenheit, daß Preußen zu direkter Verständigung mit uns bereit gewesen wäre.

Direkte Verständigung hieß Dualismus, d. h. konnte nur im Falle unsres Eingehens auf diesen erreicht werden. Am 1. August erfolgte dann die Unterzeichnung des preußischen Handelsvertrages mit Frankreich.

Am 21. Juli erfolgte die preußische Anerkennung des Königreiches Italien. Rußland war hierin schon vorangegangen, Preußen hatte erst in Turin Erklärungen verlangt, daß keine Aggression auf Venetien oder Rom beabsichtigt werde. Diese hatte es erhalten. In Wien hielt man dieselben für wertlos[1]) und war von dem neuen preußischen Schritte, in dem man eine gegen uns gerichtete Feindseligkeit sah, tief verletzt. Eine kurze Note Rechbergs gab diesem Gefühle scharfen Ausdruck und rief ihrerseits wieder gereizte Gegenbemerkungen Bernstorffs hervor.

Karolyi neigte diesfalls zu einer versöhnlicheren Auffassung. Er schrieb über die Motive des preußischen Schrittes: „Bei der unleugbar herrschenden Spannung unsrer Beziehungen ist es begreiflich, daß der Eindruck der Anerkennung auf das Publikum der einer feindseligen Absicht gegen uns ist. Gewissenhafte und unparteiische Prüfung führt mich aber zu der Ansicht, daß dies nicht das entscheidende Motiv war. Dieses lag vielmehr in der inneren Natur der Sache und in den Verlegenheiten einer Situation, welche die Folge der Fiktion von Ignorierung offenkundiger Tatsachen war." Karolyi wies dann auf die aus der Umgehung der Titelsfrage bei den Sendungen Lamarmora,[2]) Bonin, Launay

---

[1]) Vgl. Sybel, Bd. II, S. 445.

[2]) Lamarmora war anläßlich des Todes König Friedrich Wilhelms nach Berlin entsendet worden, Bonins Sendung war die Erwiderung auf diesen Courtoisieakt. Die Mission Launays nach Baden erfolgte anläßlich des Attentates auf König Wilhelm, Juli 1861. Della Rocca war Krönungsbotschafter in Königsberg, und eben während seiner Sendung ereignete sich ein wenn auch geringfügiger, Inzidenzfall, der die Unzukömmlichkeiten der Fortführung der Beziehungen ohne Titel und Anerkennung ins Licht zu stellen geeignet war. Sowohl in seinen Kreditiven wie auch anläßlich des königlichen Briefwechsels nach dem Attentat war König Wilhelm nur mit seinem Namen, d. h. „Sa Majesté Roi Guillaume" adressiert worden, eben weil von preußischer Seite König Viktor Emanuel auch nur mit dem Namen genannt wurde. Schleinitz hatte dies akzeptiert. Als aber General della Rocca bei dem von ihm in Berlin gegebenen Diner den Toast auf König Wilhelm ausbringen wollte, ersuchte ihn Graf Bernstorff, dies auf den König von Preußen zu tun. Da die preußische Erwiderung nicht in der gleichen Weise erfolgt wäre, unterblieb die Toastierung.

Digitized by Google

und della Rocca entstandenen Schwierigkeiten wie auf das Beispiel Rußlands hin und kam zu dem Schlusse, daß Preußen vor der Alternative der vollen Regelung seiner Beziehungen zu Italien oder deren Abbruches stand, wobei es auch Gefahr lief, daß der letztere von Turin aus erfolgen könne.

Hierauf erklärte dann Rechberg, daß die erfolgte Anerkennung für unsre Beziehungen zu Preußen keine praktische Bedeutung haben werde.

Nicht das gleiche ließ sich von der Aufnahme der Verhandlungen über die Bundesreform in Wien sagen. Ursprünglich war es die Absicht der kaiserlichen Regierung gewesen, diesfalls erst dann mit positiven Vorschlägen hervorzutreten, wenn von Preußen ein auf Verwirklichung seiner Hegemoniepläne im Sinne von Bernstorffs Dezembernote gerichteter Schritt gemacht würde.[1]) Dies geschah nicht. Die Stimmung im eignen Lande, die Anschauungen der verbündeten, föderativ[2]) gesinnten Regierungen, wie anderseits die Agitation des Nationalvereins reiften beim kaiserlichen Kabinette den Entschluß, mit der Inangriffnahme der Frage nicht länger zu zögern. Daß ohne Preußens Zustimmung und Mitwirkung eine wirkliche Verbesserung der deutschen Zustände nicht zu erreichen war, darüber war sich das kaiserliche Kabinett klar, aber es fühlte sich getrieben, den Beweis zu erbringen, daß die Schuld an dem Nichtzustandekommen einer solchen Verbesserung nicht an ihm lag. Rechberg hob diesfalls Werther gegenüber hervor, daß es zweifelhaft sein möge, ob ohne die Dezembernote und die Februarerwiderung die Reformfrage jetzt schon ins Rollen gekommen wäre, wir aber, nachdem dies einmal geschehen, auf der betretenen Bahn nicht stehenbleiben könnten, vielmehr von theoretischen Andeutungen zu praktischen Vorschlägen übergehen müßten.

Am 7. Juli begannen in Wien unter Rechbergs Vorsitz die Konferenzen über die Reformfrage mit den Gesandten der zu uns haltenden deutschen Regierungen. Bekanntlich handelte es sich bei denselben 1. um die Einführung eines repräsentativen Elementes am Bundestage in Form einer Delegiertenversammlung, welche zuerst eine allgemeine Zivilprozeßordnung und ein gemeinsames Obligationenrecht ausarbeiten sollte, 2. um Einführung einer Bundesexekutive, und 3. um Einsetzung eines Bundesgerichtes. Es war der lebhafte Wunsch der kaiserlichen Regierung, daß Freiherr v. Werther an denselben teilzunehmen oder wenigstens anwesend zu sein ermächtigt würde.

Dies war aber nicht zu erreichen. Bernstorff erklärte Karolyi, wie die Beratungen im jetzigen Augenblick unzeitgemäß wären, und lächelte über die Hoffnung, daß dieselben zu einem Resultat im Sinne allgemeiner Annäherung führen könnten.

Die Wiener Konferenzen dauerten einen Monat und endigten mit der Ver-

---

[1]) Dies war in den Instruktionen an den Grafen Blome ausdrücklich gesagt und erhellt auch aus Punkt 2 des von den Regierungen der identischen Note vom 2. Februar vereinbarten Protokolles. Siehe Augustheft der „Deutschen Revue" S. 168.

[2]) So wurden damals die Regierungen genannt, welche die identische Note vom 2. Februar unterzeichnet hatten.

Digitized by Google

einbarung von am Bundestag zu stellenden Anträgen wegen Delegiertenversammlung und Bundesgericht. Karolyi hatte dies in Berlin mitzuteilen und Preußen zur Annahme einzuladen, begegnete aber derselben entschiedenen Ablehnung. Bernstorff setzte allen auf föderativer, großdeutscher Grundlage beruhenden Anträgen und Argumenten den preußischen bundesstaatlichen Standpunkt gegenüber, bekannte sich aber in der folgenden akademischen Konversation als Anhänger des Dualismus.[1])

Unterdessen hatte die innere Krise in Preußen weitere Verschärfungen erfahren. Die Wahlen im Mai hatten mit voller Niederlage des Ministeriums geendet, die fortschrittliche Partei und das linke Zentrum waren mit erdrückenden Majoritäten in das Abgeordnetenhaus eingezogen,[2]) zur Bewilligung der Kosten für die Heeresreform ohne Konzession der zweijährigen Dienstzeit war weniger Aussicht als je zuvor. Karolyi schrieb über diese Lage am 12. Juli:

„Ein Urteil über den Ausgang der gespannten Situation abzugeben wäre gewagt. Die Regierungspolitik geht einen unsicheren, schwankenden Gang, im demokratischen Lager herrscht Zurückhaltung. Aber einige Symptome erscheinen schon jetzt als Vorläufer gegenseitiger Stimmungen, und bleiben sich diese konsequent, so ist ein neuer Konflikt unabwendbar.

An eine wirkliche Einigung ist nicht zu denken. Es wird entweder zu einem vollständigen Bruch oder zu einem Kompromisse kommen.

Die Majorität besteht auf Verringerung des Militäretats. Auf Grund hiervon ist sie gewählt. Das Ministerium ist mehr noch als das vorige mit der Durchführung der neuen Organisation identifiziert und wird den König nicht verlassen.

Kabinett und Abgeordnetenhaus stehen sich schroff gegenüber, beide sind überzeugt, daß es sich um einen Kardinalpunkt der Verfassung handelt."

Karolyi erörtert dann die Kontroverse über die Artikel 99 und 100 der Verfassung einerseits, wonach das Budget durch ein jährliches Votum bewilligt werden müsse, und Artikel 109 anderseits, wonach bestehende Steuern forterhoben werden sollen, weist weiter auf die Vexationen der Fortschrittspartei hin, welche soeben einen Beschluß eingebracht hatte, daß Orden in Zukunft nicht mehr in natura verliehen werden dürfen, und geht zum Ende auf die schwierige Lage des Königs über, der gegen die Volksvertretung tief erbittert sei, vor einer Oktroyierung mäßigerer Verfassungszustände nicht zurückschrecken würde, aber auf den auch gegenteilige Einflüsse einwirkten, um ihm einen solchen Entschluß als gewagt erscheinen zu lassen. Anknüpfend hieran schloß Karolyi mit den Worten:

„Außerdem bedarf es zu einem solchen Vorhaben im hohen Grade entschlossener Minister, und man darf wohl die Vermutung aussprechen, daß das gegenwärtige Ministerium doch zu keinem offenen Verfassungsbruche die Hand

[1]) Siehe Augustheft S. 172.
[2]) Siehe Sybel, Bd. II, S. 449 bis 451.

Digitized by Google

wird bieten wollen. Wenn es zu dieser Eventualität kommen sollte, so würde unter allen mir bekannten preußischen Staatsmännern Herr v. Bismarck allein mit jener rücksichtslosen Entschlossenheit auftreten, ohne welche ähnliche Gewaltmaßregeln bloß neue Wirrungen und Katastrophen übers Land bringen."

Zwei Monate später erfolgte die Entscheidung. Am 23. September traf Bismarck in Berlin ein, drei Tage später übernahm er die Leitung der Regierung, am 8. Oktober veröffentlichte der „Staatsanzeiger" seine Ernennung zum Ministerpräsidenten und Minister des Auswärtigen. (Fortsetzung folgt)

Wege der modernen Naturphilosophie

Von

Dr. Max B. Weinstein

Für jede Wissenschaft kommt eine Zeit, da es verdienstlicher ist, ihre Geschichte zu schreiben, als sie an Umfang zu vermehren. Für die Naturphilosophie ist eine Darstellung ihrer Entwicklung und eine kritische Durchsicht ihres Bestands nunmehr eine dringende Notwendigkeit, denn die Tätigkeit auf ihrem Gebiete ist in den letzten Jahrzehnten eine so extensive und intensive gewesen, daß selbst der Fachmann sich in der Unzahl von Theorien und Meinungen kaum noch zurechtzufinden vermag. Zu einer eignen Disziplin hat es die Naturphilosophie freilich noch nicht gebracht, wie etwa die Psychologie, die sich fast ganz von der Philosophie abzutrennen vermochte. Das kann ihr aber nur zum Ruhme gesagt werden, denn sie ist eine Doppelwissenschaft und sollte nur vom Standpunkte der Naturlehre und der Erkenntnistheorie behandelt werden. Und an sich ist bei der Psychologie die Abtrennung von der Philosophie doch sehr zu bedauern. Die Angreifenden sind gegenwärtig die Naturforscher, die Philosophen befinden sich in Verteidigungsstellung gedrängt; kaum gibt es noch einen Abschnitt der Philosophie, in der die ersteren allein das Entscheidende zu sagen sich nicht getrauten. Nachdem die Naturwissenschaft früher aus den üblen Erfahrungen mit den konstruierten Naturphilosophien von Schelling, Hegel u. a. die Beschäftigung mit der Naturphilosophie fast verpönen mußte, hat sie sich ihr seit etwa zwei Jahrzehnten mit besonderer Vorliebe zugewandt, und kann in der Tat in ihrer Fortbildung schon so bedeutende Leistungen verzeichnen, daß man die Usurpation gutheißen darf. Die außerordentlichen Fortschritte auf allen Gebieten des Wissens von der Natur, dazu die Schaffung von umfassenden Theorien auf diesen Gebieten hat ihr die Erfolge ermöglicht. Die moderne Philosophie als solche hat ihren Besitzstand nur sehr wenig vergrößern können, das Beste hat sie aus der Naturwissenschaft selbst entnommen. Und darüber darf man sich gar nicht wundern, denn da die innere Welt des Menschen die einzige ist, in der er wahrhaft herrscht, hat man in dieser allmählich das Wesentlichste

Digitized by Google

erkundet und erkannt und darf viel und entscheidendes Neues nunmehr wesentlich nur noch aus einem erfahrungsmäßigen Studium der Welt erwarten und aus dem des Zusammenhangs zwischen äußerer und innerer Welt. Dieses Studium ist aber wesentlich naturwissenschaftlich. So wird man alles von der empirischen Philosophie und ihrer Verbindung mit der rationalen Philosophie zu erhoffen haben. Fanatiker auf der einen oder auf der andern Seite erkennen nur eine empirische oder nur eine rationale Philosophie an. Außerdem haben wir Herren, die Philosophie in keiner Form wollen, und es ist mit dem Machschen Schlagwort von der Oekonomie der Wissenschaft schon so viel Unfug getrieben worden, daß selbst überzeugte neuere Naturforscher sich energisch gegen die Uebertreibung wenden mußten.

Aber freilich kann man sagen, daß die Naturwissenschaft in die Naturphilosophie mehr hineingetrieben ist, als daß sie sich aus innerem Drange ihr zugewandt hätte. Sie lernte aus der Fülle der Erfahrungen eine Reihe Regeln kennen, welche die Welt des Vorhandenen und Geschehenden beherrschen, und suchte sie, nach der von ihr überall angewandten Methode, zu einem Allgemeinen zu verknüpfen, was sie dann zu einer Anschauung von Welt und Leben führen mußte. Erst hat sie sich in dem alten Irrgarten des materialistischen Mechanismus ergangen; Massen und Bewegungen sind das Grundlegende, alles ist Masse in Bewegung und alles geht maschinell vor sich. Eine Zwangsmaschine ist das All; selbst das Leben mit allen seinen Erscheinungen, selbst das Denken, Fühlen usw. sind nur Teile dieser Maschine, bedeuten Körper, Moleküle, Atome in Bewegung innerhalb der ungeheuren einzigen Weltmaschine, die von je war und ins Unbegrenzte bleibt. Dann kam der Energismus, durch den Wilhelm Ostwald den Materialismus überwunden zu haben glaubt. In meinem Buche „Welt und Lebensanschauungen" habe ich nachgewiesen, daß der Energismus sich im wesentlichen von dem materialistischen Mechanismus nicht unterscheidet; er setzt quantitative und qualitative Umwandlungen von Energien für Bewegungen, und Kapazitäten für Massen. Nur weil wir Energien nicht so zu greifen vermögen wie Körper, scheint der Energismus sich in luftigeren Höhen zu bewegen, nicht so „grob" zu sein wie der Materialismus, sein Materielles tritt als „Faktor" auf und gebärdet sich so mehr mathematisch. Aber für die tiefere Anschauung bildet das keinen Unterschied. Weil aber die neuere Naturwissenschaft den engen Zusammenhang zwischen Materie und Energie nachgewiesen hat, derartig, daß manche überhaupt von Materie als von Energie sprechen (freilich ungenau), konnte der Energismus ein so großes Uebergewicht über den Materialismus erhalten. Mechanisch ist jedoch der Energismus genau so wie der Materialismus; und es vermehrt im Grunde unsre Einsicht nicht, wenn man die Weltmaschine als Energieumwandlungen betrachtet, statt als Materie in Bewegung. Soll man aber ohne Rücksicht auf Einsichtvermehrung zwischen beiden entscheiden, so wird man freilich als moderner Naturforscher sich dem Energismus zuneigen, trotz des Widerstrebens der Sinne, die für Materie eine Art Verständnis besitzen, für Energie, oder gar für einen mathematischen Faktor, aber nicht. Wilhelm

Digitized by Google

Ostwald hat nicht unrecht, wenn er meint, die Menschen werden sich allmählich daran gewöhnen, das sinnlich Wahrnehmbare auf die Energie und ihre Kapazität zu übertragen. Einstweilen ist freilich auf keinem Gebiete von Uebereifrigen und nicht hinlänglich Unterrichteten so viel Törichtes geredet worden als auf dem des Energismus. Eine Erleuchtung bedeutet der Energismus in keinem Falle, und da, wo er sich neuerdings besonders kund tut, auf dem Gebiet des praktischen Lebens, arbeitet er doch kaum mit etwas anderm als mit neuen Namen für alte Dinge. Und was er sich hier als Vorzug vorwegnimmt, nämlich die Sicherheit der Behauptungen als naturwissenschaftlicher Beweise, ist eben noch eine Vorwegnahme. Wie fast kläglich dürr aber das ist, was der Energismus auf dem Gebiete des inneren Lebens zu sagen weiß, sieht man am besten an dem im übrigen wundervollen Buche „Die Energie" des geistreichsten und tiefsten Energetikers, Wilhelm Ostwalds. Es ist kennzeichnend, daß der größte Monist, Haeckel, selbst sich gezwungen gesehen hat, die Energetik des inneren Lebens von der physischen Energetik absolut abzutrennen und an Stelle des Zwangsenergismus einen Zwangspantheismus in Spinozas Sinne, aber erweitert auf den jetzt erkannten Weltinhalt, zu setzen. Und in der Tat, schon die Biologie, die sich doch nur mit der körperlichen Entwicklung der Lebewesen beschäftigt, muß den Energismus als allgemeine einzige Weltmaschine ablehnen, wie sie es mit jedem rein physischen Mechanismus tun muß. Gleiches gilt meines Erachtens auch von der Physiologie, soweit sie sich nicht mit den Ergebnissen der Lebensvorgänge, sondern mit diesen Vorgängen selbst und ihren Urhebungen beschäftigt, wenn sie zum Beispiel beantworten soll, warum und auf welche Weise im Leben die als Nahrung zugeführten Eiweißstoffe erst zerlegt und dann zu dem für den betreffenden Körper allein tauglichen Baumaterial wieder zusammengesetzt werden.

Materialistischer Mechanismus und energetischer Mechanismus sollten also zwei Schemata für die gesamte Natureinrichtung sein, vom Standpunkte des naturwissenschaftlichen Naturphilosophen. Es geht in der Wissenschaft zu wie in der Kunst, jeder Tag bringt eine neue Richtung und jedesmal die alleinseligmachende. So haben wir denn auch eine modernste Naturphilosophie. Und hier tritt das Eigenartige ein, daß gerade auf dem schwierigsten Gebiete, dem des Lebens, diese Philosophie das Sicherste geschaffen zu haben scheint; auf dem anscheinend so viel einfacheren Gebiete der unbelebten Natur, das selbst starre Dualisten dem einen oder andern Mechanismus auszuliefern kaum zögern würden, das Unsicherste. Nun sind die naturwissenschaftlichen Naturphilosophen durchaus Futuristen, sie meinen, die Zukunft gehöre ihnen. Relativität und Vitalismus sind die Kennworte, nach denen sich die Naturphilosophie mehr und mehr zu richten scheint. In dem schweren Kampf, den der Vitalismus mit dem physischen Mechanismus geführt hat und noch führt, ist ihm ein gewaltiger Helfer in der Biologie erwachsen. Die jetzt bekannten biologischen Tatsachen lassen sich in keiner Weise mehr maschinell erklären, ja schließen jede maschinelle Erklärung schon gedanklich aus. Wenn die Biologie uns jetzt nachweist, daß jeder Teil eines lebenden Wesens sich zu dem ganzen lebenden Wesen entwickeln könne und in vielen

Digitized by Google

Fällen sich tatsächlich dazu entwickelt, so würde eine maschinelle Erklärung voraussetzen, daß eine Maschine in jedem ihrer Teile dieselbe Maschine ist, was schon gedanklich eine Absurdität bedeutet. Nun ist freilich in höchst eigenartiger Weise die Entwicklungsmöglichkeit um so beschränkter, je höher wir in der Reihe der Wesen hinaufgehen. Einen Polypen, einen Wurm usw. können wir zerteilen und unter günstigen Umständen aus den Teilen wieder vollständige, gleiche Tiere erhalten. Bekannt ist auch, daß bei manchen Pflanzen aus einem Blatt allein schon eine vollständig gleiche Pflanze sich zu entwickeln vermag, und daß es also auch blattständige Blüten gibt, die nicht durch Stränge mit dem Stamm oder Zweig verbunden, also wirklich ein Erzeugnis des Blattes sind. Allein beim Menschen zum Beispiel ist die Entwicklungsmöglichkeit außerordentlich beschränkt; es wachsen vielfach Teile zusammen, die gewaltsam getrennt waren, und es können unter Umständen auch neue Bahnen, zum Beispiel für das venöse Blut, entstehen. Aus Muskelzellen gehen hier aber keine Knochen- oder Nervenzellen hervor; im Grunde ist es nur die Haut, die sich bis zu einem gewissen Grade aus vorhandenen Zellen neu bilden kann; wie unvollkommen oft selbst dieses geschieht, sieht man an jeder Narbe. Der Mensch gleicht also einer Zwangsmaschine in dieser Hinsicht bei weitem mehr als ein Wurm, eine Pflanze. Das ist aber nicht entscheidend. Ein einziger Fall, in dem der Mechanismus undenkbar ist, genügt für alle Fälle. So rückt denn allein schon aus biologischen Rücksichten der Vitalismus mehr und mehr in den Vordergrund und bildet eine immer stärker werdende Stütze für den Psychismus. Ich empfehle dem Leser das schöne Buch von Driesch, durch dessen nicht ganz zutreffenden Titel „Philosophie des Organischen" er sich nicht stören lassen darf; er wird dort Tatsachen auf Tatsachen verzeichnet finden, die auf mechanischer Grundlage — ob Materie und Bewegung angenommen wird oder Energie und Energieumwandlung, ist gleich — absolut unverständlich sind. Ich selbst habe in meinem genannten Buche aus ganz andern Tatsachen einen, ich glaube ebenso zwingenden Beweis für das Vorhandensein eines Etwas gegeben — Driesch, der das Wort Seele vermeiden will, nennt es aristotelisch Entelechie — das nicht allein in der unbelebten Natur nicht vorhanden ist, sondern das in seinem Wirken den Gesetzen dieser Natur geradezu widerstreitet. Hier sei darauf aufmerksam gemacht, wie sehr sich die modernen Untersuchungen von den früheren unterscheiden. Den Beweis für die Besonderheit des Seelischen hat man früher aus der Betrachtung des rein Seelischen, aus der inneren Welt des Denkens, Empfindens usw. entnehmen zu können geglaubt. Darauf hatten die Mechanisten immer die gleiche Erwiderung: nur andre Namen für das Gleiche in der unbelebten Natur. Und man konnte ihnen keine handgreiflichen Beweise geben, daß es nicht bloß andre Namen seien, sondern andre Dinge. Die Gedanken, Empfindungen usw. sind eben nicht handgreiflich, es hat sie jeder nur für sich und kann sie als solche keinem vorführen und aufzeigen. Darum wird der Psychismus aus rein inneren Gründen immer nur Ueberzeugung sein können und nie sich für den Andern genügend beweisen lassen, ich kann eben keinem andern sagen, wie Denken, Empfinden usw. ist, damit er sich zu überführen ver-

Digitized by Google

möchte, es sei keine Bewegung, keine Energieumwandlung. Die moderne Wissenschaft benutzt Tatsachen, die unmittelbar aufzuzeigen sind, wie die Entwicklung der Lebewesen, ihre Ergänzung, die Vorgänge im lebenden Körper usw. Darum sind ihre Beweise für den Vitalismus Beweise, keine Meinungen oder Ueberzeugungen; der energischste Mechanist wird nicht behaupten, daß eine Maschine in den kleinsten Teilen aus der gleichen Maschine bestehen kann, z. B. eine Lokomotive aus unzählig vielen gleichen Lokomotiven, oder daß, wenn man Maschinen gleicher Art in beliebiger Ordnung zusammenstellt, man eine einheitlich wirkende und gleiche Maschine erhält; und ferner, daß, wenn man von einer Maschine beliebige Teile fortnimmt, sie trotzdem die gleiche Maschine bleibt.

Hand in Hand mit dem Ausbau des Vitalismus geht ein Abbau des Darwinismus. Es haben sich allmählich zu viele Widersprüche und Unverständlichkeiten eingestellt. Einige Zeit hat man gehofft, den Darwinismus durch den Lamarckismus ersetzen zu können, aber diese Hoffnung scheint zu täuschen. Hier ist die Lage der jetzigen Naturphilosophie noch äußerst ungünstig. Man möchte und kann auch noch nicht die Abstammungslehre entbehren, und weiß doch nicht recht, wie sie zu stützen sei, da die alten Erläuterungen für sie sich als hinfällig erweisen. Es ist der Versuch gemacht worden, auch hier den Vitalismus oder die Entelechie wirken zu lassen, gewissermaßen vorschauend, teleologisch. Allein was für den betreffenden Körper verständlich ist, das ist noch nicht klar für die Nachfolge, zumal die Entwicklung der äußeren Natur als selbständiger Faktor gegenübersteht. Es wird aber schon stimmen, daß wir im „Leben" etwas haben, das mit keiner der Kategorien der äußeren Welt begriffen werden kann.

Auch die Relativität ist an sich nichts Neues, nur ihre Ausbildung ins Aeußerste und ihre schärfere Fassung verdankt man der Moderne. Unter den Griechen ging das Wort: Der Mensch ist das Maß aller Dinge. Naturphilosophisch ins höchste Geistige geführt, entspricht es Kants transzendentalem Idealismus. Der Welt liegt etwas zugrunde. Was, wissen wir nicht und können es nicht wissen, wir fassen die Welt allein auf nach dem Schema unsrer Stammbegriffe (Kategorien) und können sie nicht anders auffassen, also räumlich, zeitlich, ursächlich, substantiell usw. Die Wirklichkeitsphilosophie hat gegen diesen Idealismus, der in seiner weiteren Ausbildung zum Relativismus führen mußte, aufs heftigste angekämpft, mit wie derben Waffen auch, kann man in den Werken Eugen Dührings sehen, nach Schopenhauer wohl einer der größten Philosophen unsrer Zeit und außerdem ein sehr großer Physiker. Von der Relativitätslehre würde man zunächst erwarten, daß sie jenen Ausspruch in allen Einzelheiten aufs äußerste treibt: es gibt für uns nichts Absolutes, sondern nur Relatives, das heißt, nichts was für sich steht, sondern nur im Verhältnis zum andern. So allgemein ausgesprochen ist der Satz gewiß unrichtig; alle unsre Empfindungen sind absolut, doch kann ich darauf an dieser Stelle nicht eingehen. Nun hat aber die Relativitätslehre in unsrer Zeit noch eine höchst überraschende Wendung genommen. Die Relativität ist wiederum relativ zu verstehen, sie hängt noch davon ab, ob die Dinge im Verhältnis zu uns ruhen oder sich bewegen, im

Digitized by Google

letzteren Falle sogar noch von der Dauer der Bewegung. Ein Mensch, der sich mir naht, erscheint mir perspektivisch immer größer zu werden, einer, der sich von mir entfernt, perspektivisch immer kleiner. Das ist bekannt und erklärt. Aber nach der neuen Lehre würde der Mensch, wenn er sich von mir entfernt, auch größer werden können; ja er könnte, wenn er nur mit hinlänglich großer Geschwindigkeit sich von mir entfernt, ins Unendliche groß werden (indem er zugleich von vorn nach hinten immer flacher wird, zuletzt zu einer Fläche zusammenschlägt). Und dabei bliebe er doch für sich und für einen, der sich mit ihm mitbewegt, ganz unverändert. Eine Uhr, die man mir nähert oder entfernt, würde für mich immer mehr nachgehen, zuletzt könnte sie mir stehen bleiben, während sie für sich und für den, der sie trägt, immer gleich geht. Menschen, die sich mir nähern oder entfernen, werden für mich immer wärmer, zuletzt so warm, daß sie für mich in Flammen aufgehen sollten. Das und ähnliches sind Folgerungen aus der sogenannten Einsteinschen Relativitätslehre. Die Physiker haben sich mit diesen Folgerungen abzufinden, und ich brauchte diese Lehre nicht hier zu erwähnen, wenn sie nicht von naturphilosophischer Bedeutung wäre. Hat nämlich die frühere Relativitätslehre entsprechend dem angeführten griechischen Satz die Relativität in unsre Beurteilung verlegt, was uns ganz verständlich ist, so muß die moderne Relativitätslehre sie in den Dingen selbst suchen, wenn sie nicht etwas längst Abgedroschenes nur wiederholen und nur mit an sich nebensächlichen neuen Kennzeichen versehen will. Nicht nur wissen wir nicht, was hinter den Dingen steckt, sondern selbst das, was wir von ihnen zu wissen meinen, wird von den Dingen selbst — das ist das Wesentliche — je nach ihrer Stellung zu uns verändert. Ein Mensch, den ich jetzt sehe, zeigt sich mir aus sich selbst so, und wenn er sich mir naht oder sich von mir entfernt, zeigt er sich mir aus sich selbst anders, und einem andern, wiederum aus sich selbst, anders als mir. So hat jedes Ding aus sich selbst tausend Gesichte, für jeden ein Gesicht und nicht für zwei das gleiche Gesicht! Und ganz so verhält es sich mit allen Eigenheiten, die wir an Menschen, überhaupt an Dingen erkennen und feststellen, nur wenige Eigenheiten zeigen sich immer gleich (wie z. B. der Druck eines Gases oder Dampfes). Das ist transzendentalster Idealismus. Die Dinge verstecken sich nicht bloß, sondern, soviel sie von sich sehen lassen müssen, können sie aus sich selbst den Verschiedenen durchaus verschieden zeigen. Und wenn sie es auch nicht in willkürlicher Weise zu tun vermögen, sondern bestimmten Regeln folgend, so geht uns doch die Welt dabei in die Täuschung einer Täuschung über, indem eine Täuschung uns eine Täuschung vortäuscht, und jedem eine andre. Eine solche Naturphilosophie würde lehren, daß ein Schema für die Welt nur noch in den wenigen Gesetzen vorhanden ist, welche die nimmer rastende Metamorphose der Dinge und Vorgänge beherrschen.

Die moderne Relativitätslehre hat bei ihrem Erscheinen einen Sturm der Begeisterung erregt, und selbst besonnenste Naturforscher konnten sich dem Zauber der Ungewöhnlichkeit ihrer Anschauungen nicht entziehen. Gegenwärtig wird sie wohl nicht mehr so hoch bewertet, und hat es den Anschein, als sollte sie

Digitized by Google

bald das Schicksal so vieler interessanter, aber etwas unbesonnen in die Welt gesetzter Lehren teilen. Viel wichtiger ist eine Anschauung, zu deren Entstehung und Ausbildung sie Anlaß gegeben hat, die Minkowskische Anschauung von der Vierdimensionalität unsrer Welt. Diese bietet an sich wiederum nichts Neues, denn daß außer den drei Abmessungen des Raumes auch die Abmessung der Zeit noch vorhanden ist, war der Menschheit von je bewußt. Aber sie besagt, daß Raum und Zeit nicht getrennte Dinge sind, sondern zusammen ein einheitliches Ding ausmachen, in dem die Zeit keine andre Rolle spielt als jede der drei Dimensionen des Raumes, sie ist eine der vier Dimensionen des Raum-Zeit-Gebildes. Naturgesetze, die man früher als unveränderlich (der Kunstausdruck lautet: invariant) im Raume gehalten hat, sind es tatsächlich in Raum-Zeit; Größen, die sich gleich verändern sollten im Raum (kovariante Größen), verändern sich tatsächlich gleich in Raum-Zeit. Also ist auch jedes Naturschema ein Raum-Zeit-Schema und kann weder ein Raumschema noch ein Zeitschema für sich bilden. Die Bedeutung dieser Anschauung für die Naturphilosophie ist ganz außerordentlich, sie läßt sich in einem raum-zeitbeengten Aufsatz nicht darlegen. Aber unwillkürlich fragt man: Warum mußte eine solche Anschauung erst entdeckt werden? Bedeutet sie das unausweichliche Schema der Natur, warum ist sie nicht kategorisch, so wie uns bisher die Raumanschauung und die Zeitanschauung kategorisch waren? Wie kamen wir denn überhaupt dazu, Raum und Zeit zu trennen, gesondert aufzufassen, während wir doch bisher nur die drei Raumabmessungen immer kategorisch als eine Einheit, als Vergegenständlichung der Räumlichkeit aufgefaßt haben?

Die moderne Wissenschaft zeichnet sich wie die moderne Kunst durch hohe Verwegenheit aus, der man ganz gerne zusieht.

Briefe des Generalfeldmarschalls Freiherrn Edwin v. Manteuffel an seinen Sohn Hans Karl

(Schluß)

Königsberg, 25. April 1870.

Ich habe die Pferde zum Reiten bestellt, will aber Dir doch noch zwei Worte rasch schreiben, weil ich mir denke, daß Du durch meinen Brief, der Dich endlich zu einer Antwort vermocht hat, doch in gewisser Aufregung bist. Ich danke Dir also herzlich für Deinen Brief vom 24. d. M. Mir ist die Hauptsache, daß Du einig mit oder in Dir bist, aber nicht bloß im passiven Verharren, sondern auch im Handeln, wo es geboten ist. Ich bitte Dich also, laß die Sache nicht im Sande verlaufen und laß nie auf Dir herumtreten, es seien Frauen oder Männer. Ersteren antworte geistreich und ironisch, letzteren ernst.

Digitized by Google

Was Du mir über den theoretischen Unterricht und das Urteil des Obersten schreibst, über das Sichfernhalten des Generalmajors v. K., so bitte ich Dich auch hier wieder, Dich recht zu prüfen, ob Du doch nicht selbst Veranlassung dazu gegeben hast. Erinnere Dich, wie freundlich mir beide geschrieben, wie General K. Dich selbst besucht, Dir selbst eine wissenschaftliche Arbeit gegeben, was doch auch ein Beweis, daß er sich für Dich interessiert. Hast Du Dir da doch nicht vielleicht die Stellung selbst dadurch verdorben, daß Du zu sehr in Deiner eignen Ideenwelt lebst, verlangst, die andern sollen genau verstehen, wie Du es meinst, während Du dagegen Dir nicht die Mühe gibst, Dich in sie hineinzudenken und demnach Dein Verhalten gegen sie einzurichten? Nur auf Gegenseitigkeit beruhen alle persönlichen Verhältnisse in der Welt. Den Fonds von Liebe, den Deine Eltern und Geschwister für Dich haben, kannst Du bei Fremden nicht verlangen. Auf wieviel Briefe Deiner Mutter und Deiner Schwester hast Du nicht geantwortet, wie oft hast Du mir versprochen, Du wolltest regelmäßig schreiben, wie Du lebtest, wie es Dir im Dienst ginge, und wie hast Du das gehalten? Können da nicht auch eine Menge Kleinigkeiten sein, die General K. und Oberst R. als notwendige Rücksichtnahme auf sich von Dir erwartet haben und auf die sie Wert, Du aber nicht, gelegt, und kann so nicht nach und nach ein verschobenes Verhältnis entstanden sein? Ist es das, so bist Du der jüngste und mußt nachgeben durch Frische, Unbefangenheit und Eifer im Dienste. Ich habe immer die Angst, daß Du bei vielem fürchtest, Du vergäbest Dir etwas. Hat man so sein rechtes Selbstgefühl, so vergibt man sich nie etwas durch solche Aeußerlichkeiten, und heiterer kehre ich, wenn ich es geäußert, zu meinem schönen Eigentum zurück. Aber in der Welt muß man in der Welt leben. Dann habe ich Dir schon neulich gesagt, Du seiest zu sehr mit Deiner Person beschäftigt. Tue das nicht. „Ich habe schon aufgehört zu leben, wenn ich ans Leben denke," sagt Egmont, und darin liegt viel Wahres. Frisch, tätig und eingreifend, nicht zusehend im Dienst und im Umgang mit den Kameraden, und kein Oberst und General können Dir etwas antun. Noch eins. Erinnere Dich, wie oft ich Dir schon als Kind gesagt, Ihr solltet nie Anerkennung der Dienste Eures Vaters verlangen, am wenigsten von denen, die ihm den meisten Dank schuldig sind. Laß doch die Generale A. und T. mit Dir sprechen oder nicht, das ist ganz gleichgültig. Nun, mein Sohn, springe frisch in die Verhältnisse. Im Widerspruch des Lebens stärken sich die Charaktere. Fasse es so auf und laß Dich durch sie nicht unterbuttern.

*

Königsberg, 10. Mai 1870.

Lieber Hans Karl!

Die Herren werden gleich zum Vortrag kommen, ich habe daher nur kurze Zeit zum Schreiben und hätte doch gern recht ausführlich auf Deinen Brief vom 8. d. M. geantwortet. Zuvörderst danke ich Dir herzlich für denselben, dann bitte ich Dich, in Deinen Selbstbetrachtungen fortzufahren. Du sagst, Du lebtest zu sehr in Dir selbst und in Deiner Ideenwelt und nähmest dabei zu

Digitized by Google

wenig Rücksicht auf die andern Menschen und seiest oft sehr schroff und abstoßend, um vor Dir selbst gerechtfertigt zu sein vor dem Vorwurf, den Leuten gegenüber zu untertänig zu sein. Ueber den Vordersatz sind wir einig, aber bist Du über die Motive ganz im klaren mit Dir? Tust Du es Deiner inneren Rechtfertigung wegen, um mit Deiner Ideenwelt im Einklang zu bleiben, oder fürchtest Du, daß die Leute, wenn Du höflich und zuvorkommend wärst, dies so und so und so auslegen und Dir Absichten, die Du nicht hast, unterschieben könnten? Prüfe Dich einmal selbst hieraufhin recht genau. Ist letzteres mit der Fall, dann hängst Du ja gar nicht von Dir und Deiner Ideenwelt ab, sondern von der Außenwelt, bist abhängig von fremden Leuten. Sieh, mein Sohn, wie kommt der Argwohn in Deine reine Seele? Du siehst in der Freundlichkeit, die General K. Dir jetzt gezeigt hat, ich weiß nicht, was alles — und doch ist nichts natürlicher: Wenn ich einen jungen Menschen am Ort habe, dessen Vater ich kenne, und ich habe ihn mehrere Monate nicht gesprochen, weiß aber, daß ich in der nächsten Zeit mit dem Vater zusammentreffe, so suche ich ihn wahrscheinlich auf und spreche mit ihm. Das tue ich dann nicht, um dem Vater die Cour zu machen, sondern ihm eine Freude dadurch zu machen, daß ich ihm frische Nachrichten von dem Sohne geben kann. Ich habe das in meinem Leben öfter getan, aber wahrhaftig, nur ein rein menschliches Gefühl hat mich dabei geleitet. Prüfe Dich hierin recht, mein Sohn, ob Du nicht zu leicht den Handlungen andrer Absichten unterlegst, die sie gar nicht zu haben brauchen, und nun denkst, alle Leute grübeln ebenfalls bei allem, was Du tust, und legen Dir Gott weiß was für böse Motive unter. Frisch und unbefangen, mein Hans Karl, und nicht zu sehr sich mit dem eignen Ich beschäftigen und nie etwas unterlassen fremder Auslegungen wegen. Du weißt, ich gehe, wie es mein seliger Vater tat, alle Sonntage in die Kirche. Nun kam Friedrich Wilhelm IV. auf den Thron und legte Wert auf Kirchengehen. Viele gingen in die Kirche, um ihm zu gefallen. Der Gedanke, daß man mein Kirchengehen auch so auslegen könne, war mir schrecklich — ich ließ es, aber bald wurde mir klar, daß ich ja der öffentlichen Meinung wegen meinen Gott verleugnete und daß ich ja gar kein selbständiger Charakter wäre, wenn ich mein Handeln davon abhängig machte, wie die Leute es auslegen könnten. Ich bin wieder in die Kirche gegangen, und wenn die Leute sagen, ich habe einen gewissen Charakter, so hat dies ihn eben gebildet, daß ich mir früh klargemacht habe, man dürfe sein Handeln nicht davon abhängig machen, was die Leute sagen könnten, sondern davon, was man selbst als das Rechte erkennt. Nun, mein Sohn, wer mit den Menschen lebt, der muß eben mit den Menschen leben. Und dabei kann man doch sein Ich bewahren! Und nun noch eins, mein Kind. Kommt bei Deinem Handeln oder auch Nichthandeln nicht auch ein bißchen Indolenz, Trägheit, Bequemlichkeit, „Morgen, morgen, nur nicht heute" ins Spiel? Denke in alledem recht über Dich nach.

*

Digitized by Google

Königsberg, 29. Juli 1870.[1])

Mein Hans Karl!

Du bist wohl schon ausmarschiert, ich tue es morgen. Nun, so segne Dich der liebe Gott. Stehe im Glauben, halte an im Gebet, sei stark und sei männlich, und das nicht nur, wenn's hübsch und gut und so geht, wie es einem recht ist, sondern, wenn's mal nicht gut geht, wenn man hungert und durstet und müde ist und der Körper versagen will, dann erst recht stehe im Glauben, bete, sei stark, sei männlich. Man nennt das auch moralische Kraft, und das ist die Hauptgabe, die der Mann vom lieben Gott bekommt. Habe die!

*

Pouilly, 21. August 1870.

Gott sei Dank, mein Hans Karl, daß Du noch so gnädig fortgekommen.[2]) Nun habe nur frischen Mut und Humor und sei vernünftig in Befolgung der Vorschriften, damit Du bald wieder gesund wirst. Dein Bruder ist wohl. Als ich ihm gestern, wie er von Feldwacht kam, von Deiner Verwundung sprach, wollten ihm die Tränen in die Augen treten, aber ich sagte ihm, dazu hätte ich Euch erzogen, daß Ihr das Blut für den König und für das Vaterland hergäbet, und da war er gleich wieder fest.

*

St. Barbe, 2. September 1870.

Mit Gottes Hilfe geht es Dir gut. Dein Bruder war gestern noch stark im Feuer, hat sich gut benommen und ist gesund ... Am 31. August und gestern hat mich Bazaine mit seiner ganzen Macht angegriffen und ist beide Male überall zurückgeschlagen worden.[3]) Die Franzosen haben dabei mit solcher Zähigkeit gekämpft, daß sie sogar des Nachts auf dem Bauche an meine Position heranschlichen und die Dorflisieren mit dem Bajonett angriffen. Meine Ostpreußen konnten das aber auch gebrauchen. Kurz, wir haben sie überall zurückgeschlagen. Prinz Friedrich Karl hat mir an beiden Tagen telegraphisch gratuliert.

*

St. Barbe, 3. September 1870.

... Die zweitägige Schlacht bei Servigny am 31. August und 1. September kostet mir doch viel, viel. Noch am Abend bin ich auf dem Schlachtfelde gewesen und habe die Hurras gehört, von heute an will ich die Lazarette besuchen, und das ist das Schwerste, auch nach dem besten Siege. Bei jedem

---

[1]) Unmittelbar vor dem Ausmarsch in den Französischen Krieg, an dem General v. Manteuffel zunächst als kommandierender General des I. Armeekorps, später als Oberbefehlshaber der Ersten, dann der Südarmee teilnahm.

[2]) Hans Karl v. Manteuffel war als Leutnant im Ersten Garderegiment beim Sturm auf St. Privat am 18. August schwer verwundet worden.

[3]) Schlacht bei Noisseville, 31. August und 1. September 1870.

Digitized by Google

Verwundeten denke ich an Dich, mein Junge. Aber der liebe Gott wird mit Dir sein, und Du wirst auch Humor behalten, denn das ist die beste Medizin ...

*

St. Barbe, 27. Oktober 1870.

... Ich danke mit Dir vor allem dem lieben Gott, daß Du soweit hergestellt bist, und ich bitte Dich recht herzlich, durch Ungeduld Dir nicht Dein ganzes künftiges Leben zu verderben. Es hängt jetzt alles davon ab, daß Deine Rekonvaleszenz in Ruhe und unter derselben ärztlichen Behandlung geschieht. Ich bin vielleicht zwei Tage zu früh aufgestanden oder habe beim Fahren oder Reiten einen Druck am Knöchelgelenk bekommen und liege nun schon wieder seit dem 19., ohne an Gottes frische Luft zu kommen. Und bei mir hat das zuletzt nichts zu bedeuten als frühere oder spätere Genesung, bei Dir kann es sich aber um ein steifes oder bewegliches Knie handeln. Wenn Du momentan verstimmt bist über Aeußerlichkeiten, so sei mein starker Sohn, dessen Charakter für zukünftige Zeiten sich stählt durch Widerwärtigkeiten in der Jugend. Ich denke, Du wirst inzwischen meine Briefe bekommen haben, wo ich Dir über das Eiserne Kreuz schrieb, denn ich dachte mir wohl, daß es Dich doppelt berühren würde, wenn Du jetzt zwischen und neben zwei Verwundeten ruhst, die beide das Kreuz bekommen haben, und aus diesem Grunde schrieb ich Dir zweimal, damit Du sähest, daß ich mit Dir fühle. Wirf doch das alles über Bord, habe Dein Selbstgefühl, die Conscientia recti. Hast Du das Bewußtsein, daß Du ebenso tapfer und kaltblütig vor dem Feinde warst als die andern, ei, so trage den Kopf so hoch und gerade wie nur irgend jemand. Wie ich schon elf Jahre Sekondeleutnant war, wurde ich beim Avancement durch sechs bis sieben Offiziere, die mit mir Prinzen-Adjutanten waren und alle extraordinär befördert wurden, übergangen, durch zwei von ihnen sogar insofern direkt, als sie, jüngere Sekondeleutnants, zu Premierleutnants avancierten. Als mich jemand bedauern wollte, antwortete ich: „Nicht mich, diejenigen bedauern Sie, die solche Dinge berühren!" Kurz, Junge, habe und bewahre Dir Dein Selbstgefühl und mache es nicht abhängig von äußeren Dingen, obgleich ich sehr wohl einräume, daß es viel leichter ist, mit als gegen den Strom zu schwimmen. Aber die Muskeln stärkt das letztere mehr. Außerdem ist ja die Verausgabung der Eisernen Kreuze noch gar nicht abgeschlossen, und die für die bisherigen Schlachten werden in einzelnen Lieferungen — viel anders kann ich es nicht nennen — an die Armeekorps gesandt, und soviel ich weiß, wird nächstens wieder eine Verteilung stattfinden, und ich mag klug sprechen, soviel ich will, so freue ich mich doch für Euch beide, wenn Ihr das Kreuz bekommt, nur sollst Du nicht denken, daß irgend jemand schlechter von Euch denkt, wenn Ihr es nicht bekommt. Wer sich das unterstände, dem müßte geantwortet werden.

Dann noch eins, mein Hans Karl. Du schreibst, daß L. R. Dich fatigiere wegen seiner Lobhudeleien über General Falckenstein. Laß ihm doch das Vergnügen und lache über ihn, wenn er von Sachen spricht, die er nicht wissen kann, denn er hat ja die Mainkampagne nicht mitgemacht, sondern die in

Digitized by Google

Böhmen. Außerdem muß man nie verlangen, daß alle Leute dieselbe Ansicht über andre haben, die man selbst hat, und ist bei Dir und L. hier etwas Persönliches mit im Spiel, weil Dein Vater in der Oeffentlichkeit einmal dem General Falckenstein gegenübergestellt worden ist.[1]) Fange Du doch nicht an, von ihm zu sprechen, und tut er es, so laß Dich mit ihm über die Sache nicht ein, sondern sage ihm, es sei nicht rücksichtsvoll, daß er in Deiner Gegenwart immer davon spreche, da es Dir der Verhältnisse Deines Vaters wegen nicht angenehm sein könne. Aber laß doch die alten Geschichten. Vor vier Jahren hob man General Falckenstein auf den Schild, und jetzt stehen Spottlieder auf ihn in den „Wespen", und die Bürger sammeln Adressen, um gegen ihn einzuschreiten. Das erstere war nach meiner Ansicht übertrieben, das letztere ist ein Skandal gegen einen alten General, der dem König und Vaterland über fünfzig Jahre dient. Das sind Symptome der Zeit.

Zum Schluß wiederhole ich eine Bitte: Sprich mit Dr. St., ob Du nicht eine Stube für Dich im Lazarett erhalten oder mieten kannst, um Sprachunterricht nehmen zu können.

*

Jouy aux Arches, 3. November 1870.

... Damit Du für die Zukunft genau weißt, worin die Beschäftigung eines Oberbefehlshabers besteht, so teile ich Dir mit, daß die Hauptnot mir durch das Nichterscheinen einer Kalbskeule und eines Hammels entstanden ist. Seine Königliche Hoheit der Prinz Friedrich Karl hatte sich vor einigen Tagen zum Diner angesagt, ich hatte ihm außer dem Armeestabe die kommandierenden Generale und die Divisionskommandeure der Armee eingeladen, kurz es waren fünfzig Personen, und ich habe allein über 50 Taler für Champagner bezahlen müssen, was ich meinen Söhnen nun nach und nach von der Zulage abziehen muß. Aus der Kalbskeule sollten nun Klopse und aus dem Hammel ein Braten gemacht werden, es fielen also zwei Gerichte aus, Du kannst Dir die Verzweiflung vom Koch denken. Es wurden Boten über Boten geschickt, es half nichts. Endlich zeigten sich ein paar unglückliche Nachkommen der Retter des Kapitols, und so war wenigstens ein Braten da!

Edwinchen sagt, alle Welt wäre gegen Euch als gegen meine Söhne sehr freundlich, wenn's aber an eine Auszeichnung ginge, so glaubte wieder alle Welt, daß das als Courmacherei gegen mich ausgelegt werden könne, und so ginget Ihr leer aus. Nun, ich denke, das kommt noch, aber Edwinchen ist wirklich sehr selbstlos und sagte, als bei der letzten Verteilung sein Hintermann in der Kompagnie das Kreuz bekommen, der nicht verwundet sei, da habe ihm

---

[1]) Bekanntlich war Manteuffel 1866 der Nachfolger des Generals Vogel v. Falckenstein als Oberbefehlshaber der Mainarmee gewesen und hatte den Feldzug gegen die Süddeutschen zu schnellem, siegreichem Ende geführt. Die ihm aus früherer Zeit wenig wohlwollende Presse hatte nach Friedensschluß seine Verdienste gegenüber denen seines Vorgängers nicht genügend anerkannt.

Digitized by Google

das zwar Eindruck gemacht, doch sei er dessen gleich Herr geworden. Kurz, der Junge war frisch und hat mir gefallen. Der liebe Gott behüte ihn, er ist jetzt auf dem Marsch nach Paris, wohin das II. Korps von der Zweiten Armee detachiert. Der Ersten Armee hat man den Transport der Gefangenen aufgebürdet, ich habe aber doch schon Truppen marschieren lassen und mache das Ganze schneller, als man glaubt.

Der liebe Gott helfe gnädig weiter und gebe Dir auch Geduld und Willenskraft, daß Du diese Zeit zu Deiner Charakterstärkung und Ausbildung zu benutzen verstehst.

*

Nancy, 13. April 1872.

... Professor Erb schreibt, daß Du die Kur mit großer Energie durchführtest. Das freut mich sehr. Ich bitte Dich nur, festzuhalten, daß, wenn man die Energie nicht bis zum letzten Moment behält, alle vorher gezeigte unnütz gewesen ist. Auch bei der Nachkur zeige sie und entsage allem, was die ernste Kur selbst gefährden könnte. Hast Du in Deiner Einsamkeit aber doch nicht schon manchmal daran gedacht, was ich Dir über geistige Diät schrieb? Eine ernste wissenschaftliche Beschäftigung und geregelte Zeiteinteilung dabei ist das einzige, was gegen Ennui und geistige Abspannung schützt. Findest Du nicht auch, daß dann die Zeit schneller vergeht? Es freut mich, daß Du fleißig Französisch treibst, denn lebende Sprachen sind Dir für die Zukunft nützlicher als vieles andre. Jetzt bist Du noch jung genug, sie erlernen zu können, in späteren Jahren wird das schwerer, aber in diesen kannst Du die spezifisch militärischen Wissenschaften noch ganz gut lernen. Das ist auch ein Grund, warum ich gegenwärtig Sprachen und allgemein-wissenschaftliche Studien für Dich für nützlicher halte als den Besuch der Kriegsakademie. Dazu hast Du Zeit, wenn Du gesund bist. Aber vergiß nicht, auch wieder ein lateinisches oder griechisches Buch in die Hand zu nehmen. Mein seliger Vater bat mich in meiner Jugend soviel darum, es zu tun. Ich habe es nicht getan und später oft bitter bereut. Erspare Dir das und höre auf die Bitte Deines Vaters. Jedenfalls lasse Dir Deine Bücher und Papiere aus Potsdam gleich kommen. Ich hätte die meinigen gar gern auch hier. So etwas erleichtert das Arbeiten, hat allerdings auch die Gefahr in der ersten Zeit, die Zeit zu zerstückeln, weil man von einem Buche zum andern geht und stückweise liest.

Was die Zeiteinteilung anlangt, so ist das beste, früh am Tage anfangen. Mir ist immer von Eindruck gewesen, daß Friedrich Wilhelm III. bis früh 11 Uhr seine eigentlichen Geschäfte abgemacht hatte und von nun an Herr seiner Zeit war und das betrieb, was nicht in die eigentlichen Geschäfte gehörte. Aber der Herr fing früh auf die Minute an, und während dieser Zeit durfte ihn niemand unterbrechen.

*

Nancy, 2. Juni 1873.

Was Du mir an Details über Deine Vorlesungen schreibst, interessiert mich sehr. Fahre so fort, suche aber auch persönlich mit den Professoren, die

Digitized by Google

Du hörst, bekannt zu werden. Von dem Augenblick an interessiert ein Vortrag noch viel mehr. Es freut mich, daß Du Bluntschli mit Interesse hörst. Daß er manchmal sehr konservativ, manchmal doktrinär ist, zeichnet den Zustand, in dem sich alle Staatsmänner seit 1789 befinden: ein Schwanken in den Grundsätzen, das Neue anerkennend und doch vor seinen destruktiven Konsequenzen zurückschreckend, wenn einem diese wirklich klar werden, oder das Alte festhalten wollend und dann doch einsehen, daß es dem Neuen gegenüber nicht durchführbar. Wir stecken immer noch in einer revolutionären Zeit.

Ich schreibe jetzt gerade etwas über Vergangenheit und sehe, welchen Unterschied es macht im scharfen Denken über sich, ob man seine Gedanken zu Papier bringen muß oder ob man nur in allgemeinen Gefühlen verschwimmt. Das mußt Du auch tun zur Beruhigung Deines Vaters, damit er sieht, daß, wenn er die Augen schließt, nicht bloß gesetzliche Bestimmungen, sondern Pietät, Zuverlässigkeit und Selbständigkeit im Charakter seines Aeltesten die Existenz seiner Witwe und Tochter sicherstellen. Gehe Dein Leben durch und bringe Deine Gedanken zu Papier. Nur so kommt man zur wahren Selbsterkenntnis. Diese ist aber notwendig, nicht um nun schwach zusammenzusinken, zu jammern, „wenn ich das und das nicht getan hätte, so wäre das und das nicht", sondern um sich aus dieser Selbsterkenntnis klarzumachen, was man in Zukunft tun und was man nicht tun muß, und sich so innerlich zu regenerieren. Als Du schwer verwundet lagst, schriebst Du, Du könntest nicht geheilt werden, Deine Säfte wären nicht gesund. Das war das Hinsinken unter dem Eindruck eigner Schuld. Als der liebe Gott Dich nun gesunden ließ an der Wunde, so schwand mit dem Besserwerden auch der Eindruck. Hättest Du Dir damals recht klar zu Papier gebracht: „In welcher Stimmung war ich, als ich das tat? War die Stimmung begründet oder beruhte sie nur in subjektivem Empfinden? Hat das, was ich in der Stimmung getan, dem wirklich abgeholfen, was mich in die Stimmung versetzte? Ist nicht nur eine momentane Uebertäubung der Erfolg gewesen usw.?" — glaube mir, all solches Durchgehen der einzelnen Fälle würde Dich zu dem „In Deiner Brust sind Deines Schicksals Sterne" führen und zu dem „Den Menschen macht sein Wille groß und klein". Ordnet man den Willen physischen Eindrücken unter, so hat man eben keinen. Darum nur den Kopf obenauf und ihn nicht sinken lassen und, wenn etwas schwer wird, ein Vaterunser beten, das hilft gar wunderbar.

*

Verdun, 2. August 1873.

... Ich habe, solange ich diene, noch niemals Staatsgelder verteilt, in Schleswig hatte ich Schleswigsche Fonds und in Frankreich habe ich französische Fonds. Ich habe gar nichts dagegen, wenn die Verwendung dieses Fonds recht in die Oeffentlichkeit kommt, da wird sich herausstellen, daß ich durch persönliche Verhandlungen ihn erworben und daß ich allein von allen aus ihm mit Genehmigung des Königs gegebenen Benefizien nichts gehabt habe ... Lies doch die „Tribüne", da wirst Du gedruckt finden, wie schlecht ich die Okkupationszeit

Digitized by Google

gemacht hätte und daß deswegen ich auch ohne weitere Anstellung verbleiben würde. Die Belforter Rede (die ich natürlich niemals gehalten) habe den Ausschlag gegeben.

Ganz kann ich Deinem Räsonnement nicht folgen, daß ich begreifen müßte, daß meine Söhne lesen wollen, was die Zeitungen über mich drucken. Warum Schmutz — was diese Presse ist — angreifen? Meine Söhne haben, da mein ganzer Charakter von meinen Gegnern in der Tagespresse verunglimpft wird, nur die große Sohnespflicht zu erfüllen, durch ihre Führung zu zeigen, daß ich dem Vaterlande tüchtige Männer herangebildet habe. Mein Kommando hier dauert, wenn, was anzunehmen, die Franzosen pünktlich zahlen, wie ich glaube, bis 10. oder 12. September. Dann gedenke ich nach Berlin zu gehen, wo ich demobil gemacht werde, mich beim König zu melden und dann Urlaub nach Gastein zu nehmen.

*

Verdun, 4. August 1873.

... Du bist empfindlich gegen Deinen Vater und rechtest mit ihm. Das ist unrecht, mein Sohn. Dein Vater wird gerade jetzt wieder in den Zeitungen in ungemessener Art angegriffen, weil sein Kommando zu Ende geht und man fürchtet, der König könne ihn in seine Nähe ziehen, es daher für notwendig hält, diesem die Ueberzeugung beizubringen, das sei eine Unmöglichkeit, weil der König selbst dadurch in der öffentlichen Meinung verlieren müßte, wenn er sich mit einem vom ganzen Volke gehaßten und nicht geachteten Manne einlasse. Da willst Du der Welt zeigen, daß Vater und Sohn nicht nebeneinander leben können? Wenn Dein Vater gegen Dich oder Deine Geschwister zu streng oder zu hart oder zu schroff oder nenne es, wie Du willst, ist, so hat er dies einst bei Gott zu verantworten, niemals aber dürfen die Kinder da selbst Kritik üben und sich dem Vater gegenüber auf den Rechtsstandpunkt stellen, die Pflichten, die in ihren Augen der Vater hat, abwägen gegen die, die sie nach ihrer Ansicht zu üben haben, und nun den Vergleich ziehen, wer seine Pflicht erschöpft hat, wer in ihr zurücksteht. Wer, mein Kind, soll offen gegen Dich sein, wer die Dinge beim Namen nennen, wenn ich es nicht bin? Der liebe Gott wird es mir in Gnaden vergeben, wenn ich in vielleicht zu regem Dienstgefühl mich zuviel mit den Dienstgeschäften und zuwenig mit der geistigen Entwicklung meiner Kinder beschäftigt habe. Ich suche es nachzuholen, ich kann Euch jetzt geistig nicht schonen und nicht verzärteln, wie ich in Euren Kinderjahren keinem von Euch einen Schlag gegeben habe, weil ich selbst so erzogen worden bin.

Glaubst Du, daß ich Lehren gebe, ohne sie selbst auszuführen? Es wird mir in meinem fünfundsechzigsten Jahre manchmal schwer genug, früh morgens meine gymnastischen Uebungen zu machen, ich tue es eisern, bloß zur Stählung meiner Willenskraft, damit die Energie im Alter nicht nachläßt. Habe ich dann den trägen Körper und das Unbequemlichkeitsgefühl überwunden, so freue ich mich hinterher. Glaube mir, so ist es mit allem im Leben, was einem schwer

Digitized by Google

wird und was man durch Gottes Willenskraft überwindet, bis sich Geist und Körper daran gewöhnt und die Trägheit und Unentschlossenheit fliehen. Glaube doch, mein Sohn, daß ich mit Dir in Deinem körperlichen Leiden das Schwere, das der liebe Gott Dir auferlegt, voll und ganz fühle. Aber darin zeigt sich ja eben der Charakter, das Geistige, Gottähnliche im Menschen, daß man Herr über Körper und äußere Verhältnisse bleibt. Hier auf Erden ist es ja nur, als wenn man eine Patrouille macht. Denkt man bei dieser an sich, seine Bequemlichkeit und verliert nur einen Augenblick seinen Auftrag aus dem Auge, so hat man seine Patrouille schlecht gemacht und kann vor ein Kriegsgericht gestellt werden. Vollzieht man seinen Auftrag trotz Hunger, Durst, Kälte, Regen und Fatigen, so hat man Ruhm, Ehre und Stellung. Sterben wir, so müssen wir Rechenschaft geben, wie wir unsern Auftrag hier auf Erden — Ausbildung des Geistes und Herrschaft dieses über den Körper und über äußere Verhältnisse — durchgeführt haben. Der Preis ist dann dort oben und doch auch schon hier unten der Frieden, mit dem man Paul Gerhardts „Befiehl Du Deine Wege" lesen kann. Sei mein kräftiger Sohn.

*

Straßburg, 16. November 1880.

... Morgen ist der Geburtstag meiner Mutter. Gestern war der Begräbnistag Deiner seligen Mutter.[1]) Da habe ich eine Staatsratssitzung von vier Stunden gehabt und ein Diner für vierundzwanzig Staatsräte gegeben. Ja, es gibt Tage und hat Tage gegeben, wo ich an meine Eltern nicht gedacht habe, aber ihre Erinnerungstage habe ich immer festgehalten und so auch heute wieder an meine Schwestern zu morgen geschrieben. Aber einen Tag und eine Stunde, wo ich bei allen Geschäften und bei allem, was ich tun und unternehmen mußte, nicht an Deine selige Mutter gedacht, hat es noch nicht gegeben, und deshalb habe ich auf ihre Erinnerungstage wenig Wert gelegt. Mein ganzes Leben ist eben Erinnerung. Aber Deine Briefe und Telegramme in diesen Tagen haben mich doch erfreut, und bedauert habe ich es Deinet- und Deiner Geschwister wegen, daß gerade in diesen Tagen sich Dienst auf Dienst häufte, so daß ich Dir nicht schreiben, mit ihnen nur wenig sprechen konnte. Den Fonds von Liebe, der für Euch im Herzen Eurer Mutter war, kann ich Euch nie ersetzen. Mein Gebet ist, daß ich es tue, soweit es mir möglich und über meine Individualität hinaus, aber vollen Ersatz bieten kann ich Euch für die Liebe Eurer Mutter nie, und deshalb haltet sie heilig, solange Ihr Atem habt ...

*

Straßburg, 25. Dezember 1880.

... Der Kaiser hat mir geschrieben, er habe meine Rede mit Genugtuung gelesen: „Die Offenheit und Gemütlichkeit, ohne Scheu vor Antagonisten muß Ehrfurcht und Vertrauen erwecken." Zum Fest hat er mir eine Uhr, die von

[1]) Manteuffels Gattin war im November 1879 gestorben.

Digitized by Google

einer nicht erkennbaren Dame gehalten wird, geschenkt. Ich habe ihm soeben geschrieben: „Ew. Majestät lege ich meinen alleruntertänigsten Dank für das huldreiche Weihnachtsgeschenk ehrfurchtsvollst zu Füßen. Ew. Majestät haben eine Uhr gewählt. Bedeutet sie den Tellschen Spruch, und soll ich meine Rechnung mit dem Himmel machen? Daß dies mehr und mehr mir nahetritt, fühle ich an vielen Zeichen meines Körpers. Dem sei, wie ihm wolle, die Stunden, die die Uhr mir noch schlägt, werde ich mit Gottes Hilfe Ew. Majestät aus allen Kräften dienen. Ew. Majestät habe ich auch ehrfurchtsvoll auszusprechen, wie glücklich ich bin, daß Ew. Majestät mit meiner jüngsten Rede zufrieden gewesen sind. Verhehlt habe ich mir nicht, daß dieselbe hier im Lande Schwierigkeiten veranlassen wird. Aber ich will den Kampf, das ist ja der Gedanke meiner Politik, die Kirchhofsruhe des Landes aufrütteln, damit die Geister auseinanderplatzen und Wirkliches geboren wird. Deshalb habe ich im vorigen Winter die Presse freigegeben, deshalb habe ich jetzt ‚die Zusammengehörigkeit von Elsaß-Lothringen mit Deutschland' in den Landesausschuß geworfen. Ich hoffe auf guten Ausgang. Kämpfen aber sehe ich entgegen, doch ohne diese gibt's ja keinen Sieg. Die Uhr Ew. Majestät ist mir ein neuer Sporn, daß ich die Zeit benutzen muß. Ich ersterbe usw." ...

*

Straßburg, 21. Februar 1881.

... Glaube mir, Fürst Bismarck hat recht. Es ist sehr schwer, einen so hochstehenden Mann zu beurteilen, aber die Erfahrung habe ich in meinen kleineren Verhältnissen schon gemacht, daß es das Furchtbarste ist, wenn man bei seinen Plänen passiven Widerstand bei seinen Organen findet. In der Lage ist Bismarck seit Jahren, und wenn ihm da die Geduld reißt, so ist das menschlich. Ich stehe zu ihm ... Halte fest, daß nichts leichter ist, als in der Kritik Schärfe des Verstandes zu zeigen, und denke an Richelieu, der da sagte, wenn er jemand verderben wolle, könne er es tun, wenn dieser nur zwei Worte sage ... Meine Rede hat guten Effekt gemacht, überhaupt haben wir alle Regierungsvorlagen bis auf kleine, von der Regierung akzeptierte Aenderungen durchgesetzt, und ich bin mit dem Resultat der Session zufrieden. Auch ist es von großer Bedeutung, daß ich vom Papst das Gebet für den Kaiser erlangt habe, was zehn Jahre hindurch nicht durchzusetzen gewesen. Der hiesige Bischof hat, was er stets verweigerte, die Erlaubnis dazu vom Papst erbeten ...

*

Straßburg, 26. März 1881.

... Hier habe ich jetzt die französischen Versicherungsgesellschaften, die vier- bis fünftausend Agenten im Lande haben, verboten. Das wird Lärmen geben. Ein zweiter Schlag folgt auch bald. Ganz ohne Energie bin ich noch nicht. Der liebe Gott erhalte sie mir noch ein bißchen. Aber dem Kaiser habe ich doch gemeldet, daß ich nicht mehr felddienstfähig sei und ihn bäte, mich in der Liste der im Kriege Kommandierenden zu streichen, hier bäte ich ihn indes, mich noch

Digitized by Google

einige Zeit zu lassen, da durch meine Maßnahmen in den Sprachengesetzen und der Feuerversicherungsgesellschaft das Land in einer Krise sei und ich nicht gern fahnenflüchtig in meinen alten Tagen würde und die Krise noch durchmachen wollte. An Generalfeldmarschall Moltke habe ich ersteres auch angezeigt. Man muß über sich selbst klar sein ...

*

Straßburg, 2. Mai 1881.

... Ich möchte gern Truppen sehen, kann es aber wirklich nicht, da ich dann zu fatigiert bin, um arbeiten zu können, und das muß ich. Die Richter-Forckenbeckschen Reden ärgern mich doch, sie sind Symptome der Zeitzustände, obgleich sie den Reichskanzler wahrhaftig nicht treffen können, denn sie verdrehen die ganze Prinzipienfrage. Ich habe jetzt einen entscheidenden Schritt getan, um die Seminarien und Präparandenschulen konfessionell zu machen. In den Schulen sollen die Geschlechter wieder getrennt sein, und dann möchte ich auch die Vorschrift, daß der Katechismus in der Schule erst gelehrt werden darf, wenn die Kinder zehn Jahre alt sind, aus der Welt schaffen, und so noch zehn bis zwölf Punkte, die alle komplette Feinde einer religiösen Erziehung sind. Anstatt daß die Leute nun einsehen sollten, daß alles das einfach geboten ist, um Glauben in die Kinder zu bringen, wird es ausgelegt als Devotion gegen die katholische Kirche. Darin liegt die Schwierigkeit. Aber man muß durch. Die Presse fällt tüchtig über mich her. Das „Journal d'Alsace" läßt mich hier, wie in der Sprachengesetz- und Versicherungsgesellschaftenfrage, im Stich, und mir sind die reinen Oppositionsblätter fast lieber als dieses Mantelträgerblatt.

Der Kampf um die Autonomie Mongoliens

Eine friedliche Kultureroberung Rußlands

Von

Dr. A. Polly (St. Petersburg)

Eigen in Kultur und Geschichte, Sprache und Verfassung, Gesittung und Religion, Arbeits- und Lebensbedingungen, hat das mongolische Volk seit jeher — selbst nach dem Zerfall des großen mongolischen Reiches, aus dem China emporwuchs — eine Sonderstellung gegenüber dem chinesischen Reiche behauptet. Die mongolischen Fürstenhäuser — über achtzig an der Zahl bloß in der sog. äußeren Mongolei — dünkten sich selbst als zu mächtige und große Herren, um sich in einem Vasallenverhältnis zur mandschurischen Dynastie wohlzufühlen. Solange diese am Ruder war, bestanden zwischen den führenden Stämmen und dem Kaiserhofe immerhin so vielfache persönliche und überlieferte Beziehungen, daß der Gedanke an Auflehnung gegen die herrschende Macht oder

Digitized by Google

gar an Loslösung von der chinesischen Staatengemeinschaft höchstens als geheime Wünsche bei den aufgeklärtesten und fortgeschrittensten unter den Häuptlingen zum Durchbruch kam, von welchen so manche hohe Stellungen im Hof-, Diplomaten- oder Militärdienst einnahmen. Umgekehrt wurden ihre Privilegien und eine gewisse innere Unabhängigkeit von den chinesischen Machthabern unangetastet respektiert.

Mit der Zunahme des russischen Einflusses in der Mandschurei steigerte sich auch das Mißtrauen des eigentlichen Chinas gegen die Mongolei, in der naheliegenden Befürchtung, der große slawische Nachbar könne über kurz oder lang seinen weitreichenden Arm auch nach dem nie als besonders chinazuverlässig betrachteten Mongolien ausstrecken. Die russische Diplomatie in Peking war schon vor ungefähr einem Jahrzehnt in der Lage, ihrer Regierung von einem chinesischen Vorhaben Kenntnis zu geben, das dahin zielte, in der Mongolei durch verstärkte Truppenentsendung, Niederlassung von Mandarinen und erhöhte Kolonisation dem Vordringen des russischen wirtschaftlichen Einflusses Einhalt zu gebieten, zugleich aber die Mongolei als regelrechte Provinz dem Vierhundertmillionenreiche einzugliedern.

Mit der Revolutionsbewegung im Süden Chinas und in Peking im November 1911 breiteten sich aber auch die Selbständigkeitswünsche in der Mongolei immer offensichtlicher zur Rückerlangung der ursprünglichen historischen Verwaltung aus. Bis schließlich als Gegenschlag zu der von den Aufständischen angestrebten Erlangung einer Verfassung das Signal zum Aufstande des gesamten mongolischen Volkes gegeben wurde, die chinesischen Truppen und Behörden aus dem mongolischen Gebiete zu verdrängen, gleichzeitig aber das bisherige geistliche Oberhaupt, Tschebzun-Damba-Chutuchta, auch zur politischen Leitung des Landes zu berufen und Urga zur Residenz des neuen Gemeinwesens zu bestimmen. Damit war das Tischtuch zwischen der Mongolei und China endgültig zerschnitten; die gegenseitigen Beziehungen auch trotz eifrigsten Liebeswerbens, zuweilen durch energische Drohungen verstärkt, auch nicht wieder aufgenommen. Dagegen suchte die neugebildete mongolische Regierung Annäherung an Rußland und verlangte das Protektorat des Zarenreiches.

Rußland befand sich um dieselbe Zeit bekanntlich in Verhandlungen mit China wegen Erneuerung des überfälligen politischen und Handelsvertrages von 1881, zu dessen Festsetzung eine Sondermission unter Führung des nachmaligen Gesandten und späteren Ministerpräsidenten und Ministers des Aeußern Lou-Tseng-Tsiang nach Petersburg im Sommer 1911 entsendet wurde, während man von russischer Seite gleichfalls eine eigne Vertragskommission einsetzte, als deren Vorsitzender der russische Botschafter in Tokio, Senator Malewski-Malewitsch, einen Ruf hierher erhielt. Die Erörterungen gerieten indes nicht über den ersten Höflichkeitsaustausch hinaus. Denn der immer wütender ausbrechende Kampf zwischen den Aufständischen und den kaiserlichen Truppen, der schließlich im Frühjahr 1912 zum Zusammenbruch des Kaisertums und Ausrufung Yuan-Schikais zum einstweiligen Präsidenten der Republik führte, hatte

Digitized by Google

auch die Auflösung der chinesischen Vertragskommission vor Zweckerfüllung zur Folge.

Rußland sah sich später genötigt, angesichts der Schwierigkeit, mit einer legitimierten chinesischen Landesvertretung zu unterhandeln oder bis zur Einkehr geordneter Verhältnisse im Reiche der Mitte in vertragslosem Zustand zu verbleiben, trotz der Mängel und Lücken des alten Vertrages von 1881, dessen unveränderte Verlängerung auf weitere zehn Jahre, wie er ging und stand, mit den einstweiligen chinesischen Nachbarn zu vereinbaren. Diese lehnten indes alle Anregungen Rußlands auf Klarstellung des Verhältnisses zur Mongolei durch chinesische Vermittlung kategorisch ab. Sie betrachteten die Mongolen einfach als ihre Vasallen, die gar kein Recht hätten, auf den Abschluß internationaler Verträge irgendwelchen Einfluß zu nehmen. Vielmehr erstrecke sich jeder von der Pekinger Zentralregierung abgeschlossene Vertrag ohne weiteres auch auf das Gesamtgebiet der Mongolei. Die inzwischen losgelöste Mongolei erklärte dagegen diese Vertragsabmachung für sich als nicht bindend, verlangte vielmehr von Rußland zur Wahrung seiner und der wirtschaftlichen Interessen seiner auf den mongolischen Gebietsteilen angesessenen Untertanen den Abschluß eines eignen Handels- und politischen Vertrages mit der Regierung des Chutuchta.

Diese Zwangslage — und nicht etwa territoriale Erwerbungslust — gab der russischen Regierung erst Veranlassung, die eigentlich selbstverständliche Wahl auf den gründlichen Kenner des fernen Ostens und Chinas, den vormaligen Gesandten und Minister in Peking, Korostevetz, dem auch in der gescheiterten russisch-chinesischen Vertragskommission die Rolle des stellvertretenden Präsidenten zugedacht war, als Bevollmächtigten an den Sitz der mongolischen Regierung zu entsenden. Volle acht Monate verweilte der Sondergesandte in Urga, von wo er nach harter, unsäglich mühevoller Arbeit, unter Entsagung jeglichen Lebenskomforts in dem eisumstarrten unwirtlichen Gebirgslande, aber auch nach erfüllter vielseitiger, erfolgreicher Tätigkeit dieser Tage nach St. Petersburg zurückgekehrt ist. Die nachstehend in den Hauptzügen wiedergegebenen Darlegungen über Land und Leute, über die politischen, wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und allgemeinen Zustände nach persönlichen Wahrnehmungen und Erfahrungen, wie auch über das unmittelbar erreichte und in Erfüllung seiner Aufgabe staatsvertraglich hergestellte Verhältnis der Mongolei zu Rußland, verdanke ich den eignen, daher völlige Authentizität ansprechenden Erzählungen des mir aus meinem Pekinger Aufenthalt bekannten Staatsmannes.

Die Mongolen haben — wie eingangs bemerkt — eine vom Chinesischen in Schriftzeichen und Wortbildung durchaus besondere Sprache und Literatur, gemeinsam mit den Buräten. Mit Hilfe eines gebildeten, auch das Russische beherrschenden burätischen Redakteurs begründete Kammerherr v. Korostevetz die erste mongolische Zeitung, eine Halbmonatschrift, sowie eine eigne Druckerei. In dieser wurde auch der russisch-mongolische Vertrag — von dem noch weiter unten die Rede sein wird — nebst Erläuterungen des Verfassers hergestellt.

Digitized by Google

Wie ich mich aus einem mir gewidmeten Exemplar durch den Augenschein überzeugen durfte, in tadelsfreier typographischer Ausführung. Ihre Religionsübung bringt die Mongolen in Abhängigkeit von Tibet. Der Dalai-Lama in Lhassa ist ihr oberster Kirchenfürst. Bedürfnislos fast bis zur Aszese, kennt der Mongole bis heute keinen Alkohol, was sich wohl mit dem Eindringen der russischen „Kultur", wie so manches im Dasein des Volkes, demnächst ändern wird.

Das Hauptgetränk, da es auch an gesundem Trinkwasser fehlt — leider ist auch Waschwasser eine Seltenheit, weshalb die Reinlichkeit der Bewohnerschaft so ziemlich alles zu wünschen übrig läßt —, ist Ziegen- oder Pferdemilch, auch gepreßter Brikettee, der zugleich als Nährmittel, gekocht mit Butter und Kuhmilch, dient; beides aus Kalgan durch Kamelkarawanen hingebracht. Brot und Gemüse kennt man dortzulande nicht. Nur eine Art gebackener Teig aus Pferdemilch bildet den Brotersatz; etwas Schaf- oder Hammelfleisch, seltener getrocknete Fische, sind die Kernbestandteile ihrer kärglichen Mahlzeiten für arm und reich, höchstens daß der letztere mehr und besseres Fleisch genießt.

Der Reichtum der Fürsten und andrer Häuptlinge besteht in Land, Weiden, Viehtriften, Silberwaren und Perlen, letztere als begehrtester Schmuck der Schönen in der Mongolei. Neben Viehzucht — Getreidebau ist unbekannt — beschäftigt sich der Mongole, namentlich der bessergestellte, mit Raubtierjagd, die äußerst ergiebig, wenn auch recht gefährlich ist — vorwiegend auf Wölfe und Tiger —, wie dem Handel mit Pelzen und Häuten. Der Mongole — auch der reichste und vornehmste, sogar der regierende Chutuchta — wohnt in sog. Jurten, die nichts andres als größere oder kleinere zeltartige Holzbauten sind, zumeist mit Filz ausgekleidet und bedacht, die gegen die meist äußerst harte und langdauernde Winterkälte unzureichenden Schutz gewähren; für den Nichteinheimischen im höchsten Grade ungemütlich. Wer sich's leisten kann, baut sich mehrere, durch Gänge miteinander verbundene Jurten. Der Aermere teilt das Innere in mehrere Räume und abgesonderte Frauengemächer ein. Die niedere Bevölkerung kauert in einem Raum zusammen, der Männlein und Weiblein, aber auch das liebe häusliche Kleinvieh Tag und Nacht friedlich beherbergt. Leider züchtet diese enge Zusammengepferchtheit von Mensch und Tier wie der jeder Beschreibung spottende schmutzstarrende Zustand in diesen Armeleutejurten auch schwere ansteckende Hautkrankheiten, Pocken und Syphilis, von welchen die Bevölkerung der Mongolei endemisch heimgesucht ist. Europäisch oder amerikanisch geschulte Aerzte gibt es in der Mongolei nicht. Nur tibetanische Aerzte quacksalbern mit ihrer Kräutermedizin an den unglücklichen Kranken herum.

Zur tiefsten Unsauberkeit gesellt sich als zweite angeborene Untugend der Mongolen die ebenso fabelhafte Trägheit und Geistesstumpfheit. Faul wie die Sünde, scheut der Eingeborene selbst den kleinsten zu Fuß zurückzulegenden Gang. Um zur hundert Schritte von der seinigen belegenen Nachbarjurte zu gelangen, setzt er sich aufs Pferd, um im Zuckeltrab die kurze Wegstrecke zurückzulegen. Das Pferd hat keinen Preis, folglich ist auch der ärmste Mongole

Digitized by Google

von Kindheit auf von seinem Rößlein unzertrennlich. Freilich verkommen auch alljährlich Tausende und Tausende der armen Tiere am Hungertode, im klaftertiefen Schnee der Gebirgsmulden oder im Baikalsee, in den sie, von Krankheiten und Hunger gepeinigt, instinktiv hineinrasen.

Ein geradezu entsetzlicher Barbarismus des Landes wird mit den Leichen von Mensch und Tier getrieben. Die Körper der Verstorbenen werden nicht begraben — mit alleiniger Ausnahme derjenigen der höheren Geistlichkeit, der Lamas —, sondern einfach auf den die bewohnten Orte umgebenden Hügeln unverscharrt hingeworfen, wo sie Hunden und Aasgeiern zum Fraße dienen. Jedem Leichenzug — der Tote wird auf offener Tragbahre von vier Männern zu den Hügeln getragen — folgt eine ganze Meute wilder Hunde, die sich sofort auf den eben auf den Boden gelagerten Leichnam stürzen, um ihn zu zerfleischen. Alsbald fliegen die Raubvögel heran, die mit ihren Stoßschnäbeln den toten Körper mit einem Ruck durchschneiden und im Kampfe mit den Hunden durchwühlen. Wo immer man im Freien hintritt, stößt man auf menschliche Ueberreste, vorwiegend auf abgenagte Knochen und halbzerfressene Schädel.

Die auf Menschenfleisch als Lieblingsspeise eingerichteten Hunde sind deshalb für den Wanderer, ja sogar für den Reiter eine ernste Gefahr. Niemand wagt sich ohne schußbereiten Revolver auf die Straße, jeden Augenblick gewärtig, von wilden Hunden angegriffen zu werden. Die Annäherung an einen Leichenplatz nach Ablagerung einer frischen Leiche bringt fast sicheren Tod durch Hunderte beutegieriger Hunde mit sich, die sich auf den Eindringling stürzen.

Doch stehen den angeführten nationaleigentümlichen Gebrechen auch wieder hervorragende moralische Eigenschaften gegenüber. Außer der bereits erwähnten außerordentlichen Genügsamkeit in den persönlichen Bedürfnissen ist der Mongole gutmütig, gastlich, zuverlässig, ehrlich und von gewissem nationalem Stolze erfüllt. Oberflächliche oder gar geringschätzige Behandlung verträgt er nicht. Wer den Mongolen gewinnen will, darf sich nicht scheuen, mit ihm engen Verkehr zu pflegen, an seiner Lebensweise teilzunehmen, seinen Wünschen und seinen Nöten Verständnis entgegenzubringen und sein aufrichtiger Berater Lehrer zu sein.

Nur auf diesem Wege gelang es dem russischen Bevollmächtigten Korostevetz, das anfänglich auch ihm gegenüber stark zutage getretene Mißtrauen und die vielfältige Opposition der Stammeshäupter allmählich zu besiegen. Der Chinese, der auf den Mongolen als auf eine minderwertige Rasse hochmütig herabsieht und ihn mit den Spottworten „Schmutziger Mongole", „Vasall" usw. bewirft, hat sich gerade dadurch dem Mongolen entfremdet und wird von ihm gehaßt. Mit barbarischer Grausamkeit werden Gesetzesverletzer oder sonstige Missetäter bestraft. Prügelstrafen, unter deren Wucht der Armesünder zuweilen mit Stöcken erbarmungslos totgeschlagen wird, sind die von den Chinesen übernommenen, in der Mongolei noch verschärft durchgeführten Zuchtmittel. Zudem werden die Sträflinge an Händen und Füßen angekettet, in sargartige Einzelkäfige gesteckt, die so eng gebaut sind, daß der Verbrecher darin entweder nur sitzen und nicht

Digitized by Google

liegen kann oder in ausgestreckter Lage bleiben muß, ohne sich erheben zu können. Nur eine winzige Oeffnung in dem Kasten ermöglicht die täglich einmalige Verabreichung des Teebriketts als einzige Nahrungszufuhr. Dieses schauerliche Gefängnis, in welchem der Unglückliche oft Jahre zu verbringen hat und in welchem er alsbald zum verwilderten Tiere herabsinkt, wird nur selten gereinigt, nie geheizt. Die Kleidung fault am Leibe, bis sie abfällt.

Die Frau spielt im Leben des Mongolen lediglich die Rolle einer käuflichen Ware: geht doch selbst das mit priesterlicher Weihe erheiratete Mädchen mittels Kaufvertrages in den Besitz des Mannes über. Körperliche Unberührtheit vor der Hochzeit wird von der Braut keineswegs verlangt, wiewohl diese oft schon im zwölften oder dreizehnten Lebensjahr einen Mann bekommt. Im Gegenteil gilt Vielbegehrtheit des Mädchens als Auszeichnung in den Augen des Mannes. Und es ist der Fall bekannt, wo ein mongolischer Prinz sein vierzehnjähriges Bräutchen sitzen ließ, nur weil er erfuhr, daß diese sich noch ihre Reinheit bewahrt. Für billiges Geld wird Mädchengunst deshalb zumeist von den Müttern auch an Fremde verschachert. Die Frauen sind durchwegs schön gebaut, von schlankem Wuchs, viel ansehnlicher als ihre chinesischen Schwestern.

Das mongolische Weib ist aber auch viel freier in seinem Tun und Lassen als die Chinesin. Aber sie schafft auch dem Manne gleich in allen Arbeiten, die sie mit ihm teilt, zuweilen mit viel größerer Fertigkeit und Körperkraft. Bedenklich ist aber die schwache Fruchtbarkeit der Mongolin. Die meisten Ehen sind kinderlos oder bringen höchstens ein Kind hervor. Die Angst vor der Mutterschaft führt unaufhaltsam zum Aussterben der Bevölkerung. In ursächlichem Zusammenhang mit der Frauensterilität steht das Grassieren der Geschlechtskrankheiten unter den Mongolen.

Nach der Nationalität teilt sich die Bevölkerung Urgas in 20000 Chinesen, 30000 bis 60000 Mongolen — die Ziffer schwankt je nach der Stärke der Nomadenzüge — und nur 1000 Russen. Seit der Vertreibung der chinesischen Soldaten und Behörden aus der Nordmongolei ist die chinesische Bewohnerschaft eigentlich keiner Behörde unterstellt. Sie hat nur unter sich eine Art freiwillig amtierenden Handelsrat gewählt, dem sich die Kaufleute in verwickelten Auseinandersetzungen ebenso freiwillig unterwerfen. Und es ist für die kolonisatorische Kraft, für die aus Vaterlandsliebe mit charakterfester Willensstärke ausgeübte Selbstzucht der Chinesen durchaus bezeichnend, daß diese 20000 Köpfe seit Jahresfrist ohne alle Gerichtsbarkeit, Polizei und Soldaten friedlich und einig miteinander leben, frei von Verbrechenstaten und Umtrieben; während die 1000 Russen, von ihrem Konsul geleitet, selbst den wohlgemeintesten Ratschlägen inneren Widerstand und Zweifelsucht entgegenstellen. Im übrigen leben die drei Völkerschaften ohne gegenseitige Befehdung einträchtig nebeneinander.

Als Geldeinheit gilt noch immer der chinesische Dollar, der einem russischen Rubel gleich gerechnet wird. Doch kommt fast kein Silber, nur der Papierdollar vor, der bislang von der chinesischen Staatsbank für die Mongolei hergestellt

Digitized by Google

worden und dort mit Zwangskurs in den Verkehr gesetzt ist. Außerhalb der Mongolei und besonders in China wird dieses Papiergeld nicht angenommen. Doch soll das chinesische Geld, wie alle Herkünfte aus dem Stammlande, mehr und mehr zurückgedrängt werden.

Das Bestreben der Mongolei zur Errichtung einer eignen Emissionsbank hat trotz tatkräftiger Unterstützung seitens des russischen bevollmächtigten Diplomaten und des Konsuls in Urga vorderhand zu keinem greifbar praktischen Ergebnis geführt. Eine Bankkonzession, welche die mongolische Regierung an ein russisches Konsortium erteilte, fand nicht die Zustimmung des russischen Finanzministeriums. Das neue mongolische Reich hat sich gegen chinesische Einfuhren mit Zollschranken umgeben — fünfprozentiger Einfuhrzoll —, will aber für alle andern Länder den Grundsatz der „offenen Tür" gelten lassen.

Der durch russisches Gebiet an der mongolischen Grenze früher sehr lebhaft entwickelte Karawanenteehandel, für welchen Kjachta ehedem den Hauptstapelplatz abgab, hat seit Eröffnung der mandschurischen Bahn fast gänzlich aufgehört, was natürlich auch für die wirtschaftlichen Verhältnisse wie für die Bevölkerungszahl Kjachtas einen schwer empfundenen Rückgang im Gefolge hatte. Die spärlichen noch gegenwärtig aufrechterhaltenen Karawanendurchzüge dienen bloß für die Einfuhr chinesischer Waren in die Mongolei.

Die Zufuhr des chinesischen Tees — wovon der „grüne" oder Brikettee in der östlichen und westlichen Mongolei verblieb, während der schwarze Tee nach Rußland weitergebracht wurde — geschah in früheren Zeiten von Kalgan durch die Mongolei nach Rußland. Das hat sich nun durchaus geändert. Wohl wird der Brikettee nach wie vor zumeist im fernen Osten verbraucht', doch verschickt man den für Europa bestimmten Tee auf dem Seeweg durch den Suezkanal oder über Wladiwostok. Natürlich hat Rußland davon wenig Vorteil, strebt daher an, den Teehandel aus China direkt in russische Hände auf dem Schienenwege Wladiwostok—Charbin—Kjachta übergeleitet zu sehen.

Mit noch weniger freundlichen Augen verfolgt Rußland den an Wert und Umfang zunehmenden Einfuhrhandel mit Baumwollsachen (chinesisch: Dalemba) auf dem Karawanenwege zur Mongolei, da Rußland selbst Baumwollerzeuger in beträchtlichem Maßstabe ist und den Markt im fernen Osten für sich gewinnen will.

Wie weit China sich die vom Chutuchta und seinen durch ihn ernannten Ministern die beharrlich verfolgte Selbstherrlichkeit gefallen lassen wird oder muß, kann niemand voraussagen. Jedenfalls ist Rußland — zum herbsten Kummer der gegenwärtigen mongolischen Machthaber — für die Aufhebung der chinesischen Souveränität über die äußere Mongolei — das sog. Halhagebiet — und für deren politische Unabhängigkeit nicht zu haben. Rußland unterstützt nur die innere Autonomie der Mongolei unter Aufrechterhaltung des Suzeränitätsverhältnisses zu China. Doch sind die schwebenden Verhandlungen zwischen Rußland und China über die staatsrechtliche Stellung der Mongolei noch nicht zum Abschluß gelangt. Die russische Regierung gewährt der mongolischen auch

Digitized by Google

gegen das Vordringen der Chinesen kräftigen Schutz, einfach aus dem Grunde, weil das Einkreisen der Mongolei durch China zugleich eine Gefahr für die wirtschaftliche und militärische Ausbreitung an der russischen Grenze bedeutet.

Rußland will daher zwischen dem eignen Reiche und China durch die Mongolei einen Puffer schaffen, denkt aber nicht daran, den Fehler einer Aneignung zu begehen, die nur zu einer unerwünschten Erweiterung der Grenznachbarschaft mit China führen würde. Natürlich strebt dabei Rußland die Förderung seiner eignen Handelsinteressen in der Mongolei in erster Reihe an. Diese Gesichtspunkte beherrschen auch den Geist des Vertrages, den als Bevollmächtigter Rußlands Wirklicher Staatsrat J. N. Korostevetz mit den Vertretern des Herrschers über das mongolische Volk, Tschebzun-Damba-Chutuchta, dem Präsidenten des Ministerrates, „Beschirmer der 10000 Lehren", Serin-Noin-Chan, Naninan-Surun, bevollmächtigten Minister des Innern Tschin-Susuktu, Zin-Wan-Lalma-Zerin-Tschimit, dem Minister des Aeußern im Range eines Chans Erdeni, Daizim-Wan, Chan-Dortschi, dem Kriegsminister Erdeni-Dalai-Tsjun-Wan-Gombo-Surun, dem Finanzminister Tuschetu-Tsjun-Wan-Tschak-Dortschab und dem bevollmächtigten Justizminister Erdeni-Tsjun-Wan-Namsa-Rei zu Urga am 21. Oktober a. St. nach unausdenkbar langwierigen Verhandlungen glücklich unter Dach und Fach gebracht.

Seinem wesentlichen Inhalte nach verpflichtet sich Rußland in diesem Staatsvertrage: Schutz der autonomen Landesverfassung und des nationalen Heeres, zur Fernhaltung chinesischer Truppen wie der Kolonisatoren vom mongolischen Gebiete der Mongolei die erforderliche Hilfe zu gewährleisten, wogegen die Beherrscher Mongoliens und seine Regierung den russischen Untertanen und dem russischen Handel eine Reihe von protokollarisch festgelegten Rechten und Vorzügen einräumen. Hauptsächlich: völlig freie Handelsbewegung, zollfreie Ein- und Ausfuhr, steuerfreien Handel sowie freies Operationsrecht der russischen Kreditunternehmungen, offene Schiffahrt, Brückenbau, mit dem Rechte, Ueberfahrtsgebühren zu erheben, Jagd und Fischfang, freies Besitzrecht auf Immobilien, Ausnutzungsrecht von Bergwerken, Waldflächen und Gewässern in der ganzen Mongolei. Die russische Regierung hat das Recht, im Einvernehmen mit der mongolischen: Konsulate, auch Postanstalten, nach Erfordernis innerhalb der Mongolei; letztere darf umgekehrt Regierungsagenten in den Grenzorten des russischen Reiches unterhalten, was aber Rußland nicht hindert, unmittelbar hinter den mongolischen Grenzen strengste Zollsperre zu verhängen. Selbst das Gepäck des diplomatischen Bevollmächtigten des russischen Reiches, Korostevetz, wurde auf seiner Heimkehr rücksichtsloser Untersuchung unterzogen. Und der Gesandte mußte sich's gefallen lassen, daß sogar die ihm vom Chutuchta zuteil gewordenen Geschenke wegen verweigerter Zollzahlung trotz lebhaften Protestes an der Zollstation Kjachta zurückbehalten wurden.

Die Vorteile dieses Vertrages sind in die Augen springend und bei geschickter, standharrender Ausnutzung durchaus hinreichend, um mit der Zeit die Mongolei, zwar nicht in politisch-geographischem Sinne, doch wirtschaftlich voll-

Digitized by Google

ständig für Rußland zu erobern, in erster Reihe aber allen Ländern, trotz der verkündeten Politik der „offenen Tür", einen kaum wieder einzuholenden Vorsprung abzuringen. Der Grundstein zum russischen Ausbau in der Mongolei ist als verheißungsvolle Erstlingsarbeit gelegt. Russische Truppen, unter Führung eines Obersten mit 15 Offizieren und 40 Unteroffizieren, wurden aus dem Militärbezirk Irkutsk herangezogen, zur Ausbildung des mongolischen Nationalheeres und zur gemeinsamen Bewachung der Landesgrenze gegen die bis zum vollendeten Barackenbau vorbereitet gewesene chinesische Ueberrumpelung. Die chinesischen Grenzbaracken bezogen nunmehr die gemischten russisch-mongolischen Soldaten. Die russische Regierung gewährte ein Darlehen in der Höhe von 2 Millionen Rubel zur Bestreitung der dringendsten Reformen und Organisationsarbeiten des jungen Staatengebildes. Der Gesandte gab Ratschläge und Anweisungen für Errichtung von Schulen, gewerblichen und landwirtschaftlichen Anlagen und richtete die erste mongolisch-russische Druckerei ein mit Herausgabe einer Halbmonatschrift zur Aufklärung und Belehrung der lesekundigen Volksschichten.

Der letzte den europäischen Reisenden noch umgebende zivilisatorische Hauch verschwindet, sobald man die äußerste Station der ab Irkutsk beginnenden Transbaikalbahn Werchne—Udinsk, zugleich die vorgeschobenste russische Kreis-, Garnison-, Handels- und Teemarktstadt im Osten, hinter sich hat. Von hier führt der Weg in zweitägiger Wagenreise längs der alten Poststraße über Kjachta nach der an der Wüste Gobi angrenzenden, auf einem hohen Plateau von 1200 Metern gelegenen Residenzstadt Urga.

Jenseits der Mongolei, längs der Höhenzüge des die Wüste Gobi umgebenden Altaigebirges befindet sich noch als „herrenloses Gut" — res nullius — das sog. Uranchaiterritorium, infolge ungenauer Grenzmessung zwischen Rußland und China im Jahre 1832 strittiges Gebiet. Dereinst den Russen gehörend, wurde das Land später von China widerrechtlich für sich in Anspruch genommen. „Wer den Jassak" (eine Art Tribut) „bezahlt, dem gehört das Land!" ist uraltes Uranjer Volksgesetz. Mehrere Tausende Russenfamilien haben inzwischen das noch immer von Uranjer Häuptlingen befehligte Gebiet besiedelt, deren Interessen ein russischer Grenzkommissar beschützt.

Achtmonatiges Verweilen in den asiatischen Bergen, fern vom Weltgetriebe, dem Umgang mit Gleichgebildeten und von jeder unmittelbaren Verbindung mit dem allgemeinen Verkehrsleben, kommt der Abgeschiedenheit einer Verbannung so ziemlich gleich, mindestens in der Verzichtleistung auf alle und jede Daseinsannehmlichkeit unsrer verwöhnten und üppigen Zeitkinder.

Doch brachte vielleicht gerade dieser Mangel an besserem gesellschaftlichem Anschluß neben dem durch Pflichtbewußtsein gesteigerten Willen den russischen Bevollmächtigten in engere Berührung mit der mongolischen Bewohnerschaft, hoch und niedrig. Im täglichen Zusammenleben mit ihr, auf Jagdausflügen, als einziger „standeswürdiger" Zerstreuung, bei bescheidenen gesellschaftlichen Empfängen in der eignen dürftigen Behausung, wie beim Aufsuchen der schneedurchwehten Jurten der Einheimischen, bei Erteilung von Rat und Hilfe, lernte

Digitized by Google

der russische Staatsmann den Pulsschlag des mongolischen Volkes kennen. Als gefürchteter Fremdling empfangen, verließ Herr v. Korostevetz die Stätte seines achtmonatigen Wirkens als vertrauter Freund des mongolischen Volkes, mit der höchsten Würde geschmückt, die das neue Regierungshaupt zu vergeben hat: als Fürst erster Klasse — Zin-Wan — der Mongolei.

Die Türkei vor den beiden letzten Kriegen

1910/1911

(Auszüge aus den Aufzeichnungen und dem Tagebuch eines Diplomaten)

(Schluß)

Bei der Revidierung der Armeechargen setzt sich Mahmud Schefket selbst vom Range eines Feldmarschalls auf den eines Generalleutnants zurück.

Die ganze politische und militärische Tätigkeit, die er anläßlich der Gegenrevolution entfaltete, hatte nur den einen Zweck, Ordnung und Gesetzmäßigkeit wiederherzustellen. Als dies erreicht war, tritt er bescheiden in die Front zurück und nimmt seine stille und oft undankbare Arbeit wieder auf. Er hat sich die Aufgabe gestellt, das ottomanische Heer zu reformieren und eine wirklich musterhafte Armee daraus zu machen; seine ganze Gewissenhaftigkeit, sein ganzes Können und Wissen stellt er in den Dienst dieser Aufgabe.

Da Mahmud Schefket mit dem Niederwerfen des Aufstands, mit der Wiederherstellung der Ordnung und der Neueinsetzung der Verfassung das Komitee, das die Gegenrevolution hatte stürzen wollen, sowohl gerächt, als ihm die Macht wiedergegeben hatte, schlossen viele daraus, daß Mahmud Schefket ihm angehöre. Schon bei der Revolution hatte er aus Haß gegen den Despotismus mit demselben Komitee gemeinsame Sache gemacht; die liberale Bewegung und die Wiederherstellung der Verfassung hatte er, damals Kommandant eines Armeekorps, freudig begrüßt. Aber, was zu beachten ist, in jenem Falle handelte es sich um die Rückkehr zur verletzten Gesetzlichkeit. In Wahrheit hat Mahmud Schefket zu keiner Zeit dem Komitee angehört. Er ist unabhängig. Er bekennt, daß sich ein Soldat völlig seinen Pflichten aufopfern, seinem Lande dienen und keiner Partei angehören soll. Es kam sogar ziemlich häufig zu Mißhelligkeiten mit dem Komitee, dessen Befehlen er nicht nachkommt. Es gab einen Zeitpunkt, wo er sogar dessen Auflösung gewünscht hätte, da er es als verfassungswidrig ansah. Später noch gab es zwischen dem Komitee und Mahmud Schefket offene Meinungsverschiedenheit auf Grund der Tatsache, daß das Komitee unter den Offizieren Anhänger zu gewinnen suchte, während sich Mahmud Schefket, der Kriegsminister, dagegen wandte, daß sich die Offiziere mit Politik befaßten und an den Klubs, den Sektionen oder den Unterkomitees beteiligten. Die Zeit

Digitized by Google

kam, wo das Komitee ihm recht geben sollte: das war, als (April 1911) eine im Herzen des Komitees selbst durch den Kavallerieoberst Sadik-Bei provozierte und durch eine Anzahl Offiziere vom Korps in Adrianopel unterstützte Spaltung das Komitee mit dem Tod oder mindestens mit Auflösung bedrohte. Da erkannten die den Grundsätzen der ersten Stunde treugebliebenen Mitglieder von „Einheit und Fortschritt", daß der Widerstand Mahmud Schefkets, die Politik in das Heer eindringen zu lassen, sein Gutes hatte; jetzt fand sich das Komitee eins mit ihm, jeden Offizier mit dem Abschied zu bedrohen, der sich noch mit Politik befassen und sich nicht ausschließlich seinen militärischen Pflichten widmen würde.

Obwohl also Mahmud Schefket, der Verfassung getreu, keine Politik treibt, glaube ich zu wissen, daß von den beiden Richtungen, die das Komitee trennen und die die Spaltung vom April 1911 offenkundig gemacht hat, der radikalen und der konservativen, Mahmud Schefket mehr mit der letzteren als der ersten sympathisiert. Zur konservativen Gruppe gehört der Oberst Sadik, gegen den er Maßregeln ergreifen mußte; zur radikalen Gruppe Djavid-Bei und Talaat-Bei, mit denen er regiert hat, aber bisweilen ohne mit ihnen übereinzustimmen. Als Djavid aus dem Ministerium austrat, hat er erklärt, er demissioniere des Kriegsministers wegen, dessen Forderungen er sich nicht unterwerfen könne.

Ebenso wie er stets die Offiziere verurteilte, die sich mit Politik befaßten, verdammte Mahmud Schefket die, welche sich in die Freimaurerei aufnehmen ließen. Man kann nicht zwei Herren dienen und sein Gewissen Konflikten aussetzen, in denen die Ehre notgedrungen zugrunde gehen muß, da, sei es auf diese oder jene Weise, eingegangene Verpflichtungen verletzt werden müssen. Zu einer gewissen Zeit hat er den Offizieren ausdrücklich verboten, die Logen zu besuchen. In Konstantinopel gab es ausschließlich aus Offizieren zusammengesetzte Logen: sie mußten sich schließen.

*

Die Fremden und die ottomanischen Christen, welche die beängstigenden Tage des April 1909 erlebt haben, als die ersteren in ihren Botschafts- und Gesandtschaftshäusern Zuflucht suchten und die letzteren von den Dächern der hochgelegenen Viertel aus über die dürren Hügel der Umgebung hinweg nach der Ankunft des Heeres ausspähten, wissen, was sie der befreienden Armee und besonders ihrem Führer schulden.

Man hat keine tatsächlichen Beweise dafür, daß Abd ul Hamid in jenem Augenblick die Niedermetzlung der Fremden und der christlichen Untertanen wünschte; aber man hat gute Gründe, ihn dessen zu verdächtigen. Das wäre bewiesen worden durch die Tat, daß die Türkei für das Regime, dem sie eine untergeordnete Minorität Ueberspannter hatte unterwerfen wollen, nicht reif war, und daß sie eines Autokraten bedürfe. Gewiß ist, daß dreizehn Tage lang, vom 13. bis 26. April, die Ulemas und die Soldateska mit Willen des Sultans die Herren von Konstantinopel waren, die Minister und die Angehörigen der liberalen

Digitized by Google

Parteien sich versteckten, um ihr Leben zu retten; von den Offizieren waren die einen tot, die andern gefangen, andre auf der Flucht. Die Geschichte der Türkei lehrt, daß die schlimmsten Tragödien, deren Schauplatz das Reich gewesen war, die zu gemeinsamer Verschwörung und Aufwiegelung verbundenen Soldaten und Priester zu Urhebern hatten, d. h. brutale Unwissenheit und Fanatismus zum selben Zweck verbunden, wie man es in jenen Unglückstagen sah. Mahmud Schefket erkannte die Gefahr, als er mit Gewaltmärschen vor der Hauptstadt eintraf und, auf dem Freiheitshügel angelangt, sich beeilte, Truppenteile und Soldaten im Laufschritt sowohl zur Besetzung der Zugänge der Botschaften und Gesandtschaften als auch zu den großen Banken und, aus andern Gründen, an die strategischen Punkte der Stadt zu schicken. Dank den Vorsichtsmaßregeln, die er traf, wurden die mit gutem Recht zu befürchtenden Niedermetzlungen und Plünderungen vermieden.

*

Ich habe manchmal Mahmud Schefket meine Ueberraschung ausgesprochen, daß er das Großwesirat nicht angenommen habe. Die Zustände der Türkei verlangten, so scheine es, daß eine energische und sichere Hand die Ruder der Regierung in die Hand nähme und festhielte; ein wenig ehrliche und gemäßigte Diktatur hätte dem Reiche nichts geschadet. Mahmud Schefket hat, wie immer, geantwortet: „Ich bin Soldat und kein Politiker."

Man kann es nicht oft genug wiederholen: er ist nicht ehrgeizig oder wenigstens ist er es nicht in der gewöhnlichen Weise. Hat er einen Ehrgeiz, so ist er von hoher und edler Art. Es ist nicht der Ehrgeiz, der die hohen, sichtbaren Stellen einnehmen oder auf dem ersten Platz glänzen will. Er hat sich eine Aufgabe gestellt, die er erfüllen will. Er betrachtet sich als Diener einer Pflicht, und er bemüht sich ausschließlich, diese gut zu erfüllen.

Zweifellos besitzt er nicht die Geschmeidigkeit, die der parlamentarische Politiker braucht. Er erscheint nur in der Kammer zur Zeit der Verhandlungen über das Kriegsbudget oder einzelner, das Heer und seine Organisation berührenden Fragen. Aber dann, wenn er spricht, spricht er als Chef oder zum mindesten als ein Mann, der nicht nur große Worte macht oder an seine Akten gefesselt ist. Er gebraucht keinerlei oratorische Geschicklichkeit. Seine Sprache ist die des Soldaten, mit dem Stempel einer gewissen, tatsächlichen oder angenommenen Verachtung, die ich aber für echt halte, für die Politiker und Laien, die ihm zuhören. Er setzt die Dinge klar auseinander, aber mit einer Miene, als wollte er sagen: entweder oder; die Kammer muß sich fügen, im andern Fall geh' ich. Er läßt nicht zu, daß Leute, die der Mehrzahl nach nichts von der Sache verstehen, Entscheidungen abändern, die er lange erwogen und nur mit bestem Wissen und Gewissen gefaßt hat. Er erkauft auch nicht das Vertrauen der Kammer und duldet keine Bestimmungen über die Verwendung der zur Reorganisation des Heeres geforderten Gelder. Er fordert ganzes Vertrauen. Hierin geht er fast zu weit, denn er verweigert die Kontrolle der

Digitized by Google

bewilligten Fonds unter dem Vorgeben, daß ein Soldat und türkischer General kein Gegenstand von Verdächtigungen sein dürfe.

Man muß sehr stark und seiner selbst sicher sein, um so viel zu wagen. Einige Feinde Mahmud Schefkets benutzen dies auch und sagen, er wolle keine Kontrolle, um nach seinem Belieben über die vom Parlament zur Verfügung gestellten Gelder verfügen zu können. Auch insinuieren sie, daß man nicht neun Jahre bei der Ueberwachung der ausländischen Lieferungen gewesen sei, ohne hierbei das Sichbereichern gelernt zu haben. Jedermann weiß, daß in Konstantinopel die Verdächtigungen in der Luft herumschwirren und niemand verschonen, weiß aber auch, daß hinsichtlich Mahmud Schefkets solche Aeußerungen reine Verleumdungen sind. Niemals wurde ihm etwas Bestimmtes zur Last gelegt, weder früher noch heute. Ueber die Verwendung der Fonds legt Mahmud Schefket jedoch vor seinen Kabinettskollegen Rechenschaft ab, auch wenn er es ablehnt, sich von einer nichtkompetenten Kammer kontrollieren zu lassen und damit Geheimzuhaltendes in die Oeffentlichkeit zu bringen. Und seine persönliche Nichtverantwortung wird durch die gemeinsame Verantwortlichkeit gedeckt. Uebrigens ist Mahmud Schefket von Hause aus reich und bedürfnislos. Man kennt bei ihm keinen Luxus. Seine Neigungen sind die denkbar einfachsten und bescheidensten. Sein Leben ist ein Leben voll Arbeit. In seinem Gesicht, in seiner Lebensweise, in seinen Gewohnheiten steckt etwas Aszetenhaftes. Selbst sein Gesundheitszustand nötigt ihn zu mönchischer Lebensweise. Er hat Zeiten gehabt, in denen er nur von Milch lebte.

Die Türken betrachten im allgemeinen die muselmanischen Araber als rückständige Fanatiker. Ihrerseits sehen die Araber in den Türken neuerungssüchtige und unsichere Gläubige. Ich sagte, daß Mahmud Schefket, als aufgeklärter Araber, im Hedschas mit der Intransigenz seiner Landsleute im Kampf gelegen und ohne Erfolg, aber mit tiefem Haß gegen Fanatismus im Herzen zurückkehrte. Obwohl strenger Mohammedaner, hat er doch einen weiten Gesichtskreis. Man sieht ihn beim Selamlik in andächtigster Haltung und mit Ernst und Zerknirschung die rituellen Gebräuche ausführen, und auf seinem Tisch würde man sicherlich niemals Wein oder ein andres geistiges Getränk finden. An einem europäischen Tisch aber wird er seine Lippen in Bordeaux oder Champagner tauchen. Gelegentlich eines Frühstücks beim Kammerpräsidenten, wo ich neben ihm saß, wurden zu Ehren der abendländischen Gäste mehrere Weine gereicht. Da er sich enthielt, fragte ich ihn, ob er dies zur Erfüllung des Gebots des Korans tue, worauf er antwortete: „Nein. Der Koran soll weise ausgelegt werden. Wäre es angebracht, würde ich Wein trinken. Aber ich muß heute nachmittag arbeiten, und der Wein beeinträchtigt dies."

*

Obwohl Mahmud Schefket erklärt, nur Soldat zu sein und sich nicht mit Politik zu befassen — ich sagte schon, daß er Anhänger der Verfassung war —, sah ich bei einer Gelegenheit ihn zu einer konstitutionellen Frage leidenschaftlich

Digitized by Google

Stellung nehmen. Eine in die Verfassung aufgenommene Modifikation setzte fest, daß die Regierung zur Auflösung der Kammer der vorherigen Zustimmung des Senats bedürfe. Die ursprüngliche Verfassung Midhats übertrug dieses Recht unbeschränkt dem Sultan mit Verantwortlichkeit seines Ministeriums. Mahmud Schefket fordert die Wiedereinsetzung der Midhatschen Verfassung in ihrer ursprünglichen Form, da er es für die Regierung als wesentliches Erfordernis ansieht, daß sie, sobald sie es für angebracht hält, die gewählte Kammer auflösen und ans Land appellieren kann. Ich schalte eine Notiz meines Tagebuches ein.

29. Mai 1911. Ich erhalte in der Frühe den Besuch Mahmud Schefkets. Liebenswürdig und umgänglich wie immer, aber schlechtgelaunt und seiner Unzufriedenheit freien Lauf lassend.

Er spricht sehr offen zu mir. Das Parlament wird geschlossen, Gott sei Dank![1]) So geht es nicht. Die Kammer hat sechseinhalb Monate getagt und nichts zustande gebracht.

Man hätte sie auflösen und um tauglichere Vertreter ans Land appellieren müssen. Unglücklicherweise ist zur Auflösung die vorherige Zustimmung des Senats erforderlich. Man weiß nicht, ob der Senat sie genehmigt hätte. Die Regierung hat nicht gewagt, ihn darum anzugehen.

Die Regierung war schwach gewesen. Mahmud Schefket sieht es ein und beklagt es. Hakki-Pascha hätte die Verfassungsänderung beantragen müssen.

Die Verfassung Midhat-Paschas war ausgezeichnet.[2]) Man hat sie geändert. Aber unter welchen Umständen? In Revolutionszeiten. Eine solche Reform erfordert aber ruhige Gemüter. In Revolutionszeiten unterliegt man zu leicht den Einflüssen des Augenblicks.[3])

„Die abgeänderte Verfassung leidet an zu großem Liberalismus. Sie ist liberaler als die französische Verfassung. Der Präsident Fallières hat mehr Autorität als Seine Majestät der Sultan."

„Für die Türkei eignet sich dies aber nicht. Unser Land will regiert werden und will sich regiert fühlen."

„Unsre erste Arbeit bei der Wiederaufnahme der parlamentarischen Tätigkeit muß die Aenderung der Verfassung sein."

„Zögert man noch länger, so mache ich nicht mehr mit und ziehe mich zurück."

*

---

[1]) Die Sitzungen der Kammer wurden am 5. Juni um ½5 Uhr morgens nach einer außerordentlich stürmischen Sitzung geschlossen.

[2]) Die Verfassung Midhats sagt: „... Er (der Sultan) löst, wenn er es für nötig erachtet, die Kammer der Abgeordneten auf, mit dem Vorbehalt, die Neuwahl der Abgeordneten vornehmen zu lassen." (Art. 7.)

[3]) Art. 116 der Verfassung sagt, daß die Verfassung in einigen Punkten abgeändert werden kann, sofern die Notwendigkeit einwandfrei festgestellt ist, und zählt die Bedingungen auf, denen diese Abänderung unterliegt.

Digitized by Google

Mahmud Schefket drückt sich sehr korrekt, wenngleich nicht sehr geläufig und mit einem leichten Lispeln, auf französisch aus. Er spricht korrekter und sicherer Deutsch.

Da er der Lieblingsschüler des Generals von der Goltz war und mehrere Jahre nach Deutschland zur Ueberwachung der von der Regierung bei den großen deutschen Waffenfabriken bestellten Lieferungen abkommandiert war, gilt er beim Heer als Vertreter des deutschen Einflusses. Im Gegensatz dazu wird Nazim-Pascha, der aus der Schule von Saint-Cyr hervorgegangen ist, als Vertreter des französischen Einflusses angesehen.

Zwischen diesen beiden großen Führern herrscht ohne Zweifel eine Rivalität, die schon als Feindschaft bezeichnet wurde. Sie genießen beide beim Heer gleiche Beliebtheit, und jeder hat seine Anhänger.

Nazim-Pascha war durch eine jener glänzenden Versetzungen, die in der Türkei eine Art Verbannung sind, entfernt worden. Man hatte ihn zum Generalgouverneur in Bagdad mit ausgedehnten Vollmachten ernannt, die vielleicht nur eine Falle waren, denn man berief ihn soeben ab unter der Beschuldigung des Amtsmißbrauches (Frühjahr 1911), und zur Untersuchung der gegen ihn vorgebrachten Anklagen wurde eine Kommission ernannt. Die Anhänger Nazims schreiben alles Mahmud Schefket und seinen Freunden zu: die weite Versetzung des Nebenbuhlers, die Beschuldigungen, die Abberufung, die Einsetzung einer Untersuchungskommission . . .[1]) Was glauben machen konnte, daß etwas Wahres

---

[1]) Die Zeitungen vom 15. Juni 1913 meldeten die Ermordung Mahmud Schefkets. Beim Sturze Kiamil-Paschas, nach dem Handstreich, bei dem Nazim-Pascha den Tod fand, war er zum Großwesir ernannt worden. Diesem Tod, der auf übertriebenen und fanatischen Eifer Subalterner zurückzuführen ist, stand unsers Erachtens Mahmud Schefket fern. Er beklagte ihn aufrichtig, schon im eignen Interesse, denn er setzte ihn der Rache von Nazims Anhängern aus. Man kann sagen, daß vom Tode Nazims an die Tage Mahmud Schefkets gezählt waren. Wie immer wurde die Anklage ob des an Mahmud Schefket begangenen Mordes auf die nur immer erreichbaren Feinde der herrschenden Partei ausgedehnt, als deren Mitglied man Mahmud Schefket ausgab, da er mit ihr in der Regierung war. Sechsunddreißig Schuldige wurden vor Gericht gestellt, von einem Damad (Schwiegersohn des Sultans) an bis zu niederen Meuchelmördern herab. Außerdem vertrieb die Militärbehörde auf Grund des geltenden Kriegsrechts 450 Personen, Freunde der Angeklagten, die unter der Beschuldigung, die öffentliche Ordnung zu stören, nach Sinope verbannt wurden. Der Prozeß endete mit 12 Hinrichtungen und 22 Todesurteilen in contumaciam.

Ich teile die beglaubigte Fassung der näheren Umstände des Verbrechens mit. Als sich der Großwesir, von zwei Ordonnanzoffizieren begleitet, am 14. Juni gegen Mittag aus dem Seraskierat zur Hohen Pforte begab, wurde sein Automobil auf dem Platz vor der Moschee des Sultans Bajazid durch eine Verkehrsstörung aufgehalten. Auf einer Seite der Straße verbesserte man das Pflaster; die andre war durch einen Leichenzug versperrt, von dem später behauptet wurde, er sei inszeniert gewesen. In diesem Augenblick gaben einige Personen von einem aus entgegengesetzter Richtung kommenden Automobil in den Fond des Automobils des Großwesirs zahlreiche Revolverschüsse ab, worauf sie, mit Ausnahme des Hauptmörders, sofort die Flucht ergriffen. Um besser zielen zu können, war dieser ausgestiegen, konnte aber nicht mehr rechtzeitig wieder einsteigen. Der tödlich verwundete Großwesir Mahmud Schefket gab seinen Geist während des Transportes zum Seraskierat auf. Einer seiner Offiziere war sofort getötet worden; der andre war schwer verwundet.

Digitized by Google

daran sei, ist, daß ein Schwager Mahmud Schefkets zum Nachfolger Nazims ernannt wurde.

*

Mahmud Schefket sieht, und wahrscheinlich mit Recht, in der Reform des Heeres eine der dringendsten Sorgen der jungen Türkei, welche die höchste Leistung ihrer Finanzen beansprucht. Die militärische Reorganisation muß der Reform der Zivilverwaltung vorangehen. Er denkt wie der General von der Goltz, daß ohne Zweifel noch eine Generation nötig ist, bis die Türkei fähige Verwaltungsbeamte erhält, daß Ausbau des Unterrichtswesens, Schulen, öffentliche Arbeiten, Steigerung der Leistungen zwar ausgezeichnete Dinge sind, deren Früchte aber langsam wachsen und reifen. Vor allem brauche man ein Heer, um die Einheit und den Bestand des Reiches aufrechtzuerhalten gegenüber hinterlistigen und raubgierigen äußeren und nicht weniger gefährlichen inneren Feinden, die die Gefahr des Zerfalls brachten. Das Volk liefere ausgezeichnetes Menschenmaterial, die unverwüstliche Brauchbarkeit als Soldat müsse sich durch eine kräftige Organisation mit dem modernen Wissen verbinden, und so würde das Heer des Sultans wieder zu dem, was es im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert gewesen war, zum ersten Europas: dies war der Gedankengang Mahmud Schefkets.

Unter den hauptsächlichen von Mahmud Schefket ausgeführten Reformen sind folgende bemerkenswert:

Die alte Organisation des Heeres bestand in Friedenszeiten aus sieben Ordus (militärische Abteilungen), aus einer selbständigen Division im Hedschas und einer in Tripolitanien. Die Befehlshaber (Muchir) der Ordus hatten ihren Sitz in Konstantinopel, Adrianopel, Saloniki, Erzingjan, Damaskus, Bagdad, Sana (Jemen). Jeder Ordu setzte sich in Kriegszeiten zusammen aus einem Linientruppenkorps oder Nizamkorps (ungefähr demselben wie im Frieden), aus 2 Redifkorps (Territorialarmeen) und einer Division Mustahfiz (Reserven der Territorialarmee), im ganzen also aus 3 Armeekorps (Kol Ordu) und einer Division.

Mahmud Schefket teilte die Linientruppen in 14 Armeekorps und 5 selbständige Divisionen und errichtete 4 Armeeinspektionen (Konstantinopel, Saloniki, Erzerum, Bagdad). Die Befehlshaber (Muchirs) der Armeekorps (Ordu) haben ihren Sitz in Konstantinopel, Zehfur Dagh, Kirkkilisse, Adrianopel, Saloniki, Monastir, Uesküb, Kars, Erzerum, Erzingjan, Wan, Mosul, Bagdad, Sana. Eine der fünf selbständigen Divisionen liegt in Tripolis, eine andre im Hedschas.

Die Territorial- oder Redifarmee hat er in 6 Inspektionen geteilt. Die 1. und 6. entsprechen der 1. des aktiven Heeres, die 2. und 5. der 2., die 3. und 4. entsprechen einer gleichgroßen des aktiven Heeres.

Diese Reform zielt darauf ab, die türkischen Streitkräfte beweglicher zu machen und besser zu verteilen. Sie scheint insbesondere die Verwendung

Digitized by Google

der Armee an den europäischen und asiatischen Grenzen des Reiches vorzusehen.[1])

Die Reorganisation ist im Ausbau, und ihre Vollendung wird in der Türkei mehr Zeit erfordern als anderwärts. Mahmud Schefket ist zu wünschen, daß seine Reformen nicht vor Ablauf einiger Jahre durch die Ereignisse aufgehalten werden, und besonders kein Krieg das Reich überrasche.[2])

Nicht die Organisation der Armee, die, in ihre alten Ordus oder in Armeekorps eingeteilt, gut oder schlecht sein kann, ist in erster Linie zu reformieren, denn die Brauchbarkeit des Heeres hängt mit dem Geist zusammen, der bei Offizieren und Soldaten herrscht. Die letzteren behalten wahrscheinlich alle ihre Eigenschaften: Ausdauer, Mut, körperliche Kraft und Energie. Aber die Disziplin läßt zu wünschen übrig. Es wurden Soldaten erschossen, die sich weigerten, nach dem Jemen zu gehen; ein albanesischer Soldat hat (1911) in Saloniki einen Offizier getötet; ein andrer Albanese hat (1911) auf dem Exerzierplatz einer Kaserne des Jildis einen deutschen Instrukteur erschossen. Die Offiziere sind gut, sie mögen aus der Front hervorgehen, wobei sie ihre Soldatentugenden behalten, oder aus den Militärschulen kommen, wo sie eine gründliche militärische

---

[1]) Nach der Kriegserklärung Italiens warf man Mahmud Schefket vor, Tripolitanien und die Cyrenaika von Truppen entblößt zu haben. Der Effektivbestand der Garnisonen blieb in der Tat hinter der Höhe zurück, die er hätte haben müssen; ein Teil der afrikanischen Provinztruppen war nach dem Jemen geschickt worden. Die Armut des Landes, das kaum seine Bevölkerung ernährte und keinerlei Hilfsquellen liefern konnte, hätte die Unterhaltung eines zahlreicheren Heeres außerordentlich schwierig gemacht. Mangels einer Unterstützungs- und Proviantflotte wäre es auf sich selbst angewiesen gewesen und einer an und für sich sehr armen Bevölkerung zur Last gefallen, so daß es sich wahrscheinlich entweder hätte ergeben oder nach Tunesien oder nach Aegypten übertreten müssen. Die 3000 oder 4000 Türken in Tripolitanien und der Cyrenaika haben zusammen mit den Arabern einer weit überlegenen Armee widerstanden, und ihr Widerstand wäre wohl noch nicht zu Ende gewesen, hätte der Balkanbund die Türkei nicht gezwungen, mit Italien den Frieden von Lausanne zu schließen.

Zu einer wirksameren Verteidigung ihrer vom Reiche völlig getrennten afrikanischen Besitzungen, von denen Aegypten nur nominell tributpflichtig ist, hätte die Türkei eine Flotte besitzen müssen. Was für Anstrengungen sie auch hierzu machte, so blieb diese doch stets ein Embryo.

[2]) Dies traf aber unglücklicherweise ein. Der Italienisch-Türkische und der Balkankrieg haben die Türkei überrascht, bevor die Reform ihre Früchte gezeitigt hatte. Die alte Militärorganisation war zerstört; die neue noch unvollendet. Und unglücklicherweise haben Politik und persönliche Ranklinen die Verwirrung auch in das Kriegsministerium getragen. Das Komitee hat Nazim-Pascha, der im Kabinett Kiamil-Pascha Kriegsminister geworden war (Oktober 1912), vorgeworfen, die chronische Unordnung in der Verwaltung noch vermehrt zu haben. Die Mitarbeiter Mahmud Schefkets stieße er aus den Büros und liefere die Verwaltung an Unfähigere aus, die weder Zeit noch Lust hatten, sich auf dem laufenden zu halten und mit dem Stand der Dinge vertraut zu machen. Daher käme es, daß die Lebensmittelproviante, die Waffen- und Munitionsvorräte, die geordnet in den Magazinen und Arsenalen lagen, vergeudet oder falsch befördert wurden; die Soldaten, kaum ins Feld gestellt, vor Hunger umfielen, und die Batterien, deren Geschosse nicht das Kaliber der Kanonen hatten, verstummen mußten!

Digitized by Google

Ausbildung genießen. Aber sie befassen sich zu viel mit Politik. Sie erinnern sich zu genau, daß die Revolution des Jahres 1908 im wesentlichen ihr Werk ist. Sie wissen zu gut, daß nur sie über die Gegenrevolution von 1909 triumphiert haben. Die Politik reizt und berauscht sie. Umsonst bemüht sich Mahmud Schefket, sie zur ausschließlichen Erfüllung ihrer Pflichten zurückzubringen. Da erheben sich (April 1911) im Herzen des Komitees der Oberst Sadik-Bei mit zwanzig Offizieren des Adrianopeler Korps gegen die radikale Herrschaft des Komitees für Einigkeit und Fortschritt!...

Das ist das Zeichen einer moralischen Entartung, die schlimmer ist als jede andre!...

Hellas einst und jetzt

Von

Graf Vay de Vaya E. A. S. M. — A. P.

I

Erste Bilder

Keines der alten Reiche lebt klarer im Gedächtnis der Nachwelt fort als das klassische Griechenland. Die Größe und Poesie seines Volkes hat zu allen Zeiten jede Phantasie bezaubert.

So konnte auch der erste Anblick der Akropolis nicht verfehlen, tiefen Eindruck auf mich auszuüben. Das stolze, von den herrlichen Ruinen gekrönte Gestein bleibt dem Beschauer unvergeßlich in seiner vollkommenen Schönheit. Sie erfüllt alle Bedingungen, um wundervoll zu wirken. Die unvergleichliche, außergewöhnliche Landschaft, der majestätische Felsen, die reine Harmonie der Linien des einzigartigen Denkmals, alles ist hier vereinigt, um uns in längst vergangene ruhmreiche Zeiten zurückzuversetzen.

Athen bildet zweifellos einen der schönsten Reiseeindrücke. Meist erscheint es in wunderbarer Beleuchtung; sei es im zitternden Flimmern des Tageslichtes oder in der Abenddämmerung, wenn alles rosa und veilchenblau überhaucht wird. Immer ist das Bild gleich blendend und feenhaft. Sogar der sonst oft so lästige Staub des Kalkbodens trägt zur Vermehrung der Schönheit bei, indem er alles in einen goldigen Schleier hüllt. Wer zu Schiff ankommt, wird schon von weither einen bezaubernden Anblick genießen. Alle Linien und Umrisse verschmelzen sich zu einer entzückenden Erscheinung. Auch die Leute in ihrer malerischen „Fustanella" stimmen zu all der Schönheit.

Dies erste, das „Titelbild", ist des klassischen Hellas würdig — die Enttäuschungen bleiben dem Orte selbst vorbehalten. Wie anders sind da alle Dinge, als sie erscheinen! Ebenso wenn wir das Land durchqueren, werden wir peinliche Tatsachen festzustellen haben. Die Verhältnisse lassen in vieler Beziehung sehr zu wünschen übrig. Vor allem herrscht überall die größte Unsicherheit.

Digitized by Google

Gegenwärtig findet der Reisende im Innern ebensowenig gute Verbindungen als behagliches Unterkommen. Alles ist gänzlich zurückgeblieben. Die Gegenden von großer szenischer Schönheit sind beinahe unerreichbar, die Eisenbahnen beschränkt, die Straßen oft nicht zu benutzen. Durch die meist noch recht wilde Bevölkerung werden die Reisenden nach Kräften ausgeplündert.

Als angenehmer Aufenthalt kann Griechenland zurzeit keinem Vergnügungsreisenden empfohlen werden, wenigstens nicht das Innere. Die ganze Begeisterung eines Forschers gehört dazu, um alle Schwierigkeiten zu überwinden und mit Gleichmut die Entbehrungen zu ertragen, die seiner daselbst warten. Leidenschaft für die Kunst und Liebe zu der Antike allein können für alles Ungemach entschädigen.

Ein Besuch des leicht zu erreichenden Athens, der benachbarten Inseln, auch Delphis oder andrer Ausgrabungsorte gibt schon einen Begriff von der glorreichen Vergangenheit. Wenn es auch nahezu unmöglich ist, sich nach dem heutigen Griechenland die Größe des einstigen vorzustellen, so vermag man sich doch den Schauplatz, auf dem die ergreifendsten Dramen eines Volkes sich abspielten, zu vergegenwärtigen. Die berühmten Darsteller derselben sind zwar auf immer entschwunden, jedoch der Ort ihrer Handlungen ist uns erhalten geblieben. Allerdings in Trümmern, zerstört, öde und stumm, wie eine Bühne nach der Vorstellung.

Was ist von dem heutigen Athen zu sagen? Wie die Hauptstadt des gegenwärtigen Griechenlands näher zu kennzeichnen? Niemand, der hinkommt, legt ihr Bedeutung bei. Niemand gibt sich die Mühe, sie zu betrachten. Man sucht sie im Gegenteil zu übersehen; schließt sozusagen das Auge, um sich das wunderbare Gesamtbild der Akropolis und der andern Ueberreste ehemaligen Glanzes nicht zu sehr stören zu lassen.

Vom Augenblick der Ankunft ab steht man im Banne des Genius der Antike. Der Parthenon mit seiner ganzen Größe überwältigt in einem Grade, daß alles andre davor zurückweicht. Alles andre verschwindet in dieser erdrückenden Nachbarschaft. Neben der Vollkommenheit des Erechtheions, den reinen Verhältnissen des Theseions ist alles übrige nichtssagend, eine Umgebung, die man bedauert und sich bemüht, nicht zu bemerken. Die Blicke werden immer wieder auf die herrlichen Monumente gezogen. Je länger man sie betrachtet, je mehr bewundert man sie nach allen Richtungen, von nah wie von fern. Vom frühen Morgen, wenn sie von den Strahlen der aufgehenden Sonne überflutet sind, bis zum Abend, wenn der Mond seinen silbernen Schein über die schlanken Säulen wirft. Die vollkommenste Schönheit feiert hier Triumphe, die reinste Aesthetik findet ihren Ausdruck. Eine Formenvollendung ohnegleichen bietet sich dem Beschauer. Die mächtige Gesamtwirkung der Gebäude wie ihre feinen Einzelheiten sind gleich wert, studiert zu werden.

Die Vergeistigung dieser Kunst, wenn man sich so ausdrücken darf, ist einer ihrer wunderbarsten Züge. Die Tiefe der Gedanken, die aus allen ihren Werken spricht, ergreift uns. Wie vor einem Rätsel stehen wir unter ihrem Einfluß,

Digitized by Google

im Banne ihres hohen, idealen Fluges. Harmonie, wenigstens vollkommene Harmonie, übt stets ihre Wirkung aus. Ob in der Musik, in der bildenden Kunst oder einfach in der Natur geäußert, immer wird sie tiefen und unmittelbaren Eindruck hervorrufen.

Ein richtiges Gefühl für Harmonie war eine der seltenen Eigenschaften des empfindsamen Griechenvolkes. Sein Fassungsvermögen für das Schöne erstreckte sich nicht nur auf äußere Formen, es begriff seinen inneren Wert. Dadurch kam bei ihm die Schönheit gleichsam auf eine moralische Höhe. Die Reinheit im Ausdruck spiegelte in höchster Vollkommenheit eine hehre Eingebung wider.

Da ihre Religion in Ermanglung der göttlichen Wahrheit eine recht unklare war, suchten die Griechen ihr Sehnen nach geistiger Schönheit in körperlicher zu befriedigen. Eine spirituelle Harmonie war für sie unerreichbar, so schufen sie eine materielle. In der Bemühung, ihre Umgebung zu vervollkommnen, ihr äußeres Dasein angenehm zu gestalten, trachteten sie Ersatz für ihren wenig befriedigenden Glauben zu finden.

Nie wurde Schönheit zu einem höheren Grade entwickelt. Das künstlerische Gefühl, die kostbare Gabe der orientalischen Völker, erreichte zweifellos bei den Aegyptern, den Persern, den Indern oder in den Kaiserreichen Ostasiens seine höchste Blüte. Bei gewissen Völkern nahm die Kunst auch wohl eine poetischere und gefühlsreichere Gestalt an, aber nirgends und niemals hat sie eine annähernde Reinheit und Vollendung erreicht wie in Hellas.

Noch heute, als Ruine, bedeutet die Akropolis die Schönheit in ihrer ganzen Majestät. Auch in dem traurig zerfallenen Zustand ruft das einzigartige, herrliche Bauwerk noch Bewunderung hervor. Welch große Künstler, die ein solches Werk zu vollführen vermochten! Welches Volk, das diese Höhe der Kultur erreichte!

Das Geistesleben dieser Menschen ist sicherlich von außerordentlichster Bedeutung gewesen. Das klassische Griechenland zeigt uns eine ebenso nie übertroffene Gedankentiefe wie Verfeinerung.

Die überwältigende Größe auf diesem Gebiet ergreift uns. Das Abstrakte bei dieser herrlichen Kunst ist es, was uns bezaubert. Die Auffassung, die aus den Denkmälern ringsum spricht, fesselt vor allem. Der Gedanke, der in der vollkommenen Form seinen Ausdruck findet, ist von höchstem Interesse.

Die Akropolis enthüllt uns gleichsam die Grundbegriffe des antiken Griechenlands. Sie stellt weit mehr dar als eine wundervolle Sammlung von Monumenten. In ihren Schattentiefen scheint sie selbst die Atmosphäre der großen Epoche bewahrt zu haben... Das seltsame Labyrinth ist nicht nur ein einzigartiges Museum, es ist zugleich eine Apotheose der klassischen Seele.

Auch der Parthenon in seinem verstümmelten, zerstörten und verwüsteten Zustand bleibt einer der bewundernswürdigsten Orte der ganzen Welt. Diese Denkmäler können wohl durch die Zeit angegriffen und durch rohe Zerstörungswut der Menschen geschändet werden, an mächtiger Wirkung verlieren sie dadurch

Digitized by Google

nichts. Der Parthenon übt noch, seiner Reichtümer beraubt, durch seine gigantischen Verhältnisse gewaltigen Eindruck aus. Das Erechtheion bezaubert uns schon durch seine schlichten, edlen Außenlinien. Die Propyläen, obgleich in einer beklagenswerten Verfassung, lassen doch ihre einstige Größe erkennen. Ueberlieferungen sind es nur, die uns bei Betrachtung der Trümmer überkommen, keine neuen Gedanken werden erweckt. Unter dem Einfluß der herrlichen, ringsumher liegenden Ueberreste träumen wir uns zurück in die vergangenen Heldenzeiten. Die Ruinen nehmen ihre ursprüngliche Gestalt wieder an, die Umgebung belebt sich, unsre Einbildungskraft ersetzt alles Fehlende, und die durch den bezwingenden Zauber angeregte Phantasie überläßt sich ihrem unbeschränkten Flug.

II

Athen

Aus solchen Höhen in das moderne Athen niederzusteigen, ist peinvoll. Aber welche Stadt immer, jede würde mit ihren Alltäglichkeiten nach der Akropolis einen kläglichen Eindruck machen. Alles, was unsre Kultur bietet, scheint gering und gewöhnlich im Vergleich zu der klassischen. Unsre Errungenschaften so materiell, die Zwecke unsrer mühevollen Arbeit kleinlich, unsre ganze Tätigkeit auf Unbedeutendes gerichtet.

Dennoch ist die Hauptstadt wohl eines Besuches wert. Von weitem gesehen ist sie der stattlichste Ort auf der ganzen Balkanhalbinsel. Weder ländlich noch zurückgeblieben wirkt ihr Anblick. Die Straßen sind breit und gut gepflastert. Die meisten Gebäude in Stein, oft auch in Marmor ausgeführt. Der Plan der Stadt ist gut angelegt. Manche Punkte bieten schöne Aussichten, ferne Berge geben einen entzückenden Hintergrund.

Vor kaum einem Jahrhundert bestand das heutige Athen eigentlich noch nicht; seit der Bildung der neuen Monarchie entwickelt es sich rasch. Der erste König aus dem Hause Wittelsbach besaß die künstlerische Begabung seiner Familie.

Der Anfang gestaltete sich ausgezeichnet. In richtiger Erkenntnis der natürlichen Vorteile für die Anlage der Stadt wurde unter Berücksichtigung der Ueberreste seiner antiken Größe der neue Ort, von der Akropolis entfernt, in der Ebene gebaut.

Man ging sogar weiter, indem man versuchte, den klassischen Stil wieder zu erwecken. Das Baumaterial ist vortrefflich. Marmor wird im Ueberfluß gefunden. Viele der neuen Gebäude verdienen größte Anerkennung. Privathäuser, öffentliche Aemter, vor allem das neue Museum, passen vorzüglich in ihren Rahmen. Unglücklicherweise hat die sezessionistische Richtung wie überall, so auch hier, begonnen, die reinen gemäßigten Linien des guten Geschmackes zu verderben.

König Otto kam nach Athen, als kaum einige hundert Häuser erstanden waren. Alles mußte erst begonnen werden, und darin lag der große Vorzug vor den benachbarten Hauptstädten. Alle Beschlüsse eines kunstsinnigen Mon-

Digitized by Google

archen konnten ohne Hindernis ausgeführt werden. Die hervorragendsten Gelehrten und Künstler wurden zu Rate gezogen und haben zu der Wiedererstehung von Athen beigetragen.

Ebenso günstig wirkt die kaufmännische Begabung des Volkes. Zu allen Zeiten waren die Griechen außerordentliche Geschäftsleute. Unermüdlich, vor keiner Mühe zurückscheuend, ergreifen sie jedes Handwerk mit dem gleichen Eifer. Vom bescheidenen umherziehenden Handelsmann bis zum reichsten Bankier begegnen wir sie bei allen Möglichkeiten des Geldgewinnens und in allen Teilen der Welt.

Die lange türkische Oberherrschaft hat sicherlich noch dazu beigetragen, diesen Drang bei ihnen zu entwickeln. Jeder andre Beruf war ihnen gleichsam versperrt, nur der Handel verblieb, nicht nur, um Geld zu machen, auch um Einfluß auszuüben. Durch die Macht des Reichtums verstanden sie stets bei der Hohen Pforte eine besondere Stellung einzunehmen. In Konstantinopel, Saloniki, Smyrna, in Alexandrien oder welchem Teil des Ottomanischen Reiches immer, finden wir ihre blühenden Kolonien.

Wie einst die Phönizier und dann die Juden, haben sich die Griechen über die ganze Welt verbreitet. Es gibt keinen wichtigen Hafen, in dem nicht einige ihrer bekannten Firmen vertreten wären. Häuser wie Ralli, Rodochonachi, Maurocordato, Skilizi usw. sind überall beteiligt. In Odessa wie in Marseille, in Livorno oder London. Nach den verschiedensten Ländern haben sie Verbindungen und häufen große Reichtümer an. Sie spenden jedoch gerne für jede National- und Wohltätigkeitssache. Die große Anzahl der seit langen Jahren außerhalb ihres Vaterlandes lebenden Kaufleute und Bankunternehmer sind ihrer Nation treu zugetan geblieben. Sie halten fest zusammen, wo sie sich niedergelassen haben. Den Mittelpunkt aller der kleinen und großen Kolonien bildet unverändert die griechische Kirche. Wo sie auch sind, ist ihre erste Sorge darauf gerichtet, eine Kirchengemeinde zu gründen oder eine Kapelle zu erbauen, in der sie sich alle, arm und reich, vor dem Altar des Herrn vereinigen.

Nirgends äußert sich die Macht der orthodoxen Kirche stärker als auf fremdem Boden. Inmitten der verlorenen Täler des wilden Balkangebirges wie auf den großen internationalen Handelsstraßen wurde vor allem durch ihre Mission Glaube und Patriotismus wachgehalten. Wenn auch viele unter ihnen in der Fremde ihre Muttersprache kaum mehr reden und nie den heimatlichen Boden betreten haben, im Herzen bleiben sie doch treue Griechen.

Diese in der Fremde gefestigten Elemente, die die Vorteile von Vermögen und Kultur erlangt haben, sind von größtem Nutzen für die Bildung des neuen Griechenlands. Einen ergreifenden Beweis von Patriotismus hatten wir Gelegenheit bei dem Ausbruch des gegenwärtigen Balkankrieges zu beobachten. Kaum waren die Feindseligkeiten eröffnet, strömten von allen Seiten die jungen Griechen aus der Fremde nach der Heimat. Von Amerika kommende Schiffe waren erfüllt von kampfbegieriger Jugend. Weder Befehl noch Zwang rief sie.

Digitized by Google

Sie verließen ohne Zögern aus freiem Willen ihre Beschäftigung und ihre Interessen. Ohne Rücksicht auf Verlust noch auf die Gefahr, ihr Leben auszusetzen, stellten sie sich in die Kampfesreihen. Athen macht denn auch einen vollständig zivilisierten Eindruck und weist alle Merkmale einer westeuropäischen Metropole auf. Der zahlreiche Fremdenverkehr, der lebhafte Handel tragen dazu bei, ihr das Aussehen einer Hauptstadt in kleiner Ausgabe zu verleihen.

Die Einwohnerzahl wächst ziemlich schnell an, wenn man bedenkt, daß sie vor vierzig Jahren noch kaum fünfzigtausend erreichte. Heute hat sie sich mehr als verdoppelt. Neue Stadtteile entstehen nach allen Seiten hin. Außer der natürlichen raschen Zunahme der Bevölkerung kommt dabei mehr und mehr die Rückwanderung aus entfernten Zonen in Betracht.

IV

Geschichtliche Reminiszenzen

Das Leben bietet vielerlei Annehmlichkeiten, vor allem die unerschöpflichen geschichtlichen Erinnerungen. Alle Zeiten haben ihren Stempel auf diesem bevorzugten Boden zurückgelassen. Er bildet gewissermaßen die natürliche Landungsbrücke für den Orient; das Tor, durch welches die alte Kultur von Aegypten und Asien nach Europa kam.

Jeder Zeitabschnitt ließ einige Erinnerungen in den Ruinen zurück. Merkwürdige Mauergrotten stammen von den Pelasgen. Das Olympieion, der Tempel der Athena, der Apollotempel, das Lyzeum, der Tholos, der Phytion wurden unter den Pisistraten errichtet. Nach den Zerstörungen und Feuersbrünsten durch die Perser mußte die Stadt teilweise wieder aufgebaut werden. Die Akropolis wurde mit neuen Mauern umgeben. In jene Zeit fällt auch die Errichtung der malerischen Mauer, welche die Stadt mit dem Hafen verband. Cimon begann die Wiederherstellung des Parthenon und des Theseion. Zugleich wurden in vielen andern Orten bedeutende Arbeiten ausgeführt.

Perikles kann nach den Ueberlieferungen als der wahre Gründer Athens gelten. Der Parthenon in seiner ganzen Pracht, die edeln Propyläen und das herrliche Odeon sind Meisterwerke, die ihre Entstehung diesem großen Genie verdanken. Nie war eine Bildung vollendeter und geläuterter geoffenbart als die durch ihn ausgedrückte. Aus den geringsten Trümmerresten spricht seltene ästhetische Erhabenheit.

Die beiden Wunder an Architekturschöpfungen, der Tempel der Nike und das Erechtheion, bieten das Höchste an Reinheit des Stiles aus dem fünften Jahrhundert, der geschätztesten Epoche. Auch die darauffolgenden Zeiten haben noch zahlreiche Zeichen einer hochstehenden Kultur hinterlassen. Das Gymnasium, die Säulenhalle von Attala und viele andre Ueberreste vergegenwärtigen uns den letzten Zeitabschnitt des Altertums.

Die Römer waren so kunstsinnig, nicht allein die alten Denkmäler zu schonen, sondern ihnen auch weitere beizufügen. Infolgedessen wuchs die Zahl der

Digitized by Google

hervorragenden Bauten noch bedeutend an. Der Tempel der Roma Augusta auf der Akropolis, der Tempel des Zeus, das Odeon des Herodes Atticus sind römische Erinnerungen. Die Kaiser selbst bezeugten lebhaftes Interesse für alles, was in Hellas geschaffen wurde.

Zur Zeit der Blüte Roms galt Athen als eine Art geistigen Hochsitzes. Jeder wohlerzogene Römer mußte des Griechischen mächtig sein. Auch die höheren Studien wurden in dieser Sprache betrieben. Vom Ufer des Tiber bis in die entferntesten Kolonien strömte die Jugend in großer Anzahl den Gymnasien in Athen wie den olympischen Spielen zu. Körper- und Geistespflege erreichten bei den Griechen, wie bekannt, die höchste Stufe.

Hadrian, der Schöngeist, machte seinen Wohnsitz zu einer Hochburg derselben, und wie es scheint, blieb seine Villa nicht hinter derjenigen von Tivoli zurück. Er gründete unter der Benennung Hadrianopolis eine ganz neue Stadt, die er mit prächtigen Säulengängen und Statuen ausschmückte. Griechenland war es, das die Ueberlieferungen der Kunst und Wissenschaft bewahrte. Athen bildete das Heim der Künstler. Von dort aus zogen sie nach Rom und Byzanz, um zu wirken.

Wenn wir die Plätze mit den Ueberresten vergangener Größe durchwandern, erstehen alle jene verschiedenen Zeitabschnitte wieder vor uns. Die dramatischen Ereignisse leben eines nach dem andern auf.

Die Oberherrschaft von Byzanz dauerte jahrhundertelang an. Ist es danach nicht begreiflich, daß sie tiefe Merkmale eingrub? Justinian bemühte sich, die letzten Spuren des Heidentums zu vertilgen. Er ließ selbst die alten Philosophenschulen schließen. Viele Tempel wurden zu Basiliken umgewandelt. Die neuen Herren verfolgten neue Gewohnheiten und neue Gedanken. Alles änderte sich, bis von der alten Welt nur noch die Steintrümmer übrig waren.

Während des Mittelalters gestaltete sich Athens Schicksal ebenso bewegt wie wechselvoll. Die wilden Horden aus dem Norden kamen bis vor seine Mauern, Goten und Herulen erschienen nacheinander. Alarich selbst verschonte es nicht. Die ganze Flut der Eroberer landete hier. Später war die Stadt eine Zeitlang der Sitz eines durch die Kreuzzügler gegründeten Herzogtums. Danach kam sie unter das Zepter der Könige von Sizilien. Endlich nahm sie die mächtige florentinische Familie Acciajuoli in Besitz, bis sie mit der übrigen Balkanhalbinsel unter die Gewalt von Mohammed II. fiel.

Im Jahre 1821 begann dann die Erhebung der Griechen gegen die Türken. Von Morea ging die Bewegung nach den Inseln des Archipels. Am 7. April 1821 bemächtigten sie sich Athens. Den 13. Januar 1822 erklärte eine Nationalversammlung, die zuerst in Argos, dann in Piadha tagte, die Unabhängigkeit und setzte durch das grundlegende Gesetz von Epidaurus eine Regierung, aus fünf Mitgliedern bestehend, ein. Unter ihnen wurde Maurocordato der Vorsitz anvertraut. In der Nacht des 18. Juni 1822 zerstörte Canaris die türkische Flotte in der Meerenge von Chios. Jedoch gelang es Ibrahim-Pascha, das Land nach und nach wieder zu erobern, und

Digitized by Google

Reschid-Pascha nahm Athen wieder ein. Danach entschlossen sich die Mächte, einzugreifen. Im Jahre 1827 zerstörten die Flotten von Rußland, England und Frankreich bei Navarin die türkischen Schiffe. Der darauffolgende Russisch-Türkische Krieg war der Sache der Aufrührer günstig. Nachdem sie durch die fremden Mächte aller Nationen unterstützt wurden, sah sich Ibrahim-Pascha im Jahre 1828 genötigt, Griechenland zu räumen. Graf Capo d'Istria berief durch eigne Vollmacht die Nationalversammlung wieder ein und veranlaßte die Bildung eines Staatsrates. Ein Jahr später wurde durch das Protokoll von London die Gründung einer erblichen Monarchie beschlossen. Aber erst nachdem wieder ein Jahr vergangen, stimmte die Türkei dem Vertrag von Adrianopel bei und erkannte schließlich durch denjenigen von 1830 die Unabhängigkeit des Landes an. Endlich, durch die Uebereinkunft von 1832 zwischen Griechenland, Bayern und den Schutzmächten, ward Prinz Otto König von Griechenland ...

V

Leben und Treiben der Hauptstadt

Keine Spur in Athen erinnert an die lange türkische Gewaltherrschaft. Die wenigen aus der ottomanischen Zeit stammenden Gebäude sind verschwunden oder vollständig umgestaltet. Die heutige Stadt macht trotz der alten Ueberreste einen sehr neuen Eindruck. Obgleich klein, wirkt sie doch großstädtisch. Wie schon erwähnt, könnte man, wäre nicht die strahlende südliche Beleuchtung und die milde Luft, sich in eine bescheidene deutsche Hauptstadt versetzt glauben. Etwa nach Altenburg, Weimar, Koburg, wo das Schloß im Mittelpunkt steht und alles sich um den Hof dreht.

Der königliche Palast von Athen ist ein mächtiger Bau von gewaltigen Verhältnissen. In der Einfachheit besteht sein Vorzug. Er erinnert an das Münchner Schloß von der Seite des Hofgartens aus oder an jenes von Kristiania. Unter dem Einfluß des Neuklassizismus des vergangenen Jahrhunderts wurde er errichtet. Allerdings zieht er die Blicke nicht durch Schönheit auf sich, aber wenigstens fällt er auch nicht durch Disharmonie auf, was immerhin erwähnenswert ist. Von der Inneneinrichtung könnte man nicht das gleiche sagen. Zum großen Teil gehören die Möbel der schlechtesten Periode des neunzehnten Jahrhunderts an. Gegenstände aller Länder und aller Stile sind darunter, ein wahlloses Durcheinander.

Das soziale Leben entfaltet sich so ziemlich in der Art und Weise von jedem diminutiven Ort. Die Jämmerlichkeiten desselben sind unter jedem Himmelsstrich die gleichen. Jedermann hat stets reichlich Zeit zur Verfügung. Welcher Klasse immer der Mensch angehört, um sich vor Schaden zu bewahren, muß er stets mehr auszuführen haben, als er fähig ist, in den vierundzwanzig Stunden des Tages zu tun. Dabei bleibt so ziemlich gleichgültig, welcher Art seine Beschäftigung sei, ob ein Amt, auf dem Exerzierfeld oder ob sie sich nur auf soziale Unterhaltungen erstrecke, wenn er nur überhaupt tätig ist. In allen kleinen Städten

Digitized by Google

besteht ein Hauptmißstand in dem Mangel an Beschäftigung. Infolge zu reichlicher Muße gibt man sich sowohl mit seiner eignen Person wie mit derjenigen seines Nachbarn zu viel ab. Die Verhältnisse verlieren ihren richtigen Maßstab. Unbemerkt gewinnen Kleinigkeiten eine lächerliche Wichtigkeit. Jeder dünkt sich zu leicht selbst bedeutend und hält sich für einen Mittelpunkt in der Welt. Nichtssagende Ereignisse und Handlungen können nicht genug besprochen werden. Bei solchem Ueberfluß an Zeit ist es kaum erstaunlich, wenn in der Gesellschaft und bei Hof unbedeutende Tagesereignisse den Hauptinhalt der Gespräche bilden. Gewiß, in Athen wie in jeder kleinen Residenz wird mehr geredet als gehandelt.

Wie in allen Balkanländern herrscht auch hier ein äußerst reges politisches Leben. Stets gibt es Fragen zu erörtern, welche die Leidenschaften entfachen. Wenn auch nicht die nationalen Interessen, so lassen doch die persönlichen die Gemüter in Wallung kommen. Ob mit oder ohne Grund. Die Abgeordneten erregen sich, und die Kammer erdröhnt unter erbitterten Szenen. Die verschiedenen Fraktionen, die entgegengesetzten Parteien bekämpfen sich unaufhörlich. Sobald ein Ministerium gebildet ist, beginnen die Angriffe, und alsogleich suchen die Gegner es zu stürzen. Welcher Richtung auch der Ministerpräsident angehöre, und ob er Trikupis, Dellianys, Ralli, Theodochi oder wie immer heiße, er wird mit der gleichen Heftigkeit angegriffen. Man kämpft, um zu kämpfen. Das Parlament ist eine Art Tummelplatz geworden.

Daß der verstorbene König unter solchen Verhältnissen Herr der Lage blieb, damit gab er den offenkundigen Beweis seines bemerkenswerten diplomatischen Geschickes. Er bedurfte der vollendetsten Staatskunst, um seinen Thron zu erhalten. Einen Thron, der übrigens oft schwankte und auf einem Vulkan errichtet schien. Häufig glaubte man, daß er gestürzt, und daß Georg, wie sein Vorgänger, gezwungen werde, darauf zu verzichten.

Nur durch seine diplomatische Begabung vermochte der König die beständigen Krisen zu überwinden und sich immer wieder zu behaupten. Oft waren die Angriffe nicht nur gegen das Kabinett, sondern gegen die Krone selbst gerichtet. Dennoch fand er stets Mittel und Wege, wenn auch die Gefahr nicht ganz zu ersticken, so doch sie abzulenken.

Sehr jung und vollkommen fremd kam er in die unsichersten Verhältnisse, wo seiner eine äußerst schwierige Aufgabe harrte. Vor allem mußte er heimisch werden und seine neue Umgebung kennen lernen, sich über die öffentliche Meinung und die Neigungen des Volkes unterrichten. Für einen Neuling ist das schwer, besonders peinlich jedoch für einen durch die unübersteiglichen Schutzwälle der Formen eingeschlossenen und von Schmeichlern umgebenen Prinzen.

Das außergewöhnliche Wohlwollen des Königs, verbunden mit großer Einfachheit, überwand ziemlich schnell diese Hindernisse. Nachdem das Eis einmal gebrochen war, wußte er sich mit bewunderungswürdigem Geschick in seine neue Existenz zu finden. Von feinem Taktgefühl geleitet und mit gesundem Urteilsvermögen ausgestattet, bezeichnete er mit fester Hand den Weg, den er selbst und sein Volk einzuschlagen hatte.

Digitized by Google

Allgemein fanden übrigens die seltenen Eigenschaften des Herrschers Anerkennung. Selbst die erbittertsten Gegner machten gerne Gebrauch von seiner hervorragenden diplomatischen Begabung. Da er zudem nahe verwandt mit den einflußreichsten Höfen war, verschwägert mit dem Deutschen Kaiser, Bruder der Gemahlin des Königs Eduard und Alexanders III., des Herrschers aller Reußen, gelang es ihm, manche dunkle Wolke von dem leuchtenden Firmament des Archipels fernzuhalten.

Georg leistete tatsächlich unvergeßliche Dienste. Er verstand mit außerordentlicher Feinheit Gefahren zu vermeiden, die unausbleiblich schienen. Und selbst wenn eine Heimsuchung über das Land hereinbrach, wußte er doch irgendeinen Nutzen daraus zu ziehen. So wurde ihm durch den Russisch-Türkischen Krieg von 1876, obwohl seine nach Thessalien gesandten Truppen wenig Lorbeeren ernteten, doch durch Zuerkennung eines Teils des südlichen Albaniens eine beträchtliche Ausdehnung der Landesgrenzen nach Norden hin gewährt: ganz Thessalien mit einer Bevölkerung von nahezu vierhunderttausend Seelen.

Die traurigste Erinnerung für die griechische Armee bildet der Krieg von 1897. Nachdem die türkischen Truppen Thessalien besetzt hatten, drohten sie gegen Athen vorzurücken, als ein plötzlicher Waffenstillstand die Gefahr abwendete. Durch den Vertrag, der schließlich demselben folgte, wurden nicht allein die besetzten nördlichen Provinzen wieder freigegeben, sondern auch ganz Kreta unter die Hegemonie von Griechenland gebracht.

Das persönliche Verdienst des Königs bei allen diesen Abkommen ist zweifellos. Obgleich er ein konstitutioneller Herrscher war, wußte er doch seinen Willen zur Geltung zu bringen. Während der letzten heftigen Krisis, deren Spitze gegen die Mitglieder der königlichen Familie gekehrt war, verstand er es, die Leidenschaften zu beruhigen und die Gefahr zu zerstreuen. Kurz, König Georg I. verdankte seine lange, erfolgreiche Regierung während der Dauer eines halben Jahrhunderts vor allem sich selbst.

VI

Im Herzen des Landes

Welcher Gegensatz zwischen der Hauptstadt und dem Lande! Man kann sich keinen schärferen Widerspruch vorstellen als den zwischen dem neuerstandenen Athen und dem veralteten Griechenland. Hinter dem modernen Ort finden wir ein noch ganz archaisch gebliebenes Gebiet. Nachdem wir die Marmorpaläste und die schönen Straßen zurückgelassen haben, begegnen wir in den Provinzen zu unsrer Ueberraschung nur armseligen Hütten.

Ich frage mich verwundert, ob das schöne und reiche Athen wirklich die Hauptstadt dieses zurückgebliebenen Reiches ist. Je mehr ich ins Innere vordringe, je mehr scheint jede Spur von Zivilisation aufzuhören. Es gibt Ortschaften, die offenbar in ihrem Urzustand geblieben sind. Auch die Natur ringsum hat sich ihre majestätische wilde Größe aus dem goldenen Zeitalter bewahrt.

Digitized by Google

Griechenlands Boden besteht zumeist aus einem Gewirr von Felsen. Kaum der fünfzigste Teil der Oberfläche kann als Ebene bezeichnet werden. Im Norden erstrecken sich die Ketten von Tsonmerka, der Zygos, die Ausläufer der Albaner Berge. Sie erheben sich mehr als zweitausend Fuß hoch und dehnen sich nach allen Richtungen hin aus. Oft bilden sie vorzügliche natürliche Schutzwälle. An den herrlich bewaldeten Küsten gedeiht eine üppige Vegetation, während in andern Gegenden die Felsen schroff und kahl emporsteigen. Der Gebirgsstock von Veluchi erreicht 400 und der hohe Gipfel des Olta 2500 Meter. Alle diese Berge, wie der Erymantha, der Khelmas, der Taygete und vor allem der klassische, aus der Mythologie wohlbekannte Olymp, überschreiten zweitausend Meter. Gegen das Aegäische Meer zu sind die Spitzen häufig schroff und felsig, zahlreiche Schluchten und beinahe unzugängliche steile Abhänge bildend. Daher kommt es, daß oft die malerischsten Punkte unbekannt bleiben.

Noch unerreichbarer indessen als durch die Natur selbst sind die schönen Plätze durch den Mangel an Straßen und Verkehrsmitteln. Daher blieb die Bevölkerung in allem noch sehr zurück. Ihr mangelndes Entgegenkommen für die Fremden macht den Aufenthalt recht schwierig. Sogar die Sicherheit läßt häufig viel zu wünschen übrig. Das Räuberwesen konnte nie vollständig unterdrückt werden. Wer glücklich einer Verschleppung in die Wildnis durch Banditen entgeht, kann doch sicher sein, wenn auch auf eine angenehmere Weise, durch seinen Wirt, seinen Führer und jedenfalls durch alle, deren Dienste er bedarf, geschröpft zu werden.

In jenen wilden Gegenden sind die Bewohner die würdigen Kinder der strengen Berge. Unverändert blieben auch sie verwildert und rauh. Der Lauf der Zeiten scheint keinen Einfluß auf sie ausgeübt zu haben. Ebensowenig ist offenbar je eine Zivilisation bis hierher durchgedrungen. Wie wir die ungeschlachten Bergbewohner und Hirten in den Klassikern beschrieben lesen, denen alle niederen Instinkte noch innewohnen, so sind diese Leute bis heute geblieben.

Die Bevölkerung im Norden zeigt infolge ihrer Blutmischung mit zahlreichen Eindringlingen viele slawische Züge. Deren überflutende Einfälle fanden im sechsten und siebten Jahrhundert statt. Dieser zähe und starke Stamm drang weit vor, überall seine Spuren zurücklassend. Ueber die ganze Balkanhalbinsel breitete er sich aus und gab ihr ihren gegenwärtigen Charakter.

Das alte Mazedonien, Illyrien sind, wie übrigens auch Bulgarien, größtenteils von Slawen bevölkert. Ihre Sprache ist die vorherrschende, ihre Kirche die Seele des Landes. Ueberhaupt sind sie die vorwiegende Kraft und gelangen zweifellos zu immer größerer Ueberlegenheit.

Die eigentlichen Griechen sind weder Ackerbauer noch arbeitsam. Sie wohnten stets mit Vorliebe in Städten, der Küste entlang oder auf den weit zerstreuten Inseln. Von Natur aufgeweckt, zogen sie, gleich den Phöniziern und den semitischen Rassen, den Handel der Feldarbeit vor. An ihrer schönen Gestalt, den regelmäßigen Gesichtszügen, der vornehmen Art des Benehmens sind sie

Digitized by Google

leicht zu erkennen. Noch nach so langen Jahrhunderten und wechselvollen Schicksalen sind ihnen manche Abzeichen aus ihrer großen Vergangenheit eigen.

Auch im Charakter weist der heutige Sohn Griechenlands viele Züge seiner Vorfahren auf. Hauptsächlich unter der Bevölkerung des Archipels erinnern uns alle Augenblicke Gestalten an jene, wie sie in den alten Schriftstellern geschildert sind. Leider haben die Fehler jedoch die nationalen Tugenden überlebt, so daß die Nachbarvölker noch oft den Schmerzensschrei des Aeneas wiederholen: „Timeo danaos!“

VII

Auf den Aegäischen Inseln

Die reichen geschichtlichen Erinnerungen sind es, die dem Aufenthalt in Griechenland einen außergewöhnlichen Zauber verleihen. Keinen Schritt können wir tun, ohne daß uns irgendein Ereignis aus der Vergangenheit vorschwebt. Mythologische Ueberlieferungen beherrschen mit merkwürdiger Macht unser Einbildungsvermögen während der Wanderung durch die uns aus der Schulzeit wohlbekannten Stätten. Die einst gelernten herrlichen Verse der unsterblichen Klassiker, die sich dem Gedächtnis fürs ganze Dasein eingeprägt haben, lassen hier das ehemalige Leben und Treiben wieder entstehen.

Wenig Dinge werden so lebhaft in unsrer Erinnerung haften wie die Erzählungen von Kämpfen aus großer Vergangenheit. Virgil und Homer, die ewig Lebenden, weil durchaus menschlichen, werden immer begeistern. Wie einst, so werden in allen Zeiten ihre wundervollen Berichte die Aufmerksamkeit der Jugend fesseln. Wenn auch über die Art und Weise ihrer Dichtung verschiedene Epochen und verschiedene Kulturen abweichend urteilen mögen, so wird sie doch auf die Leser unverändert ihren Reiz ausüben. Was ihr ein immer gleichbleibendes Interesse und damit ewige Jugend sichert, ist das hinreißend bewegt und menschlich wahr geschilderte Leben ihrer Gestalten.

Während wir durch die Wogen der Argonauten schiffen und Kreta, Rhodus, Cythere, diese Inseln des ewigen Frühlings, besuchen, tauchen die naiven Sagen aus jener Zeit vor uns auf. Aufs unmittelbarste äußert sich hier die Poesie des Volkes. An Ort und Stelle lernen wir die seltsamen Persönlichkeiten und ihr Märchendasein besser verstehen. Die mythologischen Ereignisse nehmen beinahe die Form der Wirklichkeit an.

Dichtung und Wahrheit vermengen sich auf diesen Eilanden in merkwürdiger Weise. Das jugendkräftige Volk konnte sich, mit reichem poetischem Sinn begabt, nicht enthalten, der Phantasie freien Lauf zu lassen. Als ob seine bewegte Geschichte nicht genügt hätte, es zu befriedigen. Um die Wirklichkeit dramatischer zu gestalten, mußte sie ausgeschmückt werden.

Wir verstehen das, je länger wir unter dem Zauber des Archipels segeln, wo alles so anders als auf der übrigen Welt erscheint. Die einzigartige Landschaft und die kindlichen Bewohner, alles ist außergewöhnlich. Jede der kleinen Inseln eine Welt für sich. Jede unterscheidet sich von der andern, hat ein

Digitized by Google

andres Gepräge, verschiedene Färbung. Jede hat ihr Volk, ihre Eigenheiten, ihre Ziele, ihre besonderen Bestrebungen.

Der Archipel ist das Kleinod Griechenlands geblieben. Im Altertum bildete er den Schauplatz ergreifender Ereignisse und erzeugte die lebensprühenden Gestalten, welche die Nachwelt verherrlichen sollte — heute noch liegt auf ihm all der Sagenzauber vergangener Tage. Gewiegt von den sanften Wellen des rauschenden Meeres, haben die von der übrigen Welt abgeschiedenen Inseln sich ihre alten Ueberlieferungen bewahrt.

Lange ruhten sie unbesucht, besonders die kleinsten unter ihnen blieben vereinsamt. Niemand gab sich die Mühe, sie aufzusuchen, sie schienen begraben, vergessen. Wie im Märchen konnten die Rosen emporklettern, ohne je berührt zu werden. Die Natur wucherte in ihrer vollen Ueppigkeit, keine menschliche Hand hielt sie zurück. Berge und Täler zeigten die Ueberfülle der Urwelt.

Man würde tatsächlich kaum erstaunt sein, dem Dickicht einige mythologische Figuren entsteigen zu sehen. Die Hirten in ihren zottigen Fellen, alte Lieder auf der Rohrflöte spielend, könnten den Künstlern als prächtige Modelle für Faune dienen. Wer die Fischer sieht, die im Wasser wie auf dem Lande daheim scheinen, fragt sich, ob sie nicht, gleich den Tritonen, Flossen haben.

Anders als die ganze übrige Welt ist dieser Archipel; verschieden von allem, was wir kennen, von allem Herkömmlichen abweichend. Die Bewohner, voll Eigenliebe und stolz auf ihre kleinen Gebiete, sehen auf den Rest des Weltalls mit erhabener Verachtung herab. Außer ihnen mag es wohl große und mächtige Nationen geben, aber jedenfalls stets geringere als ihre eigne.

Wie das alte Hellas aus einer Menge von kleinen Reichen, Republiken und Gemeinden bestand, so ist das gegenwärtige aus nicht weniger mannigfaltigen Elementen gefügt. Stets bildete Griechenland eine Art farbenreicher Mosaik. Diese seltsame Zusammenstellung, die gegensätzlichen Werte waren mit eine der Ursachen seiner Lebensfähigkeit. Sie sind es auch heute, die das Volk zum Kampfe wachhalten.

Aus dem Leben des Oberpräsidenten Carl v. Horn

1863 bis 1869

(Schluß)

Auch die Stimmung in Rom war nicht ungünstig. Unmittelbar nachdem der Erzbischof sich geweigert hatte, den 18. Oktober zu feiern, war vom König der Feldpropst der Armee Dr. Pelldram dorthin gesandt worden, was großen Eindruck auf Przyluski gemacht haben soll. Später, kurz vor seinem Tode, erfolgte zwar seine Ernennung zum Kardinal; dabei wurde ihm aber, nach einem späteren Briefe des Ministers Grafen Eulenburg an Horn, zur Bedingung gestellt, daß er sich einen Koadjutor gefallen lasse, „und für die Stelle des Koad-

Digitized by Google

jutors war — wie es in dem Briefe heißt — eine Persönlichkeit in Aussicht genommen, die den Polen in höchstem Grade unbequem gewesen wäre. Deshalb war auch von Rom aus aufs dringendste gebeten worden, das ganze Arrangement ganz geheim zu halten, weil man befürchten müsse, daß, falls man in Posen Wind davon bekäme, die Polen nicht davor zurückschrecken würden, den Erzbischof zu beseitigen."

Hätte Przyluski noch einige Zeit gelebt, so wäre es der Regierung bei weiterer fester Haltung wohl gelungen, den nationalpolitischen Einfluß des großpolnisch gesinnten Klerus, wenn auch nicht völlig zu beseitigen, so doch erheblich einzuschränken. Przyluski hatte keine ultramontane Ader in sich und würde nach seiner natürlichen Veranlagung gewiß eingelenkt und mit der preußischen Regierung sich auszusöhnen gesucht haben, wenn das deutsche Element im Domkapitel zu Posen gestärkt und er von der Aussichtslosigkeit der großpolnischen Bestrebungen überzeugt worden wäre.

Aber auch nach dem plötzlichen Tode Przyluskis blieb die Lage der preußischen Regierung zunächst noch günstig. Innerhalb der Domkapitel hatte sich bei den Verhandlungen über die Wahl eines Nachfolgers eine Mehrheit für niemand ergeben, und der Papst hatte unter Verlängerung der Wahlfrist dem Posener Domkapitel noch besonders eröffnen lassen, daß auf die Kandidatenliste nur personae gratae, keine politisch Kompromittierten zu bringen seien.

Die preußische Regierung selbst war es, die den Grafen Ledochowski für die Wiederbesetzung des so überaus wichtigen Bischofssitzes aussuchte, und der superkluge, ursprünglich von dem Fürsten Bismarck begünstigte Graf Harry Arnim, damals Gesandter in Rom, soll es gewesen sein, der Ledochowski dringend empfohlen hat, weil er Antirevolutionär sei und den polnischen Adel samt Priesterschaft niederhalten werde.

Ledochowski entstammte einer polnischen Familie, war in Gorki geboren, im Lazaristenkollegium zu Warschau erzogen und im Jesuitenkollegium zu Rom fortgebildet. Von Pius IX. zum Hausprälaten und Protonotar ernannt, fungierte er alsdann als diplomatischer Vertreter des Papstes in Lissabon, Rio de Janeiro, Santiago de Chile und Brüssel. Deutschland hatte er nicht kennen gelernt; deutsches Wesen war ihm völlig fremd; die deutsche Sprache konnte er nur radebrechen. In erster Linie war er ultramontan, Jesuit, — als solchen und als abhold allen deutschen Studien hat er sich später Horn gegenüber oft bekannt —, in zweiter Linie Pole, in keiner Hinsicht Preuße oder Deutscher.

Als das Gerücht auftauchte, daß Ledochowski zum Nachfolger von Przyluski ausersehn sei, zog Horn Erkundigungen über ihn ein, und nachdem er vermöge seiner guten Verbindungen nähere Kenntnis von dem Lebensgange und dem Charakter des Mannes erhalten hatte, wandte er sich mündlich und schriftlich an den König und den Kultusminister, von der Wahl des Grafen Ledochowski dringend abratend. Leider ohne Erfolg.

Die Domkapitel von Gnesen und Posen waren mit der Designation von Ledochowski nicht einverstanden. Ein Mitglied der päpstlichen Kurie wurde

Digitized by Google

deshalb nach Deutschland geschickt, um für seine Wahl zu wirken, und traf mit einem der einflußreichsten Geistlichen der Diözese Posen, Janiszewski, in Dresden zusammen. Natürlich kehrte Janiszewski, für die Wahl Ledochowskis gewonnen, nach Posen zurück. Trotzdem wurde Horn noch der ihm in hohem Grade unangenehme Auftrag, für diese Wahl bei dem Domkapitel in Gnesen und durch den Prälaten Brzezinski auf das Domkapitel in Posen zu wirken, was natürlich vollen Erfolg hatte; denn die beiden Domkapitel konnten gegen den Papst keine Opposition machen, wenn die preußische Regierung mit ihm einverstanden war. Vor der Wahl erhielt Horn noch folgendes Schreiben des Ministers v. Mühler vom 18. Oktober 1865:

„Aus der Mitteilung des Regierungsrats v. Lebbin vom 14. d. M. habe ich mit großer Befriedigung ersehen, daß die ersten Einleitungen zu der Erzbischofswahl, unter Mitwirkung der Staatsregierung, ein sehr bereitwilliges Entgegenkommen auf seiten des Posener Kapitelverwesers gefunden haben. Unter dem Einflusse der Stimmung, wie v. Lebbin sie als gegenwärtig vorherrschend bezeichnet, und wie sie auch mir aus andern Anzeichen hervorgetreten ist, wird es Ew. Hochwohlgeboren nicht schwer fallen, die weitere Entwicklung der Sache in den von mir bezeichneten Wegen zu leiten. Je sicherer wir des Erfolges sein können und sind, um so konzilianter werden Ew. Hochwohlgeboren in allen Formen sein dürfen und dadurch den Kapiteln die Unterwerfung (!) in der Sache erleichtern.

Einer Mitteilung, wann die Wahl statthaben kann, sehe ich baldigst entgegen. Ich bitte mir deshalb zu telegraphieren, sobald eine Abrede getroffen sein wird.

Des Königs Majestät nehmen, wie aus mehreren in diesen Tagen mir zugegangenen Allerhöchsteigenhändigen Zu- und Randschriften ersichtlich ist, an der raschen und glücklichen Erledigung der Posener Wahl ein sehr lebhaftes Interesse. Der König setzt voraus, daß Sie von den Gründen, welche ihn bestimmt haben, auf die Wahl des Ledochowski einzugehen, unterrichtet und überzeugt worden seien. Nach dem, was zwischen Ihnen und mir mündlich besprochen worden, habe ich annehmen zu dürfen geglaubt, daß die von Ihnen in Ansehung des p. Ledochowski früher geäußerten Bedenken Sie nicht abhalten werden, den Ihnen gewordenen Allerhöchsten Auftrag in loyalster Weise zu erfüllen. Ich habe daher Seiner Majestät berichtet, daß Allerhöchstdieselben versichert sein könnten, Sie würden den Ihnen gewordenen Auftrag als Wahlkommissarius mit aller Gewissenhaftigkeit und Treue gegen den Willen Seiner Majestät ausführen, und hoffe ich, damit ganz in Ihrem Sinne gehandelt zu haben.

Daß übrigens die Erhebung des Ledochowski auf den erzbischöflichen Stuhl von der polnischen Nationalpartei nicht als Sieg, sondern als eine Niederlage empfunden wird, scheint mir nach den Mitteilungen Lebbins außer Zweifel zu sein. Auch bin ich neuerdings davon authentisch unterrichtet worden, daß der Graf Ledochowski in Brüssel nicht der Verfasser des von Ew. Hochwohlgeboren erwähnten Nationalhymnus ist. Es liegt daher die dringendste Veranlassung

Digitized by Google

vor, die wegen dieser Wahl auftauchenden Beunruhigungen Wohlgesinnter in der Provinz nicht etwa durch eine zweifelhafte Haltung zu vermehren, sondern bestimmt zu manifestieren, daß die Regierung aus freier Entschließung (!) und mit genauer Sach- und Personalkenntnis (!?) auf diese Wahl eingegangen ist und nur Grund hat, sich von ihr Gutes zu versprechen. Auch in dieser Beziehung glaube ich auf Ew. Hochwohlgeboren Ergebenheit gegen die Intentionen Seiner Majestät des Königs mit Bestimmtheit rechnen zu dürfen."

Hierauf erwiderte Horn mit wendender Post, daß er zwar seiner Pflicht gemäß mit aller Treue, Sorgfalt und Hingebung nach der Willensmeinung Seiner Majestät des Königs verfahren, dabei auch — wie schon bisher und stets — an konzilianten Formen es nicht fehlen lassen und seiner persönlichen Ansicht nicht den leisesten Ausdruck geben werde, daß er sich aber von der Heilsamkeit des seitens der Staatsregierung wegen der Bischofswahl gefaßten Beschlusses nicht zu überzeugen vermöge, vielmehr seine ernsten Bedenken gegen die Person des Grafen Ledochowski, auch wenn er nicht Verfasser des qu. Volkshymnus sei, leider in nichts gehoben finde. Er bemerkte dann noch: „Anlangend die von Ew. Exzellenz mir mitgeteilten Aeußerungen des Regierungsrates v. Lebbin muß ich bekennen, sie nicht vollständig zu verstehen, und er selbst glaubt, nicht ganz richtig aufgefaßt worden zu sein."

Die bald darauf in Gnesen vorgenommene Wahl war nach dem Vorangegangenen eine reine Formsache. Das von Horn als Wahlkommissar zu gebende Diner war abgelehnt worden, und so kehrte er „mit leichtem Magen, aber schweren Herzens" nach Posen zurück.

Mit Ledochowskis Wahl wurde seine und die allgemeine Lage mit einem Schlage verändert. Hatte bis zu Przyluskis Tode das gesamte Staatsministerium einschließlich des Kultusministers v. Mühler hinter ihm gestanden, war er bis dahin vor allem sicher, daß der König und der Ministerpräsident seine Geschäftsführung billigten, so sah er sich plötzlich auf sich allein angewiesen, den neuen Erzbischof dagegen von allen Seiten auf das freundlichste empfangen und unterstützt. Graf Ledochowski, der sich auf dem Wege nach Posen eine Reihe von Tagen in Berlin aufhielt, nahm dort durch sein angenehmes Aeußere und sein geschmeidiges Wesen alle maßgebenden Persönlichkeiten für sich ein und wußte, bevor er noch in dienstliche oder persönliche Berührung mit dem Oberpräsidenten gekommen war, mit Erfolg die Rolle der verfolgten Unschuld zu spielen.

Außer andern interessanten Schreiben, deren Veröffentlichung ich mir versagen muß, erhielt Horn nachstehende Briefe des Ministers des Innern und des Kultusministers:

„Erzbischof Ledochowski ist seit einigen Tagen hier, und hat nicht bloß auf mich, sondern auf alle, die mit ihm in Berührung gekommen sind, den besten Eindruck gemacht. Er ist, unter den angenehmsten Formen, strenger Katholik, aber ich traue ihm nicht zu, daß er die Religion zum Deckmantel nationaler Bestrebungen machen werde. Offen und gesprächig, hat er den großen Wunsch, mit Eurer Hochwohlgeboren in lebhaften persönlichen Verkehr

Digitized by Google

zu treten: er fürchtet nur, daß die dortigen Zivil- und Militärbehörden ihm von vornherein mit Mißtrauen entgegenkommen, und sich auch in der Folge bureaukratisch gegen ihn verschließen werden. In bezug auf Euer Hochwohlgeboren habe ich ihn beruhigt: ich habe ihm gesagt, daß ich nicht leicht jemand kennte, der auf mündliche Verständigung so viel Wert lege als Sie, und daß es lediglich seinem Amtsvorgänger zuzuschreiben sei, wenn das Verhältnis zwischen Erzbischof und Oberpräsident in der letzten Zeit nicht nur gespannt, sondern unerträglich geworden sei. Er war sehr erfreut, so von Ihnen sprechen zu hören."

gez. Eulenburg.

*

„Berlin, den 23. April 1866.

Der Erzbischof Graf Ledochowski verläßt morgen früh Berlin und trifft nachmittags in Posen ein. Sein persönliches Erscheinen hat hier einen vorteilhaften Eindruck hervorgebracht und zurückgelassen. Er ist ein Mann von feinem Benehmen, umfassender Bildung und entschiedenem Charakter. Den Interessen seiner Kirche treu ergeben, wird er dieselben überall mit Umsicht und Festigkeit wahrnehmen. Sittlichen Störungen des Klerus wird er mit Ernst entgegentreten. In politischer Beziehung wird er die von ihm eidlich gelobten Pflichten mit Gewissenhaftigkeit erfüllen, revolutionären Bestrebungen Widerstand leisten, die Gemüter dem Gouvernement wieder näher zu bringen suchen. Den Katholiken deutscher Abkunft will er mit gleicher Liebe und Fürsorge zugewendet sein, wie den polnischen. Er erkennt, daß seine Aufgabe eine schwierige ist, und daß sie Zeit, Geduld und nachhaltige Festigkeit fordert. In eine Abhängigkeit von der Polnischen Nationalpartei wird er nicht geraten. Einem wohlwollenden Entgegenkommen seitens der Regierung, sachlicher Information, gutem Rate wird er sich zugänglich erweisen. Das System, welches die Regierung ihm gegenüber zu befolgen hat, ist bereits in dem eigenhändigen Marginale Seiner Majestät aus Baden vom vorigen Herbste, dessen Inhalt ich Euer Hochwohlgeboren mitgeteilt habe, klar und bestimmt vorgezeichnet. Die hiesige Begegnung mit dem Erzbischof hat keine Veranlassung gegeben, hierin etwas zu ändern. Es wird ihm Zeit gelassen werden müssen, sich in der Provinz zu orientieren, Personen und Sachen kennen zu lernen. Die einzelnen Fragen, in denen seine Einwirkung erforderlich ist, werden dann ohne vorzeitiges Drängen (!) sich von selbst entwickeln.

Euer Hochwohlgeboren wollen aus diesen Mitteilungen in der Kürze die Auffassung entnehmen, welche sich hier über die Lage der Sache und über die Behandlung derselben gebildet hat.

Mit der vorzüglichsten Hochachtung

Euer Hochwohlgeboren ganz ergebener

v. Mühler."

Trotz dringender Warnungen hielt also der Kultusminister alle schönen Versprechungen Ledochowskis für bare Münze, und von vornherein nahm er

Digitized by Google

für ihn entschieden Partei gegen denselben Oberpräsidenten, dessen „ernste und vorsichtige Behandlung" der katholisch-kirchlichen und Schulangelegenheiten er noch kurz vorher aus freien Stücken gelobt hatte. Wohin das führen mußte, konnte ein Blinder mit Händen greifen, zumal Ledochowski von der ihm günstigen Auffassung des Ministers, wenn nicht durch diesen selbst, so durch die katholische Abteilung im Kultusministerium Kenntnis erhielt.

Und so kam es noch vor der Ankunft des neuen Erzbischofs in Posen zwischen ihm und dem Oberpräsidenten zu einem Konflikt, der zwar bei oberflächlicher Betrachtung unbedeutend erscheinen konnte, aber doch schon erkennen ließ, wie Ledochowski seinen Willen dem ersten Beamten der Provinz gegenüber durchzusetzen verstand.

Wegen der Trinksprüche, die bei dem von den Domkapiteln zu Ehren des neuen Erzbischofs zu veranstaltenden Diner ausgebracht werden sollten, hatte der Oberpräsident sich persönlich mit einem der Domherren in Verbindung gesetzt, worauf ihm nachstehender Brief zuging:

„Posen, 23. April 1866.

Hochwohlgeborener Herr Oberpräsident!

Mit Bezugnahme auf den am vorigen Donnerstag dem Domherrn Grandke mündlich geäußerten Wunsch beehre Ew. Hochwohlgeboren ich mich ganz ergebenst mitzuteilen, daß ich in Betreff der Toaste bei dem am 26. d. M. stattfindenden Diner mich mit dem Herrn Erzbischof ins Einvernehmen gesetzt habe, und daß hiernach der erste Toast auf den Heiligen Vater und Seine Majestät von mir im Namen der Domkapitel als der Gastgeber ausgebracht werden wird; den zweiten wird Seine Exzellenz der kommandierende General auf den Herrn Erzbischof, den dritten aber und letzten Toast der Herr Erzbischof auf das Wohl des Domkapitels ausbringen.

Mit vorzüglichster Hochachtung habe ich die Ehre mich zu zeichnen

Ew. Hochwohlgeboren ganz ergebenster

Brzezinski."

Nachdem Brzezinski dann noch mündlich erklärt hatte, daß die vorerwähnte Toastordnung durch Graf Ledochowski selbst getroffen worden sei, und daß er deshalb über die ihm namens des Oberpräsidenten mitgeteilten Bedenken nicht eigenmächtig befinden könne, trug Horn die Sache in Berlin vor. Minister v. Mühler teilte seine Bedenken, vermied es aber, sich entschlossen auf seine Seite zu stellen.

„Berlin, 25. April 1866.

Ueber die Ordnung der Trinksprüche bei dem morgen stattfindenden Festmahle des Domkapitels ist hier nichts besprochen und festgesetzt worden. Nach unsrer Landesgewohnheit würden wir es für das richtigere halten, wenn zunächst das Domkapitel, als der Festgeber, das Wohl des Königs, dem alle Anwesende, Wirte und Gäste, untertan sind, und unter dessen Schutz und Schirm sie leben und wirken, ausbrächte; dann der Ehrengast, der Erzbischof, das Wohl

Digitized by Google

des Papstes, aus dessen unmittelbarer Nähe er kommt, und zu welchem er und das Domkapitel in dem besonderen Verhältnisse geistlicher Unterordnung stehen, danach der Oberpräsident das des Erzbischofs. Das Wohl des Domkapitels ließe sich vielleicht an den Spruch für den Papst angemessen anschließen oder auch als besonderer, vierter Trinkspruch ausbringen.

Dieses wäre mein Rat. Will der Festgeber, das Domkapitel, denselben nicht annehmen, sondern den Trinkspruch für den König und den Papst kombinieren, so wird es ihm schwer werden, den Anstoß zu vermeiden, daß nicht entweder der König hinter den Papst oder der Papst hinter den König zurückgestellt erscheine, während in der von mir vorgeschlagenen Ordnung nur eine aus den gegebenen Verhältnissen sich natürlich entwickelnde Aufeinanderfolge, ohne jedes Präjudiz für Würde und Ansehen gefunden werden könnte. Es würde mir angenehm sein, wenn das Domkapitel und der Herr Erzbischof sich von der Richtigkeit dieser meiner Ansicht zu überzeugen vermöchten.

Ebenso würde ich es für das richtige gehalten haben, wenn der Trinkspruch zu Ehren des Erzbischofs Euer Hochwohlgeboren zugeteilt worden wäre, da Sie als Oberpräsident und königlicher Wahlkommissarius zu dem Erzbischof in unmittelbarer amtlicher Beziehung stehen und ihm gegenüber die königliche Staatsregierung zunächst vertreten. Wenn aber, wie ich aus den wieder zurückerfolgenden Schreiben ersehe, der kommandierende General bereits die Aufforderung erhalten hat, das Wohl des Erzbischofs auszubringen, so wird es dabei sein Bewenden behalten müssen ...

v. Mühler."

Daß bei dieser wenig entschiedenen Haltung des Ministers der Erzbischof die von ihm selbst getroffene Anordnung kurz vor dem Essen abändern werde, war ausgeschlossen und wohl auch von dem Minister kaum im Ernst erwartet. Brzezinski übernahm also den Trinkspruch auf den Papst und den König. General v. Steinmetz brachte das Wohl des Erzbischofs aus, und dieser las in polnischer und deutscher Sprache einen Toast auf die beiden Domkapitel und alle Anwesenden ab.

„Im übrigen" — so schreibt Horn — „ging zunächst alles glatt ab zwischen dem Erzbischof und mir. Er war sehr höflich, von feinen Manieren. Einladungen lehnte er nicht ab, auch zu einer Abendgesellschaft, obschon er versicherte, sonst abends nicht auszugehen. Er suchte mich in Geschäften persönlich auf, gab kleine Diners und verkehrte auch mit andern angesehenen Personen der Stadt. Sein feines Benehmen, seine stattliche Erscheinung machten einen guten Eindruck. Dem scharfen Beobachter konnte es aber nicht entgehen, daß hinter der angenommenen Miene von Sanftmut und Frömmigkeit sich viel Eitelkeit und Selbstsucht verbarg. Den evangelischen Generalsuperintendenten, noch mehr aber andre evangelische Geistliche, behandelte er, wenn er mit ihnen in großer Gesellschaft zusammentraf, mit völliger Nichtachtung. Er ging beständig in einem langen, bis auf die Knöchel reichenden roten Rock nach dem Privilegium, welches einstmals den Erzbischöfen von Gnesen von einem Papste

Digitized by Google

verliehen worden war; dazu der breitkrämpige Hut mit grüner Schnur. Was seine sonst anziehende Persönlichkeit weniger angenehm machte, war unmäßiges Schnupfen; er führte stets zwei Taschentücher bei sich, ein großes seidenes zum Gebrauch in der Tasche, ein weißes zum Ansehen. Seine Diners waren sehr einfach; es gab als Getränk nur Ungarwein und Grätzer Bier. Er lebte überhaupt sehr einfach und sparsam, was darauf zurückgeführt wurde, daß er in seinen früheren Stellungen bei der Unzulänglichkeit des päpstlichen Gehalts habe Schulden eingehen müssen. Von irgendeinem Interesse für Wissenschaft oder Kunst war bei ihm nicht die Rede.

Seine neue Stellung wurde ihm sehr leicht gemacht. Die polnische Aristokratie fiel ihm von selbst zu, die Kapitel und Priester fügten sich, und in Berlin wurde ein förmlicher Kultus mit ihm getrieben. Er reiste alljährlich zu Neujahr nach Berlin, um dem Könige seine Gratulation darzubringen, machte mir regelmäßig nach seiner Rückkehr einen Besuch und konnte nicht genug erzählen, mit welcher Auszeichnung er dort vom Könige, insbesondere aber von der Königin behandelt worden sei.

Inzwischen aber hatte er längst den Jesuiten herausgekehrt. Erklärter Gegner akademischer Studien, untersagte oder widerriet er den im Klerikalseminar sich vorbereitenden Priesteramtskandidaten den Besuch der Universität Breslau, wohin katholische Theologen auch polnischer Nationalität aus dem Großherzogtum sich zu begeben pflegten. Im Priesterseminar zu Posen wurden die Andachtsübungen vermehrt, neue Unterrichtsgegenstände nicht eingeführt. Eine staatliche Aufsicht über das Seminar gab es damals nicht. Der Besuch desselben durch mich oder andre Laien oder Extranei wurde nicht gewünscht. Aus zuverlässiger Quelle aber erfuhr ich, daß, wenn früher schon, wenigstens in den letzten Jahren, in dem Priesterseminar der Polonismus gepflegt wurde, mit Ledochowski auch jesuitischer Geist dort einkehrte.

Ein andres Streben von ihm ging auf rasche und erhebliche Vermehrung der Klöster. An weiblichen Kongregationen hatte es bis dahin nur Vinzentinerinnen (graue Schwestern) von der Regel des heiligen Vinzens de Paula gegeben, die ihr Provinzialhaus in Culm, ihr Mutterhaus in Paris hatten und mit Krankenpflege sowie mit der Pflege und dem Unterricht kleiner Kinder sich beschäftigten, und Ursulinerinnen, die in der Stadt Posen ein großes Mädchenpensionat unterhielten. Ledochowski schwärmte für Nonnen, welche sich lediglich einem beschaulichen Leben hingaben und brachte es bald fertig, in Posen ein Kloster des dames du sacré cœur und eines der unbeschuhten Karmeliterinnen zu gründen, welches mit jungen Mädchen aus vornehmen polnischen und, wie ich glaube, auch belgischen Familien, bevölkert wurde. Die Mannesklöster der Provinz waren in den dreißiger Jahren säkularisiert worden. Nachmals hatten sich wieder Kapuziner eingeschlichen, die in kleinen Niederlassungen sich ziemlich verborgen hielten, hin und wieder beim Kollektieren betroffen, auch wohl wegen Bettelns bestraft wurden. Außerdem gab es ein großes Kloster von Philippinern, mit schöner Kirche in Gostyn. Ledochowski zog Dominikaner herbei und ver-

Digitized by Google

schaffte ihnen ein Kloster. Wäre er in Posen verblieben und der Kulturkampf nicht eingetreten, so wäre die Provinz in einem weiteren Jahrzehnt mit Klöstern übersät worden.

Eine der schlimmsten Seiten von Ledochowski war sein Polonismus. Sehr bald wurden katholische Geistliche deutscher Nationalität beiseite geschoben und zurückgesetzt. Sie suchten bei mir Schutz, den ich nicht gewähren konnte, so bitter auch die Klagen waren, und so sehr sie auch meine Teilnahme erregten. Darunter befanden sich sehr eifrige Katholiken, bei denen jedoch das Nationalgefühl nicht ganz abhanden gekommen war, während andre deutsche Priester ihre Nationalität preisgaben, um sich bei dem Erzbischof in Gunst zu setzen und Beförderung zu erlangen.

An Deutschen katholischer Konfession gab es zu meiner Zeit fast 100 000. Auf ihre Sprache aber wurde wenig Rücksicht genommen. Es liefen bei dem Oberpräsidium vielfach Klagen ein, daß in überwiegend deutschen Gemeinden die Predigt ausschließlich oder doch meistens in polnischer Sprache gehalten werde. Mein Amtsvorgänger glaubte, offiziell Remedur schaffen zu können. Er hatte sorgfältige statistische Nachrichten sammeln lassen und war dann mit dem Erzbischof Przyluski in Schriftwechsel getreten, natürlich ohne Erfolg, indem entweder erzbischöflicherseits die Tatsache und das Bedürfnis bestritten, oder zwar Abhilfe versprochen, aber in Wirklichkeit nicht gewährt wurde. Ich bin in mündlicher Verhandlung mit Ledochowski für die Wünsche der deutschen Katholiken eingetreten, solange er noch von mir ein Entgegenkommen auf seine Pläne hoffen zu dürfen glaubte. Auf die Dauer war natürlich von ihm nicht mehr zu erwarten als von Przyluski, da er gleich diesem Pole war und auf die Predigt überhaupt nicht viel gab, es sei denn bei den reichlich auftretenden Jesuitenmissionen. Die Vernachlässigung der deutschen Katholiken war namentlich in der Stadt Posen schreiend. Sie hielten sich sämtlich zu der dortigen Franziskanerkirche; die Bildung einer eignen deutschen Parochie war allerdings nach kanonischem Rechte ausgeschlossen, da dieses nur Pfarreien nach territorialer Begrenzung kennt; ich mußte mich deshalb darauf beschränken, sie wegen des Gebrauches der deutschen Sprache dem Erzbischof dringend zu empfehlen. Und damit wurde auch einiges erreicht, wenn auch vielleicht nur vorübergehend.

Auf einem andern Gebiet war natürlich noch weniger zu erreichen, nämlich in bezug auf die Vereinigung der vielen katholischen Festtage. Darüber ist unendlich viel geschrieben worden. In Posen werden neben den allgemeinen katholischen Festtagen noch die Gedenktage der Provinzialpatrone, und in den einzelnen Gemeinden wieder die Festtage besonderer Heiliger gefeiert. Dies gereicht namentlich der Landwirtschaft zu großem Nachteil. Deshalb kommt der Gegenstand auf landwirtschaftlichen Versammlungen oder Provinziallandtagen immer wieder zur Sprache. Als ich mit Ledochowski hierüber verhandelte, erklärte er mir, daß gar nicht zuviel Feiertage sein könnten, daß Beten besser sei als Arbeiten. Da sonach seine Einwirkung in der gewünschten Richtung gar nicht zu erlangen war, so habe ich sowohl in landwirtschaftlichen Versammlungen

Digitized by Google

als auch in Bescheiden auf Petitionen mich darauf beschränken müssen, die Lage der Sache und die Schwierigkeit, Abhilfe zu schaffen, auseinanderzusetzen, ohne gerade von weiteren Schritten abzuraten, und bin deshalb in den Verdacht geraten, daß ich den Uebelstand nicht würdige oder unterschätze."

War Horn auch von der Schädlichkeit des Treibens Ledochowskis auf das tiefste überzeugt, so mußte er ihm doch auf kirchlichem Gebiet freie Hand lassen, teils weil dieses dem Erzbischof nach der Verfassungsurkunde preisgegeben war, teils weil nach der damaligen Haltung und Stimmung der Staatsregierung irgendeine Einwirkung nach einer freien Richtung hin oder eine Abwehr jesuitischer Tendenzen nicht zu erwarten war. Horn erhielt sogar einmal, als er im Jahr 1867 an einem Sommerabende bei dem Ministerpräsidenten Grafen Bismarck Audienz hatte und mit ihm in seinem Garten promenierte, die Anweisung oder den Rat, Ledochowski gegenüber sich immer gefügig zu zeigen, und seine abweichende Meinung nur dem Ministerium vorzutragen. Dieser Rat war, weil er Horns Stellung vor Erschütterungen bewahren wollte, gut gemeint, trug aber seiner Aufrichtigkeit nicht Rechnung und ließ außer acht, daß der Erzbischof aus der katholischen Abteilung im Kultusministerium nichtamtliche Mitteilungen über wichtige Berichte des Oberpräsidenten erhielt.

Auf diesem Wege, und da Horn in der ihm eignen Offenheit kein Hehl aus seiner Auffassung zu machen pflegte, ward Ledochowski auch darüber unterrichtet, welche Stellung er in bezug auf die Zulassung neuer Klöster und die Ausbildung der katholischen Geistlichen einnahm. Als fanatischer Pole vermerkte Ledochowski es ferner übel, daß Horn für politische Wahlen den Zusammenschluß der Deutschen gegenüber den polnischen Kandidaten empfahl, und daß bei Besetzung von Stellen königlichen Patronats nur der Regierung ergebene Geistliche berücksichtigt wurden.

Besonders scharf machte sich der Gegensatz zwischen den Auffassungen der beiden Männer auf dem Gebiete des Schulwesens geltend. Horns Streben nach Förderung des Unterrichts in der deutschen Sprache und nach Verbesserung der Schulaufsicht stieß begreiflicherweise bei Ledochowski auf entschiedenen Widerspruch, und in hohem Maße erregte sich der Erzbischof über die Haltung des Oberpräsidenten zu der Gründung katholischer Gymnasien. Vergeblich versuchte er Horn für seine Auffassung und seine Pläne zu gewinnen. In einer längeren Unterredung sprach er direkt den Wunsch aus, daß das Oberpräsidium gewisse Anordnungen zurücknehmen und seine Ansicht nicht weiter verfolgen solle. Horn war nicht rechthaberisch, vielmehr leicht zu belehren, aber nie zu bewegen, etwas zu tun, was er für ungesetzlich oder unvereinbar mit dem Staatswohl hielt. Er lehnte es deshalb ab, auf das Ansinnen des Erzbischofs einzugehen, worauf dessen heimliches Spiel gegen ihn begann.

Sein Ziel, die Entfernung Horns aus der Provinz zu erreichen, fiel Ledochowski nicht schwer, da er die ihm von Anfang an sehr günstige Stimmung in Berlin bei wiederholtem Besuch daselbst zu befestigen und auszunutzen verstand. Gleichzeitig wirkten einige ihm ergebene vornehme Polen und Polinnen,

Digitized by Google

die bei Hof verkehrten, eifrig in seinem Sinne. Hierauf wurde Horn auch von Personen aufmerksam gemacht, die ihm nicht nahe standen, z. B. von dem kommandierenden General v. Steinmetz. Der alte General, der in seinem geraden soldatischen Empfinden durch die geheimen Wühlereien gegen den Oberpräsidenten unangenehm berührt war, warnte ihn schon im Mai 1868 von Berlin aus in einem langen Schreiben, in welchem er zugleich bekannte, wie er in bezug auf die Vertretung „spezifisch preußischer und evangelischer Interessen" ganz den Standpunkt des Oberpräsidenten einnehme.

Trotz solcher Warnungen wurde Horn durch die Nachricht von seiner am 5. März 1869 erfolgten Versetzung überrascht, weil er das volle Vertrauen des Königs und des Grafen Bismarck besaß, bis dahin auch ihres Einverständnisses mit seinem Verhalten dem Erzbischof gegenüber sicher zu sein glaubte und deshalb den gegen ihn gesponnenen Intrigen keine Bedeutung beimaß.

Der Staatsregierung aber wurde die Erfüllung des Wunsches Ledochowskis dadurch erleichtert, daß das Oberpräsidium in Königsberg nach der im September 1868 erfolgten Verabschiedung des Oberpräsidenten v. Eichmann neu zu besetzen war und das Staatsministerium Horn als den geeignetsten Mann für die damals noch ungeteilte Provinz Preußen ansah. Mit Rücksicht hierauf durfte er, wie ihm von Berlin aus bedeutet wurde, in seiner Versetzung nach Königsberg ein Zeichen besonderer Anerkennung erblicken. Dies ändert aber an der Tatsache nichts, daß er in Posen den Machenschaften Ledochowskis hat weichen müssen.

Als seine Versetzung bekannt wurde, sprachen ihm unzählige, den verschiedensten Kreisen angehörende Personen mündlich oder schriftlich ihr Bedauern über sein Scheiden aus, darunter auch eine Reihe vornehmer, der preußischen Regierung ergebener Polen. Einer von diesen, an dessen Aufrichtigkeit zu zweifeln er keinen Anlaß hatte, erklärte, daß auch der Erzbischof sich die Sache sehr zu Herzen genommen habe. (!)

Besonders lebhaft kam die Teilnahme der Deutschen zum Ausdruck. Vor allem schmeichelhaft für ihn waren die Aussprüche zweier alter Männer, die von Geburt an der Provinz angehört hatten und verschiedene politische, wirtschaftliche und gesellschaftliche Kreise vertraten. Der alte Major v. Massenbach auf Bialokosch, Kommendator des Johanniterordens, bemerkte, nie habe ein Oberpräsident der Provinz soviel geleistet als er, und der alte Kommerzienrat Bielefeld erklärte, er habe acht Oberpräsidenten erlebt, aber keinen wie ihn.

Eine größere Anzahl Deutscher unter Führung von Kennemann-Klenka sandten ihm nach Königsberg als „Ausdruck ihrer persönlichen Hochachtung und der Anerkennung seiner Verdienste um die Provinz" ein künstlerisch schönes und wertvolles Ehrengeschenk. Kennemann, dessen hervorragende wirtschaftliche Begabung von seinem vaterländischen Sinn noch übertroffen wurde, hätte sich nicht an ihre Spitze gestellt, wenn nicht nach seiner festen Ueberzeugung das Deutschtum in dem von Ledochowski verdrängten Oberpräsidenten den treuesten Beschützer gefunden hätte.

Digitized by Google

Nach Horns Fortgang zeigte sich Ledochowski immer offener und kühner als Vertreter polnischer und ultramontaner Bestrebungen. Bekannt ist, daß er im November 1870 in Versailles persönlich das Verlangen stellte, Deutschland solle für den Papst intervenieren, und daß er, als dies abgelehnt wurde, an die Spitze der ultramontanen Opposition gegen Preußen trat. Als es dann hauptsächlich infolge seiner herausfordernden Haltung zum sog. Kulturkampfe gekommen war, erhielt Horn nachstehenden Brief des Ministers des Innern vom 27. Januar 1873:

„Ich stelle Ihnen, unter Zustimmung des Staatsministeriums, die Frage: Läuft es Ihren Wünschen entgegen, wenn wir Seine Majestät bitten, Ihnen wiederum das Oberpräsidium in Posen zu übertragen. Der Königlichen Genehmigung eines solchen Antrages sind wir gewiß. Es kommt nur darauf an, ob Ihnen eine solche Rückversetzung unerwünscht ist, oder nicht.

Das Zeitungsgeklatsch über die verschiedenen Oberpräsidialkombinationen hat Eurer Exzellenz voraussichtlich schon Veranlassung gegeben, über die Frage nachzudenken. Wir werden nichts veranlassen, was Ihren Wünschen direkt entgegensteht. Mein dringender Wunsch ist, daß Sie nach Posen zurückgehen. Sie erlassen mir die Auseinandersetzung der sachlichen Gründe.

Als persönliche, aus dem Standpunkt Ihrer Person, hebe ich hervor:

Sehnsucht nach Ihrer Rückkehr seitens der deutschen Gutsbesitzerbevölkerung der Provinz Posen, wie mein Bruder, der vor einigen Wochen längere Zeit sich in derselben umhergetrieben hat, sie mir berichtet,

sehr gut eingerichtete Wohnung in Posen, mit obligater Aussicht einer Aenderung der scheußlichen Königsberger Wohnungsverhältnisse erst binnen vier bis fünf Jahren,

voraussichtlich in nicht zu langer Frist eintretende Trennung der Provinz Preußen in zwei Oberpräsidialbezirke.

Ueberlegen Sie die Frage gefälligst, ziehen Sie Ihre liebenswürdige, von mir hochverehrte Frau Gemahlin zu Rate und antworten Sie recht bald

Ihrem aufrichtig ergebensten

Eulenburg."

Horn trug Bedenken, dem Rufe nach Posen bedingungslos zu folgen, knüpfte vielmehr seine Zustimmung an die Erfüllung mehrerer Voraussetzungen.

Vor allem wünschte er, daß die anderweitige Verfügung über ihn in einer Form oder mit einer Kundgebung erfolge, die ersehen lasse, daß die mit ihm eingetretene Veränderung nicht von ihm erstrebt, sondern höheren und Allerhöchsten Ortes ohne sein Zutun beschlossen worden sei.

Ferner machte er sein Einverständnis davon abhängig, daß gleichzeitig mit seiner Versetzung nach Posen ein Beamter der Provinz anderweitig verwendet werde, weil er nach den Erfahrungen, die er mit ihm in der Provinz Preußen gemacht, auf eine offene und ehrliche Unterstützung seitens desselben nicht rechnen könne. Es handelte sich um einen Beamten, dessen Verbleiben im Amte von

Digitized by Google

einem gut unterrichteten Vertrauensmann des Fürsten Bismarck „als eine Kalamität für den Bezirk und die Provinz" betrachtet wurde.

Horn setzte weiter voraus, daß bei Ergänzung des dem Oberpräsidenten in Posen zur Seite zu stellenden Personals seine Anträge wohlwollende Berücksichtigung fänden, und legte endlich Wert darauf, daß er in Posen eine Entschädigung für den Verlust der Nebeneinnahme erhalte, die er in Königsberg als Kurator der Universität bezog.

Der damalige Ministerpräsident Graf Roon und der Minister des Innern erkannten seine Wünsche als berücksichtigungswert an, ebenso Fürst Bismarck, der „ganz bestimmt" versprach, für seine Versetzung nach Posen wirken zu wollen. Fürst Bismarck sagte ihm unter anderm, welche größere Satisfaktion er verlangen könne, als daß man das geschehene Unrecht einsehe und es wieder gut machen wolle, und der Kaiser äußerte gegen ihn, daß, wenn er nach Posen ginge, er von dort um Ledochowskis willen nicht wieder versetzt werden würde.

Horns Wünsche, die er bei seiner Anwesenheit in Berlin ausdrücklich „als Bedingungen" bezeichnete, stießen aber schließlich doch auf Widerspruch, und auf einen Vortrag des Geheimen Kabinettsrats beschloß der Kaiser, von seinen auf die Zurückversetzung Horns gerichteten Intentionen Abstand zu nehmen, nachdem inzwischen noch der Kronprinz an Allerhöchster Stelle für ihn eingetreten war.

Als Fürst Bismarck in Begleitung des Kaisers bald darauf nach Königsberg kam, war sein erstes Wort an Horn auf dem Bahnhofe, er sei nicht schuld an der Sache.

So kehrte er nicht zurück in die Provinz, in der ihn die Deutschen mit Vertrauen und Wohlwollen, die Polen mit Achtung empfangen hätten. Er blieb vielmehr in Königsberg, bis er am 1. April 1882 in den Ruhestand trat.

Bei seinem Scheiden von dort wurde er von Felix Dahn, der sich wie kein andrer in deutsches Wesen und Empfinden vertieft hat, als „echt deutscher" Mann gefeiert, der Eiche gleich,

„In der Schlichtheit schön, in der Wahrheit stark, in der Treue der Pflicht unbezwingbar."

So bewährte er sich in fast zwanzigjähriger unermüdlicher Sorge und Arbeit für die Ostmark. Die ihm unterstellten Provinzen waren ihm aber nicht nur ein Dienstbezirk, den er pflichtgemäß verwaltete, sie wurden ihm eine zweite Heimat, an der er mit allen Fasern seines warmen Herzens hing.

Bei der Beurteilung seiner dienstlichen Tätigkeit in der Provinz Posen ist zu berücksichtigen, daß in die Jahre 1863 bis 1869 eine ganze Reihe von Ereignissen fielen, welche die auf eine schnelle Entwicklung der Provinz gerichteten Bemühungen nicht voll zur Geltung kommen ließen: die polnische Insurrektion, der Konflikt zwischen der Staatsregierung und dem Abgeordnetenhause, der Krieg mit Dänemark, die Auseinandersetzung mit Oesterreich, die zunehmende Spannung in unserm Verhältnis zu Frankreich, ferner die Cholera und der mittelmäßige, zum Teil schlechte Ausfall mehrerer Ernten. Die Zeitumstände nahmen die Gedanken der leitenden Personen in Berlin so in Anspruch, daß

Digitized by Google

die für die Provinz wichtigen Fragen in den Hintergrund traten, und manche von dem Oberpräsidium überreichte Denkschrift zu nichts anderem diente als zu schätzbarem Material. In allen Verwaltungszweigen trat ferner die durch die Finanzlage des Staates gebotene Sparsamkeit einer schnelleren und reicheren Befriedigung der Bedürfnisse entgegen. Besonders machte sich dies auf dem Gebiete des Schulwesens und der Landwirtschaft geltend. Selbst der eifrige Landwirtschaftsminister v. Selchow mußte auf Horns vielseitige Anregungen und Anträge erwidern, daß er „nur langsam" zum Besten der Provinz wirken könne. Seitens der Staatsverwaltung wurde noch nicht wie seit 1871 aus dem Vollen gewirtschaftet, und noch größere Beschränkung mußten sich die Städte, die Kreisverbände und der Provinzialverband auferlegen. Um die damalige finanzielle Einschränkung zu ermessen, genügt ein Blick auf die seither aus öffentlichen Mitteln ausgeführten Prachtbauten und sonstigen Anlagen. Und endlich von 1866 ab hatte Horn mit dem offenen und geheimen Widerstande des neuen Erzbischofs zu kämpfen.

Trotz allem sind ihm schöne Erfolge nicht versagt geblieben, wie die Anerkennung beweist, die ihm seitens des Königs und des Fürsten Bismarck zuteil geworden ist. Eine tragische Fügung aber war es, daß er das Amt, in dem er je länger je mehr nützlich hätte wirken können, aufzugeben gezwungen wurde, ehe er die Früchte seines rastlosen Schaffens reifen sah und Pläne, mit denen er sich noch trug, selbst zur Ausführung bringen konnte, — tragisch vor allem deshalb, weil er aus Posen von einem Manne verdrängt wurde, vor dem er die Staatsregierung dringend gewarnt hatte, der dann das ihm an Allerhöchster Stelle entgegengebrachte Vertrauen mit schnödem Undank vergolten und mehr als irgendein andrer dazu beigetragen hat, daß die Gegensätze zwischen den beiden Nationalitäten sich nicht, wie nach der Niederwerfung des polnischen Aufstandes erhofft werden durfte, gemildert, sondern wesentlich verschärft haben.

Die Aussichten des Frauenstimmrechtes in England

Von

Lady Robert Cecil

Das politische Wetter ist bekanntlich unsicher, und politische Propheten sind, noch mehr als die andrer Sehern, immer sehr gewagt, aber es kann ohne großes Risiko behauptet werden, daß binnen weniger Jahre die englischen Frauen das parlamentarische Wahlrecht besitzen werden. Angesichts des Beispiels, das die englischsprechenden Frauen von Australien und Neuseeland und vollends die von Amerika gegeben haben, wo jedes Jahr die Frauen in irgendeinem neuen Staate das Wahlrecht erhalten — der letzte dieser Staaten, Illinois, umschließt die gewaltigen industriellen Interessen von Chikago —, ist es kaum

Digitized by Google

möglich, daß das Mutterland England auf seinem Standpunkt glatter Ablehnung noch länger stehen bleibt. Tatsächlich wird von den Gegnern des Frauenwahlrechtes zugegeben, daß die Frage jetzt lediglich eine Frage der Zeit geworden ist; ein Aufschub ist das äußerste, was sie erwarten. Der sofortigen Verwirklichung unsrer Hoffnungen indessen stehen noch bedeutende Hindernisse im Wege, deren hauptsächlichste das Parteisystem und die „Militancy" sind.

Infolge der Tatsache, daß in England alle politischen Fragen mit Hilfe der Parteimaschinerie organisiert und entschieden werden und daß das Frauenwahlrecht bis jetzt noch von keiner der beiden großen Parteien, der liberalen und der konservativen, angenommen worden ist, nimmt die Frage des Frauenstimmrechtes eine ganz besondere Stellung ein und ist es möglich gewesen, sie im Hause der Gemeinen in einer Weise zu behandeln, die mehr für eine komische Oper paßt, als für eine große staatliche Körperschaft. Seit dem Jahre 1886 ist eine Majorität im Hause der Gemeinen für manche Schritte auf dem Wege zum Frauenwahlrecht vorhanden. Während der letzten vierzig Jahre haben sieben Gesetzentwürfe über das Frauenwahlrecht die zweite Lesung durchlaufen, aber nicht einen von diesen sieben ließ man weitergelangen. Im kritischen Augenblick kommt etwas dazwischen, was die Befürchtungen der Konservativen oder die Eifersucht der Liberalen erregt, und diesen Parteirücksichten oder vielleicht sogar den privaten Vorurteilen der Kabinettsminister werden die Frauen von beiden Parteien mit leichtem Herzen geopfert. So leicht ist es, eine Reform, so wünschenswert und so lange schon fällig sie auch sein mag, aufzuschieben, wenn sie der höchsten Triebkraft des Parteiinteresses ermangelt. Wenn ein Frauenbill im Haus der Gemeinen scheitert, so hat das keine tatsächliche Ungelegenheit zur Folge. Es fallen keine Regierungen, die Minister treten nicht zurück, die privaten Parlamentsmitglieder', welche die den Frauen in ihren Wahlkreisen gegebenen Versprechungen gebrochen haben, sind in keiner Gefahr, ihre Sitze bei der nächsten Wahl zu verlieren. Die Frauen mögen aufgebracht sein, aber ohne Stimmrecht haben sie kein Mittel, ihr Mißvergnügen fühlbar zu machen. Der Unterschied zwischen der Unzufriedenheit eines männlichen Wählers und der einer in dem Wahlkreis lediglich wohnhaften Frau ist derselbe wie der zwischen einer scharfen Patrone und einer Platzpatrone. Der praktische Nachteil, der dem Mangel politischer Rechte anhaftet, ist deutlich durch die Vertagung des Hauses der Gemeinen bei den Verhandlungen über die Frauenfrage bewiesen worden, und dessen ausweichendes Verhalten, das an und für sich schimpflich war und besonders seine Opfer erbittern mußte, ist eng verbunden mit dem unter dem Namen „Militancy" bekannten bedauerlichen Ausbruch weiblichen Unwillens.

Als Mitglied einer streng konstitutionellen Gesellschaft, der „Conservative and Unionist Women's Franchise Association", und als eine Frau, die glaubt, daß die Bewegung für das Frauenstimmrecht auf dem Streben beruht, die geistige Kraft an die Stelle der physischen, das Recht an die Stelle der Macht zu setzen, hat die Verfasserin dieses Artikels nicht die Absicht, gewalttätige Handlungen zu entschuldigen. Indessen erzeugt langanhaltende Ungerechtigkeit beinahe unver-

Digitized by Google

meidlich Gewalttätigkeit, und es ist nur billig, daran zu erinnern, daß, als Mrs. Pankhurst zu ihrer kriegerischen Taktik überging, die friedlichen Methoden und die Arbeit von vierzig Jahren im Parlament mit einem vollständigen legislativen Fiasko und außerhalb des Parlamentes mit einem beinahe über die ganze englische Presse sich erstreckenden Boykott vergolten worden waren. Der Gipfelpunkt wurde erreicht, als der liberale Premierminister, Herr Asquith, nachdem er sich wiederholt geweigert hatte, friedliche Wahlrechtsdeputationen zu empfangen, und in den Jahren 1910 und 1911 ein weiteres Entgegenkommen gegen die mit großer Majorität in zweiter Lesung angenommenen Frauenwahlrechtsbills abgelehnt hatte, seinem beleidigenden Verhalten die Krone aufsetzte, indem er im Herbste des Jahres 1911 den Vorschlag machte, jedem Jüngling von einundzwanzig Jahren das Wahlrecht zu verleihen, ohne dieses einer einzigen Frau zu geben.

Es ist bedauerlich, daß auf diese extreme, mutwillige Herausforderung hin ein kleiner Teil der Stimmrechtlerinnen die Selbstbeherrschung verlor und jene gewalttätigen und zügellosen Akte beging, die das Wort „Suffragette" in der ganzen zivilisierten Welt zu einem Spottnamen gemacht haben. Es ist bedauerlich, aber kaum überraschend. Unter derselben Behandlung und in dieselbe Lage versetzt, würden Männer ohne Zweifel noch viel weiter gegangen sein und viel schlimmere Verbrechen begangen haben. Im allgemeinen ist das Ueberraschende nicht, daß eine Anzahl von Frauen ihrem Unwillen freien Lauf gelassen, sondern daß verhältnismäßig nur wenige es getan haben. Die „streitbaren" Suffragetten haben eine Notorietät erlangt, die nicht ganz im richtigen Verhältnis zu der Verbreitung ihres Einflusses und ihrer Zahl steht. Die letztere läßt sich unmöglich zuverlässig schätzen, da die „Women's Social & Political Union", die einzige bedeutende streitbare Gesellschaft, aus Gründen, die sie selbst am besten kennt, es ablehnt, Ziffern anzugeben, aber ihre Mitglieder werden glaubwürdig auf zwischen 6000 und 7000 geschätzt, von denen sich vielleicht 150 Personen in tätlichem Kampf mit dem Gesetz befinden. Auf der andern Seite veröffentlicht die „National Union of Women Suffrage Societies", die älteste und größte der konstitutionellen Gesellschaften, die Mrs. Fawcett zur Präsidentin hat und eine streng gesetzliche Politik verfolgt, eine Liste von 45000 jährlich subskribierenden Mitgliedern. Zu den nicht streitbaren können auch solche politische Körperschaften wie die „Women's Liberal Federation" mit ihren 130000 offiziell auf das Frauenwahlrecht verpflichteten Mitgliedern und die „Women's Co-operative Guild", die aus 29000 der Arbeiterklasse angehörenden verheirateten Frauen besteht, gerechnet werden. Die Gesamtzahl der mit gesetzlichen Mitteln arbeitenden Stimmrechtlerinnen läßt sich auch nicht annähernd feststellen, aber es ist unbestreitbar, daß sie in ungeheurer Ueberzahl sind.

Der wirkliche Stand der Dinge wird überhaupt vom großen Publikum verkannt, hauptsächlich infolge der unaufrichtigen Politik der gegnerischen Presse, die es sich zur Gewohnheit gemacht hat, jede von der streitbaren Minorität herrührende kleine Nachricht, mag sie noch so trivial und ihre Authentizität noch

Digitized by Google

so zweifelhaft sein, zu veröffentlichen und dagegen die Berichte über die sich im Rahmen des Gesetzes haltende Tätigkeit der Stimmrechtlerinnen, mag sie noch so bedeutungsvoll sein, unterdrückt. Die Wirkung ist doppelt verderblich gewesen. Die Oeffentlichkeit ist gehindert worden, zu erkennen, daß das ernstliche Verlangen nach dieser Reform sich über das ganze Land erstreckt, und viele Frauen haben den Schluß gezogen: Da unsre Sache nur anerkannt wird, wenn sie in das Gewand der Gewalttätigkeit gekleidet ist, so laßt uns gewalttätig sein! Die Verantwortlichkeit jener, die einen Preis auf die Gewalttätigkeit gesetzt haben, indem sie sie nach besten Kräften bekannt machten, ist sehr groß. Mrs. Pankhursts Anhängerinnen haben sich aus denen rekrutiert, die sich durch Sensation und Publizität angezogen fühlen, aus Gefühlsmenschen, deren Herzen stärker sind als ihre Köpfe, aus hochherzigen Naturen, die sich durch Ungerechtigkeiten und Mißbräuche leicht aufbringen lassen, und schließlich aus den romantischen Geistern, für die Gefahr in jeder Gestalt fast unwiderstehlich ist. Denn was auch alles gegen die Suffragetten gesagt worden ist, das Zeugnis des Heldenmuts kann ihnen nicht versagt werden. Unzählige Beispiele ließen sich anführen, um ihren unbezähmbaren Mut und ihre Ausdauer zu beweisen — Eigenschaften, denen immer der Tribut der Bewunderung gezollt werden wird. Leider ist ihr Heldenmut, um mit dem liberalen Suffragistenblatt „The Nation" zu sprechen, nicht immer „unschuldiger Heldenmut" gewesen. Ihr Mut ist durch Verbrechen befleckt worden — zuerst triviale, aber zunehmend ernstliche Verbrechen. Die Folge davon ist eine Auflehnung gegen ihre Politik in allen Klassen gewesen. Ihre Angriffe auf das Eigentum haben die Reichen erbittert und ihnen dabei in der Arbeiterwelt keine Sympathien gewonnen. Der Durchschnittsarbeiter ist geneigt, zuzugeben, daß Frauen, die Häuser besitzen und Steuern zahlen, berechtigt sind, zu wählen. Aber das Argument zerbrochener Fenster verfängt bei ihm nicht und noch weniger bei seiner Frau. Die Mißbilligung einer kriegerischen Taktik ist bei den Frauen sogar noch stärker als bei den Männern zutage getreten. So tief ist ihre Abneigung gegen alle Gesetzwidrigkeit, daß in vielen Landbezirken das Wirken für das Frauenwahlrecht gehindert ist, weil die Stimmrechtlerinnen es ablehnen, einer Sache öffentliche Unterstützung zu gewähren, auf der auch nur der Schatten der Ordnungswidrigkeit liegt. Das heißt die moralische Vorsicht zu weit treiben, aber es beweist wenigstens die von Achtung vor dem Gesetz durchdrungene friedliebende Natur des weiblichen Instinkts und die Ungerechtigkeit jener, die ein ganzes Geschlecht vom Bürgerrecht ausschließen möchten, weil ein paar Dutzend erbitterter Frauen sich gegen die Staatsgewalt aufgelehnt haben.

Die ungeheure Majorität der englischen Stimmrechtlerinnen denkt nicht daran und hat nie daran gedacht, sich gegen das Gesetz zu vergehen. Im Gegenteil, die Frauen können behaupten, daß nie zuvor eine große soziale Reform mit so geringen Störungen für das ganze politische Leben in die Wege geleitet worden ist. Nach einem halben Jahrhundert des Kampfes unter allen denkbaren Herausforderungen können die Frauen sich stolz rühmen, daß die einzigen für ihre Sache geopferten Menschenleben ihre eignen gewesen sind. Ganz

Digitized by Google

anders liegt der Fall bei den männlichen Wählern. Um nicht weiter als auf die letzten Jahre zurückzugreifen, haben wir die ungeheuren und leichtfertigen Kohlenarbeiter- und Eisenbahnerstreiks von 1911/12 mit ihren Begleiterscheinungen von Aufruhr, Blutvergießen und unermeßlichen Verlusten für die ganze Allgemeinheit, und den letzten Grubenarbeiteraufstand in Johannesburg mit seinen vielen Opfern an Toten und Verwundeten. Hier ist eine Gelegenheit, die Aufrichtigkeit unsrer Kritiker und Richter auf die Probe zu stellen; wir finden, daß, wenn es sich um männliche Störer des öffentlichen Friedens handelt, leicht Entschuldigungen für ihr Verhalten gefunden, Mittel zur Abhilfe gegen ihre Beschwerden rasch angeboten, Konzessionen gemacht und ihre Ausschreitungen von Ministern und Parlamentsmitgliedern verziehen werden. Wir sehen da wieder einmal, welch große praktische Unterschiede zwischen Bürgern, die das Wahlrecht besitzen, und solchen, die keines haben, gemacht werden.

Die Männer können sich selbst täuschen, aber die Frauen können sie nicht so leicht täuschen. Die Frauen wissen, daß sie auf politischem Gebiet nicht gewalttätiger und unzuverlässiger sind als die Männer, sondern weit weniger gewalttätig und weit korrekter. Sie wissen, daß die Leute, die behaupten, die krampfartigen Ausbrüche der streitbaren Stimmrechtlerinnen seien ein Beweis für die Untauglichkeit aller Frauen, das Wahlrecht auszuüben, bewußt oder unbewußt die Rolle von Heuchlern spielen, denn sie wagen es nicht, ihre Lehre auf sich selbst anzuwenden. In der Tat ist der Schluß, daß die Vielen für die Wenigen gestraft werden sollten, so offenkundig ungerecht, daß wir nicht weit fehlgehen werden, wenn wir dahinter nicht Vernunft, sondern Vorurteil, den blinden Instinkt ausschließlichen Besitzes entdecken. Das Argument, das unter dem Deckmantel der „Militancy" gegen uns vorgebracht wird, hat in Wirklichkeit nichts mit politischer Ethik zu tun. Es ist ein einfacheres, das der Sprecher in der Kinderstube gelernt hat, als er an meinem Spielzeug, meinem Stock festhielt. Jetzt in seinen reiferen Jahren schreit er, weniger verändert, als er weiß: „Mein Wahlrecht, Hände weg!"

Indessen wird es unter den modernen wirtschaftlichen Verhältnissen, unter denen große Mengen von Frauen für ihren Lebensunterhalt auf ihre eignen Kräfte angewiesen sind, immer schwerer, auf dem rein selbstischen oder eifersüchtigen Standpunkt stehenzubleiben. Nach Herrn Lloyd Georges National Insurance Act sind dreieinhalb Millionen Frauen als Lohnempfängerinnen verpflichtet, ihren wöchentlichen Beitrag zu bezahlen. Es gehört für einen Mann viel Kühnheit dazu, hinzugehen und dieser großen Armee von Frauen zu sagen, daß sie keinen Anteil an der Wahl der Gesetzgeber haben sollen, die ihre Löhne besteuern, die Stunden und Bedingungen ihrer Arbeit festsetzen, die Inspektoren ihrer Fabriken und Arbeitsräume anstellen und auf zahllose andre Arten ihre Lebensverhältnisse regeln. Die Unabhängige Arbeiterpartei hat die Sache der Frauen rückhaltlos zu der ihrigen gemacht, und es ist nicht zu bezweifeln, daß ihr die Liberale Partei binnen kurzem wird folgen müssen. Die Konservativen werden, wenn die Einführung eines Frauenwahlrechts auf ausgesprochen demokratischer

Digitized by Google

Basis in Aussicht steht, gezwungen sein, zur Selbstverteidigung irgendeinen eignen Antrag von gemäßigterem Charakter einzubringen, und diesen wird, wie man allen Grund hat zu glauben, das ganze Volk bereit sein zu akzeptieren.

Indessen besteht, trotz dem vielen törichten Gerede in manchen Kreisen, in England kein Frauenkrieg. Wie könnte es auch einen geben, wenn Männer auf allen Stufen des Lebens, von dem obskuren Arbeiter bis zu Sir Edward Grey, dem Leiter der auswärtigen Politik der Nation, den Frauen in ihrem Kampf für die politische Freiheit helfen? Es besteht kein Frauenkrieg, aber es ist ein gewisses Maß von Erbitterung bei den Frauen vorhanden, die mit der Beseitigung ihrer Ursache verschwinden würde. In andern Ländern, wo sie das Wahlrecht errungen haben, hat die Frauenfrage aufgehört, eine besondere Existenz zu führen, und Männer und Frauen arbeiten Seite an Seite für das allgemeine Wohl. Und so wird es in England auch werden!

Zur Entwicklung der Luftschiffe

Von

Dr. v. Sanden

Sich in die Lüfte zu erheben und es im Fluge den Vögeln gleichzutun, ist ein uralter Wunsch der Menschheit, und mit Stolz sehen wir, daß unsre Tage die Erfüllung dieses Sehnens bringen.

Wieso reifte die Frucht gerade in unsrer Zeit? Was hat ihr heute den Boden so günstig bereitet?

Bald nachdem im Jahre 1783 die erste Mongolfiere aufgestiegen war, wurden Vorschläge laut, wie ein Ballon sich lenken ließe, unabhängig vom Winde, dessen Launen er preisgegeben war. Es lag nahe, ein Prinzip auf den Antrieb eines Ballons zu übertragen, das sich in der Schiffahrt wohl bewährt hatte: einen Schraubenpropeller am Ballon oder der Gondel anzubringen und diesen durch eine Maschine treiben zu lassen. War diese nur hinreichend stark, so mußte es sich ermöglichen lassen, auch gegen den schwersten Sturm anzukämpfen und so der Fahrt ein beliebiges Ziel zu stecken. Die Ausführung dieser Idee stieß aber auf unüberwindliche Schwierigkeiten: Denken wir uns einen gewöhnlichen Kugelballon mit einer Maschine ausgerüstet, so wird eine ganz bestimmte Kraftleistung derselben erforderlich sein, um diesen Ballon mit genügender Geschwindigkeit durch die Luft zu treiben. Die Maschine, von der man diese Leistung verlangt, muß aber vom Ballon getragen werden, und sein Volumen muß groß genug sein, um den erforderlichen Auftrieb zu liefern. Nun ist der Widerstand, den die Luft der Bewegung des Ballons entgegensetzt, aber wiederum durch die Größe des Ballons bestimmt, und die sich hieraus ergebende Schwierigkeit war nun die: Ein Ballon konnte die Maschine, deren

Digitized by Google

Kraft ausreichen sollte, um ihn gegen einen halbwegs kräftigen Wind vorwärts zu bringen, nicht tragen. Solange nun zum Antrieb nur Dampfmaschinen oder durch Akkumulatoren gespeiste Elektromotoren in Frage kamen, war an eine Lösung des Problems nicht zu denken.

Aber der Weg war vorgezeichnet, auf dem man versuchen mußte, vorwärts zu kommen. Einerseits galt es, dem Ballon eine Form zu geben, die der Luft einen möglichst geringen Widerstand bietet. Daß die Kugelgestalt des Freiballons verlassen werden mußte, war einleuchtend, aber viel schwieriger war es, eine geeignete Form (Zigarrenform) zu finden.

Anderseits mußte man Umschau halten nach „leichteren" Antriebsmotoren für den Propeller.

Die Gewichte zweier Maschinen, etwa zweier Dampfmaschinen, brauchen nämlich ihren Leistungen durchaus nicht proportional zu sein. Die Gewichte zweier gleichstarker Maschinen können je nach ihrem Verwendungszweck wohl verschieden sein. Eine Schnellzugslokomotive leistet ungefähr 1000 P. S. Ein Torpedoboot verfügt über eine Maschinenleistung von 16 000 P. S. Wollte man dies mit Maschinen antreiben, die dasselbe Gewicht pro Pferdestärke haben, wie eine Lokomotive, so müßte das Boot also ein Gewicht von 16 Lokomotiven tragen, eine Last, die es ohne Zweifel auf den Grund des Meeres brächte!

Um eine Maschine zu bauen, die im Verhältnis zu ihrer Leistung möglichst wenig wiegt, wird man zunächst für den Bau solche Materialien verwenden, die bei geringem Gewicht eine hohe Festigkeit aufweisen. Ein Maschinenteil, der eine bestimmte Kraft zu übertragen hat, kann leichter sein, wenn er aus Nickelstahl besteht, als wenn man Gußeisen für ihn verwendet.

Ferner wird man darauf ausgehen, die Kräfte selbst, die in der Maschine wirksam sind, möglichst zu verringern, wodurch natürlich das Gewicht der sie übertragenden Maschinenteile auch vermindert werden kann.

Nun ist die Leistung einer Kraft gleich dem Produkt aus Kraft mal Geschwindigkeit. Ein einfaches Beispiel mag diesen Satz erläutern: Um in einer Stunde 10 Zentner Kohlen auf eine bestimmte Höhe zu befördern, muß ein Lastträger diese Höhe zehnmal ersteigen, wenn er sich bei jedem Aufstieg 1 Zentner aufladet. Will er jedesmal nur einen halben Zentner tragen, so hat er zwanzigmal auf und ab zu steigen, er muß sich in diesem Falle doppelt so schnell bewegen wie im ersten, hat aber auch nur den halben Druck auf seinen Schultern auszuhalten. Die Leistung, die er in der Stunde bewältigt, ist in beiden Fällen gleich, und sie ist in der Tat gleich dem Produkt aus der Kraft, die auf seine Schultern drückt, und der Anzahl der Aufstiege in der Stunde, d. i. der Geschwindigkeit der Arbeit.

Die Anwendung dieses Satzes auf die Maschinentechnik führt also dazu, möglichst schnellaufende Maschinen zu bauen, wenn es auf Gewichtsersparnis ankommt. Die Kraft, mit der jeder Maschinenteil beansprucht wird, kann dann gering sein und damit auch das Gewicht desselben.

Durch Verwendung hochwertigen Materials und schnellaufender Maschinen

Digitized by Google

galt es also vorwärts zu kommen, um dem Luftballon einen genügend leichten Motor zur Verfügung zu stellen.

Solange als solcher nur die Dampfmaschine in Betracht kam (an den Elektromotor war wegen der mitzuführenden Akkumulatorenbatterie kaum zu denken!), schien die Lösung des Problems wenig aussichtsreich.

Zwar gelang es der Technik, sehr schnellaufende und dementsprechend leichte Maschinen zu bauen, da auch im Schiffbau die Frage nach einer leichten Maschine brennend ist. (Man denke an die modernen Turbinen mit ihren enormen Drehgeschwindigkeiten!) Bei der Dampfmaschine ist jedoch neben der eigentlichen Maschine auch das Gewicht des dampferzeugenden Kessels in Rechnung zu setzen. Auch hier gilt allerdings das Prinzip: Gewichtsersparnis durch Geschwindigkeitssteigerung. Je schneller nämlich das Wasser den Kessel, in dem es in Dampf verwandelt wird, passiert, je intensiver die Uebertragung der Wärme auf das Wasser stattfindet, desto geringer braucht der Wasservorrat im Kessel zu sein, desto leichter kann dieser gebaut werden.

Zwar brachte die Einführung der Wasserrohrkessel hier einen entscheidenden Fortschritt, aber eine in der Luft brauchbare Gewichtsersparnis war auch damit noch nicht gewonnen. — Erst die Ausbildung des Benzinmotors brachte die Lösung der Frage, und die Automobiltechnik war es, deren Aufblühen der Luftfahrt zugute kam.

Beim Auto bedeutet ein schwerer Motor eine Vergrößerung der nutzlosen, energieverzehrenden Last, und die schwerfälligen Dampfwagen sind daher bald von der Bildfläche verschwunden. Erst der rasch laufende, leichte Benzinmotor verhalf dem Kraftwagen zu seinem Siegeszuge, und wiederum war die wachsende Verbreitung des Autos ein mächtiger Ansporn zu immer präziserer Konstruktion des Antriebmotors. Dieser moderne Benzinmotor wurde die langersehnte Triebkraft des Luftschiffes: der Ballon kann jetzt die Kraftmaschine tragen, die nötig ist, um ihn vorwärts zu treiben.

Aber es galt noch ein andres Problem zu lösen: Welche Form muß der Ballon erhalten, um der Bewegung durch die Luft einen möglichst geringen Widerstand entgegenzusetzen? Lieferte die Technik der Luftfahrt den leichten Motor, so war dies eine Frage, die die Physik zu beantworten hatte.

Zunächst war zu untersuchen, wo der Widerstand überhaupt herrührt, den ein Körper erfährt, wenn er durch Luft oder Wasser bewegt wird. Man machte nun, auf dem Satze der Erhaltung der Energie fußend, folgenden Schluß: Gehört eine Kraft dazu, einen Gegenstand mit gleichförmiger Geschwindigkeit durch eine Flüssigkeit hindurchzutreiben, so muß der Zustand der Flüssigkeit, nachdem der Körper sie passiert hat, ein andrer sein als vorher, denn an dem Körper wird nichts geändert, es wird aber Arbeit geleistet, diese muß sich also in der Flüssigkeit wiederfinden. Das galt es also zu beobachten.

Fahren wir auf einem Dampfer ziemlich rasch durch ruhiges Wasser, so sehen wir in genügender Entfernung vor dem Bug die ruhige, ungestörte Wasseroberfläche. Hinter dem Schiff ist das Wasser jedoch in lebhafter Bewegung.

Digitized by Google

Man sieht vom Heck sich Wellenzüge ausbreiten, die dem Schiffe folgen. Bei genauerem Hinblicken gewahrt man, daß hinter dem Schiff das Wasser außerdem in wirbelnde Bewegung versetzt wird, eine Erscheinung, die als Kielwasser bezeichnet wird. Das vorher ruhige Wasser ist durch das Passieren des Schiffes in Bewegung versetzt: Die Arbeit, die zur Fortbewegung geleistet werden mußte, finden wir also in der kinetischen Energie der Wellen an der Wasseroberfläche und in derjenigen der Wirbel im Kielwasser wieder. Diese Erkenntnis weist nun auch den Weg, wie man zu einer Verminderung der Kraft gelangen kann, die zur Fortbewegung vonnöten ist: Offenbar wird Wellen- und Wirbelbildung ganz wesentlich von der Form des Schiffskörpers abhängen, und diese gilt es so zu wählen, daß möglichst kleine Wellen und Wirbel hinter dem Schiff im Wasser zurückbleiben. Dies Prinzip hat in gleicher Weise für den Luftschiffbau wie für Wasserfahrzeuge Geltung. Beim Ballon (und übrigens auch beim Unterseeboot) liegen die Verhältnisse insofern einfacher als beim Schiff, da die Wellenbildung hier fortfällt. Wellen treten nur an der Grenzfläche zweier Medien verschiedener Dichte auf, wie es ja an der Wasseroberfläche der Fall ist. Muß man also bei der Schiffsform auch auf eine möglichst geringe Wellenbildung achten (wozu zum Beispiel ein scharfer Bug des Schiffes günstig ist), so hat man beim Ballon nur darauf zu sehen, die Wirbelbildung hinter demselben möglichst zu verringern. Ist beim Schiff die Form des Buges ausschlaggebend für die Wellenbildung, so wird beim Ballon gerade das hintere Ende maßgebend sein für die mehr oder weniger starke Wirbelbildung in dem Kielwasser (eigentlich „Kielluft"), und so findet der paradoxe Satz seine Erklärung, daß das Heck des Luftschiffes seinen Widerstand bestimmt. Es leuchtet auch ein, daß die nach hinten sich verjüngende Form der modernen Luftschiffe günstig ist. Je ruhiger die Luft den Ballon umströmt, je glatter sie um ihn herum und hinten abfließen kann, um so weniger Unruhe wird man im „Kielwasser" zu erwarten haben, um so weniger Energie wird an die Luft abgegeben, um so geringer braucht die Kraft des Motors zu sein.

Ist die heutige Wissenschaft auch noch weit entfernt von einer rechnerischen Behandlung des Problems der Ballonform mit möglichst geringem Widerstand, so hat die qualitative Erkenntnis der Gesetze des Widerstandes doch die Möglichkeit einer konsequenten experimentellen Untersuchung der Frage gegeben, die in der Praxis auch reiche Früchte getragen hat.

Denn auch für die Weiterentwicklung der Lenkballons stehen die oben berührten Fragen nach Verminderung des Widerstandes und des Motorgewichtes im Vordergrunde des Interesses, da sie ausschlaggebend sind für die Erzielung einer möglichst hohen Geschwindigkeit.

Durch diese wird aber der Wert eines Luftschiffes in erster Linie bestimmt.

Ganz ähnlich liegen übrigens die Verhältnisse auch bei der Konstruktion der Aeroplane. Auch hier gab der leichte Explosionsmotor den Anstoß zu der staunenerregenden Entwicklung der Flugzeuge, nachdem in der Frage nach der Verminderung des Widerstandes Lilienthal durch Einführung gekrümmter Trag-

Digitized by Google

flächen den entscheidenden Schritt getan hatte. Beim Flugzeug bietet sich jedoch in dem Problem der Stabilisierung dem Theoretiker wie dem Praktiker eine schwer zu lösende Aufgabe.

Während diese beim Lenkballon leicht zu erledigen war, steht sie hier noch im Vordergrunde des Interesses, wohingegen eine Erhöhung der Geschwindigkeit beim Aeroplan keine prinzipielle Schwierigkeit bedeutet. Nun kann man allerdings annehmen, und theoretische Ueberlegungen bestätigen es, daß mit steigender Geschwindigkeit eines Flugzeugs auch seine Stabilität wächst und daß man auf diesem Wege zu befriedigender Stabilität gelangen kann.

Die Schwierigkeit verschiebt sich dann aber dahin, die Landung und den Ablauf eines Aeroplans, der über eine solche „stabile" Geschwindigkeit verfügt, gefahrlos zu ermöglichen.

Doch unterliegt es keinem Zweifel, daß auch diese Frage ihre Lösung finden wird.

Berichte aus allen Wissenschaften

Völkerrecht

Aufgaben der Völkerrechtswissenschaft

Durch die Haager Völkerrechtskonferenzen der Jahre 1899 und 1907 ist die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf eine Rechtsdisziplin gelenkt worden, die früher in Deutschland vielfach als „unjuristisch" ganz beiseite geschoben oder doch arg stiefmütterlich behandelt wurde. Seitdem hat sich in immer steigendem Maße das Interesse namentlich jüngerer Juristen der Völkerrechtswissenschaft zugewandt. 1910 konnte Professor Franz v. Liszt in der Vorbemerkung zur sechsten Auflage seines bekannten Völkerrechtslehrbuchs die Tatsache feststellen, daß mehr und mehr völkerrechtliche Probleme in Doktordissertationen behandelt werden. Und mit Recht schrieb er: „Diese Tatsache ist vom politischen Standpunkte aus nicht minder erfreulich als vom wissenschaftlichen. Das Deutsche Reich ist heute kein Kontinentalstaat mehr, sondern ein Weltstaat. Will es diese durch den Entwicklungsgang ihm vorgezeichnete Machtstellung behaupten und befestigen, dann muß auch das deutsche Volk mit gereiftem Verständnis und voraussehendem Blick der Entwicklung der Beziehungen folgen, die heute mehr denn je Völkerrecht und Staatenpolitik miteinander verknüpfen. Für unsre akademische Jugend eröffnet sich hier ein überreiches Feld wissenschaftlicher Betätigung und politischer Erkenntnis."

Mit besonderem Eifer hat man sich der Behandlung der schiedsgerichtlichen und kriegsrechtlichen Probleme gewidmet, die Gegenstand der Beratungen im Haag gewesen sind. So dankenswert mehrere Einzelleistungen gerade über die Materien erscheinen, welche durch die Haager Völkerrechtskonferenzen in den Vordergrund geschoben worden sind: es bleibt noch unendlich viel zu tun. Noch immer ist die Zahl der Völkerrechtsautoren eine viel zu geringe. Die deutsche Wissenschaft darf hier nicht in ihrer bisherigen Zurückhaltung bleiben. Unsre deutschen Universitäten müssen in der Pflege des Völkerrechts miteinander wetteifern. Die Völkerrechtswissenschaft sollte in den juristischen Fakultäten durch eigne Professuren, und nicht nur in einer, sondern in mehreren Vorlesungen und Uebungen vertreten sein.

Die große Bedeutung der Pflege der internationalen Beziehungen und ihrer recht-

Digitized by Google

lichen Ordnung für unser ganzes politisches Leben liegt auf der Hand. Daher muß die Pflege des Völkerrechts an den deutschen Universitäten viel eifriger betrieben werden als bisher. Ihr würde auch die Gründung einer deutschen Akademie für den Auslanddienst zugute kommen, die unsern angehenden Diplomaten und Konsuln neben anderm eine gründliche Kenntnis des geltenden internationalen Rechts zu vermitteln hätte.

Was die Ziele und die Methode der Völkerrechtswissenschaft angeht, so können sie keine andern sein als die allgemeinen der Rechtswissenschaft überhaupt.

Es ist eine unabweisbare Forderung, daß die juristisch-konstruktive Bearbeitung in allen Rechtsdisziplinen zu Ehren gebracht werde. Auch in der Völkerrechtswissenschaft besteht die Aufgabe der Dogmatik, dieser wesentlichen Seite aller Rechtswissenschaft, in der Zurückführung der einzelnen Rechtssätze auf allgemeinere Begriffe und der Ableitung der aus diesen Begriffen sich ergebenden Folgerungen. Dabei ist wie in allen Rechtsdisziplinen so auch in der Völkerrechtswissenschaft auszugehen von dem einzelnen Staat und seinem Recht. Unter internationalem Recht verstehe ich den Inbegriff aller geltenden Rechtssätze, durch welche Tatbestände geregelt werden, in denen irgendein Moment zwischenstaatlich ist, d. h. von einem Staat in einen andern hinübergreift. An einen solchen Tatbestand kann jeder einzelne Staat verschiedene Rechtsfolgen knüpfen, je nachdem der Tatbestand eine Beziehung zwischen ihm und dem fremden Staat A oder dem fremden Staat B enthält. Das deutsche internationale Recht ist also die Summe aller derartige Tatbestände regelnden Rechtssätze, welche das Deutsche Reich als für sich verbindlich anerkennt. Sie sind Recht, weil und solange unser Staat sich an sie bindet. Nur für jeden einzelnen Staat läßt sich ein Satz des positiven internationalen Rechts nachweisen. Es ist unerläßlich, daß die Wissenschaft des internationalen Rechts anknüpft an einen konkreten Staat und von ihm aus die zwischenstaatlichen Beziehungen beurteilt. Jeder Internationalrechtssatz des einzelnen Staates ist in erster Linie im Zusammenhang seiner gesamten Rechtsordnung zu betrachten, welche die Selbsterhaltung des Staates als ihren obersten Zweck verfolgt. Das allgemeine internationale Recht bilden für jeden einzelnen Staat diejenigen Rechtssätze, an die er sich bindet, gleichviel, welchem von den andern Staaten „das Auswärtige" angehört, worauf der diesen Rechtssätzen zugrunde liegende Tatbestand Beziehung hat. Allgemeines deutsches internationales Recht sind demnach diejenigen Rechtssätze, welche das Deutsche Reich für die zwischenstaatlichen Tatbestände, ohne Unterschied, welcher fremde Staat dabei mit in Frage steht, anerkennt. Diese Sätze des allgemeinen deutschen internationalen Rechts sind entweder die vom Deutschen Reich generell einseitig gesetzten oder die von ihm mit allen Staaten vereinbarten Rechtsregeln.

Man kann jedoch auch in einem andern Sinne von allgemeinem deutschen internationalen Recht sprechen. Man kann damit nicht nur das durch einheitlichen deutschen Rechtssetzungsakt erzeugte Recht bezeichnen, sondern darunter auch die übereinstimmend im deutschen internationalen Recht sich wiederfindenden Züge verstehen; man denke an Sätze, die sich aus sämtlichen vom Deutschen Reiche mit andern Staaten abgeschlossenen Verträgen herausdestillieren lassen.

Ist in dieser Weise für jeden einzelnen Staat sein allgemeines internationales Recht ermittelt, so läßt sich durch Rechtsvergleichung das Völkerrecht feststellen, d. h. der Komplex der Sätze, nach denen in allen Staaten die Tatbestände normiert sind, die etwas „Auswärtiges" enthalten. Damit ist aber noch kein Weltrecht gewonnen. Die auf wissenschaftlichem Wege ermittelte, noch so weit reichende Rechtsübereinstimmung ist keine überstaatliche Rechtsordnung. Das Völkerrecht ist vielmehr ein wissenschaftliches System wie etwa die Disziplin des deutschen Privatrechts, soweit diese kein unmittelbar anwendbares Recht lehrt. Es ist Recht nur aus dem Grunde, weil seine einzelnen Sätze in den einzelnen Staaten kraft des souveränen Willens dieser einzelnen Staaten gelten. Der Bestand völkerrechtlicher Sätze ist verhältnismäßig gering, vergrößert sich aber unverkennbar von Jahr zu Jahr.

Digitized by Google

Die einzig zuverlässige Methode, für eine bestimmte Materie das Völkerrecht darzustellen, ist nach alledem die folgende. Zunächst ist das Detail der Rechtssätze eines jeden einzelnen Staates über die Materie festzustellen und das allgemeine internationale Recht dieses Staates herauszuschälen; diese Arbeit haben für das deutsche Recht naturgemäß in erster Linie die deutschen Völkerrechtsautoren zu leisten. Dann ergibt sich durch Vergleichung der allgemeinen internationalen Rechte der einzelnen Staaten das für die Materie in Betracht kommende Völkerrecht. Diese Methode ist, wenn man will, eine bedächtige, umständliche, in langen Jahrzehnten nicht vollkommen durchführbare, aber sie hat unleugbar den großen Vorzug der Zuverlässigkeit. Sie verzichtet vorerst auf endgültige Ergebnisse für das Völkerrecht und sucht des Stoffes Herr zu werden durch weitgehendste Arbeitsteilung. Dem schönen Ziele, einem zuverlässigen großen System, kann unsre Methode nur langsam näherkommen. Und doch möchte so mancher schon jetzt das Ganze erfassen. Obwohl er nur wenige Züge erkennt, vervollständigt er das Wenige mit rascher Hand zu einem großen einheitlichen Bilde. Unverkennbar hat auch die einzelne Erscheinung schnell verallgemeinernde Methode, die mit kühnem Griff nach dem Ganzen faßt, ihr Gutes; auch sie ist unentbehrlich. Aber nicht jedem sind zu solch hohem Flug die Flügel gewachsen. Mancher, der nichts weiter hat als ein paar humane Gedanken und viel Lust zu fabulieren, wähnt ihn wagen zu dürfen. Beide Methoden müssen zusammenwirken, einander berichtigen und befruchten. Aber jede dieser Methoden hat ihre Zeit. Mir scheint in der Völkerrechtswissenschaft die bedächtigere heute den Vorzug zu verdienen; jedenfalls muß sie mehr als bisher zu Ehren gebracht werden. Die Losung wird für lange Zeit sein müssen: Zurück zu Georg Friedrich v. Martens, der schon vor mehr als 120 Jahren in der Hauptsache die von mir vertretene Auffassung von der Aufgabe der Völkerrechtswissenschaft in programmatischer Kürze entwickelt hat.[1])

Meine Verweisung auf Georg Friedrich v. Martens' rein positivistische Methode bezeichnet der Marburger Professor Dr. Walther Schücking in seinem Buche „Der Staatenverband der Haager Konferenzen" (1912) als einen „Rückschlag". Er schreibt: „Es ist schmerzlich, wenn gerade ein so junger, fleißiger und gründlicher Autor wieder an dem alten Strang zieht" (S. 6). „Wer dem Völkerrechtsjuristen von heute einen bedächtigen Positivismus empfiehlt, der hat die Aufgaben nicht begriffen, die gerade unsre Zeit der Völkerrechtswissenschaft setzt" (S. 7). „Die Entwicklung ist eben heute eine so schleunige, daß die Delegierten der Haager Konferenz selbst nach ihren eignen Worten immer wieder von ihr überrascht werden" (S. 8). „Die wichtigste Aufgabe für uns Völkerrechtsjuristen ist aber die, an dieser Entwicklung mitzuarbeiten" (S. 8). „Und diese Aufgabe der indirekten Mitarbeit an der völkerrechtlichen Gesetzgebung ist doch auch unendlich reizvoll. Von jeher ist das Problem des werdenden Rechtes für den Juristen viel interessanter gewesen wie die Dogmatik des gewordenen Rechtes. Freilich gehört zur Mitarbeit am werdenden Recht in besonderem Maße Weltanschauung, und zwar eine fortschrittliche Weltanschauung. Gerade die aber fehlt dem nationalen Deutschen von heute" (S. 9).

Es liegt mir fern, mit Schücking in eine Diskussion über das einzutreten, was er „fortschrittliche Weltanschauung" nennt. Wenn ich auf den Schückingschen Angriff antworte, so geschieht dies nur aus dem Grunde, um der Entstehung eines Irrtums vorzubeugen. Nach seinen polemischen Bemerkungen gegen mich könnte es scheinen, als ob ich ausschließlich und allein einen bedächtigen Positivismus empfohlen und nicht auch die Notwendigkeit der Mitarbeit an der Fortbildung des internationalen Rechts betont habe. Mein Buch „Deutsche Prisengerichtsbarkeit" ist vielmehr fast ganz dem Recht, das werden soll, gewidmet. Und ich habe wiederholt auf die Berechtigung und die Notwendigkeit rechtspolitischer Betrachtung hingewiesen: „Es wäre verfehlt, wollte man die Aufgabe der Rechtswissenschaft als nur auf die

[1]) Pohl, Deutsche Prisengerichtsbarkeit. Ihre Reform durch das Haager Abkommen vom 18. Oktober 1907. Tübingen 1911. S. 4 ff.

Digitized by Google

Vermittlung der Kenntnis und Erkenntnis des geltenden Rechts beschränkt bezeichnen. Sie soll den heutigen Rechtszustand zu erfassen suchen im Zusammenhang der gesamten Rechtsentwicklung. Aus dem Gestern und Heute soll sie das Rüstzeug für das Morgen bereiten helfen. Aber sie muß ihre Kritik und ihre Verbesserungsvorschläge als das dahinstellen, was sie sind." — „In einer internationalrechtlichen Untersuchung wird neben der rein juristischen Methode eine politische Betrachtung der behandelten Materie nicht absolut ausgeschlossen sein müssen. Nur darf beides nicht durcheinandergewürfelt, die Grenze zwischen Recht und Politik nicht verwischt werden. Der politischen Betrachtungsweise wird insbesondere überall da die Berechtigung nicht abgesprochen werden dürfen, wo ein Rechtsinstitut im Werden ist, wo um Reformen gekämpft wird. Alle Gesetzgebungsarbeit ist Politik. Warum soll der Jurist hier schweigen? Allerdings muß er den sicheren Boden des positiven Rechts verlassen; hier ist das Reich des subjektiven Dafürhaltens, wo die ganze Lebensanschauung, insbesondere die Stellung zu den Grundfragen von Staat und Recht, seinen Ausführungen ein stark persönliches Gepräge gibt. Vor allem wirken naturgemäß die einzelstaatlichen materiellen Interessen, die im internationalen Leben der mächtigste Regulator aller Rechtsbildung sind, stark ein auf die Stellungnahme der verschiedenen Autoren zur Reform, je nachdem sie diese Interessen erfassen und werten."

Nach meiner Ueberzeugung ist die gründliche Durcharbeitung des vorhandenen Rechtsstoffes eine notwendige Voraussetzung jeder gedeihlichen rechtspolitischen Erörterung und jedes Reformwerkes. Bevor der erste Hammerschlag geschieht, muß der Grundriß scharf gezeichnet, muß bis zum obersten Giebel alles wohl bedacht, berechnet und ausgemessen sein. Wo es sich um Reformierung des geltenden Rechtes handelt, da darf jene Berechnung den bestehenden Rechtszustand nicht nur nicht außer acht lassen, sondern sie muß ihn als einen sehr wesentlichen Faktor in Betracht ziehen. Wer das Ziel erreichen will, muß über den Ausgangspunkt völlig im klaren sein. Ueber die Notwendigkeit einer Reform und die Zweckmäßigkeit des zu ihrer Verwirklichung in Aussicht genommenen Mittels läßt sich nur in der Weise ein sicheres Urteil gewinnen, daß der bisherige Rechtszustand vollständig und klar erfaßt, das Funktionieren der bestehenden Rechtsordnung untersucht und so die Erkenntnis etwaiger Unzweckmäßigkeit und Reformbedürftigkeit ermöglicht wird. Wer sich den rechtspolitischen Aufgaben der lex ferenda zuwendet, läuft Gefahr, sich zu verirren, wenn er nicht auch dem von Schücking für die heutige Zeit verworfenen „bedächtigen Positivismus" huldigt. —

Die Meinungsverschiedenheit über die gegenwärtig empfehlenswerteste Methode bei der Behandlung völkerrechtlicher Fragen und Probleme erscheint mir nicht so bedeutsam, daß dadurch die wissenschaftliche Bearbeitung des gewaltigen Rechtsstoffs irgendwie gehemmt und geschädigt werden dürfte. Auch über das Wesen des Völkerrechts mag der einzelne denken wie er will, er mag auf das Dogma von der internationalen Gemeinschaft als Rechtsquelle eingeschworen sein, er mag zu den „Leugnern des Völkerrechts" gezählt werden, weil er jenes Dogma ablehnt: wenn nur jeder seinem juristischen Gewissen folgt und von seinem Standpunkt aus ernstlich zum Fortschritt der Völkerrechtswissenschaft beizutragen bemüht ist. Durch gegenseitige Verketzerung ist ihr nicht gedient. Nur gründliche und ruhige wissenschaftliche Leistungen fördern unsre Disziplin und damit zugleich die Erreichung des großen Zieles: des Ausbaues der internationalen Rechtsbeziehungen und der Festigung des Weltfriedens.

Professor Dr. jur. Heinrich Pohl (Greifswald).

Digitized by Google

Literarische Berichte

Hausbuch deutscher Kunst. Von Eduard Engels. Neue Ausgabe, besorgt von Gustav Keyßner. Vornehm gebunden M. 10.—. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Als ein Familienbuch im schönster Sinne des Wortes hat sich Eduard Engels' Hausbuch erwiesen, seit es vor mehr als sechs Jahren zum erstenmal in die Oeffentlichkeit trat. Eine neue Ausgabe durfte an dem Grundcharakter des vornehm-volkstümlichen Werkes, an dem Hauptbestand der in ihm vereinigten Bilder — nahezu 400 an der Zahl — nichts ändern; aber mancherlei in Auswahl und Zusammenstellung der Bilder erschien doch einer Aenderung bedürftig; so hat die neue Ausgabe vor allem aus den Schätzen altdeutscher Kunst und aus dem uns heute wieder so liebgewordenen Schaffen der Künstler der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts viel Schönes und Liebenswertes herbeigeholt, auch bei der Anordnung der Bilder für ein möglichst harmonisches Zusammenstimmen gesorgt. — Neben den beim gleichen Verlag erscheinenden „Klassikern der Kunst in Gesamtausgaben" steht Engels' Hausbuch als eine Anthologie der deutschen Kunst, bestimmt, die unbefangene Freude an guten Kunstwerken wecken, den Laien zu liebevollem Betrachten und verständnisvollem Genießen echter Kunst erziehen zu helfen. —y—

Alexander Kochs Handbuch neuzeitlicher Wohnungskultur. Band Herrenzimmer. Verlag Alexander Koch, Darmstadt. Preis gebunden M. 10.—, in Geschenkband M. 12.—.

Die verdienstvolle Arbeit des Herausgebers und Verlegers, durch sein Handbuch den künstlerischen Geschmack des Publikums auch in bezug auf die Wohnungsausstattung zu läutern, erfährt nach dem vortrefflichen Band über Schlafzimmer in diesem dem Herrenzimmer gewidmeten Band eine würdige Fortsetzung. Je länger je mehr spielt das Herrenzimmer heutzutage im Organismus der modernen Wohnung eine hervorragende Rolle, und allen denen, die die Bedeutung erkannt haben, welche gerade diesem Raume innewohnt, dürfte darum die imponierende Fülle des Materials manch wertvollen Fingerzeig geben, die hier als Ganzes sich darbietet. Wundervolle Einzelstücke und noch mehr mustergültige Raumorganisationen nach Entwürfen hervorragender Kunstgewerbler, Architekten und Raumkunstspezialisten sind hier in unzähligen Abbildungen zur Freude, zum ästhetischen Genuß und — zur Nachahmung für den Beschauer zusammengetragen und wirken geradezu verlockend auch auf den, dem der Götter Gunst es nicht beschied, sich solch behaglich-idyllisches Eigenheim schaffen zu können. Immerhin dürfte der immense erzieherische Wert, der in dieser Publikation steckt, sich sowohl in Fach- wie in unsern guten Bürgerkreisen bald in weitestem Umfang bemerkbar machen und recht viel zur völligen Ausrottung der vielfach noch anzutreffenden altväterischen Anschauungen in bezug auf die Gestaltung auch des Herrenzimmers, der Domäne des Hausherrn, beitragen. —z.—

W. v. Humboldts Sonettdichtung. Von Albert Leitzmann. Bonn, A. Markus und E. Weber.

A. Leitzmann, der im Auftrag der preußischen Akademie der Wissenschaften W. v. Humboldts Werke herausgibt, hat in vorliegender Schrift Humboldts Sonette kritisch untersucht. Deren poetischer Wert ist an und für sich gering, aber für die Erkenntnis der Denk- und Empfindungsweise Humboldts sind sie sehr wichtig. Das zeigt uns L. mit großem Scharfsinn und großer Gelehrsamkeit. Seine Schrift, zumal auch die darin abgedruckten, noch nicht sicher gedeuteten Sonette seien den Fachgenossen aufs angelegentlichste empfohlen. E. M.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED
LOAN DEPT.
This book is due on the last date stamped below, or
on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

ICLF (N)

JUN 22 1978

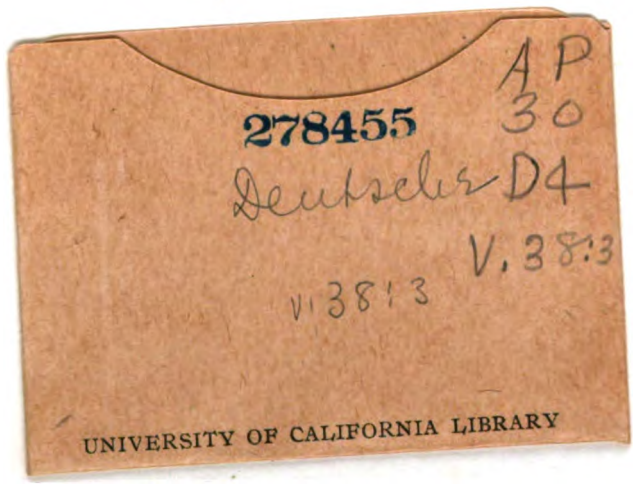
REC. CIR. JAN 6 '78

LD 21A-60m-10,'65
(F7763s10)476B

General Library
University of California
Berkeley

Digitized by Google

YD 07261


278455
AP
30
Deutsches D4
V.38:3
V.38:3
UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

Digitized by Google